Zeitschrift des

Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 62

Jahrgang 1931

★

Universitäts-Bibliothek
Inns-Bruck

Nach einem Gemälde von Otto Barth — Im Besitze des Alpinen Museums, München

Das Brockengespenst

10901

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 62

Jahrgang 1931

(M. 8 Ifen.)

Innsbruck 1931

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München
Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

25/2.1932. Vereine (Bd. 62)

(gb.)

Buch- und Kunstdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG., München
Papier der München-Dachauer Papierfabrik AG., München

Inhaltsverzeichnis

Text:

Seite

1. Josef Soyka, Baden bei Wien: Der Alpenmaler Otto Barth 1
2. Dr. E. Reichel, Berlin: Die Niederschlagsverteilung in den Alpen 21
3. Univ.-Professor Dr. Otto Steinböck, Innsbruck: Die Tierwelt des Ewigschneegebietes 29
4. G. O. Dyhrenfurth, Zürich, Hermann Hoerlin, Schwäb.-Hall, Erwin Schneider, Hall i. T., Ulrich Wieland, Ulm a. D.: Unsere Himalaja-Expedition 1930 47
5. Willy Merkl, München, Fritz Bechtold, Trostberg, und Walter Rächl, München: Deutsche Kaukasus-Kundfahrt 1929 88
6. Ing. Eugen J. Ritter, Dessau: Erdjias Dag. Der „Mons Argäus" der Alten über der anatolischen Wüstensteppe 124
7. Dr. Erich Schmidt, Breslau: Die Sierra Nevada 150
8. Dr. Georg Heinsheimer, Dr. Egon Hofmann und Prof. Dr. Heinrich Schatz, Innsbruck: Eine Bergfahrt in das nordalbanische Gebirge (1930) 158
9. Kaspar Wieder, Salzburg: Die Manndlwand an der Übergossenen Alm . . . 179
10. Dr. C. Keller, Köln: Auf Komperdell 212
11. A. Riepenhausen und Dr. Hermann Lechner, Hall i. T.: Die Tarntaler oder Lizumer Berge 227
12. Hermann Wopfner, Innsbruck: Eine siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten 246
13. Rudolf Kauschka, Reichenberg: Bergfahrten im Gebiete der Neuen Reichenberger Hütte 277
14. Fridolin Kordon, Graz: Die Hafnergruppe im Osten der Hohen Tauern als Fahrtenbereich der Kattowitzer Hütte 305
15. Dr. Georg Franz Bergmann, München, und Siegfried Amanshauser, St. Johann i. P.: Das Schigebiet von St. Johann im Pongau und Großarl . . . 314
16. Ing. Otto Langl, Wien: Aus den Sextener Dolomiten 339
17. Dr.-Ing. Willi Welzenbach, München: Die Fieschorwand 347
18. Prof. Otto Stolz, Innsbruck: Primär. Geschichtliche Bemerkungen zur Palakarte 361

Bilder in Vierfarbdruck:

1. Brockengespenst. Nach einem Gemälde von Otto Barth . . . . . Titelbild
2. Kirchgang in Nauris. Nach einem Gemälde von Otto Barth 4

Bilder in Kupferdruck:

1. Simvu und Sugarloaf beim Übergang Lhonak-Zemu. Lichtbild von Ulrich Wieland, Ulm 58
2. Lichtengen, Koschtantau, Dychtau und Bezingiefswand vom Kulaktau. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 98

Seite

3. Erdjias Dag gesehen von der Seldschukenburg in Kaisserie. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau 134
4. Alhambra und Sierra Nevada. Lichtbild von Kurt Hielscher, Berlin 149
5. Junsjoch-Kalkwand (Reuterturm) vom Plüderling. Lichtbild von A. Riepenhausen, Hall i. T. 236
6. Frauenkogel, 2424 *m*, und Gamskarlspitze, 2413 *m*, vom Fulseck, 2029 *m*. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann i. P. 324

Bilder in Kunstdruck:

1. Morgengebet der Bergführer auf dem Großglockner. Nach einem Gemälde von Otto Barth 9
2. Fronleichnamsprozession. Nach einem Gemälde von Otto Barth 9
3. Verlassene Alm. Nach einem Gemälde von Otto Barth 19
4. Nebelmeer. Nach einem Gemälde von Otto Barth 20
5. „Vorberge" des Jannu. Teleaufnahme zwischen Tseram und Khunza. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 53
6. Schneefahnen am Westgrat des Wedge Peak. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 54
7. Abmarsch zum ersten Angriff auf den Kangchendzönga. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 54
8. Kangchendzönga von Nordwesten. Lichtbild von M. Kurz 63
9. Tent Peak. Lichtbild von M. Kurz 63
10. Hochlager 1 der Kangchendzönga-Nordroute gegen den Croß Peak. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 64
11. Ramtang Peak vom Kangchendzönga-Nordwestgrat. Lichtbild von A. Wieland, Ulm 73
12. Rückblick auf den Kangchendzönga am Jongsong La-Lager 2. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 73
13. Hochlager 1 am Jongsong Peak. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 74
14. Blick vom Hochlager 2 am Jongsong Peak gegen Westen. Lichtbild von A. Wieland, Ulm 83
15. Kangchendzönga und Simvu von Singbik. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall . 83
16. Kangchendzönga vom Gipfel des Jongsong Peak. Lichtbild von H. Hoerlin, Schwäb.-Hall 84
17. Tetnuld vom Gipfel des Kulaktau. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 93
18. Der Uschba, 4702 *m*, vom Betschotal. Lichtbild von Ernst Platz, München 94
19. Das Dorf Schkti-Bezingi. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 94
20. Dschanga, 5051 *m*, vom Dychny-ausch-Paß, 3877 *m*. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 103
21. Skala Bodorku, 4182 *m*, vom Zeltlager am Serigletscher. Lichtbild von Willy Merkl, München 103
22. Die Swetgargruppe vom Aufstieg zum Nawirianitau. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 104
23. Schchara, 5184 *m*, vom Gipfel des Koschtantau, 5145 *m*. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 113
24. Der Kulaktau, 4062 *m*, vom Kulakgletscher. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg . 114
25. Der Tottau vom oberen Becken des Lekspygletschers. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 114
26. Der Donguforum, 4468 *m*, vom Asau-Gletscher (Elbrusmassiv). Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg 119
27. Der Tetnuld vom Aufstieg zum Baschilpaß, 3450 *m*. Lichtbild von Willy Merkl, München 119
28. Kulak-Tau, 4062 *m*, vom Kulakgletscher. Lichtbild von Fritz Bechtold, Trostberg . . 120
29. Steppenfriedhof am Nordfuß des Erdjias Dag. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau . 125

Seite

30. Blick aus einer Mönchshöhle auf die gegenüberliegende Talwand. Lichtbild von H. Bauer 126
31. Tuffsteinfelsen mit aufgelagerten Lavablöcken. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau . 126
32. Das Innere einer unterirdischen Höhlenkirche. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau . 126
33. Ausblick auf das Hauptmassiv des Erdjias Dag. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau 143
34. Ausblick von den Nordhängen des Erdjias Dag auf das anatolische Hochland. Lichtbild von E. J. Ritter, Dessau 144
35. Barranco des Rio Guarnón mit Corral del Veleta. Lichtbild von Dr. E. Schmidt, Breslau 153
36. Busquistar in den Alpujarras. Lichtbild von Dr. E. Schmidt, Breslau 153
37. Trevenque, 2350 *m*. Lichtbild von Dr. E. Schmidt, Breslau 154
38. Barranco des Genil, im Hintergrund Veleta, 3470 *m*. Lichtbild von Dr. E. Schmidt, Breslau 154
39. Blick vom Shtegu i Dhenvet gegen Bogë. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz . . . 163
40. Mali i Shtogut. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz 163
41. Blick vom Shtegu i Dhenvet gegen Thethi (Osten). Lichtbild von Dr. H. Schatz, Innsbruck 164
42. Aus dem Jezerakar. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz 173
43. Shalabach — Westliches Quelltal. Lichtbild von Dr. G. Heinsheimer, Innsbruck . . 173
44. Radohinës. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz 174
45. Qafa e Pejës gegen Norden. Lichtbild von Dr. E. Hofmann, Linz 174
46. Osthälfte der Manndlwand von Norden. Lichtbild von Dr. Fritz Benesch, Wien . . 191
47. Blick vom Ridingkar auf den Großen Bratschenkopf, 2852 *m*, mit der Wetterwand. Lichtbild von E. R. Wiatschka, Wien 192
48. Manndlwand von Südosten. Lichtbild von L. Monopol, Kunst- und Verlagsanstalt, Innsbruck 192
49. Manndlwand. Blick vom Großen Schneeklammkopf auf die Gipfelkronen des Melkerlochkopfes usw. Lichtbild von Peter Radacher, Arthurhaus 201
50. Manndlwand von Süden. Lichtbild von E. R. Wiatschka, Wien 201
51. Großer Sattelkopf von Westen. Lichtbild von Karl Kitzler, Salzburg 202
52. Manndlwand von Süden. Lichtbild von E. R. Wiatschka, Wien 202
53. Das Lausbachtal mit der Furglergruppe als Talschluß. Lichtbild von E. Keller, Köln 215
54. Die Glockturmkette vom Gscheid aus. Lichtbild von E. Keller, Köln 215
55. Der Furglersee mit dem Kaunergrat im Hintergrund. Lichtbild von Otto Steiner, Schruns 216
56. Die Masneralp vom Arrezjoch aus. Lichtbild von P. Schlöffer, Köln 221
57. Das Gscheid. Lichtbild von E. Keller, Köln 222
58. Der Furgler von den Glockhäusern aus. Lichtbild von E. Keller, Köln 222
59. Blick vom Hilpold auf die Lizumer Berge. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. . 231
60. Auf der Lannalpe: Blick gegen Lizum. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. . . 231
61. Blick vom Hilpold auf die Tarntaler Gruppe und den Lizumer Talboden. Lichtbild von A. Riepenhausen, Hall i. T. 232
62. Lizumalpe und Lizumer Hütte. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. 232
63. Am Kleinen Reckner: Blick übers Schmirntal gegen den Brenner. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. 241
64. Tarntaler Berge im Winter. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. 241
65. Am Lizumer Schrofen. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. 242
66. Blick vom Großen Tarntaler Kopf auf die Tarntaler Sonnenspitze und die Tarntaler Köpfe. Lichtbild von Dr. H. Lechner, Hall i. T. 242
67. Winkltal. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 251
68. Außervillgraten. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 251
69. Oarl. Lichtbild von Dr. Ferdinand Bachmann, Schwaz 252

Seite

70. Radlpfluig. Lichtbild von Dr. Ferdinand Bachmann, Schwaz 252
71. Mittelalterlicher Pflug. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 261
72. Boarpfluig. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 261
73. Rauchegge-, Wurzer-, Gastigkafer. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 262
74. Ainattal mit Talhof. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 262
75. Högge- und Gliefekafer. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 271
76. Stiege der Högekafer. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck. 271
77. Oberhof. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 271
78. Ainattal und Talhof. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 271
79. Innervillgraten. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 272
80. Herpfen in Kals. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 272
81. Einblick ins Kalksteintal. Lichtbild von Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck 272
82. Panargenkamm von der Finsterkarscharte. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 281
83. Das Alpleskar gegen die Rieserferner. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 282
84. Daberspitze und Rötspitze vom Großschober. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 282
85. Das Keeseck von den Senten-Böden. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg . 291
86. Totenkarspitze: Westgipfel, 3133 *m*, vom Ostgipfel. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 291
87. Die Alplesspitze von der Ostschulter des Keesecks. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 292
88. Die Daberschlucht gegen die Mußwand. Lichtbild von Rudolf Kauschka, Reichenberg 292
89. Gipfel des Großen Hafners von Osten. Lichtbild von Ing. Mauritius Mayr, Klagenfurt 309
90. Kattowitzer Hütte gegen Hochalmspitze. Lichtbild von Ing. Mauritius Mayr, Klagenfurt 309
91. Oberer Rotgüldensee mit Petered und Wastelkarscharte. Lichtbild von Dr. Richard David, Gablonz 310
92. Großer Hafner mit Nordwand und Nordwestgrat von der Wastelkarscharte. Lichtbild von Dr. Richard David, Gablonz 310
93. Am verschneiten Tappenkarsee, Blick gegen Glingspitze, 2431 *m*. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann 319
94. Schihütte am Gern, 1782 *m*, gegen Hochkönig. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann 320
95. Blick vom Benkkogel, 2004 *m*, nach Westen. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann 329
96. Blick von Loosbühl gegen Filzmooshörndl, 2182 *m*. Lichtbild des Skivereins Großarl 330
97. Filzmooshörndl, 2182 *m*, und Spielkogel, 2198 *m*, vom Jagdhaus im Buchbachkar. Lichtbild des Skivereins Großarl 330
98. Blick vom Frauenkogel, 2434 *m*, gegen Throned, 2214 *m*. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann 335
99. Blick von der Glingspitze, 2431 *m*, gegen Murtörl, 2263 *m*. Lichtbild von Siegfried Amanshauser, St. Johann 336
100. Blick gegen Hochbrunnerschneide und Hängegletscher von der Scharte der Punta Rivetti gesehen. Lichtbild von Ing. Otto Langl, Wien 341
101. Rückblick vom Hängegletscher gegen Sextener Rotwand und Punta Rivetti. Lichtbild von Ing. Otto Langl, Wien 341
102. Cima Bagni von Nordwesten (Arzalpe) gesehen. Lichtbild von Ing. Otto Langl, Wien 342
103. Zsigmondygrat, darunter Schustercouloir und Hängegletscher von Nordosten (Arzalpe) gesehen. Lichtbild von Ing. Otto Langl, Wien 342
104. Die Fiescherwand. Lichtbild der Eidgenössischen Landestopographie, Bern . 351

Seite

105. Die Fleischerwand: Blick aus halber Wandhöhe gegen die Rippe 1. Lichtbild von Dr.-Ing. Willi Welzenbach, München 352
106. Die Fleischerwand: Querung der Eishänge zwischen Rippe 4 und Rippe 5. Lichtbild von Dr.-Ing. Willi Welzenbach 352

Bilder im Text:

1. Randleiste. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 1
2. Porträt Otto Barth. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien 1
3. Der Zahnkofel. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 3
4. Randleiste. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 6
5. Randleiste. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 7
6. Biwacht am Carè alto. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 13
7. Schlußvignette. Nach einer Zeichnung von Hanns Barth 18
8. Niederschlagskarte der Alpen. Nach dem von K. Knoch und E. Reichel entworfenen Original 23
9. Die Verbreitungsgebiete der Haupttypen des jährlichen Ganges der Niederschläge . 26
10. Schematische Darstellung der Verbreitung des Nesselfalters, Gletschermohrenfalters und Schneefinks 31
11. Nesselfalter 31
12. Gletschermohrenfalter 31
13. Schneefink. Nach Naumann 1905 31
14. Temperaturgang im Hochgebirge. Nach Handschin 1919 35
15. Endrosa aurita. Nach Handschin 1919 36
16. Borstenwurm. Nach Piguet und Bretscher 1913 40
17. Krabbenspinne. Nach Brohmer 1925 40
18. Springspinne. Nach Brohmer 1925 40
19. Wolfspinne. Nach Brohmer 1925 40
20. Afterskorpion. Nach Kästner 1926 41
21. Schnurfüßler. Nach Brehms Tierleben 41
22. Laufmilbe. Nach Brohmer 1925 41
23. Steinkriecher. Nach Brohmer 1925 42
24. Felsenspringer. Nach Brohmer 1925 42
25. Springschwanz. Nach Brohmer 1925 42
26. Schnake. Nach Brohmer 1925 43
27. Laufkäfer. Nach Holdhaus 1924 43
28. Zuckmückenlarve. Nach Steinmann 1915 45
29. Alpenplattwurm. Nach Micoletzky 1907 45
30. Rädertierchen. Nach Brauer 1912 45
31. Schlußvignette. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 87
32. Schlußvignette. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 123
33. Kartenskizze des Erdjias Dag 129
34. Zeichnung des Gipfelturmes des Erdjias Dag 146
35. Kartenskizze der Sierra Nevada 151
36. Agaven. Zeichnung nach einer Aufnahme von Guzman, Granada 157
37. Anstiegsskizze der Manndlwand 181
38. Das Kölner Haus. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien 226
39. Kartenskizze der Tarntaler und Lizumer Berge 229
40. Die Siedlungen des Villgratentales, Kartenskizze 249

Seite

41. Kartenskizze des Panargenkammes 279
42. Schlußvignette. Nach einer Zeichnung von Otto Barth 304
43. Skikarte des Gebietes von Großarl 317
44. Kartenskizze der Fiescherwand 354
45. Die Fiescherwand von Bäregg aus gesehen 357
46. Primör gegen Saß Maor. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . 376

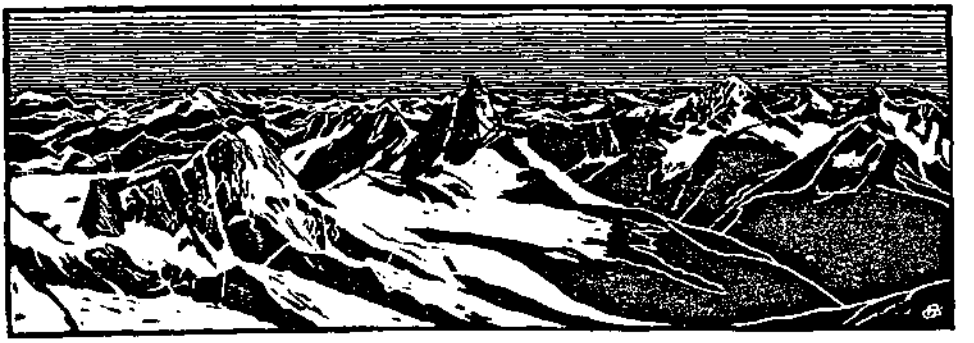
Beilage:

Karte der Palagruppe 1:25000

Bearbeitet von L. Aegerter

Druck der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien

Berichtigung:
Seite 162, Zeile 15: Ziffer 1346 muß heißen 1646



Der Alpenmaler Otto Barth

Von Josef Soyka, Baden bei Wien

Das war das Land, das Jugendland:
Hoch unterm Himmel ew'ger Schnee
Und grüne Alm und graue Wand,
Ein Tal tief unten je und je.

In schwarze Wälder fuhr der Sturm,
Durch Runsen stob der laue Bruch,
Und um der Felsen jähen Turm,
Da flog der Wolken Bannertuch.

— — — — — — — — — — — — —

Die Nacht ward hell, die Nacht ward weit,
Bis daß das Herz fast stille stand
Vor wünscheferner Einsamkeit. —
Das war das Land, das Jugendland.

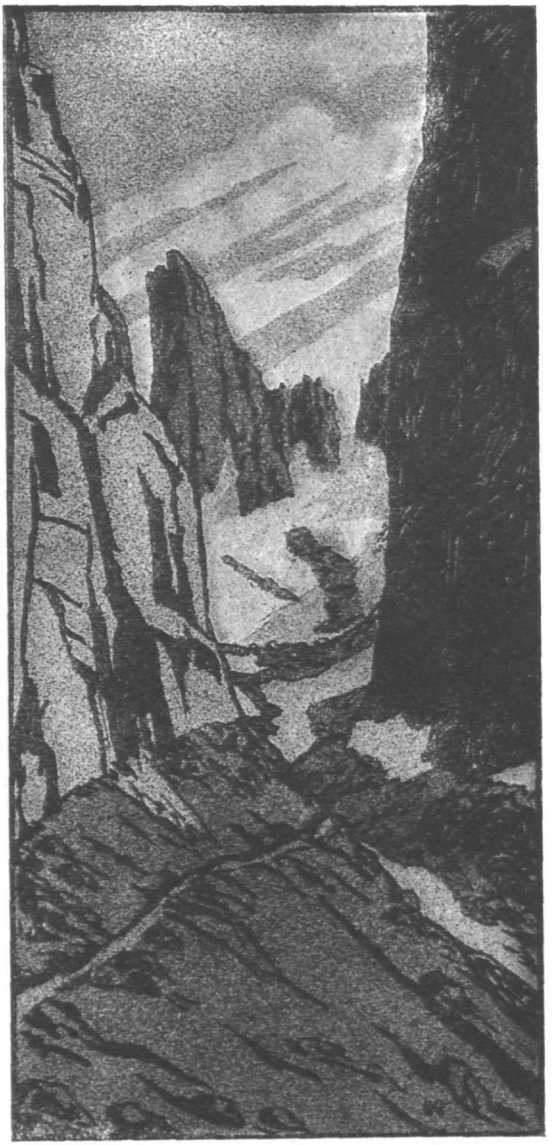
(„Jugendland" von Ernst Zahn)

Bilder der Alpen! Entsinnt Ihr Euch noch, Bergfahrer, wie das war in unser aller Jugendzeit? Ein Bild des Berges, ein Bild von unserem Berg, vielleicht vom Ersten, der uns unwiderstehlich in den Bann der Berge gezogen hatte und uns diese lieben hieß fürs ganze, lange Leben! Sein Bild! Vielleicht war es nur ein armseliges Kärtchen, vielleicht ein kleines, unansehnliches Lichtbild, gewiß kein Kunstwerk; wir hüteten es wie einen kostbaren Schatz, zogen es in stillen Augenblicken wie ein Bild der geliebten Frau hervor und vertieften uns darin, den Spuren genossener Schönheit zu folgen, schlichte Feste seligen Erinnerns zu feiern; bis wir eines Tages gewahr wurden, daß es noch anderes, Höheres, Schöneres gäbe; das von Menschenhand entworfene, gemalte Bild der Berge; vielleicht hatte ein Bergkamerad ein kleines Aquarell gemalt, eine Zeichnung entworfen, eine Skizze in Öl — ob's ein Kunstwerk war? Wohl kaum; aber zum Wert der Erinnerung, zum Genuß des Schönen gesellte sich etwas gänzlich Neues, das uns bis dahin eigentlich fremd geblieben war und nun auf einmal mit ganz eigenartiger Stimme zu uns sprach: die Handschrift dessen, der das kleine Werk geschaffen hatte; die ureigene höchst persönliche Handschrift des Schöpfers: Es hing sorgsam gerahmt, wohl behütet, stolz an der Wand der Stube, erhielt den Ehren-

platz zwischen unseren kleinen Heiligtümern, die auch von den Bergen sprachen; und wir lasen die Handschrift seines Schöpfers oft und oft und immer wieder und erfuhren durch diese Bildlektüre nicht allein, was der Maler gesehen und dargestellt hatte, sondern auch wie er es gesehen und mit welchen Mitteln er den Versuch unternommen hatte, das Geschaute in dieses kleine, kleine Kunstwerk zu bannen. Es war wohl für viele von uns die erste Schulung und Schule ein Bild zu betrachten, zu prüfen, zum ersten Male den Wegen des großen, ewigen Rätsels nachzugehen, nachzuspüren, das wir Menschen „Kunst" zu nennen gewohnt sind. Wir meinten mit einem Mal hier einen Fehler entdeckt zu haben — die Liebe zum Werk und zu seinem Schöpfer ließ uns das zwar nur zögernd eingestehen — dort wieder schien uns etwas ganz besonders zu packen, zu fesseln, ja, ja so war es, so sieht es aus, so und nicht anders, doch — der Himmel über diesem Grat? Ist er nicht zu blau, zu schön, um je Wahrheit, Natur, Wirklichkeit gewesen zu sein? Ist der Wald auch wirklich so? Oder lag es etwa gar in der Absicht des Malers, ihn derart darzustellen, zu malen? Und wenn — hatte er vielleicht mehr gewollt, als lediglich die Natur vorzutäuschen, abzumalen? Oder hatte er vielleicht die Natur nur so dargestellt, wie sie gerade ihm, und wohl nur ihm, in Erscheinung getreten war? Hatte er denn zu solchem Tun auch das Recht? Der Fragen gab es da viele, die mit einemmal lebendig wurden und nun nach Lösung riefen, und Antwort heischten... und wir waren so jung, so unbeschwert, so gesund! Was gingen uns diese Probleme alle an, was Kunststreitigkeiten und Atelierssorgen... das Bild, das Werk muß uns etwas zu sagen haben, es muß in uns etwas lebendig machen, uns in Schwingungen versetzen, es muß uns gemäß sein, um uns zu gefallen. Bis eines Tages auch das anders wurde: in den alpinen Blättern erregten neben der Photographie auch die Wiedergaben nach Werken von Künstlern unsere Aufmerksamkeit, den Kunstblättern galt nun unsere neuerwachte Beachtung; und damit begann die dritte und letzte Phase in unserer Kunstschulung; denn hatten wir bisher nur den Namen des Bildes beachtet, der meist mit dem Namen des Berges oder einer Berggruppe zusammenfiel, so begannen wir nun den Namen des Schöpfers des Werkes ins Auge zu fassen. Wir verglichen, wir studierten und suchten wohl gar das Original zu besehen. Da standen wir nun vor dem Kunstwerk — zum erstenmal; in der Galerie, im Museum oder in der Ausstellung umfingen uns die ersten Schauer der Kunst...

Bildner der Alpen! Freundliche, unvergeßliche Geleiter der Jugend, sie steigen vor mir auf aus dem Schattenreich der Vergangenheit, gewinnen Leben und sprechen wie einst zu mir in den schönen Tagen des Jungseins. Die Alten freilich, die vermochten uns damals eigentlich herzlich wenig zu sagen; die alpinen Landschaften Albrecht Dürers und von Rueland Frueauf schienen den Bildern der Berge, die wir doch in unseren Herzen trugen, so ganz und gar nicht zu entsprechen; die Stiche Pieter Brueghels des Älteren oder Lukas von Volkenborghs ebenso wie die Radierungen von Herkules Segers oder von Allaert van Everdingen, Martin de Vos, Math. Merian und anderer dieses Kreises besaßen für uns doch nur den fast ängstlich betrachteten Wert kostbarer Musealstücke, die es nur dem Autoritätsglauben der Jugend zu verdanken hatten, daß sie für uns überhaupt vorhanden waren. Da hatten uns die alpinen Maler des 19. Jahrhunderts, die Höger, Vieldeck, Josef Michael Frey, Gustav Adolf Müller, Wagenbauer, Josef Anton Koch, vor allem aber Alexander Calame, einer der bedeutendsten Hochgebirgsmaler, schon weit mehr zu sagen; es war begreiflich, denn diese alle reichten mehr oder weniger bereits einer Zeit die Hand, in der die ersten, ganz schüchternen Ansätze zur Erschließung der Alpen bereits zu verzeichnen waren. Aus der Zeit, in der die Erschließung der gesamten Hochalpen ihrem Höhepunkt zustrebte, haben wir etwa Leopold Rottmann, die beiden Alt, Anton Hansch, Heinrich Heinlein und sogar den schwäbischen Kreis, dem wohl die

alpine Geſtaltung des Alpenbildes herzlich weitab lag, vor allem Hans Thoma und Emil Lugo in guter Erinnerung; auch Fritz Baer, der zu Unrecht Vernachläſſigte, mag in dieſem Zuſammenhang erwähnt ſein. Der das Jahrhundert abſchloß, viel zu früh abberufen, das war freilich für uns alle der Fürſt der Alpenmalerei und er iſt es bis heute geblieben, der unerreichte Meiſter der Hochgebirgsdarſtellung, Giovanni Segantini, vor deſſen Werken wir uns ſelbſt damals, als wir von großer Kunſt noch nicht viel verſtanden haben, in tiefer Ehrfurcht wortlos beugten. Als aber die Erſchließung der Alpen um die Wende unſeres Jahrhunderts geographiſch beendet war und im alpiniſtiſch-techniſchen Sinn ihrem Höhepunkt entgegenging, alſo etwa die Zeit, da die großen Erſchließer Hermann von Barth, dann Ludwig Purtſcheller und die Brüder Zſigmondy in den jüngſten und letzten großen Alpenſiegern würdige Nachfolger gefunden haben, denen die Löſung der Schlußprobleme zufiel (etwa mit Heinrich Pfannl, Thomas Maiſchberger und deren Zeitgenoſſen gekennzeichnet), da hatte ſich auch die Alpenmalerei oder beſſer geſagt die künſtleriſche Darſtellung des Hochgebirges entſprechend gewandelt; denn ſo wie in der Alpiniſtik ſelbſt, ſo war es auch in der alpinen Kunſt: auch da war in gewiſſem Sinne das ethiſche, pſychologiſche Moment zum Durchbruch gekommen; und waren jene noch von Anton Heilmann und E. T. Compton begleitet, von denen uns letzterer mehr gegeben hat, als die kunſtwiſſenſchaftliche Forſchung bislang wahrhaben möchte, ſo tritt nun eine Generation von Alpenmalern auf den Plan, die uns außerordentlich viel zu ſagen hatte, deren Handſchrift uns beſonders anſprach, deren Werke uns zutiefſt drangen und ſchlechterdings das für uns bedeuteten, was wir Menſchen Erfüllung heißen. Denn dieſen Künſtlern hatten ſich die Berge ganz, mit dem Äußerſten erſchloſſen, denn ſie waren — je nach Können mit mehr oder weniger Erfolg — daran gegangen, in die künſtleriſche Darſtellung nunmehr das einzubeziehen, was wir mit der Seele des Berges nur umſchreiben, andeuten, aber wohl keineswegs begrifflich genau



Der Zahnkofel

umgrenzen können. Es waren ihrer eine stattliche Anzahl, die ihre künstlerische Ausdrucksfähigkeit, also die von der Natur verliehene Gabe vereint mit dem erworbenen Handwerk, in den ihnen schier heiligen „Dienst am Berg" stellten; es ist eine Künstlergarde der Besten, die da am Werk war; verlangt doch diese künstlerische Arbeit ganz Besonderes. Neben hervorragender körperlicher Befähigung auch Verzicht auf vieles, das zu versäumen gerade jungen Künstlern nicht allzuleicht fallen mußte; eine Hingabe an das Werk, ein restloses Verströmen aller Kräfte, und das alles unter äußerlich oft außerordentlich schwierigen Verhältnissen, Wetterunbilden und Gefahren als selbstverständliches Beiwerk — begreiflich, daß diese Männer von uns mit jenem ehrfürchtigen Gefühl umfangen wurden, das Jugend, diese unerbittliche Richterin, nur wirklich grundehrlicher, großer Leistung zumißt. Namen und Bilder tauchen vor mir auf aus längst verklungenen Tagen; Namen die für uns damals eine ganze kleine und eben darum so unermeßlich große Welt bedeuteten und Landschaften aus den Alpen, die uns weit mehr waren als Bergschönheit, Bergzauber, Bergfreude — Bilder waren das, die uns alles gaben, wonach unsere junge Seele durstig war. Jahre sind dahingerauscht; das Kunsturteil, damals von Idealem und Enthusiasmus rosenrot verfärbt, wurde im Lauf der Zeit kälter und härter und schärfer; Erfahrung, Welttum taten das ihre dazu. So bröckelten Namen ab, Bilder schwanden, immer weniger blieben, diese aber waren dafür um so einprägsamer, je länger sie im Schrein der Erinnerung bewahrt wurden und durch die Zeit ihre Härtung erfahren hatten; unter diesen wenigen leuchtet ein Name, der Name eines Österreichers, eines Wieners; der war geblieben! Es ist Otto Barth.

Seinem Werk, seinem Leben gelten diese Zeilen, die sich keineswegs anmaßen können und dürfen, diesen Künstler damit erschöpfend darzustellen; dazu ist sein künstlerisches Ausmaß zu groß, zu gebietend — nein — nur in Umrissen können sie ihn zeichnen.

Der Schilderer, der Biograph eines bildenden Künstlers läuft selbst dann, wenn man ihm aus dem Kenntniskreis seiner früheren biographischen Arbeiten heraus auch vollste Objektivität zuzubilligen genötigt ist, doch in gewissem Sinne Gefahr, als beeinflußt zu gelten; erklärlich, denn man weiß nur zu gut, daß allein Liebe zum Gegenstand und damit Hingabe an das Werk eines Künstlers imstande sind, die Feder in Bewegung zu setzen; Liebe zum Werk des Künstlers, ein Aufgehen in diesem bis zum Selbstvergessen, das sind die „sittlichen Forderungen", die man an den zu stellen hat, der es unternimmt, über einen bildenden Künstler zu schreiben; denn dieses Schrifttum ist verantwortungsvoller als eigenes (mir ist es immer unverständlich geblieben, wie jemand über Dutzende Künstler zu schreiben vermochte, da es doch füglich ausgeschlossen gelten kann, diese alle mit jener Gefühlsdichte zu umfangen, die vonnöten ist). Aus dieser Erwägung heraus möchte ich selbst zunächst zurückstehen und das Wort einem Manne erteilen, dessen Name, auch in der alpinen Welt geeicht, zugleich einem bekannten Sammler und Wegbereiter so manches jungen Künstlers gehört, dem ich aber keineswegs auf allen seinen Wegen in der bildenden Kunst zu folgen vermag; es ist Heinrich Benesch (der Bruder unseres hervorragenden Lichtbildners Dr. Fritz Benesch), der u. a. auch einer der Entdecker und Förderer Egon Schieles war; seine Schilderung Otto Barths ist außerordentlich lebendig und fesselnd, ja, sie bildet, da sie auch einige menschliche Züge des Malers erfaßt, zugleich einen Vorgriff zu später Gesagtem. Er schreibt: „Ich lernte Barth zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ein Bild kennen und das ist ja der beste Weg, der zum Künstler führt. Barth gehörte damals einer Gruppe junger aufstrebender Künstler an, die sich unter dem Namen ‚Jungbund' vereinigt hatten und zunächst, mangels eigener Mittel als Gäste größerer Künstlervereinigungen ausstellten, und zwar zuerst im Künstlerhause in Wien; dort war es, wo ich zum erstenmal ein Bild Barths sah. Es stellte ein steiles Felskar der Rax im

Nach einem Gemälde von Otto Barth — Im Besitze der Österr. Staatsgalerie, Wien

Kirchgang in Rauris

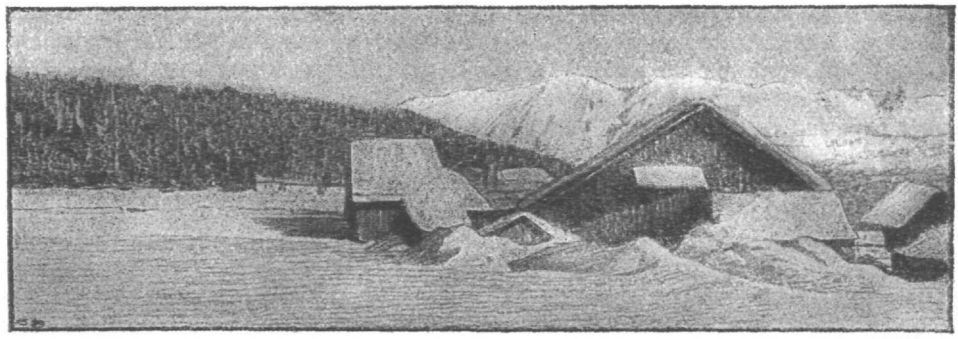
Universitäts-Bibliothek
Innsbruck

Abendlicht dar; im Tal lagen schon die Schatten und nur die oberste Felskrone glühte in der Abendsonne. Durch dieses Bild hatte sich Barth mir ins Herz gemalt und darin ist er seither auch verblieben. Kurze Zeit später lernte ich ihn persönlich kennen und auch als Menschen lieben. Barth war im Technischen der Malerei nicht eben stark, man merkte oft die Mühe der Arbeit; ihm gelang die Darstellung nicht so spielend leicht wie seinem Freunde Gustav Jahn, aber er hatte mehr als dieser: in seinen Bildern liegt der Zauber, der einer bloß technisch vollendeten Darstellung oft fehlt, jener Zauber, den wir populär ‚Stimmung' nennen. Sie ist das Leben, die Seele der Landschaft, sie ist das, was uns ans Herz rührt und uns die Natur lieben lehrt. Diese Stimmung hatte Barth in allen seinen Werken, selbst in der kleinsten Studie. Sie war das Unbewußte, daher Ungewollte seiner künstlerischen Darbietung und sie beweist seine angeborene Künstlerschaft. Ein Vergleich mit der Bildnismalerei wird das verständlicher machen: der eine malt ein Bildnis flott herunter, aber es bleibt innerlich leer und unterscheidet sich von der Leistung des Photographen nur durch die Farbe; der andere hingegen läßt uns das Innere, Seelische des Menschen erkennen, seinen Charakter, sein Wesen und vielleicht sogar sein Schicksal. Ein Künstler in diesem Sinne — ins Landschaftliche übertragen — war Otto Barth. Er war, so wie sein Turengenosse Gustav Jahn vor allem Hochgebirgsmaler und deren beider Schaffen fordert zum Vergleich heraus; Jahn war ein glänzender Techniker, der Schwierigkeiten der Darstellung nicht kannte. Wie er, in seiner bekannten Aquarell- und Guaschtechnik eine Alpenwiese, Felsen malte, war einzig; aber trotz der blendenden Darstellung war die Wirkung seiner Bilder mehr äußerlich. Barths Bilder hingegen zeigen das, was er, der warmherzige Mensch, bei der Schaffung seiner Werke selbst fühlte: tiefe, innige Liebe zur Natur. Ich sah den Unterschied im Künstlertum beider nie so deutlich als beim Vergleich zweier Studien, die sie gelegentlich eines gemeinsamen Ausfluges in das Gebiet des Hochkönigs vom gleichen Standpunkt aus gemalt hatten; vor dem Beschauer hebt sich im tiefen lockeren Neuschnee ein mäßig steiler Hang empor, der in eine Plattform übergeht, auf der eine Almhütte neben einer vom Sturm zerzausten Föhre steht; der Blick geht über beide hinweg in den sich aufklärenden Himmel. Um den einförmigen, weißen Vordergrund zu vermeiden, hatte einer der Künstler vor Beginn der Arbeit Fußtapfen zur Hütte hinauf in den tiefen Schnee getreten. Wie Jahn nun den lockeren, üppigen Schnee und die Fußspuren mit den denkbar einfachsten Mitteln gemalt hatte, ist unvergleichlich. Darin war ihm keiner ebenbürtig; ich war so glücklich, die Studie zu erwerben und hatte kurze Zeit darnach Gelegenheit, die gleiche, von Barth gemalte Studie in seinem Atelier zu sehen; mein erster Gedanke war: ‚Das hat aber Jahn viel besser gemalt.' Ja, technisch allerdings, zweifellos; aber bei tieferem Versenken in die Studie Barths erkannte ich, daß Jahn ein virtuoses, glänzendes Bildchen, Barth jedoch, trotz kleiner technischer Mängel, ein tiefempfundenes, in seiner Art einziges Kunstwerk geschaffen hatte. Ich erinnere mich ferner einer Zeichnung Barths, die ich nur in der Reproduktion besitze; sie zeigt einen Bergsteiger, der, den Kopf in die linke Hand gestützt auf der Bank vor einer Hütte sitzt und sinnend in das im Abendschatten liegende Tal blickt. Diese Zeichnung hat mir, wie kein zweites Werk der bildenden Kunst, das stille Glück des Bergsteigers nach der Wanderung, das ich selbst so oft genossen habe, vor Augen geführt. Barths großes Bild ‚Verlassene Alm' ist ein Werk höchsten Ranges; mit vollster Berechtigung war es 1911 in der ‚Internationalen Ausstellung' in Rom. Von einem kleinen Hügel eines Alpenplateaus, an das sich das Schindeldach einer Hütte lehnt, geht der Blick über die sanften, mit kurzem Gras bewachsenen und von Steinblöcken durchsetzten Bodenwellen; der Plateaurand schneidet in den Himmel ab. Der ganze Zauber stiller Hochgebirgseinsamkeit liegt in diesem Bild, das aber auch heiterer Lieblichkeit nicht entbehrt, wie sie den Hochwiesen unserer heimatlichen Rax innewohnt; von dort stammt auch der Vorwurf zu dem Meisterwerk.

Eines kleinen Bildchens ſei noch gedacht, das Barth als großen Künſtler im kleinen Format zeigt: ein ſteiler Wieſenhang endigt in einer Plattform, auf der eine Almhütte mit weit vorſpringendem Dach ſteht. Der Beſchauer, am Fuß des Steilhanges ſtehend, ſieht nur das Hüttendach; die Plattform iſt von kahlen, ſteilen Felsbergen umrahmt. Aus dem gleichmäßig gelbgrau überzogenen Himmel ſtrömt der Regen; d. h. er ſtrömt nicht, denn nicht die zarteſte Linie, nicht der kleinſte Farbfleck in dem Bild ſtellt den Regen dar, dennoch ſieht man das leichte Flimmern in der Luft, wie es leiſe ſtrömender Regen erzeugt; nirgends iſt ein Glanzlicht im Bild, wie es regennaſſe Gegenſtände zeigen und doch — iſt es die überzeugendſte Darſtellung des Regens, die ich je geſehen habe.

Was Barth als Künſtler beſonders ſympathiſch macht, iſt das Fehlen jeder Abſicht aufzufallen, hervorzuſtechen. Schlicht, ehrlich und anſpruchslos ging er ſeinen Weg und wer in ſein offenes Herz zu blicken vermochte, der mußte dem beſcheidenen Künſtler tief dankbar ſein; Barths Kunſt iſt der Abglanz ſeines warmfühlenden Herzens geweſen und ſo wie als Künſtler war Otto Barth auch als Menſch; ehrlich und anſpruchslos. Er hatte die ſtille, heitere Gemütlichkeit des Wieners, ohne deſſen Oberflächlichkeit. Er war im vollſten Sinne des Wortes ein liebenswerter Menſch, der ſeine Freunde nie vergaß. Und obwohl er ſelbſt in beſcheidenen Verhältniſſen lebte, war er mittelloſen Freunden ſeiner Kunſt gegenüber, die eines ſeiner Werke erwerben wollten von ungewöhnlicher Vornehmheit. Die Bilder, die ich von ihm beſitze, ſind die Grundſteine meiner Sammlung und beſonders eines davon iſt mein liebſtes geblieben, obwohl ich mich ſpäter einer Kunſtrichtung zuwandte, die weitab von der Barths liegt; aber ſeine Bilder ſind mir ebenſo lieb und wert, wie am Tage ihrer Erwerbung; keines davon möchte ich miſſen. Barths Kunſt iſt zeitlos, das heißt ihr hoher Wert kann ſich nicht vermindern, mag auch nachkommen, was da will. Sie iſt eben keine Modekunſt, ſondern der überzeugende Ausdruck der Liebe eines Künſtlers zur Natur, der immer Widerhall finden wird. Nicht nur vom menſchlichen, ſondern auch vom künſtleriſchen Standpunkt iſt Barths frühes Hinſcheiden tief zu beklagen."

Am aber gleich auch, wenn auch nur mit wenigen, doch recht inhaltsreichen Worten, einen Vertreter ſeines „Berufes" — bei Barth kann man mit ſeltener Freude ſagen „Berufenſeins" — anführen zu können, möchte ich Karl Ludwig Prinz ſprechen laſſen, den Wiener Maler, der bekanntlich als Verfechter alpiner Schönheit keinen ſchlechten Pinſel führt: „Ich habe leider nur etliche, doch ganz vorzügliche Arbeiten Otto Barths in Erinnerung, die ich in den verſchiedenen Ausſtellungen des ſeinerzeitigen ‚Jungbund', dann auch im ‚Hagenbund' von ihm geſehen habe. Es waren dies Kunſtleiſtungen von einer ſtarken, kraftvollen, perſönlichen Note (um nicht das abgeſchmackte Wort originell zu gebrauchen), ich möchte ſagen, ſie waren durchwegs neuartig in der Auffaſſung für die damalige Zeit; ihr Eindruck war ſtark monumental,



nichtsdeſtoweniger von ſchönem, reichem und poetiſchem Empfinden. Meiner Anſicht nach hat Barth durch ſeine Individualität eine Anzahl ſeiner damaligen Kollegen, welche mit ihm engeren Umgang pflegten, künſtleriſch beeinflußt."

Otto Barths Lebensgang iſt leider, leider ſo raſch erzählt; die Götter müſſen ihn geliebt haben, riefen ſie ihn doch erſchreckend jung zu ſich. In ſeinen letzten Jahren traten neben Krankheit auch die Ereigniſſe des Krieges, der auch ihn, wie ſoviele von uns, um ein Stück des Erlebens betrogen haben mochte. Im Jahre 1876 wurde er in einer Oktobernacht (3. Oktober) zu Wien im Hauſe 4, Schleifmühlgaſſe 11, als zweiter Sohn des Kunſt- und Ziergärtners Johann Barth und deſſen Ehefrau Anna geboren; er iſt alſo in jenem Bezirk Wiens, die „Wieden" genannt, zur Welt gekommen, die ſchon ſo manchen bedeutenden Künſtler Öſterreich geſchenkt hat. Seine Kindheit war in erhöhtem Maße von Krankheit verdüſtert und die Mutter, die das blutarme Kind förmlich aufpäppeln mußte, hatte mehr als einmal um ſein Leben zu bangen; wie bei den meiſten bildenden Künſtlern — gleich der Muſik verrät ſich das Formtalent am früheſten — zeigte ſich ſchon bald die große Begabung für das Zeichnen; als er noch, wie es damals in Wien üblich war, gleich den kleinen Mädchen „Rockerln" trug, vermochte er ſtundenlang in einem Winkel zu ſitzen, um auf Papier zu kritzeln. Leider ſind Zeichnungen des Kindes und auch ſolche aus der früheſten Jugend nicht vorhanden; dieſe geben mitunter recht intereſſante Aufſchlüſſe. Häufiges Krankſein war auch ſpäter daran ſchuldtragend, daß er den Beruf eines Elektrotechnikers, der dem Knaben als erſtrebenswert vorgeſchwebt hatte, nicht ergreifen durfte; heute müſſen wir dieſer Schickſalfügung dankbar ſein! So kam er an die Zeichenſchule Schäffer, damals eine der erſten konzeſſionierten Zeichenſchulen, in der man wirklich viel lernte und auf die auch die Akademie der bildenden Künſte in Wien, damals eine Hochſchule von Rang, große Stücke hielt; dort erhielt Barth eine ausgezeichnete Grundlage und er bewältigte daher leicht die Aufnahmsprüfung in die Akademie. Die Profeſſoren Siegmund L'Allemand und Franz Rumpler waren ſeine Lehrer. Erſterer dürfte ihn wohl nicht weiter angeſprochen haben, man geht jedoch nicht fehl, in Rumpler jenes Lehrers Barths dankbar gedenken zu können, der auf ihn und ſeine ſpätere künſtleriſche Führung einen nachhaltigen Einfluß genommen hatte und zweifellos weſentlich dazu beitrug, daß er der Künſtler wurde, der er geworden iſt. So ſehr er aber Rumpler als Lehrer und Menſchen ſchätzte, ſoviel ihm dieſer auch mitgab, ſo muß doch gleich in dieſem Zuſammenhang erwähnt werden, daß Barth ſpäter mit allen Mitteln danach ſtrebte, ſich im Techniſchen, Handwerklichen ganz und gar von der Rumplerſchule frei zu machen; und er tat gut daran! Die zahlreichen Schüler Rumplers, etliche davon tüchtige Maler, ſind durch ihre glatte, gefällige Technik, Braun in Braun, die ſie von ihrem Lehrer übernommen hatten, geradezu gekennzeichnet, ſie bilden eine beſtimmte, charakteriſtiſche Klaſſe für ſich, haben eine Note, von der loszukommen ſie ſpäter meiſt vergeblich ſich

mühten. Ganz anders Otto Barth, und da ist ein handwerklicher Zug von ihm ganz besonders kennzeichnend: er nahm die Leinwand und zwar die nächstbeste Rupfenleinwand, verschmierte auf ihr weiße Farbe, sie erst kräftig verreibend, um sie schließlich abzukratzen; das war jetzt der rauhe, zerrissene Malgrund, wie ihn Barth liebte, der allein ihm das Auftragen der Farben so gestattete, wie es seinem künstlerischen Ziel entsprach.

Die Sommer verbrachte Barth im Ansitz der Eltern in Biedermannsdorf bei Mödling; die fruchttragende, rebenbestockte Ebene, vom Wiener Wald umgrenzt, war es also, die die empfindsamste Zeit seiner Jugend umgab; es mochte das auch Folgen für sein späteres, künstlerisches Wirken zeitigen. Denn Barth, dieser Hochgebirgsmaler strengster Ordnung, der nur ganz vereinzelt Ausflüge in andere Gebiete der Darstellung unternahm (das Zeichnen nach dem Akt z. B. diente ihm nur als Schulung und war niemals Selbstzweck), dieser Künstler, der sich die Welt der Berge wie wenige untertan gemacht hatte und umgekehrt, dieser Maler, dem das Hochgebirge sich restlos erschlossen hat, der liebte es bisweilen, in die Lieblichkeit des Waldes, der Wien gürtet, hinabzusteigen, wohl gar an die Rebenhänge um die Stadt niederzugleiten und die ihm so gewordenen Bilder mit einem ganz eigenartigen Zauber wiederzugeben; es sind seltene Stücke von ganz besonderem Reiz, Köstlichkeiten, die vielleicht deshalb solche wurden, weil ein Künstler des Herben, Großen, Schroffen seine ganze Kunst, sein ganzes Können sich abrang, um auch in der Lieblichkeit der kleinen, zarten Welt von Wiese und Wald, Bach und Fluß seinen Mann zu stellen, und darauf mag eben der erwähnte Jugendaufenthalt Barths Einfluß genommen haben.

Das Jahr 1892 sieht ihn, den Kränklichen, zum erstenmal im Gebirge; dieses begleitete ihn nun fast bis zu seinem frühen Lebensabend, was vorerst gesundheitlich für ihn von ausschlaggebender Bedeutung sein sollte; aus dem blassen Knaben wurde im Laufe seiner Bergsteigerjahre ein zäher, ausdauernder Mann, der sich später an die schwierigsten Bergfahrten heranwagen durfte. Wohl blieb er immer mager, aber wir wissen ja aus Erfahrung, daß „Rundlichkeit" nur sehr selten das äußere Kleid körperlicher oder geistiger Rasse ist. Mit Schulkameraden gleichen Alters ging's auf den Sonnleitstein, die Rax, den Patscherkofel; die Waldrastspitze bildete die höchste Höhe dieses ersten Bergsteigerjahres. Daß er damals doch noch recht schwächlich gewesen sein muß, beweist ein kleiner, lustiger Vorfall; packte ihn eines Tages sein kräftiger Bruder Hanns, den wir ja alle kennen, beim Genick, hob ihn empor und mag dabei sicherlich absichtslos etwas unsanft zugegriffen haben; der zarte Otto zeigte fast Lähmungserscheinungen und mußte zwei Tage lang schlafen, um sich von dieser brüderlichen Liebkosung wieder zu erholen. Im folgenden Jahre waren es die Berge der grünen Steiermark, Hochschwab und Hohe Veitsch, dann später Dachstein, Zugspitze, die ihn auf ihren Höhen sahen. Das Jahr 1894 stand schon im Zeichen von ernsten Hochturen in den Tirolischen Alpen; Stubaier, Dresdner Hütte, Bildstöckeljoch, Schaufelspitze, Sölden, Fischmannhütte, Fundusfeiler; mit Bruder Hanns wurde der Solstein und der Habicht erstiegen; der spätere Maler August Frech war auch Begleiter in diesem Jahr. Die ersten winterlichen Bergfahrten setzten 1895 ein; sie mochten von besonderer Bedeutung für sein künstlerisches Schauen im Hochgebirge werden, denn Barth war ja später einer der großen Meister in der Darstellung der winterlichen Bergnatur geworden; da waren zweifellos die ihm erstmals gewordenen Eindrücke von wesentlicher Bedeutung. Und wie konnte es denn anders sein — es war natürlich der Berg der Wiener, die erste alpine Heimat von uns Österreichern alle, aus der Hauptstadt wie aus ihrem Umkreis, die liebe, alte Rax, deren winterliche Reviere Otto Barth zum erstenmal die Schönheit des Winters im Gebirge kennen und erkennen lernen ließen. Die „Wildfährte", einer der reizvollsten Steige der Raxalpe, wurde als echte und rechte Wintertur überwunden; der Sommer führte ihn in die Zillertaler

Otto Barth

Morgengebet der Bergführer auf dem Großglockner
(Im Alpinen Muſeum, München)

Otto Barth

Fron-
leichnams-
prozeſſion
(Privatbeſitz)

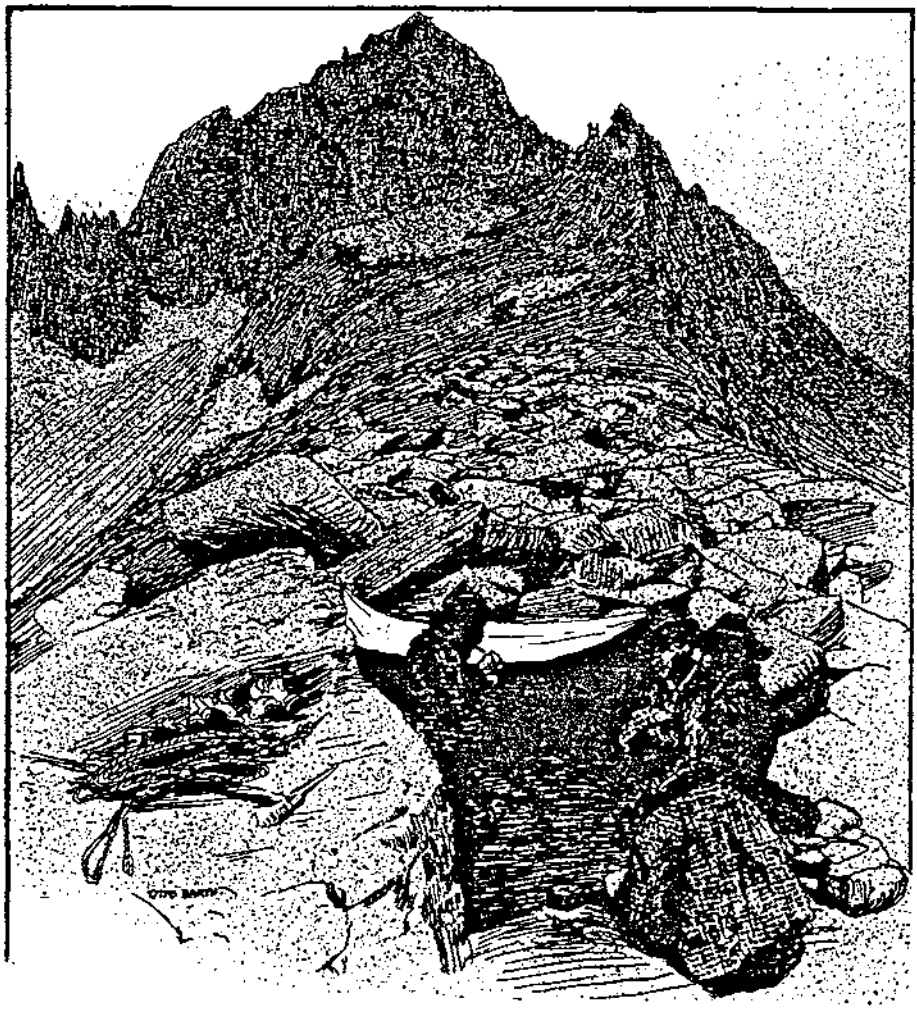
Alpen (Schwarzenstein). Daran schließen sich die ersten Bergfahrten Barths als Alleingeher: Westliche Karwendelspitze, Birkkarspitze, Stempeljochspitze, Ellmauer Halt; das Jahr 1896 führte ihn mit seinem Bruder Hanns von der Tribulaunhütte über den Becher nach Sölden; der Similaun wurde bestiegen, der Ortlergruppe ein Besuch abgestattet. Erstmalig erschloß sich ihm in diesem Jahr die Wunderwelt der Dolomiten (Furchetta), denen er später so manches, künstlerisch bedeutsame Denkmal setzten sollte. Im Jahre darauf unterzog er sich, nunmehr vollkommen gekräftigt, dem Heeresdienst in der österreichischen Armee und diente das sogenannte Einjährig-Freiwilligenjahr bei der Traintruppe ab, die ihm Kavallerie-Ersatz war. Schwierige Wege, Wege im Hochgebirge, die ihm nun den bis dahin nicht verkosteten Zauber der ersten Begehung vermittelten, die durchwegs an seine Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen stellten, denen er sich in unfadeliger Weise gewachsen zeigte, brachten nun die folgenden Jahre: 1898 die vierte Begehung des Westgrates des Großen Buchstein; im gleichen Jahr erstieg er Wiesbachhorn und Großglockner; in den Bergen um Sappada gelang ihm die Erstersteigung der Cresta Castellati.

Die Nordwand des Großen Buchstein erfolgte als zweite Ersteigung ein Jahr darauf. Im Jahr 1900 fand er eine neue Route über den entzückenden Stadelwandgrat auf dem Hochschneeberg; das Hagengebirge, der Hochkönig, die Venedigergruppe, Karwendel und zum erstenmal die Adamellogruppe waren die Ziele dieses Jahres. Das Jahr 1900 muß schon aus Gründen alpiner Erinnerungen einer Bergsteigerjugend, wie sie wohl nie mehr kommen wird, besonders vermerkt werden; es war keine große alpine Tat, aber sie ist in unserem Fühlen verankert: gelang es doch Otto Barth im Verein mit Gustav Jahn in diesem Jahr den Durchstieg durch die Innere Preinerwand der Rax zu finden, der dann als „Malersteig" zu unser aller Besitztum wurde. Zugleich haben sich damit die beiden, nun verewigten österreichischen Hochgebirgsmaler, ein eigenartiges Erinnerungsmal in ihren Bergen gesetzt. In den Grödener Dolomiten wurde in diesem Jahr die Große Furchetta und der Saß Rigais erstiegen; Turen in der Sellagruppe schlossen sich an. Der Admonter Reichenstein wurde von der Wildscharte aus in dritter Ersteigung erzwungen und der erste Abstieg über seine Nordwand; Bruder Hanns war wie immer der Führer. Nach Bergfahrten in der Rieserfernergruppe gelang Otto Barth in diesem Jahre seine Erstlingstur: Der Südostgrat des Care alto und dann die Erstersteigung des Wildgall über den Nordostgrat. Begleiter war wieder Bruder Hanns. Das Jahr 1902 brachte einen neuen Weg auf den Großen Buchstein vom Hinterwinkel aus; es folgten die Südwand der Mitterspitze und die erste Überschreitung der Armkarwand und des Schwingerzipfs in den Gosauer Bergen mit Gustav Jahn. An hochalpinen Problemen gab es in diesem Jahr noch neben der Nordwand der Planspitze die erste führerlose Begehung des Grates von der Weißzintspitze zum Hochfeiler (Zillertaler) und die erste führerlose Gratbegehung der Hohen Wilde; Hintere Schwärze — Marzellspitze — Similaun folgten als Turen in den Ötztalern. In der Ortlergruppe wurde der Hochjochgrat begangen, Zebru und Cevedale; in den Dolomiten reihten sich als würdige Turen die Große Fermeda, Gran Odla und Plattkofel über die Ostwand an. Auch die sonnigen Gestade des einstigen österreichischen Litorale, die Adria erhielt einmal Bergsteiger-Besuch durch Otto Barth: Monte Maggiore und Monte Ossero wurden erstiegen; die Überschreitung: Torstein-Südwand — Mitterspitz (3. Abstieg über den Ostgrat) — Hoher Dachstein folgten in diesem Jahre. Schließlich Zahnkofel, Scheibler und das Fluchthorn nebst anderen Gipfeln in der Silvretta. Das Saalbacher Schiparadies, zu dessen Entdeckern und begeisterten Freunden Otto Barth gehörte, sah ihn 1904; das gleiche Jahr zeitigte Turen in der Hohen Tatra, Schweiz und in Frankreich, wo u. a. Dent du Géant und Monte Rosa erstiegen, der Mont Blanc überschritten wurde. Auch dem König der Norischen Alpen, dem Großglockner galt eine Tur dieses Jahres (Stüdelgrat und Nordwestgrat). In der nächsten Zeit unternahm

der Künstler außerordentlich viele Winterfahrten ins Hochgebirge, besonders in die Hohen und Niederen Tauern, die er unendlich liebte. Der künstlerische Ertrag waren Studien und Skizzen der Hochberge im Winter; auf diesem Gebiet war der Maler zweifellos richtunggebend; so darf z. B. von den Alpenmalern der Gegenwart, der Besten einer, Maximilian Erler-Kitzbühel (der Otto Barth nie kannte!) als ein der „Schule Barth" im höchsten Sinn angehörender bezeichnet werden. Mit Bruder Hanns erstieg er 1905 die Cima di Ghez erstmalig von Norden; in der Schweiz das Matterhorn, in den österreichischen Alpen Gipfel in der Venedigergruppe und Reichenspitzgruppe. Der Winter 1906 wurde zur Gänze in den Ampezzaner Dolomiten verbracht, der Sommer in den Julischen Alpen; auf der Heimfahrt wurden zum erstenmal die Lienzer Dolomiten von Barth besucht. In der Schweiz waren es die Gipfel Jungfrau und Finsteraarhorn vom Agassizjoch aus. Karawanken und die Schobergruppe suchte er 1907 auf; in dieses Jahr fällt auch seine Erstersteigung des Kastenturms in den Tauern; Turen in der Tofana und in der Brentagruppe folgten. Die nächsten Jahre zeitigen zahlreiche Bergfahrten in den Zillertalern, Dolomiten (Marmolata) und Hohen Tauern (Goldberggruppe). Mit 1910 bricht das bis dahin ziemlich genau geführte Turenverzeichnis ab. Der Künstler begann damals bereits zu kränkeln und litt insbesonders an heftigen Herzbeschwerden; auch machten sich außerordentlich früh Verkalkungserscheinungen bemerkbar. Die Ärzte glaubten, daß dies auf eine Schädigung durch Einwirkungen von Bleiweißfarben zurückzuführen sei; Otto Barth pflegte nämlich im Atelier zu schlafen und malte sehr viel mit Bleiweiß (Winterbilder). Wie schwach und gesundheitlich herabgekommen er damals war, geht wohl am traurigsten aus der Tatsache hervor, daß ihn einmal, als er zum Arzt mußte, sein Bruder Hanns über die Stiege buchstäblich tragen mußte.

Die weitere Folge seines Krankseins war auch, daß er, als die Kriegsglocken zum Weltenbrand läuteten, nicht seiner Heerespflicht nachkommen durfte; es mag dies für einen Menschen wie Otto Barth, wohl außerordentlich schmerzlich gewesen sein, denn er war sicherlich einer, der nicht zurückstehen wollte, als die Jugend Österreichs in den Kampf zog. Den männermordenden Krieg, den Zerstörer der Kultur wird der Künstler und Mensch in ihm sicherlich alles andere denn gut geheißen haben, eine übernommene, beschworene Pflicht jedoch nicht erfüllen zu können und an dem großen Erleben, das da Krieg hieß, nicht teilhaben zu dürfen, das mag ihn wohl auf das tiefste berührt haben; nicht zuletzt ist bedauerlich, daß Otto Barth nicht einmal als Maler des Krieges an den Fronten tätig sein durfte, das so manchem bescheidenen Mittelmaß malerischen Könnens ermöglicht war. Welche Schöpfungen, etwa die Darstellung der heroischen Kämpfe unserer Soldaten im winterlichen Hochgebirge, hätte die Meisterschaft eines Otto Barth gezeitigt! Erst 1915 wurde er zur militärischen Dienstleistung als Reserveoffizier herangezogen und zwar zunächst als Spitalsoffizier im 17. Wiener Gemeindebezirk (Reservespital 15), später im Gefangenenlager russischer Offiziere in Waidhofen a. d. Ybbs. Dort wurde er im Jahre 1916 von Sehstörungen befallen, und auch Störungen im Gleichgewichtssinn traten ein, die von der Bildung eines Tumors im Gehirn zeugten. So schmerzlich ihn auch seine schwere Erkrankung traf und ihn begreiflicherweise oft mutlos zu machen drohte, ebenso rasch überwand immer wieder sein gesunder, echt wienerischer Humor die oft düsteren Stimmungen. Am 11. August 1916 starb er im 39. Jahr seines Lebens! Sein Hingang war sanft und schmerzlos, er schlief hinüber...

Den Bergsteiger und Menschen zu schildern, ist wohl niemand berufener als Heinrich Krempel, der durch viele Jahre hindurch mit dem Künstler die schwierigsten Bergfahrten durchführte. Er berichtet, sich wehmütig dieser Zeiten erinnernd, daß Otto auch als Bergsteiger und Kamerad ein so ungemein sonniger Mensch gewesen war; niemals vernahm man von ihm eine Klage und wo andere jammerten, da bewahrte er stets



Beiwacht am Carè alto

seine gute Laune und vermochte die Gefährten mit einem Scherzwort aufzumuntern. So erinnert er sich an eine Beiwacht auf dem Gipfel der Jungfrau im wütenden Schneesturm. Als beim Morgengrauen einer der Turengenossen, halbsteif vor Kälte, ganz mutlos wurde, da sagte Otto zu Krempel: „Komm, den wollen wir einmal in die Massage nehmen und mit dem Eispickel kitzeln bis er wieder munter wird." Dabei war ihm selbst im Bewußtsein der kritischen Lage gar nicht so wohl und leicht zumute, was er jedoch nicht zeigte. Ein anderes Mal weilte die Bande — sie nannten sich „alpine Platte: D'Apachen" und hatten sogar eine „diesbezügliche" Gummistampiglie — als einzige Insassen auf der Wiesbadner Hütte. Die beiden Bewirtschafterinnen, junge Dirndln, wurden aus den wüst aussehenden Gesellen nicht recht klug und empfanden wohl Furcht, als die Nacht hereinbrach. Als die eine dann endlich sich zu fragen getraute, was und wer sie denn eigentlich seien, zog Otto seinen Hüttenschlüssel aus der Tasche und erklärte, daß sie die mit vollem Recht so berüchtigten Hütteneinbrecher seien, die schon so manches auf

dem Kerbholz hätten; außerdem gehe es auch sonst in ihrer Gesellschaft nicht ganz mit rechten Dingen zu, denn ein Zauberer befinde sich darunter (gemeint war damit Krempel, bekanntlich ein Meister der Schwarzkunst). Als der erste Schrecken vorüber war, zog Otto seine Mundharmonika heraus, die er geradezu künstlerisch beherrschte und spielte lustige Lieder, Märsche und Vierzeiler, was die bange Stimmung der jungen Wirtinnen sofort in frohe Laune verwandelte. Heinrich Krempel erzählt weiter: „Von Zermatt aus stiegen wir, an diesem Tage die einzige Partie, auf das Matterhorn; auf dem Gipfel — er war damals nur ein fußbreiter Firngrat — herrschten eisiger Sturm und Kälte. Ich war mit Otto zusammengeseilt und als er zu mir auf den Gipfel kam, steckte er die beiden Hände in die Taschen und meinte mit einem Phlegma, das nur ihm eigen war, als ob es sich um die harmloseste Sache der Welt handeln würde: „Du, ich glaub', ich hab' beide Füße erfroren, ich werd' kaum hinunterkommen." Glücklicherweise waren die Füße nur gefühllos, aber es war so recht bezeichnend, daß er gar nicht jammerte, was andere in dieser Lage sicher getan hätten. Die Überschreitung des Finsteraarhorns über das Agazzizjoch, sicherlich eine erstklassige Tur, brachte auch Otto mit uns ganz klaglos hinter sich; sie dauerte mit kurzen Rasten volle 24 Stunden in Eis und Fels. Als wir schließlich über den Aletschgletscher nach Brig am Simplon hinabkamen und in einem Hotel einkehrten, da war nach kurzem Aufenthalt der Hotelbesitzer von uns so begeistert, daß ich ihm vorschlug, er möge seine einzige Tochter unserem Freunde Otto zur Frau geben, damit wir anderen einen „Stützpunkt" in der Schweiz hätten. Der Vorschlag wurde günstig aufgenommen und der Schwiegervater „in spe" saß bis zum Morgengrauen bei uns und ließ eine Flasche „Walliser" nach der andern aus dem Keller holen, um das Ereignis gebührend zu feiern. Otto wollte sich die Sache überlegen; aber statt Wirt zu werden, malte er fleißig weiter...

Wieder einmal in Zermatt machten die „Apachen" die Bekanntschaft zweier junger Damen, die als Leiterinnen eines Touristenausrüstungsgeschäftes tätig waren; eines Abends waren Otto und ich mit beiden bei einem gemütlichen Plausch im Geschäft, als die anderen der Bande heimlich die Eingangstüre absperrten; als die Damen sich darob entsetzten und fürchteten sich zu kompromittieren, zumal sich schon Gaffer vor dem hellbeleuchteten Lokal ansammelten, drehte Otto einfach das Licht ab und meinte in seiner trockenen Art: „So, jetzt kann nichts mehr geschehen."

Die berüchtigte Tur, Matterhorn über den Zmuttgrat, war schon einige Jahre nicht ausführbar, da die oberen Felsen ganz vereist waren. Ein französischer Tourist bot alles auf, diese Tur zu machen, doch selbst die besten Führer wie Alexander Burgener u. a. lehnten ab. Der Franzose erzählte jedem in Zermatt, ob der es hören wollte oder nicht, er warte auf den Zmuttgrat. Nun stand vor dem erwähnten Ausrüstungsgeschäft eine lebensgroße Wachspuppe, einen bärtigen Touristen darstellend, mit Seil, Pickel und Steigeisen ausgerüstet; Otto nahm nun ein Stück Pappe und malte mit riesengroßen Buchstaben darauf: „Auch ich warte auf den Zmuttgrat"; das Plakat heftete er dem wächsernen Touristen an die Brust. Ganz Zermatt lachte damals, nur einer nicht, der auch bald verschwand. Zu solchen Scherzen war Otto stets aufgelegt. Ehrlich und aufrichtig wie in seiner Kunst, war er auch in seinem Wesen: bei der Besteigung des Obergabelhorns war eine böse, plattige Stelle zu überwinden; Otto erklärte freimütig, daß er diese Stelle sich niemals als Erster zu machen getrauen würde, dazu fehle ihm die Schneid. Die glücklich vollführte Überschreitung des Montblanc über den Montblanc du Tacul — Mont-Maudit zum Hauptgipfel, also von Courmayeur nach Chamonix, gab uns Anlaß zu einer gemütlichen Feier im „Hotel des Allobrogues"; am Abend nach dem Dinner tobte ein fürchterliches Gewitter, alle Gäste schlossen sich enger aneinander an und man suchte sich gegenseitig zu unterhalten. Ich wurde von meinen Kameraden aufgefordert, zu zaubern und Otto und auch Gustl Jahn, der ebenfalls mit uns war, spielten auf ihrer Mundharmonika. Da gab es seitens der übrigen

Gäste keine Ruhe mehr; die beiden mußten Wiener Walzer aufspielen, der Saal wurde geräumt und auf einmal war ein Ball in Schwung ... Von den „Apachen" leben heute nur mehr vier: H. Krempel, Gustav Schmidt, Ing. Otto Langl und Ing. G. Pfob; von den übrigen fanden drei in ihren geliebten Bergen, dem Schauplatz ihrer hochalpinen „Karl-May-Romantik", und zwei im Weltkrieg den Tod. Nur Otto Barth starb im Bett.

Der Maler hatte, wie wir schon aus der Schilderung Heinrich Benesch' erfahren haben, erstmals im Künstlerhaus ausgestellt, ohne je Mitglied der „Genossenschaft bildender Künstler Wiens" gewesen zu sein; das kam nämlich so: er hatte sich schon in ganz jungen Jahren einer vollkommen selbständigen, keinem Vereine angehörenden Gruppe gleichstrebender Künstler angeschlossen, die sich den vielsagenden Namen „Phalanx" beigelegt hatten; u. a. gehörten dieser höchst kämpferischen Vereinigung Otto Prutscher, Oskar Laske, Wilhelm Wodnansky, Alexander Pock an. Sie stellten als Gäste selbständig, mit eigener Dekoration fünfmal aus, um dann in jenen Künstlerbund zu übersiedeln, der nach einer Tischgesellschaft im „Blauen Freihaus" des Gastwirtes Hagen später „Hagenbund" hieß; vorerst bildeten sie darin eine Gruppe, die sich „Jungbund" nannte. 1905 stellte Otto Barth zum erstenmal in diesem aus; Vorstand des Hagenbundes, der sich ja bekanntlich aus abtrünnigen Mitgliedern des ältesten Kunsthauses von Wien, des Künstlerhauses gebildet hatte, war damals Prof. A. D. Goltz, der — heute 74jährig — sich an Barth gut erinnert, sein „hohes Können und seinen tiefen, künstlerischen Ernst betont", und auch in herzwarmen Worten des „famosen, stets hilfsbereiten und immer frohgemuten Kollegen" gedenkt. „Regentag in den Tauern" war eines der besten Werke des Künstlers in dieser Ausstellung; die uns allen so bekannte, trostlose Stimmung der verregneten, in Nebel gehüllten Berge war vollendet erfaßt. Das schon erwähnte Werk „Verlassene Alm" (Eigentümer war Gustav Schmidt, einer der Wegbereiter und treuesten Freunde des Künstlers) hing damals neben einem der besten Werke Barths, neben seinem „Monte Rosa"; dessen Eigentümer, Ing. Eduard Mayer, gleichfalls ein Freund des Verewigten — er hatte ihn in der Malschule Stephan in Wien als junger Ingenieur kennengelernt — beschreibt das Werk folgendermaßen: „Ein Bergausschnitt bildet den Vorwurf, der jeden Bergfreund fesseln muß; mächtig liegen die Monte-Rosa-Gipfel da, vom Vollmond überflutet, der aus Italiens Tiefebene heraufsteigt. Aber im Rücken des Beschauers, hinter dem Matterhorn, geht purpurn die Sonne unter und wirft den letzten Schimmer ihres warmen Gebens auf die im Mondschatten liegenden Teile des Gletschers, auf dem sich der Kampf der beiden Lichtgötter abspielt. Die eingestreuten Felsen sind westseitig gerichtet und sie trifft der warme Strahl der untergehenden Sonne, während Wolkenballen über das Weißtor herüberbranden. Der Himmel hat jene eigentümlich bleigraublaue Färbung, in der die kalte Mondscheibe, aus dem Grate Nordend—Dufourspitze hervorlugend, geheimnisvoll absticht. Ungewöhnlich viel Himmel, fast fremdartig anmutend, trägt das Bild. Und doch hat auch dies seine tiefere Ursache. Der Künstler befand sich mit seinen Freunden im Abstieg vom Matterhorn, als er dieses prachtvolle Schauspiel des Lichtkampfes tatsächlich selbst erlebte. Und um den hohen Standpunkt des Beschauers auszudrücken, mußte soviel Himmelsfläche auf das Bild." Ein drittes, ausgezeichnetes Werk der gleichen Ausstellung hieß „Nebelmeer", das uns auch in einer ausgezeichneten Reproduktion (Angerer & Göschel, Wien) erhalten ist; die jedem, auch dem mit dem Hochgebirge nicht vertrauten Menschen stets ergreifende Schau von einem Gipfel auf die vom Nebeldunst verschleierten Berge ist der Inhalt des Werkes; dieser ist restlos künstlerisch ausgeschöpft und es gehört wohl zu den besten Darstellungen des Hochgebirges überhaupt. „Neuschnee", „Winterabend", „Baumstudie" und eine ausgezeichnete Zeichnung „Zermatt", für einen Holzschnitt reihten sich an. Es berührt wehmütig, wenn man den Werdegang jener verfolgt, die damals zugleich mit Barth ausstellten; sie fast alle haben in ihrem

späteren Leben gute Ernte halten dürfen: Der hervorragende, vielleicht beste Impressionist Österreichs, der Professor an der Wiener Akademie, Karl Fahringer, der Grazer Karl O'lynch von Town, der große Meister der Graphik in München, Ferdinand Staeger, Oskar Laske, der Bildnismaler Ludwig Wieden, Max Kahrer und Alexander Pock.

Ein Jahr später hing neben keinem Geringeren als dem großen Lovis Corinth Barths Werk „Lauterbrunner Tal"; es war nach Mitteilungen von Kollegen ein Bild, das verhältnismäßig weniger bekannt, al prima gemalt, von ganz seltener, eigenartiger Wirkung war; damit mag auch die fürstliche Nachbarschaft erklärt sein. „Herbstmorgen", „Dolomiten im Frühling", ungemein zart und nobel im Ton, schlossen sich an dieses an. Maler, mit denen Barth langjährige Freundschaft verband, vor allem Karl Huck, der bekannte Adlermaler, Adolf Groß und ein Musikfreund Barths, der so manches lustige Trio mit ihm exekutierte, der heute an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien als Professor wirkende Wilhelm Wodnansky, schließlich Josef Hendel und Alexander Wilke waren die mitausstellenden Künstler.

„Die Geburt des Tages" war das einzige Werk, das ein Jahr später im Hagenbund ausgestellt war; ein Sonnenaufgang in der Ortler Gruppe war der Vorwurf und der Künstler hatte es meisterhaft verstanden, das wundervolle Farbenspiel des aufgehenden Tagesgestirns auf Schnee und Firn zum Ausdruck zu bringen. Ein Jahr später — der Künstler war zum erstenmal Mitglied der Hängekommission — war der Jungbund von ihm wieder reich beschickt: „Abend in den Dolomiten", „Motiv aus Kolfuschg", „Kolfuschg mit La Varella", dann „Neuschnee (Valtournanche)", „Motiv aus Stenico" und „Aus der Sellagruppe" waren die Werke. Vorstand des Bundes war zu dieser Zeit Joseph Urban. Es waren erlesene Werke der Hochgebirgsdarstellung, von feinstem Reiz und auch die zünftige Kritik, die gerade in der alpinen Darstellung ziemlich streng ist, wußte damals Barth ehrliche Schätzung. Arthur Roeßler, einer der hervorragendsten Kunstschriftsteller Österreichs, schrieb damals über Barth: „Otto Barth ist ein Mann und Maler, der sich dem Winzer, der ihm auf einem Rebenblatt ein sonnenreifes Gehänge praller Traubenbeeren, dem Feldbauer, der ihm kornduftendes schwarzes Roggenbrot oder ein Stück harzherbes Rauchfleisch aufwartet, freundlicher zugetan fühlt, als dem fachsimpelnden Kollegen oder dem hochmütigen Kunstphilosophen, die vor ihm interessant-paradoxe, aber geistig und seelisch leere Wortblasen aufsteigen lassen. Alle von Barth aus der heimischen Bergwelt geholten Landschaftsbilder durchwehen die Größenschauer der Erhabenheitsstimmung; ihr Anblick ruft die Erinnerung an die ungeheuere Einsamkeit eines feiertägigen Welterlebnisses wach. Barth malt die Landschaft nicht wie sie ist — das kann man ja gar nicht, er malte sie auch nicht so wie sie ihm erschien, was wieder Impressionismus wäre, er malte sie in der heiligen Stimmung, mit der sie ihn erfüllte; und darum wirkt seine Darstellung so ungemein befruchtend und anregend auf die Phantasie des Bildbetrachters."

Nach mehrjähriger Pause stellte Barth 1910 wieder im Hagenbund aus; eines der besten Werke war zweifellos „Die Langkofelhütte", das später auch als Hüttenplakat der Akad. Sektion Wien, der er angehörte, zur Wiedergabe gelangte. „Motive aus Gmünd in Kärnten", „Ferleiten" und „Der Prisanig in den Julischen Alpen" kamen zur Ausstellung. Nachbar der Barthschen Kunst war damals der heute zu überragender Bedeutung gelangte Landschafter Wilhelm Legler, der — wie ja jeder, der mit Barth in Berührung kam — die denkbar besten und freundlichsten Erinnerungen an ihn pflegt.

Im Jahre 1911 befand sich in der Hagenbund-Ausstellung neben Litographien und Holzschnitten „Zermatt", „Schloß Dornbach", „Brandschneide auf der Rax", „Knappendörfel" u. a. des Künstlers bekanntestes Werk; es trug die Katalognummer 125 und

war das „Morgengebet Kaiser Führer am Gipfel des Großglockner"! Das Werk, zu bekannt, als daß es einer Beschreibung bedürfte, ist Eigentum des „Alpinen Museums" in München und vielleicht das Bergsteigerbild κατ' ἐξοχήν; es konnte nur einer malen, dem nicht nur die Welt der Hochberge aufs innigste vertraut war, sondern der auch um die Seele des Menschen, der in die Berge geht und sie liebt, um den „alpinen Menschen" genau Bescheid wußte. Das war ja überhaupt das ihn Kennzeichnende und begründet die Sonderstellung der Kunst eines Otto Barth: verstand er es doch den seelischen Inhalt des Alpinismus in seine Berglandschaften, ich möchte sagen, einzubauen; eins in dem das besonders zum Ausdruck kommt, ist sein Werk „Bergführer"; ihrer Drei stehen ober einer Hütte und rauchen; nach getaner Arbeit, friedlich, ruhig; im Hintergrund die, denen ihr Leben dient, die — Berge. Ein Werk höchster Ordnung darf diesem Barth an die Seite gestellt werden: die „Ruhenden Hirten" von Egger-Lienz. Beide Künstler strebten mit gänzlich verschiedenen Mitteln einem Ziel zu; den Frieden des Bergmenschen im Frieden der Berge darzustellen.

„Der letzte Gang", eines der reifsten und erschütterndsten Werke des Künstlers, ein Begräbnis am Bergfriedhof darstellend, auch im Figürlichen sehr gut, darf nicht unerwähnt bleiben. Die malerischen Kontraste zwischen dem Abendrot der Kirchenwand und dem bleichen Weiß der schneeigen Berge sind schlechterdings vollendet! Und im Gegensatz dazu „Aus der Brentagruppe": Nebelfetzen umjagen den rötlichen, gestuften Fels; die Wände und Türme steigen aus den Nebelschleiern empor, der Fels wird zum Sinnbild der Bergnatur überhaupt. Die Österreichische Galerie in Wien (Belvedere) besitzt Barths „Osterfonntag in Rauris"; die bäuerlichen Besucher verlassen die Kirche; daß der Bergmensch weit mehr als der Städter der Zwiesprache mit seinem Herrgott bedarf, das Gottesdienstliche, die Kraft des Glaubens, all' das ist in dieses Bild mit einer schlichten, feierlichen Ruhe gebannt. „Am Fieschersirn" stellt drei Bergsteiger dar, die beim ersten Morgenschein — noch stehen die Sterne am Himmel — ihren Gang ins Eis antreten.

Barths Gesamtleistung ist, gemessen an der verhältnismäßig kurzen Schaffenszeit, die ihm das neidische Schicksal gegönnt hat, groß, was um so anerkennenswerter ist, da er sich fast niemals wiederholte; und das scheint mir ein nicht hoch genug einzuschätzendes, weiteres Kennzeichen seiner künstlerischen Führung zu sein. Er schuf und schuf im wahren Sinne des Wortes, unverdrossen und unverzagt, er verschmähte aber die billige Wiederholung. Er hätte es niemals mit seinem künstlerischen Gewissen vereinen können, wie es heute so manchem „Bildner der Alpen" beliebt, gewissermaßen am „laufenden Band" und die „genormten" Alpenlandschaften zu malen, um sie dann in den Konsumzentren des Fremdenverkehres abzusetzen; dabei hätte Otto Barth, wenn er auch nicht gerade zu klagen hatte, sicherlich auch größere Einkünfte vertragen können; aber das Krämerhafte lag einmal seiner Natur so gänzlich fern. Wir müssen ihm auch dafür heute besonderen Dank wissen, denn der Mangel des kaufmännischen Sinnes befähigte ihn zweifellos auch zur restlosen Hingabe und zur wahrhaft schöpferischen Arbeit in seinem Beruf als Künstler. — Seine wertvollsten Gemälde sind auch in Reproduktionen überliefert, die der Alpine Verlag Gustav Schmidt, Wien, ausgibt.

Das Bild vom Schaffen Barths wäre lückenhaft, wenn man nicht auch seiner zeichnerischen, graphischen Arbeit gedächte; daß er als Illustrator für unsere „Druckschriften", für die „Österreichische Alpenzeitung", für die „Deutsche Alpenzeitung" unter der künstlerischen Ära Eduard Lankes' tätig war, ist selbstverständlich. Er illustrierte u. a. auch eines der grundlegenden Werke der klassischen alpinen Literatur: die „Gefahren der Alpen" von Zsigmondy-Paulke. Besonders wertvoll erscheint es, daß seine Originallithographien (Verlag A. Haase, Prag und Wien), die der Darstellung des Typischen im Landschaftsbild dienten, der Schule zugänglich gemacht wurden — und damit jenem Bildbetrachter, für den das Beste gerade gut genug ist, dem Kind! Als ob das Schicksal

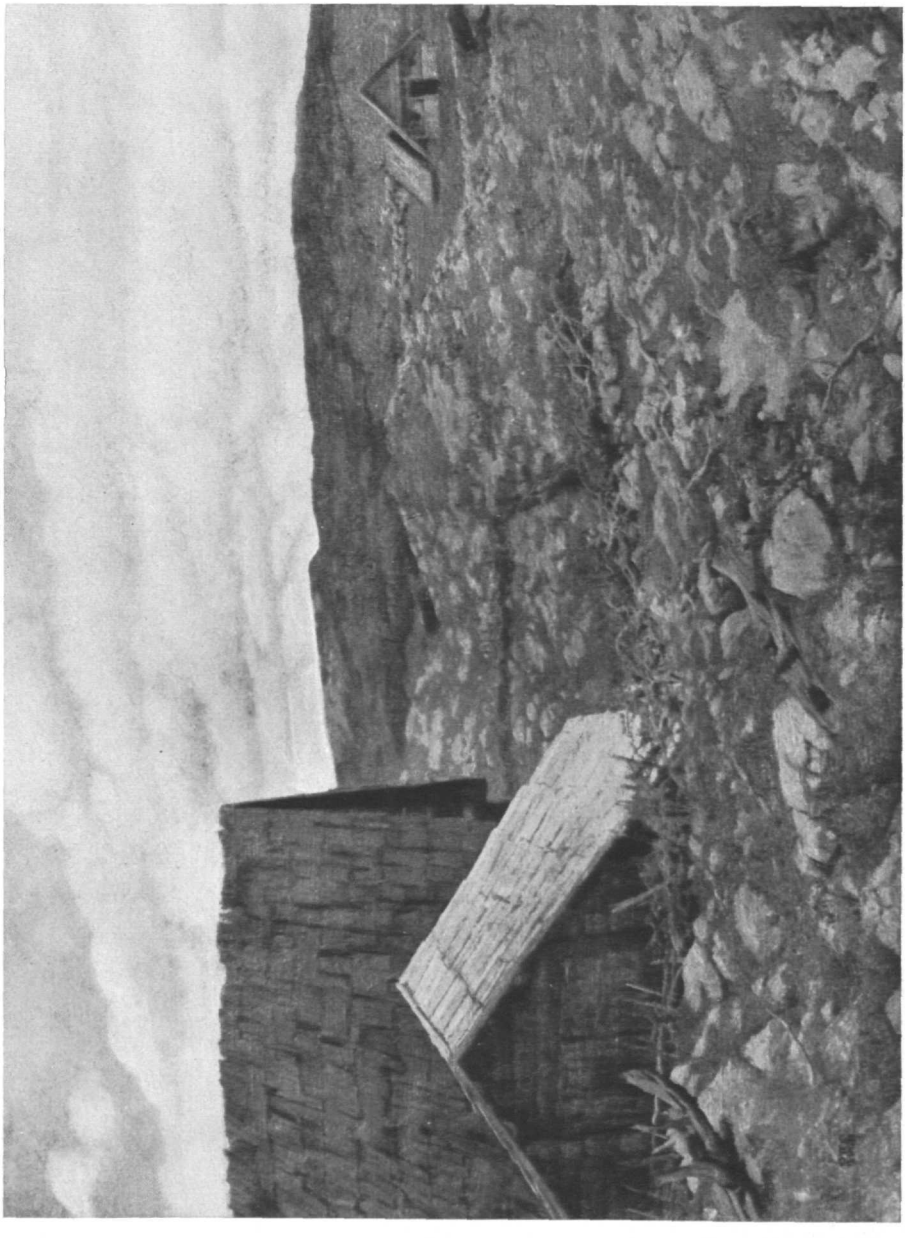
uns mit so vielen Härten im Leben des Künstlers versöhnen wollte: knospende Menschheit ist es, die durch Otto Barth zum erstenmal erfährt, wie der Wiener Wald, die sagenumwobene Wachau, der Karst, die Dolomiten oder die Zentralalpen überhaupt aussehen. Der Fremdenverkehr hat Barth die so wichtige und erfolgreiche Mitarbeit des bildenden Künstlers auf dem Gebiete seiner Werbung zu danken; gleich Freund Jahn schuf er das moderne Eisenbahnplakat (Wocheiner-, Tauern- und Karawankenbahn), sowie maritime Stücke für den seinerzeitigen Österreichischen Lloyd. Eine Anzahl von Postkarten verbreitete den Ruf deutscher Alpenschönheit in der ganzen Welt; Otto Barth „zeichnete für sie" verantwortlich. In einer großen Anzahl von Vignetten, reizenden Exlibris, Vorwürfen für Festschriften u. a. kommt sein bedeutendes formales Talent, sein prachtvoller, sicherer Strich zur vollen Geltung. Da sind Schwünge des Schiläufers ebenso meisterlich festgehalten wie eine am Band klebende Bergsteigerin, Turisten im Kamin und daneben wieder Jugend an freier Wand ... Malerische Kurzschrift, die die Künstlerhand in jeder Zeile verrät.

Ein Künstler war dieser Otto Barth, nicht nur Maler; sind doch die Worte so bezeichnend, die einmal Gustav Jahn zu ihm sprach: „Ich bin ein Maler, aber Du, Otto, Du bist ein Künstler!"

Als Künstler ein Einmaliger, nicht wegzudenken aus den Reihen bedeutender Darsteller der Landschaft; sein Werk wird bleiben. Als Mensch ein ganzer Mann, wie sie heute immer seltener werden; bei hohem Lebensernst und straffer Führung umspielen sein Menschentum die sonnigen Lichter des Humors, der Frohlaune: Das Geschenk der Natur an viele Ganze, Große.

* * *

In kurzer Skizze nur, nicht im geschlossenen, ausgebauten Werk, wie es dieser Künstler verdiente, habe ich sein Leben und Schaffen zu zeichnen versucht; dafür aber war es mir gegönnt, ihn in das Gedächtnis jener zu betten, die ihm und seiner Kunst zunächst stehen, welche die Liebe zu den Bergen eint, die Ritter vom Orden des silbernen Edelweiß, wie sie einmal Dr. Blodig nannte; sie aber sind besonders berufen, die Hüter seiner Kunst zu sein. Deutsche Bergsteiger und Du, deutsche Jugend, seid dessen eingedenk in trüber schwerer Zeit!



Otto Barth

Verlaſſene Alm (Privatbeſitz)

Otto Barth

Nebelmeer (Privatbesitz)

Die Niederschlagsverteilung in den Alpen

Von Dr. E. Reichel, Berlin[1])

Einleitung

Wer im Berner Oberland, in den Bergen um Zermatt oder in den Glarner Alpen Bergfahrten unternommen hat, wird auf Gletschern oder Graten vielfach auf jene rund zwei bis vier Meter hoch aufgestellten Gefäße gestoßen sein, in denen der Niederschlag — Regen, Schnee, Graupel, Hagel — gesammelt und gemessen wird. Diese Geräte sind die höchsten Punkte eines über alle Staaten Europas gespannten engen Netzes von Stationen, denen die Messung und Beobachtung der atmosphärischen Niederschläge zur Aufgabe gemacht ist. Aber während die Stationen in der Ebene, in den Tälern oder bei den Hütten und Paßübergängen bedient werden, indem die im Regenmesser enthaltene Wasser- oder Schneemenge täglich festgestellt wird, sammelt sich in den „Totalisatoren" der Niederschlag meist eines ganzen Jahres an. Er wird durch eine Salzlösung geschmolzen und flüssig gehalten und ist durch eine Ölschicht gegen Verdunstung geschützt, bis, meist im August/September, die Messung erfolgt. Die Beobachtungen stehen alle im Dienste von Wissenschaft und Praxis; erwähnt sei nur ihre Beziehung zur Wirtschaft durch ihre Verwendung in der Lehre vom Wasserhaushalt der Flüsse (Elektrizitäts- und Wasserwirtschaft), bei der Gefahrenmeldung der Hochwasser und ihre Bedeutung für die Land- und Forstwirtschaft.

Während fast auf der ganzen Erde die Menge des jährlich fallenden Niederschlages in den Ebenen einigermaßen bekannt ist und für die Kulturstaaten eingehende Darstellungen der Regenhöhe vorliegen, ist unsere Kenntnis über die Menge des auf den Gebirgshöhen fallenden Niederschlages nur langsam vorgeschritten und hat erst seit der Einführung der Totalisatoren vor etwa 25 Jahren entscheidende Förderung erfahren. Wir erhielten nunmehr über die Zunahme des Niederschlages mit der Höhe gesicherte Kenntnisse auf Grund von Messungen, und die früheren Schlüsse über die Zunahme wurden überholt. Allerdings stehen diese Geräte bisher fast nur in den Schweizer Bergen. Für die Alpen mußte die Darstellung des Gegenstandes aus mehrfachen Gründen reizvoll sein. Einmal lagen aus fast allen beteiligten Staaten Karten vor, die zusammengefaßt und einheitlich bearbeitet werden mußten. Sodann haben die Alpen an drei Klimagebieten Anteil: dem ozeanischen im Westen, dem kontinentalen im Osten und dem mittelmeerischen im Süden, die innerhalb des Gebirges zusammentreffen, und deren jedes eine besondere Verteilung der Niederschläge über das Jahr hat. Ferner bietet der gebogene Verlauf der Alpenkette den Reiz, daß sie im Westen den Regenwinden frontal ausgesetzt ist, östlich aber mehr in Richtung der vorherrschenden Westströmung unserer Breiten verläuft. Schließlich sind die Alpen das einzige bezüglich der Niederschläge gut durchforschte Hochgebirge der Erde, dessen Bearbeitung an sich schon lohnt, wo aber aus den gewonnenen Erkenntnissen Schlüsse auf andere Gebirge gezogen werden können.

Die kartographische Darstellung der Regenverteilung erfolgt in der gleichen Weise, wie man etwa eine Höhenschichtenkarte, mit der übrigens unsere Karte große Ähnlich-

[1]) Dargestellt auf Grund der Abhandlung von K. Knoch und E. Reichel, Verteilung und jährlicher Gang der Niederschläge in den Alpen, Abhandl. des Preuß. Meteorol. Inst., Bd. IX, Nr. 6. Berlin 1930. 84 S., 15 Fig., 4 Beilagen mit 28 Karten. Julius Springer. Preis 13.— RM.

keit hat, gewinnt. Über das verwendete Maß der Niederschlagsmenge ist jedoch noch Aufklärung nötig: Man mißt sie, indem man sich den Niederschlag eines Tages, eines Monats oder des Jahres in einer Wasserschicht — Schnee geschmolzen — über die Erdoberfläche ausgebreitet denkt. Die Höhe dieser Schicht ist die gesuchte Größe. Wie man sich leicht ableiten kann, entspricht ein *mm* dem Hohlmaß 1 *l* je *qm*. Da nun in den einzelnen Jahren die Regenmenge sehr wechselt, bildet man langjährige Mittel; in der vorliegenden Karte sind zumeist 35jährige Reihen verwendet worden. Natürlich ist eine große Niederschlagsmenge nicht gleichbedeutend mit häufigen Regenfällen, da die Stärke der Regen mit eingeht. So kann man den regenreichen Südosten der Alpen keineswegs als ein Schlechtwettergebiet bezeichnen, während die Trockengebiete der Zentralalpen eine wesentlich größere Niederschlagshäufigkeit haben. Diese soll hier nicht betrachtet werden — obgleich sie für den Bergwanderer vielleicht mehr Interesse hat — sondern wir geben mit der beigefügten Karte eine Darstellung der Menge des Niederschlages, deren Bedeutung oben kurz angedeutet wurde; sie ist die generalisierte Wiedergabe einer farbigen ausführlichen Karte (Maßstab 1:925000), die auf Grund der Beobachtungen an 2100 Stationen im Alpengebiet gezeichnet wurde.

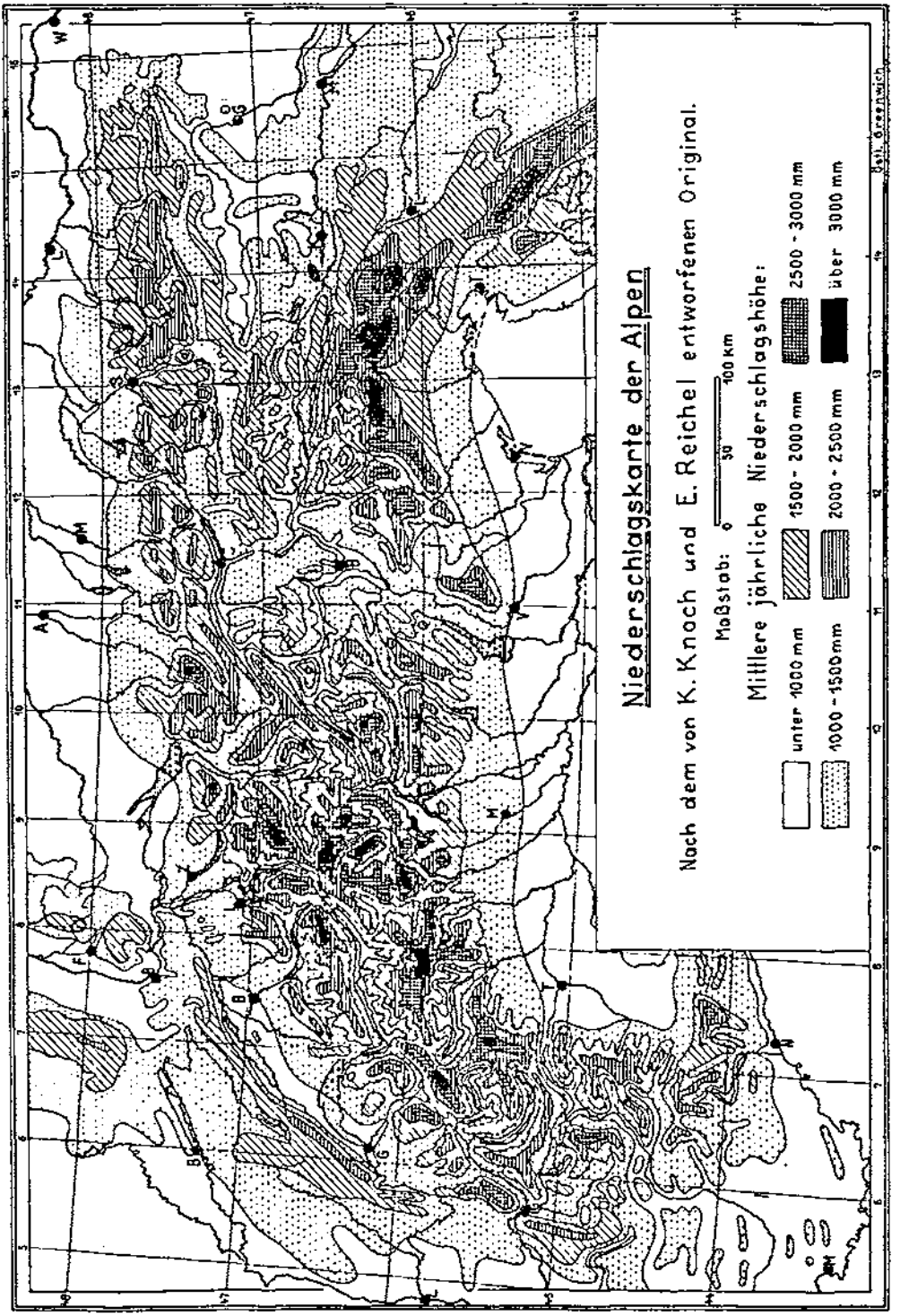
Übersicht über die Karte

Bei der Betrachtung kleinerer Ausschnitte aus der Karte erkennt man als den ausschlaggebenden Faktor für die Höhe der Niederschläge, also für das Kartenbild, die Oberflächengestalt. In solchen Teilgebieten hat sie das Aussehen einer Höhenschichtenkarte; wir werden also unterrichtet, daß die Regenmenge zunächst von der Seehöhe des Beobachtungsortes abhängt. Jedoch zeigt der Blick auf die ganze Karte, daß man auch nicht annähernd etwa einer bestimmten Höhenlinie einen bestimmten, für das ganze Gebiet festen Betrag der Niederschlagshöhe zuordnen könnte. Vielmehr treten hier bestimmt Abweichungen auf, und es wird unsere Aufgabe sein, uns von der Betrachtung kleinerer Teile zu lösen und die Hauptmerkmale des Gesamtbildes zu suchen und zu erklären.

Die in der Karte dunkel angelegten Teile, die den niederschlagsreichen Gebieten entsprechen, finden wir etwa an folgenden Stellen: in den französischen Voralpen, und im Schweizer Jura, in den französisch-italienischen Zentralalpen nördlich der Ubaye-Drome-Linie, in der Süd- und Ostschweiz, im Südosten der Alpen und, etwas schwächer ausgebildet, in der nördlichen und dem Rest der südlichen Kalkalpenkette. Dem treten als ausgesprochene Trockengebiete, durch eine hellere und Punktsignatur gekennzeichnet, entgegen: Der Südteil der französischen Alpen, die Südwestschweiz, die Tiroler Zentralalpen, das Gebiet zwischen Mur und Drau und einzelne Talzüge.

Die Regengebiete

Als Herkunftsort der Niederschläge kennen wir das Meer und die in Richtung des Meeres liegenden Landflächen, welche die aus erster Hand empfangene Feuchtigkeit durch Verdunstung wieder dem Wasserkreislauf zuführen. Demnach erhalten die Alpen ihre Niederschläge vom Atlantischen Ozean, vom Mittelmeer und vom Adriatischen Meere her; Regenwinde sind also die Winde aus West und Nordwest, Süd und Südost bis Südwest. Wir werden sehen, daß das an zweiter Stelle genannte Mittelmeer als ausschlaggebender Feuchtigkeitsspender aus bestimmten Gründen ausfällt. Da nun die Niederschlagsbildung im Gebirge fast ausschließlich dadurch zustande kommt, daß die am Hang gezwungen aufsteigende Luft sich abkühlt und daher zur Abgabe ihrer Feuchtigkeit aus physikalischen Gründen gezwungen wird, haben die Außenketten des Gebirges den Hauptanteil des Niederschlages zu erwarten. Aus dieser Luvstellung der Gebirgsketten verstehen wir den Regenreichtum der westlichen französischen Gebirgsgruppen und des Jura trotz ihrer relativ geringen Höhe. Weiter im Osten übernehmen


Niederschlagskarte der Alpen
Nach dem von K. Knoch und E. Reichel entworfenen Original.
Maßstab: 0 50 100 km
Mittlere jährliche Niederschlagshöhe:
unter 1000 mm
1000 - 1500 mm
1500 - 2000 mm
2000 - 2500 mm
2500 - 3000 mm
über 3000 mm
Ost. Greenwich

dann die Nördlichen Kalkalpen die Rolle als Regenfänger. Zuerst bieten der niedrige Bregenzer Wald und die Allgäuer Alpen ihre Front den Regenwinden, mit dem Fortschreiten nach Osten spielen die bei Lage eines Tiefdruckgebiets über Ungarn eintretenden Regen eine bedeutende Rolle (Salzkammergut). Ebenso erklärt die Luvlage den Regenreichtum im Südosten der Alpen, der durch die unmittelbare Nähe des warmen, daher reichlich Feuchtigkeit spendenden Meeres erheblich verstärkt wird und die Jahresmengen in relativ großen und niedrig gelegenen Gebieten auf über 3000 *mm* ansteigen läßt. Wie in den Kalkalpen verdient aber auch der Regenreichtum der Täler mit Mengen von fast durchweg 1500 bis 2000 *mm* Beachtung, Werte, die wir weiter binnenwärts nur auf den höchsten Ketten finden.

Da im Westen die Randketten schmal sind und sie weiter östlich durch bedeutend höhere Gebirgszüge überragt werden, gibt die Luft beim weiteren Aufsteigen an deren Hängen erneut Niederschlag ab. Daher empfangen die nördlichen französischen Zentralalpen, die noch zum Einflußgebiet des Atlantischen Ozeans gehören, in ihren höheren Teilen reiche Mengen, und dieses Niederschlagsgebiet setzt sich östlich über Wallis und Berner Oberland in das große Regengebiet der Ost- und Südschweiz fort. Der Jura spielt gegenüber der Hauptkette nur im Westen die Rolle eines Regenfängers, östlich wird er niedriger, und seine Entfernung von den Zentralalpen nimmt zu. Daher weisen Berner Oberland und Glarner Alpen Jahressummen von bis über 3000 *mm* auf. Nach Süden vereint sich dieses Gebiet mit dem von der Adria her beeinflußten Niederschlagsgebiet der Südalpen, das westlich seine Ausläufer bis zu den italienischen Zentralalpen sendet. In dem ganzen vom Bodensee bis zu den oberitalienischen Seen quer durch die Alpen ziehenden Streifen sind die nach Norden und Süden geöffneten Täler regenreich mit Mengen um 1500 *mm*, die Gipfel erreichen überall 2500 bis 3000 *mm*. Es ist eine Folge der Durchgängigkeit des Gebietes, daß sich die beiden regenreichen Zonen des Nordens und Südens über dem Gotthard vereinigen. Dazu kommt vermutlich der Einfluß des Gebirgsverlaufs im Westen, der die von der Adria kommenden Regenwinde gegen Norden abdrängt, und die hier sehr starke Saugwirkung der im Nordwesten vorbeiziehenden Tiefdruckgebiete (Föhn). Das Gebiet tritt deswegen um so mehr hervor, als der südliche Regengürtel durch das trockene Etschtal unterbrochen ist. Während man versucht ist, für diese Niederschlagsarmut ein Abklingen der Wirkung von der Adria her wegen der zunehmenden Entfernung verantwortlich zu machen, ist dies nur eine Folge des südwestlichen, also frontalen Gebirgsverlaufs in den Monti Lessini und dem daraus resultierenden Regenschatten nordwestlich dieser Gruppe.

Die höchsten Werte des Niederschlages treten allenthalben auf den Ketten und Gipfeln ein, wie wir bereits eingangs bemerkten. Die Zunahme von den in den Tälern gemessenen Mengen zu diesen Höchstwerten ist ununterbrochen, sie kann jedoch nicht unbeschränkt sein, wie man aus Überlegungen über den Feuchtigkeitsgehalt feuchter Luft bei sinkender Temperatur folgern kann: Jedoch hat man über die Höhengrenze dieser Zunahme und die danach beginnende Abnahme bisher stets falsche Annahmen gemacht, und mit dem allmählichen Vorrücken der Stationen in die Höhe wanderte die „Zone maximaler Niederschläge" ebenfalls immer höher, weil unsere Erfahrungen eine noch immer ununterbrochene Zunahme mit der Höhe lehrten. Die genannte Zone wird, wie man jetzt wohl sagen kann, in den Alpen nicht erreicht, daran können auch Einzelbefunde nichts ändern, wohl aber kann man von einer mit der Höhe eintretenden langsameren Zunahme der Mengen bereits sprechen. Überhaupt bedarf die Frage nach der Zone maximaler Niederschläge, die in der Literatur immer eine große Rolle spielte, insofern der Revision, als man sie nicht generell für die Mittelwerte stellen darf, sondern sie getrennt für einzelne Regen bei bestimmten, typischen Wetterlagen bearbeiten muß, bei denen dann die gesuchte Höhe ganz verschieden ausfallen dürfte. Freilich ist

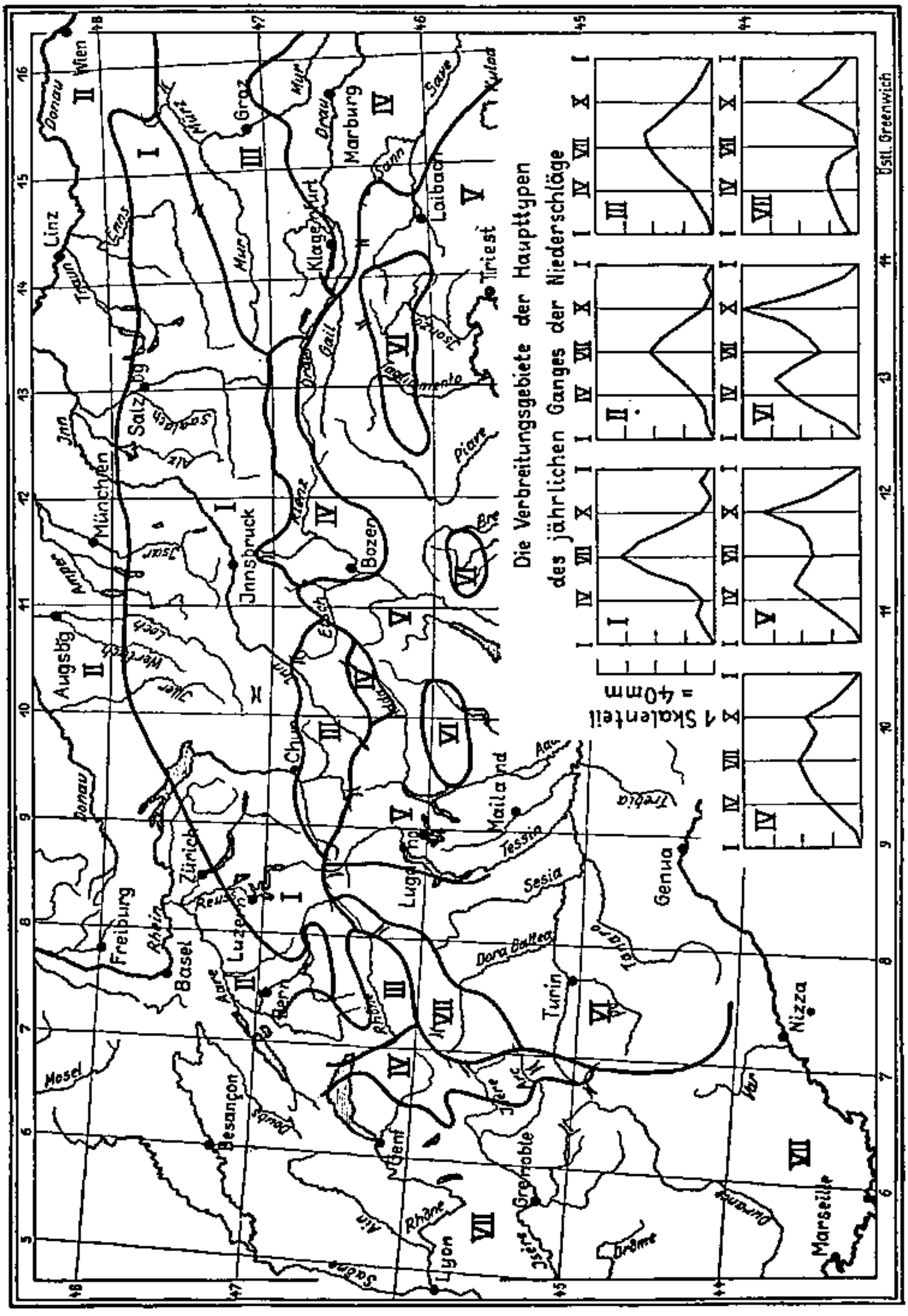
damit die Lösung der Frage wieder in weite Ferne gerückt, nicht so sehr wegen des Umfanges der zu leistenden Untersuchungen, als vielmehr wegen des Mangels an täglichen Messungen aus der Höhe, denn die Totalisatoren liefern ja nur die Gesamtsummen größerer Zeiträume.

Die Trockengebiete

Die — im Hinblick auf die Meeresnähe auffallende — Trockenheit der südfranzösischen Alpen ist zunächst einmal in der Abnahme der Höhe der Massive südlich der Ubaye-Drome-Linie bedingt. Jedoch ist diese Begründung nicht stichhaltig, denn wir fanden in den anderen Außenketten des Gebirges bei ebenfalls geringen Meereshöhen gerade sehr reichliche Niederschläge, so daß wir uns nach einer anderen Begründung umsehen müssen. Wir finden sie, wenn wir die Zugehörigkeit der Provence zu einem anderen Klimagebiet in Rechnung stellen, nämlich zum mittelmeerischen, das durch das fast völlige Fehlen sommerlicher Niederschläge charakterisiert ist. Dieser Ausfall einer ganzen Jahreszeit, in der weiter nördlich ein Hauptteil der Jahresmenge fällt, hat zur Folge, daß die Gesamtsummen hier relativ niedrig ausfallen. In den eigentlichen Regenmonaten steht dieses Gebiet den nördlichen keineswegs nach. Während man auf den niedrigsten Höhenzügen bereits Mengen von 2—3000 *mm* erwarten müßte, bleiben dort die Mengen im Süden unter 1500 *mm* und erreichen auf den höchsten Gipfeln der Seealpen vielleicht 2500 *mm*.

Sehen wir zunächst von den Tälern ab, so treffen wir nördlich auf das große Trockengebiet der Südwestschweiz nordöstlich des Genfer Sees, wo im Regenschatten des Jura die Mengen unter 1000 *mm* (Minimum: 730 *mm*) bleiben, und wo sich die Schattenwirkung auf die Berge von Hochsavoyen und den Rand des Berner Oberlandes erstreckt, wie ein Vergleich mit den unbeeinflußten Höhen weiter östlich sofort zeigt. Im Innern der Alpen treten dann beim Fortschreiten gegen Osten die Ötztaler und Stubaier Alpen als sehr trocken entgegen; vermutlich geht selbst auf den Gipfeln der Niederschlag kaum über 1600 *mm* hinaus. Diese Gruppen liegen im Regenschatten der nördlichen und südlichen Außenketten und gehören zur regenarmen Zentralalpenzone, die sich östlich über die Tauern bis in die niederen Teile der Ostalpen fortsetzt. Auf den Hohen Tauern sind die Mengen jedoch ein wenig, aber nicht ihrer Höhe entsprechend, größer. Vom Glocknergebiet bis in die Gegend von Gastein wird man — im Gegensatz zu unserer ersten Kartendarstellung — 2000 *mm* Jahresniederschlag annehmen müssen, da das von zahlreichen Tälern und teilweise nicht so hoch ansteigende Gebiet zwischen Inn und Salzach eine regere Luftzirkulation bis in das Innere gestattet. In den niedrigen Gebieten des Ostens zwischen Mur und Drau wird dann die Regenmenge infolge der nach Nordwesten und Südwesten abgeschlossenen Lage immer kleiner, bis wir schließlich östlich an die Trockengebiete der ungarischen Ebenen Anschluß gewinnen.

Nun noch ein Wort über die Täler. Wo diese den Regenwinden zugänglich sind, haben auch sie wie die Berge große Regenmengen. Denn der vom Gebirge ausgehende Stau des anwehenden Luftstromes läßt bereits über ihnen den Vorgang der Kondensation beginnen, und es wurde auf diese regenreichen Täler in den Außenketten bereits mehrfach verwiesen. Die genannte Stauwirkung hat übrigens auch zur Folge, daß im Vorland des Gebirges, das wir damit in die Betrachtung kurz einbeziehen wollen, der Niederschlag höher wird, wo von einer wesentlichen Zunahme der Höhen noch nichts zu spüren ist. Wo die 1000-*mm*-Linie läuft, würde im Norden und im Süden beim Fehlen der Gebirgskette der Niederschlag kaum mehr als 600 *mm* betragen. — In den abgeschlossenen Tälern des Innern sieht es ganz anders aus, da die Regenschattenwirkung dort so recht zur Wirkung gelangt. In Briancon und Oulx, im Rhonetal und im Tal der Visp, sowie im Etschtal kommen Mengen von weniger als 600 *mm* vor. An-


Die Verbreitungsgebiete der Haupttypen
des jährlichen Ganges der Niederschläge
1 Skalenteil
= 40mm
Östl. Greenwich
Wien
Linz
Graz
Marburg
Klagenfurt
Laibach
Triest
Salzbg
München
Innsbruck
Bozen
Augsbg
Chur
Zürich
Freiburg
Basel
Luzern
Bern
Lugano
Mailand
Genua
Turin
Nizza
Marseille
Besançon
Genf
Grenoble
Lyon
Donau
Rhein
Rhône
Inn
Mur
Drau
Save
Etsch
Tessin
Sesia
Trebia
Dora Baltea
Mosel
Doubs
Isère
Durance
Drôme
Saône
Ain

dere Talzüge, Isere, Inn—Salzach—Enns, Bozener Becken und Pustertal stehen dem streckenweise wenig nach. Diese Talzüge haben alle dieselben Merkmale: Dort, wo den Regenwinden der Zutritt möglich ist, steigen die Mengen, insbesondere also am Ausgang der Täler aus dem Gebirge, wo wir die „Regenschwelle" finden. Im Innern aber nimmt mit zunehmender Höhe flußaufwärts die Trockenheit immer mehr zu. Als Beispiele mögen hier das Iseretal, das obere Rhonetal oder das Rheintal genannt werden, wir finden diese Erscheinung in der Karte immer wieder.

In der Tat müssen wir nach den in den beiden Abschnitten gegebenen Erläuterungen von dem Grundsatz abgehen, daß die Niederschlagskarte eine Höhenschichtenkarte mit anderer Linienbezifferung sei. Die Unterschiede, die oben aufgezeigt wurden, sind sehr groß. Entscheidend für die Niederschlagsmenge ist nicht so sehr die Höhe einer Gebirgskette oder eines Talbodens, wesentlich ist vielmehr die Lage zu den Regenwinden und die Oberflächengestalt in der Umgebung der betrachteten Stelle. Aus diesen beiden Faktoren kann man fast alle Besonderheiten der vorgelegten Karte erklären.

Die Verteilung über das Jahr

Neben einer auf das ganze Alpengebiet erstreckten Darstellung der Gesamtmenge des Niederschlages ist eine einheitliche Untersuchung des Jahresganges eine besonders dankbare Aufgabe. Hierfür bedarf man besonders langer Beobachtungsreihen, kommt andrerseits jedoch mit einem dünneren Stationsnetz aus, so daß dieser Teil der Untersuchung auf die mittleren Monatssummen an 400 Orten gegründet wurde. Es sollen hier nur die Hauptergebnisse übersichtlich dargestellt werden, indem wir von der in Seite 26 gegebenen Übersicht über die Haupttypen des Jahresganges ausgehen. Vorweg müssen wir aber auf eine frühere Bemerkung verweisen, indem wir nicht die Betrachtung der Mengen mit einer Darstellung der Regenhäufigkeit verwechseln dürfen. Letzteres Element ist hier nicht untersucht.

Den Norden der Alpen nimmt das Sommerregengebiet ein, das dem kontinentalen Klima Ost- und Mitteleuropas entspricht. In ungestörter Form ist der Jahresgang der Regenmenge in den Typen I, II und III ausgebildet, während Typ IV bereits einen Übergang nach Süden vorstellt. An die Kette der Kalkalpen und die Nordabdachung der Zentralkette knüpft sich Typ I, der sich durch ein ausgesprochenes Maximum im Juli oder Juni auszeichnet. Die in den Figuren gegebenen Übersichten über den Jahresverlauf sind stark schematisiert, sie stellen nur eine ganz rohe Abstraktion aus den verschiedensten Untergruppen dar, in denen an einzelnen Stellen z. B. auch der August als der Hauptregenmonat auftritt. In Typ II haben wir dasselbe Bild mit abgeschwächter Amplitude vor uns, hier werden ebenfalls Juli und Juni für das Maximum bevorzugt, das Minimum tritt im Januar oder Februar ein, während es im ersten Falle besonders im Osten eher auf den November als auf den Januar fällt. Beiden Gebieten ist ein sekundärer Anstieg im Dezember eigen, der weiter nördlich auf den deutschen Mittelgebirgen zur Hauptkulmination der Jahreskurve wird und seine Ursache in einem Herabsinken der Zone maximaler Niederschläge mit den Wolken und in der um diese Jahreszeit vermehrten Zyklonentätigkeit hat. Die sommerlichen Niederschläge sind erstens eine Folge der nördlich vorüberziehenden Tiefs mit den nachfolgenden Kaltlufteinbrüchen bei großem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, zweitens hervorgerufen durch die über Ungarn oder an der Adria auftretenden frühsommerlichen Depressionen, die eine starke Nordwestströmung und damit äußerst ergiebige Geländeregen verursachen (besonders im Salzkammergut). Daneben spielen natürlich Gewitterregen infolge der wegen der Hitze aufsteigenden Luft besonders in den Spätsommermonaten eine Rolle. Jedoch ist deren Wichtigkeit für die Typen III und den östlichen und mittleren Teil von IV bedeutender. Hierin sind die Gebiete der großen inneralpinen Becken einbegriffen, die mangels Zirkulation starke aufsteigende Luftströme

im Sommer aufweisen, und in denen die Gewittertätigkeit durch Kaltlufteinbrüche in Gang gesetzt wird, die wegen der Durchgängigkeit des Geländes weit nach Süden vorstoßen können. Daher ist hier das Maximum vorwiegend auf den August verschoben, wo dieser Vorgang voll zur Entwicklung gekommen ist. Das Minimum tritt ausgesprochen im Januar ein, der Zeit der intensiven Hochdruckgebiete über den Alpen. Das Dezembermaximum fehlt hier aus ähnlichen Gründen. Natürlich spielen die unter I und II genannten Wetterlagen auch hier eine Rolle.

Beim Typ IV gesellt sich zum Sommermaximum ein sekundärer Anstieg im Herbst, dessen Ursachen wir noch kennenlernen werden. In Typ V tritt der Sommer nun mehr zurück, Mai/Juni und Oktober übernehmen das Maximum. Für die Niederschlagsbildung sind hier andere Wetterlagen maßgebend, die in der Hauptsache im Frühjahr und Herbst auftreten. Einmal ist es die Föhnwetterlage, bei der infolge eines Minimums über dem Kanal bei Südostwinden ergiebige Geländeregen fallen. Dann treten noch auf der Südseite, vor allem über dem Golf von Genua und der inneren Poebene, Minima auf, an deren Nordostseite die warme, feuchte Luft nordwestwärts gegen die Alpen strömt und dort beim Aufsteigen Niederschlag abgibt. Diese Zyklonen gehören zum System der typisch mittelmeerischen Zirkulation, weiter südlich treten sie mehr im Winter auf. Daneben fallen im Sommer bei Gewittern infolge von Kaltlufteinbrüchen von Norden, die auch beim Typ IV als auslösende Momente für die Gewitter eine Rolle spielen, sehr große Mengen, die jedoch an die Herbstmengen bei weitem nicht heranreichen. Auf den Herbst — speziell auf den Oktober — fällt übrigens die größte Ergiebigkeit wegen der hohen Wärme des Adriatischen Meeres.

Typ VI tritt in gegen Norden gut geschützten Gebieten auf, wo die Sommerregen nachlassen, da die oben erwähnten Faktoren nicht zur Auswirkung kommen. Im Westen der Poebene fällt das Maximum dann auf den Mai, wo — als Zeichen eines südlichen kontinentalen Klimas — die Frühlingsregen überwiegen.

Im Westen der Alpen herrscht ein stetiger Übergang von einer fast stetig zum Oktober ansteigenden Regenkurve zu einer Verteilung auf Frühjahr und Herbst mit dem absoluten Minimum im Sommer. Die als Typ VII bezeichnete Figur steht in der Mitte zwischen den eben beschriebenen Typen des Nordteils und des Südteils der französischen Alpen. Im Norden ist diese Verteilung eine Folge des ozeanischen Einflusses von Westen, verbunden mit einer Einwirkung der mittelmeerischen Klimafaktoren, die nach Süden immer stärker werden. Die fast absolute Regenlosigkeit des Sommers im Süden ist mit den um diese Zeit vorherrschenden Nordwinden erklärt. Die Zyklonentätigkeit erreicht im Mai/April und im Oktober ihr Maximum, und mit ihr die Niederschlagsbildung. Weiter nördlich treten dann auch im Sommer Tiefdruckgebiete und mit ihnen Regen auf, während die Herbstregen des ozeanischen Gebietes wiederum eine Folge des großen Wärmeüberschusses des Meeres und der daraus folgenden ergiebigen Kondensation über den kühleren Landflächen sind. Auf den Höhen der Zentralkette schiebt sich aber der Sommerregentyp IV weit nach Süden vor. Wie wir bei der Besprechung der Regenverteilung bereits erwähnt haben, steigt die Luft an ihnen bei Nordwestwind erneut auf, so daß sich mit der Häufigkeit und Ergiebigkeit der Nordwestwetterlagen neben den sekundären Herbstregen sommerliche Niederschläge einstellen.

Wie nicht anders zu erwarten, ist auch die Entwicklung der Typen des Jahresganges stark an die Reliefgestalt gebunden. Dies tritt noch mehr hervor, wenn man etwa die Verbreitung bestimmter Maxima und Minima im Alpengebiet kartographisch darstellt oder Bilder der monatlichen Regenmenge entwirft. Dies würde hier zu weit führen. Für alle Spezialfragen muß daher auf die eingangs zitierte Originalabhandlung verwiesen werden.

Die Tierwelt des Ewigschneegebietes

Von Univ.-Professor Dr. Otto Steinböck, Innsbruck

Lange Zeit hindurch galt das Hochgebirge der Alpen, insbesondere seine höchsten, dauernd mit Schnee und Eis bedeckten Höhen als gänzlich bar jeglichen tierischen Lebens, eine Anschauung, die auch heute noch vielfach vertreten ist und mancher Leser mag kopfschüttelnd die Überschrift dieses Aufsatzes gelesen haben. Die erste Kunde über Tiere aus dem Ewigschneegebiet verdanken wir H. B. de Saussure, dessen „Voyages dans les Alpes" (1779—1796) einen Wendepunkt in der Geschichte der Erforschung der Alpen bedeutet. Unter späteren Forschern sei hier vor allem der berühmte Schweizer Gelehrte Oswald Heer hervorgehoben, der u. a. in einer im Jahre 1845 erschienenen Abhandlung „Über die obersten Grenzen des tierischen und pflanzlichen Lebens" neben ausgezeichneten Beobachtungen über die Lebensweise der Ewigschneetiere bereits 32 verschiedene Tierarten als Bewohner der höchsten Gebiete anführt. In der Folgezeit werden zwar immer wieder vereinzelte Angaben über Funde von Kleintieren aus den besprochenen Gebieten gemacht, doch ist bis zur Jahrhundertwende kein wesentlicher Fortschritt seit Heer festzustellen. Einen neuen Aufschwung nimmt die Erforschung der Tierwelt des Ewigschneegebietes erst wieder, als über Anregung der Schweizerischen zoologischen Gesellschaft im Jahre 1907 die Untersuchung des Hochgebirges, vor allem seiner höchsten Erhebungen, planmäßig in Angriff genommen wird. Als Ergebnis derselben verdienen zwei Arbeiten besonders hervorgehoben zu werden, nämlich E. Bäbler (1910) „Die wirbellose, terrestrische Fauna der nivalen Region" und E. Handschin (1919) „Beiträge zur Kenntnis der wirbellosen terrestrischen Nivalfauna der schweizerischen Hochgebirge", die unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet außerordentlich vermehrten und grundlegend für die Folgezeit wurden.

Ehe wir nun zum eigentlichen Gegenstand unserer Abhandlung, den Ewigschneetieren übergehen, müssen wir vorerst zur Vermeidung von Mißverständnissen zwei Begriffe klären: Was verstehen wir unter Ewigschneegebiet oder Nivalregion und was unter Ewigschnee- oder Nivaltieren?

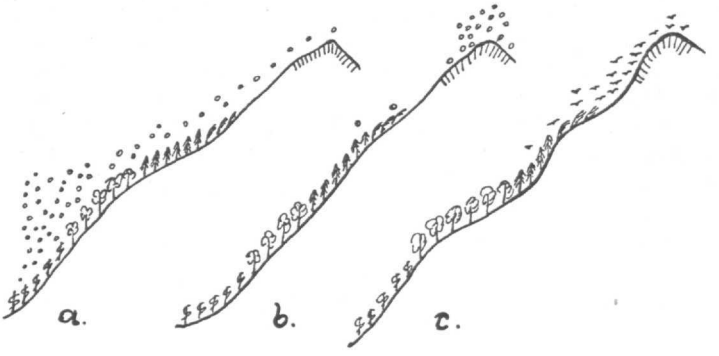
Das Ewigschneegebiet scheint eindeutig festgelegt, wenn wir es als jenes Gebiet bezeichnen, das oberhalb der Schneegrenze liegt. Nun ist aber „Schneegrenze" an sich kein eindeutiger Begriff; wir unterscheiden nämlich eine klimatische Schneegrenze von einer orographischen. Unter ersterer verstehen wir jene Höhe, „in welcher der im Laufe eines Jahres auf ebener Fläche gefallene Schnee gerade noch oder gerade nicht mehr geschmolzen wird". (Jegerlehner 1903.) Wesentlich verschieden von dieser klimatischen Schneegrenze ist die orographische, also jene, die durch Lage und Neigung des jeweiligen Berges gegeben ist. Wie jeder Bergsteiger weiß, sind in den vergletscherten Gebieten sonnseitige Hänge weit höher hinauf frei von dauernder Schneebedeckung als schattseitige. An solchen Hängen beobachtet man bei Sonnenschein ein verhältnismäßig reiches Tierleben. Dem Wanderer fallen da vor allem verschiedene Schmetterlinge, Fliegen, Hummeln und Käfer auf, die geschäftig umhertummeln; dreht man aber Steine um, dann wird man erst des wahren Reichtums an Tieren gewahr, denn Würmer, Spinnen, Milben, Tausendfüßler, Hüpferlinge, verschiedene Insektenlarven, Schnecken u. dgl. kommen so an das Tageslicht. Aber trotz der oft außerordentlichen Höhe solch reich besiedelter Flächen — mit 3000 *m* und mehr liegen sie weit über der klimatischen Schneegrenze — sind die genannten Tiere der Mehrzahl nach keine Ewigschneetiere,

sondern den Alpenmatten angehörige Hochgebirgsformen, denen die günstige Lage des Hanges ein Vordringen in so große Höhen gestattet. Blickt man dagegen von einer derartigen Stelle — ich denke da z. B. an den Steig, der von der Braunschweiger Hütte zum Pitztaler Jöchl führt und einen prachtvollen Blick auf die Wildspitze und den Mittelbergferner gewährt — gegen Süden auf nordseitig gelegene Hänge, dann bietet sich dem Beschauer ein gänzlich anderes Bild dar, denn gegenüber, und meist noch viel tiefer als man selbst steht, liegt dauernd Schnee und Eis. Überaus eindrucksvoll prägt sich da dem Beschauer die außerordentliche Bedeutung der Lage eines Hanges zur Sonne ein. Bezüglich der orographischen Schneegrenze besteht in der Auffassung noch insoferne eine Verschiedenheit, als die einen noch die dauernden Firnflecke in die Schneegrenze mit einbeziehen, während die anderen nur die zusammenhängende, bleibende Schneebedeckung als Grenze annehmen, welcher Auffassung auch wir uns hier anschließen wollen. Damit ist die erste der vorgenannten Fragen — was verstehen wir unter Schneegrenze — klar beantwortet.

Bleibt noch die weitere Frage, was sind Ewigschnee- oder Nivaltiere? Wer aufmerksam über Gletscher und Firnfelder wandert, wird gar nicht so selten aus tieferen Lagen her bekannte Tiere antreffen, so Schmetterlinge, wie den allbekannten Nesselfalter (*Vanessa urticae* L., Abb. 2), den man bei schönem Wetter, von warmer aufsteigender Luft getragen, über die höchsten Gipfel gaukeln sehen kann oder von Wirbeltieren die Gratgazelle unserer Berge, die Gemse und wer Glück hat sichtet vielleicht einmal Meister Reineke selbst oder wenigstens dessen Spur. Hier ist es wohl jedem ohne weiteres klar, daß es sich dabei nicht um echte Bewohner des Ewigschneegebietes handelt, sondern um Zufallsgäste, die — wie viele geflügelte Insekten, von denen Tausende und Abertausende schließlich auf Schnee und Eis erfrieren — ohne ihr Zutun von Luftströmungen erfaßt in die Höhe getragen werden, oder — wie Fuchs und Gemse — auf ihrer Nahrungssuche gelegentlich dieses Gebiet betreten, sich hier auch einige Zeit aufhalten. Die Mehrzahl dieser Tiere verbringt aber ihr Leben in tiefer gelegenen Gegenden, ja sie würden unfehlbar zugrunde gehen, müßten sie ihr Leben nur im Ewigschneegebiet zubringen. Wir sehen also, daß wir nicht wahllos alle Tiere in diesen Gefilden als Ewigschneetiere bezeichnen dürfen, sondern nur solche, die bestimmte Voraussetzungen erfüllen.

Dazu gehört vor allem, daß das Hauptverbreitungsgebiet oberhalb der Schneegrenze liegt und daß diese Tiere ihre ganze Entwicklung hier durchmachen. Abbildung 1 soll das Gesagte veranschaulichen. In a ist die Verbreitung des Nesselfalters (Abb. 2) dargestellt; man sieht, sein Hauptverbreitungsgebiet liegt in der Talstufe, er tritt aber auch im Almgebiet auf, ja er überfliegt auch die höchsten Erhebungen, doch kann er deswegen nicht als Ewigschneetier bezeichnet werden. Der Gletschermohrenfalter (*Maniola glacialis* Esp., Abb. 1b u. 3) dagegen kommt allerdings vereinzelt auch in tieferen Lagen vor, die große Mehrzahl aber verbringt das ganze Leben im Schneegebiet, er ist also ein echtes Ewigschneetier. Eine dritte Gruppe von Tieren, findet sich recht häufig im Schneegebiet, hat ihre Hauptverbreitung aber nicht dort, sondern in der tiefer gelegenen baumfreien alpinen Stufe (Abb. 1c u. 4), sie nimmt also eine Mittelstellung ein; hierher gehört z. B. der vielen Bergwanderern aus dem Hochgebirge bekannte Schneefink (*Montifringilla nivalis* L., Abb. 4, siehe auch weiter S. 39). Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß wir drei Gruppen von Tieren unterscheiden können, die im Ewigschneegebiet anzutreffen sind, nämlich echte Ewigschneetiere oder Chionobionten[1]) (griech. *chion* = Schnee, bios = Leben), die hier ihre Hauptverbreitung haben, ferner Hochge-

[1]) Handschin verwendet hiefür die Ausdrücke eunivale und tychonivale Tiere, während er die Fremdlinge Touristen nennt; abgesehen davon, daß vom sprachlichen Standpunkt eine Vereinigung eines griechischen und eines lateinischen Wortes zu einem neuen zusammengesetzten



Ψ Ackerland Ψ Laubwald ↑ Nadelwald ⌒ Krummholz mm Ewigschnee.

Abb. 1. Schematiſche Darſtellung der Verbreitung des a) Neſſelfalters, b) Gletſchermohrenfalters, c) Schneefinks. (Teilweiſe nach Handſchin 1919)

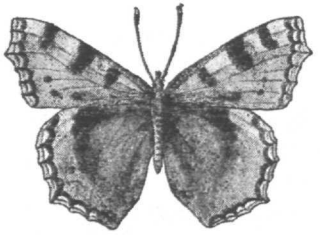


Abb. 2. Neſſelfalter
(Vanessa urticae L.)

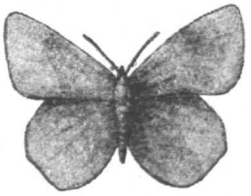


Abb. 3. Gletſchermohrenfalter
(Maniola glacialis Esp.)

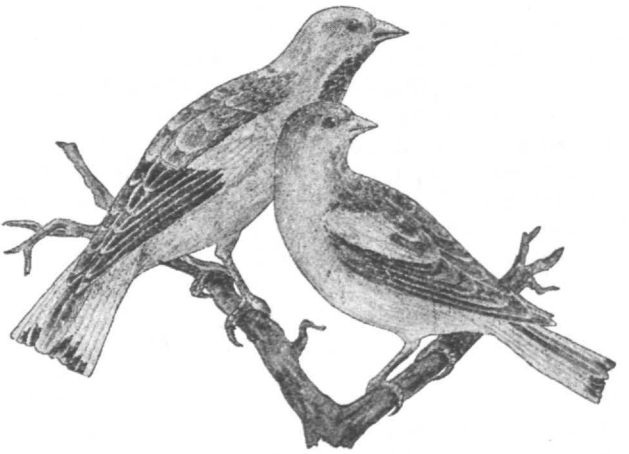


Abb. 4. Schneefink *(Montifringilla nivalis* L.)
Links Männchen, rechts Weibchen. (Nach Naumann 1905)

birgstiere oder Chionophile (griech. *philos* = Freund), deren Verbreitungsmittelpunkt das Hochgebirge iſt, die aber gerne in das Ewigſchneegebiet aufſteigen und ſchließlich Fremdlinge oder Chionoxene (griech. *xenos* = fremd), die als Zufallsgäſte oder am Durchzug dieſes Gebiet betreten. Für uns kommen in der Folge vorwiegend erſtere, teilweiſe auch die Hochgebirgstiere in Betracht, während wir die Fremdlinge ganz vernachläſſigen wollen.

Von überaus großer Bedeutung für die Tierwelt des Ewigſchneegebietes iſt naturgemäß das dort herrſchende ungünſtige Klima, vor allem die niedrige Temperatur.

untunlich iſt, ſcheint es mir überhaupt zweckmäßiger, die Bezeichnungen ... bionten, ... phile und ... xene als wiſſenſchaftliche Ausdrücke anzuwenden, da ſie immer allgemeiner Eingang finden, ſo z. B. in der Hydrobiologie. Chionobionten, -phile und -xene werden hier erſtmalig eingeführt.

Letzterer gegenüber finden wir im Tierreich zwei grundsätzlich verschiedene Einstellungen. Nur ein kleiner Teil, nämlich die Vögel und Säugetiere sind eigenwarm (homöotherm, *homoios* griech. = gleich); es wird ihre hohe Eigenwärme bei Kälte durch das Feder- bzw. Haarkleid zurückgehalten und ihr Körper so vor allzu großer Ausstrahlung geschützt. Sie sind dadurch weitgehend unabhängig von der Temperatur der Umgebung. Für manche dieser Tiere spielt die niedrige Temperatur daher keine wesentliche Rolle; finden sie ihnen zusagende Nahrung in entsprechender Menge, dann können sie auch außerordentliche Kälte ertragen, wie dies in Nordgrönland mit Wintertemperaturen von durchschnittlich 40° unter dem Nullpunkt das Renntier, der Moschusochse u. a. beweisen. Die große Niederschlagsarmut vorgenannten Gebietes ermöglicht es diesen Tieren, auch im Winter Flechten, Moose und spärliches Gras aufzufinden. In unseren Hochgebirgen dagegen fällt im Winter für gewöhnlich reichlich Schnee, der alle Weidemöglichkeiten nimmt, und so sehen wir, daß Warmblüter, die in der günstigeren Jahreszeit im Ewigschneegebiet auftreten (Gemse, Schneehase, Schneefink u. a., siehe Seite 39), im Winter mehr oder weniger tief zu Tal steigen.

Alle übrigen Tiere dagegen sind wechselwarm (poikilotherm; poikilos, griech. = veränderlich), d. h. sie sind bezüglich ihrer Körpertemperatur weitgehend abhängig von der Temperatur ihrer Umgebung.

Wechselwarme Wirbeltiere, also Kriechtiere, Lurche und Fische kennen wir im Ewigschneegebiet nicht. Wohl steigt die zierliche, wetterfeste Bergeidechse *(Lacerta vivipera* L.) an günstigen, schneefreien Stellen bis über 3000 *m* empor, die Kreuzotter *(Vipera berus* L.) bis 2750 *m*, doch überschreiten beide wohl kaum jemals die tatsächliche Schneegrenze. Dasselbe gilt für die Lurche, von denen der drollige, schwarze Alpensalamander *(Salamandra atra* L.), das „Tattermandl" auch noch in 3000 *m* Höhe gesichtet wurde. Der recht widerstandsfähige Taufrosch *(Rana temporaria* L.) bleibt schon in 2500 *m* Höhe zurück, während die Fische natürlicherweise, d. h. ohne Eingriff des Menschen, nicht einmal diese Höhe erreichen dürften. Wo sich in hochgelegenen Alpenseen Forellen und Saiblinge vorfinden, läßt sich in den meisten Fällen ihr oft schon vor Jahrhunderten stattgefundener künstlicher Einsatz nachweisen, wie im Plenderlesee, 2300 *m*, und Gossenkellesee, 2500 *m*, im Kühtaier Seengebiet der Stubaier Alpen.

Die verhältnismäßig große Zahl der echten Ewigschneebewohner wird demnach von den wechselwarmen wirbellosen Tieren beigestellt. Von vielen derselben, und zwar gerade von solchen, die für uns hier in Betracht kommen, wissen wir, daß sie, um voll lebensfähig zu sein, eine ganz bestimmte und zwar verhältnismäßig hohe Umgebungswärme benötigen. So wurde für viele Schmetterlinge eine sogenannte „mittlere Erwachungstemperatur" von 12° C ermittelt (vgl. S. 35). Solange die Luft nicht 12° Wärme erreicht, sind diese Tiere zur Untätigkeit verurteilt. Ähnliches gilt zumindestens für viele andere Insekten, die in nicht geringer Zahl oberhalb der Schneegrenze leben. Betrachten wir nun Temperaturlisten aus dem Ewigschneegebiet, dann stoßen wir auf einen scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der eben mitgeteilten Erkenntnis und den Ergebnissen der Temperaturmessungen. Die Tabelle 1 auf Seite 33, bringt mittlere Monats- bzw. Jahrestemperaturen aus verschiedenen Höhen. Klar geht aus ihr die gewaltige Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe hervor und wir sehen, daß am Sonnblick in einer Höhe von 3113 *m* die mittlere Monatstemperatur im Juli und August nicht einmal einen Grad Celsius über Null erreicht, ja greifen wir den Temperaturgang von 6—18 Uhr eines beliebigen schönen Sommertages am Sonnblick heraus:

6h	7h	8h	9h	10h	11h	12h	13h	14h	15h	16h	17h	18h
−13,7	−15,7	−17,8	−15,4	−12,5	−6,6	−3,8	−4,1	−3,4	−7,4	−7,7	−9,8	−17,4

Beobachtungsort, Seehöhe	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Mittel
St. Gallen, 703 *m*	—2,1	—0,1	*2,4*	*7,1*	*11,1*	*14,7*	*16,7*	*15,8*	*12,8*	*7,3*	*2,7*	—1,5	*7,2*
Grimsel, 1874 *m*	—6,2	—5,2	—3,8	*0,1*	*3,8*	*7,1*	*10,1*	*10,0*	*7,4*	2,2	—2,4	—5,6	*1,5*
Säntis, 2500 *m*	—8,8	—8,7	—8,4	—7,4	—0,8	*2,5*	*5,0*	*4,7*	*2,9*	—1,6	—5,1	—8,1	—2,6
Sonnblick, 3113 *m*	—13,3	—14,1	—12,4	—8,6	—4,4	—1,1	*0,9*	*0,9*	—1,2	—4,9	—8,4	—11,9	—6,5

Tabelle 1. Mittlere Temperaturen verschiedener Höhen (Aus Diem 1903 und Handschin 1919).

Station	Höhe	Schatten	Sonne	Unterschied
Whiteby	20 *m*	32,2°	37,8°	5,6°
Pontresina	1800 *m*	26,5°	44,0°	17,5°
Berninahospiz	2330 *m*	19,1°	46,4°	27,3°
Fuß von Desorhorn .	2450 *m*	9,4°	37,0°	27,6°
Diavolezza	2980 *m*	6,0°	59,5°	53,5°

Tabelle 2, zur Veranschaulichung der Abnahme der Lufttemperatur mit zunehmender Höhe bei gleichzeitiger Zunahme der Bestrahlungswärme. (Aus Handschin 1919.)

so wird das Bild noch wesentlich ungünstiger, da die Höchsttemperatur des Tages —3,4° C beträgt, und doch wird jeder Besucher des Sonnblicks an solch schönen Tagen allerhand Insekten fliegen sehen. Bäbler (1910) hat am Monte Rosa noch in 4600 *m* Höhe Kleintierleben angetroffen, in einer Höhe, wo die mittleren Temperaturen auch in den Monaten Juli und August schon beträchtlich unter Null liegen (durchschnittlich ungefähr um 6° C niedriger als am Sonnblick).

Wenn auf diesen Höhen trotzdem ein verhältnismäßig reiches Tierleben auftritt, dann müssen andere Mächte im Spiel sein, die dies möglich machen. Und als eine solche Macht von überragender Bedeutung lernen wir die Wärmestrahlen der Sonne kennen. Es nimmt zwar, wie obige Liste deutlich erkennen läßt, die Lufttemperatur mit zunehmender Höhe ständig ab, und zwar für je 100 *m* Höhe um durchschnittlich 0,6° C, die Strahlungswärme der Sonne dagegen nimmt, da die Luft immer dünner und staubfreier wird, ständig zu.

Zahlen sprechen auch hier am beredtesten; Tabelle 2 Seite 33, bringt vergleichsweise Schatten- und Sonnentemperaturen von Beobachtungspunkten in verschiedenen Meereshöhen. Der Unterschied zwischen beiden wird mit zunehmender Höhe ein ganz gewaltiger, auf der Diavolezza (Bernina-Gebiet) beträgt er schon 53,5° C, doch wissen wir durch Reisende aus den Zentralasiatischen Hochgebirgen, daß dort die Unterschiede bis 80° C und mehr betragen können. Diese außerordentlich hohe Strahlungswärme der Sonne, die ja jeder Bergsteiger zur Genüge kennt, ist es, welche der Kleintierwelt im Ewigschneegebiet unserer Alpen das Dasein ermöglicht, die Lufttemperaturen allein würden dazu nicht ausreichen.

Die Strahlungswärme wirkt sich nun einmal dahin aus, daß sich der Boden im kurzen Hochgebirgssommer insbesondere an sonnseitig gelegenen Hängen stark erwärmt und diese Wärme trotz der Ausstrahlung in der Nacht und bei bedecktem Himmel nicht gänzlich wieder abgibt, so daß er derart zu einem Wärmespeicher wird, der zahlreichen später anzuführenden Tieren in diesen sonst so unwirtlichen Gegenden ein Leben ermöglicht. Einige Zahlen mögen auch hier das Gesagte erläutern:

Station		August	Septbr.	Oktober
Berninahospiz, 2330 *m* . .	Luft	7,8°	5,4°	—4,8°
	Boden 30 *cm*	9,3°	6,9°	+0,8°
Sils (Engadin), 1811 *m* .	Luft	10,3°	7,3°	2,8°
	Boden 5 *cm*	15,8°	12,4°	6,2°
	30 *cm*	13,0°	10,7°	5,6°
Alpigletscher, 2700 *m* . .	Luft	6,0°		
	Boden 5 *cm*	10,0°		
	20 *cm*	6,5°		
Pitztaler Jöchl, 3000 *m* . .	Luft	10,5°		21. 7. 1930
	Boden 5 *cm*	12,5°		

Tabelle 3. Luft- und Bodentemperatur im Hochgebirge.
(Aus Handschin 1919 und nach eigenen Beobachtungen.)

Auffällig sind die Unterschiede zwischen Luft- und Bodentemperatur insbesondere bei kühler Witterung und im Herbst, wenn die Lufttemperatur schon stark absinkt.

Die im Erdboden lebenden Tiere sind derart nur mittelbar Nutznießer der Sonnenbestrahlung, ja sie meiden vielfach überaus ängstlich das unmittelbare Sonnenlicht.

Eine große Anzahl von Ewigschneetieren bedarf jedoch dringendst der Sonnenbestrahlung, um überhaupt ihren Lebensverrichtungen nachgehen zu können. So haben wir schon oben erwähnt, daß z. B. Schmetterlinge eine mittlere Erwachungstemperatur von 12° C aufweisen. Wie die so verschiedenen Temperaturen, die Strahlungswärme und Lufttemperatur auf das Leben wärmebedürftiger Tiere einwirkt, zeigt Abbildung 5. An der ebenen Geraden sind die 24 Stunden eines Tages aufgetragen, auf der Senkrechten die Temperaturen. Die von Handschin durchgeführten Messungen stellen Mittelwerte von vier Tagen (25. bis 28. Juli 1917, Konkordiaplatz, 2780 *m*, am Aletschgletscher) dar. Die Lufttemperatur erreicht um 16 Uhr ihren Höhepunkt mit 9,5° C, die Strahlungswärme um 12 Uhr mit 39° C. Vergegenwärtigt man sich nun das oben Gesagte, so erkennt man sofort, daß an den angeführten Tagen bei bewölktem Himmel ein Flug für Schmetterlinge unmöglich gewesen wäre, da die Lufttemperatur niemals die „mittlere Erwachungstemperatur" erreichte; da aber wolkenloses Wetter herrschte, so war jeweils zwischen 6 Uhr 30 Min. und 18 Uhr 30 Min. ein Flug möglich. Verallgemeinernd können wir aus diesem Beispiel schließen und die Erfahrung bestätigt dies auch, daß im Ewigschneegebiet Kerbtierflug nur bei Tag und nur bei Sonnenschein vor sich geht, während bei bedecktem Himmel, selbstverständlich auch bei Nacht, aller Flug ruht. Bei wechselnd bewölktem Himmel braucht beim Übergang von Sonnenschein zum Schatten allerdings der Flug nicht sofort eingestellt werden; durch die Sonnenbestrahlung nimmt der Körper eine gewisse Wärmemenge in sich auf, die durch die lebhafte Muskelbewegung beim Fluge noch erhöht, außerdem durch Haarbildungen (siehe unten) zurückgehalten wird und so auch bei Beschattung noch einige Zeit anhält. Länger andauernde Bewölkung zwingt das betreffende Tier aber bald zur Landung und Untätigkeit. So ist auch die Tatsache verständlich, daß mit zunehmender Höhe die Nachtschmetterlinge seltener werden, bzw. zum Tagleben übergehen.

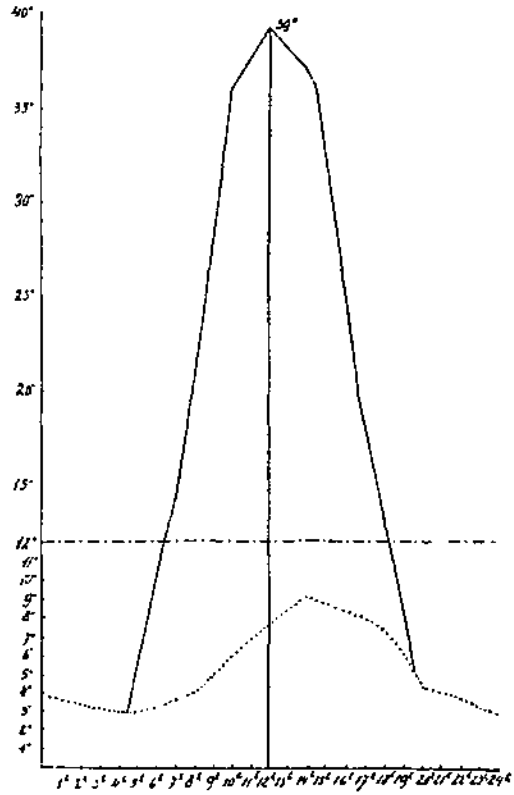


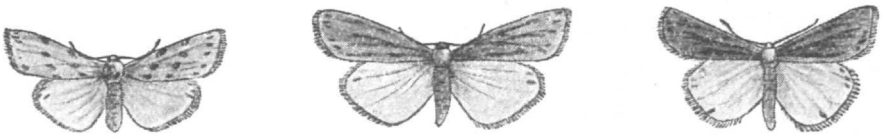
Abb. 5. Temperaturgang im Hochgebirge. Ausgezogene Linie: Sonnentemperatur, punktierte Linie: Schattentemperatur, durch Punkte unterbrochene Gerade: Mittlere Erwachungstemperatur der Schmetterlinge.
(Nach Handschin 1919, etwas verändert)

Um die oft recht kärglich bemessene Zeit des Sonnenscheines möglichst vorteilhaft auszunützen, sind die wärmebedürftigen Tiere in ihrer Farbe den Verhältnissen in ausgezeichneter Weise angepaßt. Ein einfacher Versuch zeigt uns, welche Farbe für wechselwarme, dem Tageslicht ausgesetzte Tiere des Hochgebirges am günstigsten sein wird. Braun (1913) setzte in der Schneestufe drei Quecksilberthermometer mit blanker,

grüner und schwarzer Kugel unmittelbarer Sonnenbestrahlung aus und erhielt dabei folgende Werte:

Zeit der Aufnahme	blanke Kugel	grüne Kugel	schwarze Kugel	Schattentemp.
7 h morgens	+ 0,5°	+ 2,5°	+ 3,4°	+ 4,0°
8 h „	+ 0,5°	+ 2,9°	+ 5,4°	+ 2,3°
9 h „	+ 1,2°	+ 2,2°	+ 4,3°	+ 3,0°
10 h „	+ 0,5°	+ 2,5°	+ 5,0°	+ 3,8°
11 h „	+ 0,7°	+ 2,1°	+ 3,6°	+ 3,4°

Aus diesem Ergebnis können wir den Schluß ziehen, daß Ewigschneetiere, die nicht Erdbewohner sind, schwarz oder doch sehr dunkel gefärbt sein werden, und wir können ferner erwarten, daß Vertreter einer Art, die sowohl in der Talstufe, wie auch im Hochgebirge auftritt, im letzteren dunkler gefärbt sein werden, als ihre Geschwister in der Ebene. Tatsächlich sehen wir diese zwei Forderungen in der Natur verwirklicht. Der Gletscherfloh und nächstverwandte Springschwänze (Abb. 16), Bewohner der Gletscher und des Firngebietes, sind schwarz oder dunkelblauschwarz gefärbt, dunkelgraublau der Gletscherweberknecht, fast schwarz der Gletschermohrenfalter (Abb. 3), und bei vielen anderen Kerbtieren sind die Vertreter im Ewigschneegebiet die dunkelsten Arten ihrer Gattung. Auch für die zweite Behauptung, daß nämlich von einer und derselben Art die dunklen Stücke im Hochgebirge, die hellen dagegen in tieferen Lagen auftreten, lassen sich zahlreiche Belege anführen, so unter anderem der Schmetterling *Endrosa aurita* Esp. Abb. 6a—c zeigt drei ver-



a b c

Abb. 6. *Endrosa aurita*. a) aus 900 *m*, b) 1500 *m* und c) 3000 *m* Höhe
(Nach Handschin 1919)

schiedene Stücke aus 900 *m*, 1500 *m* und 3000 *m* Höhe, die eine auffallende Zunahme der dunklen Farbe aufweisen. Ferner kann man u. a. verschiedene Käfer als Beispiel hierfür anführen, wie den geänderten Blattkäfer *(Chrysomela marginata* L.), dessen Hochgebirgsform (var. *glacialis* Wse.) dunkler gefärbt ist, oder den Waldlaufkäfer *(Carabus silvestris* Panz.) mit einer dunkleren Hochgebirgsabart (var. *nivosus* Heer) u. a. m.

Neben dem Bestreben, möglichst viel Wärme aufzunehmen, sehen wir dann noch vielfach Vorrichtungen, die dazu dienen, die einmal gewonnene Wärme dem Körper auch möglichst lange zu erhalten. Ein dichtes Haarkleid dient diesem Zwecke am besten und ein solches ist auch oft genug bei Ewigschnee- bzw. Hochgebirgstieren anzutreffen.

Frühling und Sommer, die Zeit also, wo die Mehrzahl der Ewigschneetiere ihrem Nahrungserwerb nachgehen und zur Fortpflanzung schreiten kann, sind in diesen Höhen überaus kurz bemessen. Dazu herrscht, wie jeder Bergsteiger aus eigener Erfahrung weiß, nicht immer eitel Sonnenschein, oft genug unterbrechen rauhe Stürme und Schneefälle jäh das geschäftige Leben und Treiben der Kleintierwelt, die hier einen zähen Kampf ums Dasein führen muß, der in dieser Art ihren Vettern im Tal unbekannt ist. Will es die Ungunst der Witterung, so kommt z. B. manche Raupe, die

schon im Vorjahr aus dem Ei gekrochen und den Winter als Raupe überdauerte, auch im zweiten Sommer noch nicht zur Verpuppung, sondern muß noch einen Winter über sich ergehen lassen, um am Ende ihres dritten Sommers zur Puppe zu werden und erst der vierte Sommer bringt ihr dann die endgültige Schmetterlingsgestalt. Die Verwandten im Tal dagegen können leicht in einem Sommer Großeltern und auch Urgroßeltern werden. Vielfach schon im September, spätestens aber im Oktober legt sich dann endgültig die winterliche Schneedecke über die Gefilde unserer Tiere, unter der sie dann 8—10 Monate ruhen müssen. Säuger und Vögel, die sich im Sommer hier aufhalten, verlassen dann die unwirtliche Gegend, die ihnen im Winter keine Nahrung zu bieten vermag, und beziehen tiefere Lagen. Die große Schar der Kleintiere dagegen verkriecht sich in den Boden, wo sie in verschiedenen Entwicklungszuständen (befruchtetes Ei, Larve, Puppe) oder als fertige Tiere einen Dornröschenschlaf führen, bis sie durch die Sonnenstrahlen des Hochgebirgsfrühlings wieder zu neuem Leben erweckt werden. Man könnte versucht sein, die Schneelast des Winters als einen Feind unserer Tiere zu betrachten. Das ist sie aber durchaus nicht, im Gegenteil, sie könnten sich keinen besseren Schutz gegen die grimmige Kälte wünschen. Diese Schutzwirkung des Schnees geht aus Beobachtungen des Russen Woeikof mit genügender Deutlichkeit hervor. Bei einer Lufttemperatur von — 17° C zeigte

die Schneeoberfläche	— 15°
der Schnee in 5 *cm* Tiefe	— 11,3°
„ „ „ 12 „ „	— 9,2°
„ „ „ 32 „ „	— 8,4°
„ „ „ 42 „ „	— 3,0°
„ „ „ 52 „ „	— 1,6°

Nach demselben Forscher wurden an der Beobachtungsstelle Katharinenburg in den Jahren 1886—89 Untersuchungen angestellt, welche den Einfluß der Schneedecke auf die Bodentemperatur dartun sollten. In den Jahren 1886—87 und 1888—89 wurde auf einer Fläche von 11 *m* im Geviert, auf der sich die Meßgegenstände an der Oberfläche und in verschiedene Tiefen im Boden versenkt befanden, der jeweils gefallene Schnee ständig entfernt, im Winter 1887/88 dagegen belassen. Was für außerordentliche Verschiedenheiten in der Bodenwärme sich dadurch ergaben, zeigt nachstehende Liste auf Seite 38. Die fettgedruckten Zahlen geben die jeweiligen Temperaturen bei Schneebedeckung an.

Bei vorstehendem Versuch mußte im Laufe der langen Beobachtungszeit von der Untersuchungsfläche mühsam der Schnee ferngehalten werden. Auf manchen Bergrücken aber schafft die Natur ähnliche Stellen dadurch, daß häufige Stürme den Schnee verblasen. Hier kann die Kälte, wie oben gezeigt, unmittelbar einwirken und der Erfolg zeigt sich denn auch darin, daß hier der Pflanzenbewuchs fast oder vollständig fehlt, ebenso die Bodentiere.

Aus dieser Schutzwirkung des Schnees gegen hohe Kälte ersieht man, daß Tiere mit niedrigerer mittlerer Erwachungstemperatur als Schmetterlinge (12° C) unter Umständen auch bei größter Kälte unter dem Schnee lebend, oder besser, nicht erstarrt, angetroffen werden können. Tatsächlich liegen auch diesbezügliche Angaben vor. So fanden Bäbler (1910) und Handschin (1919) in der Schweiz, im Claridengebiet bzw. am Hoehorn, im Winter Milben, Springschwänze und Raupen, und ich selbst konnte am 2. Januar dieses Jahres am Patscherkofel (Tuxer Voralpen) an der Waldgrenze, ungefähr 1900 *m*, unter verschneiten Wurzeln Spinnen, Milben und Springschwänze ans Tageslicht bringen, die durchaus nicht erstarrt

	Jahr	November	Dezember	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli bis Oktober	Jahres-Mittel
Lufttemperatur	1887—88	—5,1	—9,7	—17,4	—15,7	—8,3	6,4	12,0	15,5	11,7	2,0
	1888—89	—9,8	—20,3	—17,4	—12,1	—8,8	3,6	10,6	13,8	—	—
Bodentemperatur in 0,75 *m* Tiefe	1887—88	*0,6*	*—1,1*	*—3,6*	*—5,1*	*—3,7*	*3,6*	*10,6*	*15,5*	*14,0*	*6,1*
	1888—89	—3,5	—10,2	—14,0	—11,6	—7,8	1,0	8,5	13,7	—	—
Bodentemperatur in 0,80 *m* Tiefe	1887—88	*2,8*	*0,5*	*—1,2*	*—2,3*	*—2,4*	*0,7*	*7,3*	*12,1*	*13,1*	*5,8*
	1888—89	0,9	—4,5	—10,4	—9,8	—7,7	—1,3	4,1	9,8	—	—
Bodentemperatur in 1,60 *m* Tiefe	1887—88	*5,3*	*3,0*	*1,4*	*0,4*	*—0,2*	*0,1*	*4,2*	*8,3*	*11,6*	*5,8*
	1888—89	4,9	1,3	—3,4	—5,5	—5,1	—1,8	0,3	5,1	—	—

Tabelle 4. Luft- und Bodentemperaturen in Katharinenburg.
(Nach Woeikof 1890.)

waren. Die Lufttemperatur betrug damals (15 Uhr) —3,5° C, die Bodentemperatur unter einer großen Wurzel bei sehr dünner Schneelage —0,6° C.

Nach dem Gesagten ist es verständlich, daß auch die tiefsten Wintertemperaturen bei entsprechender Schneelage keinen Einfluß auf die Daseinsmöglichkeit der Ewigschneetiere ausüben, daß hierfür vielmehr die im Sommer herrschenden Bedingungen maßgebend sind.

Das Ewigschneegebiet ist kein einheitlicher Lebensraum, sondern läßt drei wohlabgrenzbare Gebiete unterscheiden, die so gänzlich verschiedenartige Lebensbedingungen aufweisen, daß auch ihre Tierwelt eine jeweils recht verschiedene ist. Da sind an erster Stelle die Firninseln zu nennen, die in Form „aperer" Stellen oberhalb der Schneegrenze auftreten, aber alle Übergänge zeigen bis zu großen, schneefreien Bergrücken, die man dann als Nunatakker (eskimoisch, Einzahl: Nunataq, ein Berg, der allseits von Eis umschlossen, selbst aber frei davon ist) bezeichnet. Dieser Lebensraum der Firninseln bietet, insbesondere dort, wo reichlicher Pflanzenwuchs (Steinbrech, Gletscherhahnenfuß u. dgl.) auftritt, verhältnismäßig günstige Daseinsbedingungen, und so finden wir denn auch hier die meisten Vertreter unter den Ewigschneetieren. Wir haben schon früher gehört, daß keines der besprochenen Wirbeltiere zu den echten Ewigschneetieren zu rechnen ist, wenngleich solche auch über der Schneegrenze vorkommen. Sie sind aber, wissenschaftlich ausgedrückt, „euryzon" (*eurys*, griech. = weitverbreitet), d. h., ihre Verbreitung erstreckt sich über mehrere Stufen oder Zonen (z. B. Nadelwaldstufe, alpine Stufe und Schneestufe), während dagegen die echten Ewigschneetiere „stenozon" (stenos, griech. = eng), d. h. eng an ihre Stufe, in diesem Falle die Schneestufe, gebunden sind. Trotzdem will ich diejenigen unter den Wirbeltieren hier aufzählen, die das Ewigschneegebiet regelmäßig und häufig betreten, da es ja gerade diejenigen Tiere sind, die dem Bergwanderer vor allem in die Augen fallen. Unter den Säugern ist da die Gemse[1]) (*Rupicapra rupicapra* L.) zu nennen, ferner der Schneehase (*Lepus timidus* L.), den man allerdings nur äußerst selten zu Gesicht bekommt, dessen Spuren und Losung man aber öfters finden kann, und schließlich die Schneemaus (*Microtus nivalis* Mart.), die als das der Höhe nach am weitesten vordringende Säugetier der Alpen bezeichnet werden muß, denn sie soll im Montblanc-Gebiet bis zu 4700 *m* noch häufig sein. Einzelne Vertreter dieser Art sind übrigens wahrscheinlich als echte Ewigschneetiere zu bezeichnen, da sie auch im Winter nicht unter die Schneegrenze herabsteigen, sondern sich — ohne einen Winterschlaf zu halten — an Ort und Stelle unter dem Schnee von pflanzlichen Stoffen ernähren. Näheres ist darüber aber nicht bekannt. Soweit die vorgenannten Säuger im Ewigschneegebiet auftreten, halten sie sich naturgemäß an die Firninseln, die allein ihnen Nahrung zu bieten vermögen. Vögel sind dank ihres Flugvermögens im allgemeinen weit weniger an ein engbegrenztes Gebiet gebunden, wie die meisten übrigen Tiere. Abgesehen von den durch den Wind oft in großen Mengen verschlagenen Kerbtieren, stellen sie die größte Anzahl von Fremdlingen, die in das Ewigschneegebiet gelangen, denn Zugvögel, die das Hochgebirge überfliegen, und Raubvögel, die auf ihren Beutezügen dorthin gelangen — auch der Steinadler ist hierher zu rechnen, da er aus der Ebene nur durch den Menschen verdrängt wurde — können natürlich nicht als Hochgebirgstiere bezeichnet werden. Als solche führen wir hier vor allem den Schneefink (*Montifringilla nivalis* L., Abb. 4) und das Schneehuhn (*Lagopus mutus* Mart.) an, von denen besonders der erstere recht häufig beobachtet werden kann.

In großer Zahl sind dagegen die wirbellosen Tiere im Ewigschneegebiet vertreten.

[1]) Das Steinwild ist im Aussterben begriffen und soll hier nicht mehr mitgezählt werden. Seine letzte natürliche Zufluchtsstätte hat es im Gebirgsstock des Gran Paradiso gefunden. Ob die an verschiedenen Stellen durchgeführten Wiedereinbürgerungsversuche von dauerndem Erfolg begleitet sind, muß die Zukunft lehren.

Abb. 7
Borstenwurm *(Enchytraeus)*
(Nach Piguet und Bretscher 1913)

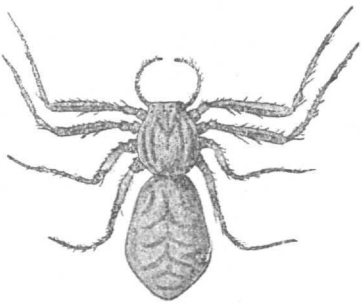


Abb. 8. Krabbenspinne *(Laterigradae)*
(Nach Brohmer 1925)

Aus der Gruppe der Würmer sind es die Wenigborster *(Oligochaeta)*, die einzelne Vertreter bis in diese unwirtlichen Gegenden entsenden. Hier leben sie in feuchter Erde und vor allem im Wurzelwerk von polsterbildenden Pflanzen. Sie gehören den Familien der Lumbriziden (also regenwurmähnlichen Arten) und Enchyträiden (Abb. 7) an. Diese Tiere können schon bei verhältnismäßig sehr niedrigen Temperaturen ihren Lebensverrichtungen nachgehen; so grub ich am Patscherkofel Anfang Mai unter Firnschnee eine Enchyträiden-Art aus, die hier zwischen dem gefrorenen Boden und dem ebenfalls gefrorenen Schnee im niedergedrückten Grasbewuchs lebte. Beim Aufhauen mit dem Eispickel hoben sich ganze Platten des am Boden gefrorenen Firnschnees ab und darunter kamen die Würmchen zum Vorschein; sie bewegten sich da ganz munter umher, ihr Darm war von pflanzlichen Nahrungsstoffen erfüllt.

Aus der Gruppe der Spinnentiere sind es vier Untergruppen, die auf den Firninseln angetroffen werden, nämlich echte Spinnen *(Araneidea)*, Afterskorpione *(Pseudoscorpionidea)*, Afterspinnen (Weberknechte, *Opilionidea*) und Milben *(Acarina)*. Echte Spinnen kommen über und unmittelbar unter der Schneegrenze in erstaunlicher Menge vor, wurden bis jetzt doch schon über 50 verschiedene Arten festgestellt. Es ist nun sehr bezeichnend, daß da gerade die Radnetzspinnen, zu denen z. B. die Kreuzspinne gehört, fast vollständig fehlen. Die häufigen schweren Stürme in diesem kahlen Gebiet, sowie die vielen sommerlichen Schneefälle sind dem Bau oberirdischer freistehender Netze durchaus feindlich gesinnt. Die vielen Arten verteilen sich vielmehr der Hauptsache nach auf die Sippen der

Abb. 9. Springspinne *(Salticidae)*
(Nach Brohmer 1925)

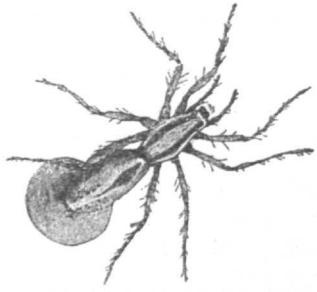


Abb. 10. Wolfspinne *(Lycosidae)*
(Nach Brohmer 1925)

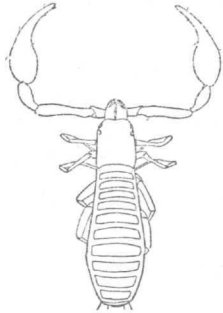


Abb. 11
Afterſkorpion *(Obisium)*
(Nach Käſtner 1926)

Abb. 13. Schnurfüßler *(Julidae)*
(Nach Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe)

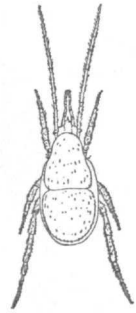


Abb. 12
Laufmilbe *(Gamasidae)*
(Nach Brohmer 1925)

Trichter-Sack-Krabben- und Wolfſpinnen, ſowie anderer Familien, die ihre Geſpinſte unter Steinen, im Moos u. dgl. bauen oder als Räuber ohne jeglichen Netzbau weit umherſtreifen. Wegen ihrer teilweiſe verborgenen Lebensweiſe entgehen dieſe Tiere leicht der Aufmerkſamkeit der Bergwanderer, doch braucht man nur Steine umzudrehen, um recht bald verſchiedene Arten zu Geſicht zu bekommen. Einige Vertreter dieſer Sippen ſind in Abbildung 8, 9 und 10 dargeſtellt.

Ein eigenartiger Geſelle iſt der Joch-Afterſkorpion, *Obisium jugorum* L. Koch), ein Verwandter des bekannten Bücherſkorpions. Auch er iſt ein Räuber, der auf verſchiedene Inſektenlarven, Milben u. dgl. eifrig Jagd macht, wobei ihm ſeine kräftigen Scheren (Abb. 11) ausgezeichnete Dienſte leiſten. Die höchſte im Schrifttum mitgeteilte Fundſtelle des Joch-Afterſkorpiones lag 2950 *m* am Silvrettahorn (Bäbler 1907); an den Hängen des Pitztaler Jöchls ſteigt er jedoch bis an 3000 *m* heran und am Hohen Sebleskogel in den Stubaier Alpen konnte ich ihn im Auguſt vergangenen Jahres noch auf dem Gipfel ſelbſt (Weſtgipfel, 3199 *m*) vergeſellſchaftet mit Spinnen, Milben, Springſchwänzen u. a. feſtſtellen.

Auch die Weberknechte oder Kanker *(Opilionidea)* ſteigen hoch ins Gebirge auf, vor allem eine Art *(Parodiellus obliquus* L. Koch), die ich geradezu als Gletſcherweberknecht bezeichnen möchte. Ihn traf ich am Hohen Sebleskogel, 3199 *m*, und auf dem Ramolgletſcher in ungefähr 3300 *m* Höhe, der höchſten bisher bekannten Fundſtelle, an.

Eine weitere Unterabteilung der Spinnentiere, die Milben (Abb. 12), ſind auf den Firninſeln zumeiſt in reicher Zahl — gegen 30 Arten — vorhanden. Sie verteilen ſich der Hauptſache nach auf die Sippen der Lauf-, Horn- und Käfermilben, die man recht häufig unter Steinen, in Pflanzenpolſtern, in Blüten u. dgl. findet, doch ſieht man ſie oft genug, z. B. leuchtend rote Tierchen, auf ſonnenbeſchienenen Felſen umherſtreifen. Die Nahrung der einzelnen Arten iſt verſchieden, teils ſind es Pflanzenfreſſer, die Pflanzen anbohren und deren Säfte ſaugen, oder ſich von modernden Stoffen ernähren, teils ſind es Räuber, die andere Tiere überfallen. Die Milben gehören mit den echten Spinnen und Hüpferlingen zu den am höchſten ins Gebirge aufſteigenden Kleintieren. Bäbler fand ſie im Monte-Roſa-Gebiet am Südgrat der Dufourſpitze noch über 4600 *m* verhältnismäßig häufig vor. Auf dem Gipfel des Hohen Sebleskogels traf ich zwei Milbenarten an.

Die Gruppe der Tauſendfüßler *(Myriopoda)* iſt mit den Untergruppen der Doppelfüßler *(Diplopoda)* und der Hundertfüßler *(Chilopoda)* vertreten. Erſtere, in mehreren Arten (Abb. 13) auftretend, ſind Pflanzenfreſſer und daher überall

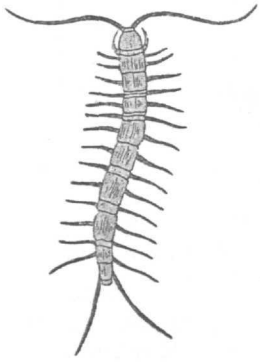


Abb. 14
Steinkriecher *(Lithobius)*
(Nach Brohmer 1925)

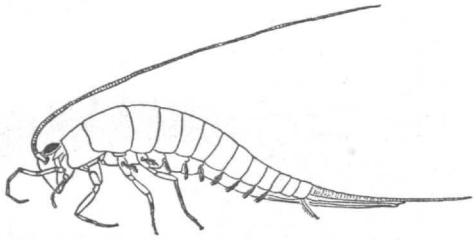


Abb. 15. Felsenspringer *(Machilis)*
(Nach Brohmer 1925)

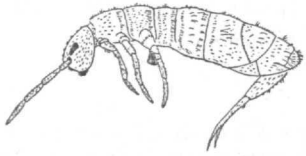


Abb. 16. Springschwanz *(Isotoma)*
(Nach Brohmer 1925)

dort auf den Firninseln zu suchen, wo sich Pflanzenbewuchs vorfindet. Die Hundertfüßler stellen eine einzige Art, und zwar aus der Familie der Steinkriecher *(Lithobiidae)*, nämlich den lichtscheuen Steinkriecher *(Lithobius lucifugus* L. Koch, Abb. 14), der eine räuberische Lebensweise führt und aus diesem Grunde nicht so eng an einen bestimmten Lebensraum (stenotop) gebunden ist, als die Doppelfüßler.

In großer Arten- wie auch Stückzahl bevölkern die Urinsekten *(Apterygota)* die Firninseln. Die Untergruppe der Freikiefler *(Ectognatha)* ist durch den Felsenspringer *(Machilis)* (Abb. 15) vertreten, den man des öfteren an sonnigen Felsstellen, vor allem an Blockmoränenhalden sehen kann. Man muß sich allerdings seinen Aufenthaltsorten sehr vorsichtig nähern, da er bei Gefahr nur zu rasch zwischen den Steinen verschwindet, auch wird er trotz seiner Größe (13—14 *mm*) leicht übersehen, da er in seiner Färbung ausgezeichnet dem umgebenden Gestein angepaßt ist. Ungleich artenreicher treten die Sackkiefler *(Entognatha)* und zwar die Springschwänze *(Collembola*, Abb. 16) auf, unter denen es ungefähr ein Dutzend Formen gibt, die bisher überhaupt nur im Ewigschneegebiet gefunden wurden, so der Schneespringschwanz *(Isotoma nivalis* Carl). Für gewöhnlich entgehen diese Tiere wohl gänzlich der Aufmerksamkeit der Bergsteiger; hat man sich aber einmal darauf eingestellt, dann sind sie leicht zu finden. Unter manchen Steinen wimmelt es geradezu von diesen winzigen Tierchen, die allerdings schleunigst das Weite suchen, sobald man ihren „Wohnstein" umdreht. Dabei bedienen sie sich meist ihrer am Hinterende des Körpers gelegenen Springgabel (daher ihr Name Springschwänze), um in hohem Satz (flohartig) zu verschwinden. Manche leben in den an schneefreien Stellen sehr häufigen Moospolstern, während wiederum andere in Blüten des Gletscherhahnenfußes u. a. Blütenpflanzen ihr Leben fristen. In erster Linie sind es wohl pflanzliche und faulende Stoffe, die ihnen als Nahrung dienen.

Aus dem großen Heer der Kerfe *(Insecta)* sind es verhältnismäßig nur wenige Formen, die als echte Ewigschneetiere zu bezeichnen sind. Wohl trifft man, wie eingangs erwähnt, oft genug Fremdlinge an, die in die unwirtlichen Höhen verschlagen wurden, auch finden sich Bewohner des tiefer liegenden Almgürtels regelmäßig zum Blütenbesuch ein, wie z. B. die Lappland-Hummel *(Bombus lapponicus* Fabr.),

doch können dieſe, wie wir ſchon geſehen haben, nicht als „echte Ewigſchneetiere" (Chinobionten) betrachtet werden. Immerhin gibt es eine Anzahl von Kerbtieren, vornehmlich aus den Gruppen der Schmetterlinge, Fliegen und Käfer, die ihr ganzes Leben oberhalb der Schneegrenze zubringen.

An Schmetterlingen *(Lepidoptera)* fallen vor allem die dunkel- bis ſchwarzbraunen Mohrenfalter *(Maniola* bzw. *Erebia)* auf, von denen der Gletſcher-Mohrenfalter *(Maniola glacialis* Esp.) in Abb. 3 dargeſtellt iſt. Als weiteres Beiſpiel ſei noch ein in den höchſten Gebieten der Alpen lebender Vertreter aus der Sippe der Bären *(Arctiidae)* angeführt, nämlich *Endrosa aurita* var. *ramosa* (Abb. 6).

Reichlicher treten die Zweiflügler *(Diptera)* auf, von denen wir Pilzmücken *(Mycetophilidae)*, Gallmücken *(Cecidomyidae)*, Schnaken *(Tipulidae*, Abb. 17), Waffenfliegen *(Stratiomyidae)* u. a. vorfinden, die ſich teils von Pollenſtaub und Honig der Blüten ernähren, teils eine räuberiſche Lebensweiſe führen.

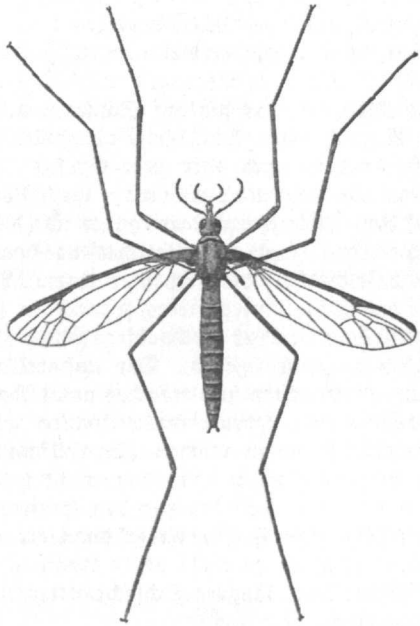


Abb. 17. Schnake *(Tipula)*
(Nach Brohmer 1925)

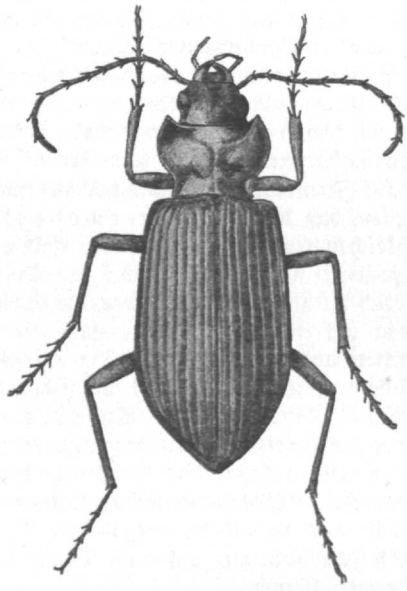


Abb. 18. Laufkäfer *(Nebria)*
(Nach Holdhaus 1924)

Unter den Käfern *(Coleoptera)* ſind es vor allem die Laufkäfer *(Carabidae)*, die mit beſtimmten Gattungen *(Carabus, Nebria* (Abb. 18), *Bembidium, Trechus)* überaus kennzeichnend für das Ewigſchneegebiet ſind. Will man ihrer habhaft werden, ſo muß man auch hier fleißig Steine umdrehen. Die genannten Käfer und ihre Larven ſind Räuber.

Schließlich muß noch der Schnecken *(Gastropoda)* Erwähnung getan werden, die mit den Glasſchnecken *(Vitrinidae)* das Ewigſchneegebiet betreten. Es ſind kleine, graue bis ſchwarze Tierchen, deren kleines, flaches Gehäuſe glasartig (daher Glasſchnecken!) gelblich-grün durchſichtig erſcheint. Sie führen an feuchten Örtlichkeiten eine räuberiſche Lebensweiſe, ſo z. B. die Schneeglasſchnecke *(Vitrinopugio nivalis)*.

Die beiden weiteren Lebensräume des Ewigſchneegebietes, Schnee und Eis ſelbſt,

sowie die Gewässer dieses Gebietes sind weitaus ärmer an Tieren, als die eben besprochenen Firninseln.

Auf Schnee und Eis allein scheint nur der Gletscherfloh (*Isotoma saltans* Nic.) zu leben, der zur Gruppe der schon früher besprochenen Springschwänze (*Collembola*, Abb. 16) gehört. Er wird schon auf dem kalten Lager geboren und verbringt sein ganzes Leben auf und in diesem unwirtlichen Lebensraum, was ihm nur dank seiner ausgezeichneten Anpassungsfähigkeit möglich ist. Er verträgt das Einfrieren in den Nächten und an kühlen Tagen ohne weiteres, nützt dafür an schönen Tagen die Sonnenstrahlen noch besser aus als die übrigen dunkel gefärbten (siehe Seite 36) Hochgebirgstiere, da er nicht nur die ihn unmittelbar treffenden Sonnenstrahlen mit Hilfe seiner schwarzen Farbe in sich aufsaugt, sondern auch noch die von Schnee und Eis zurückgeworfenen. Seine Nahrung besteht aus pflanzlichen Stoffen, die durch den Wind in großer Menge auf Firnfelder und Gletscher geweht werden, vornehmlich Pollenstaub der in tieferen Lagen befindlichen Nadelhölzer. Der Gletscherfloh tritt oft in großen Mengen über weite Flächen ziemlich gleichmäßig verteilt auf. So konnte ich im vergangenen Sommer auf dem Mittelbergferner in den Ötztaler Alpen auf einer Fläche von ungefähr 80 000 Geviertmeter durchschnittlich 2000 Stück je Geviertmeter zählen.

Der Gletscherfloh ist aber nicht das einzige Kleintier, das sich auf Schnee und Eis wohlfühlt; es gibt vielmehr deren eine ganze Anzahl, wenngleich ihr Vorkommen sich nicht auf diesen Lebensraum allein beschränkt, sondern auch oder zum Großteil auf die benachbarten eis- und schneefreien Gebiete. So dehnen Spinnen ihre Raubzüge auf Firnfelder und Gletscher aus und auf dem Mittelbergferner konnte ich (1931) feststellen, daß der Gletscherweberknecht eifrig Jagd auf Gletscherflöhe macht. Desgleichen finden wir zahlreiche Fliegen daselbst vor, die auch hier ihrem Nahrungserwerb nachgehen. Nicht zur Tierwelt des Ewigschneegebietes zu rechnen sind natürlich die zahllosen Kerbtiere, die durch Luftströmungen ins Hochgebirge verschlagen wurden und nun auf Schnee und Eis kläglich zugrunde gehen. Der aufmerksame Gletscherwanderer wird solche Tiere häufig genug beobachten und manches unter ihnen, das scheintot erstarrt auf dem Gletscher lag, wieder zum Leben erwecken können, wenn er sich die Mühe nimmt, die Tiere in die wärmende Hand zu nehmen. Ein vollkommen erstarrt auf dem Gletscher liegendes Kerbtier braucht nämlich noch lange nicht tot zu sein, da seine Körpersäfte der Kälte bzw. dem erst den Tod bedingenden Einfrieren längere Zeit Widerstand leisten können. Diese Fähigkeit ist für Ewigschneetiere, bei denen sie auch besonders ausgebildet ist, überaus wichtig, da viele unter ihnen, z. B. der Gletscherfloh, nur auf diese Weise kalte Nächte bzw. längere Schlechtwetterzeiten überdauern können.

Der letzte hier noch anzuführende Lebensraum im Ewigschneegebiet sind dessen fließende und stehende Gewässer. Eine reiche Tierwelt tritt dort auf, wo sonnige Hänge von Wasser überrieselt werden, insbesondere dann, wenn reichlich Moosbewuchs vorhanden ist. Zahlreiche Larven von Wasserkäfern, Kriebelmücken, Zuckmücken u. a. finden hier ihnen zusagende Lebensbedingungen und auch die uns schon bekannten Springschwänze fehlen nicht.

Wesentlich ungünstigere Bedingungen bieten die rasch zu Tal eilenden Gletscherbäche, die neben ihrer großen Kälte vor allem durch ihre außerordentlich mächtige Schlamm- und Gesteinführung ein reiches Tierleben nicht aufkommen lassen; doch dringen Zuckmückenlarven (*Chironomidae*, Abb. 19) bis an die Gletschertore heran, während der Alpenplattwurm (*Planaria alpina D.*, Abb. 20), der in klaren Hochgebirgsbächen sehr häufig ist, meist schon viel tiefer zurückbleibt.

Den Gipfelpunkt an Anspruchslosigkeit und Kältefestigkeit von Wassertieren fand ich auf dem Mittelbergferner vor. Hier bildete ein auf dem Gletscher entsprin-

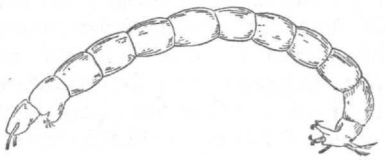


Abb. 19. Zuckmückenlarve *(Chironomidae)*
(Nach Steinmann 1915)

Abb. 20
Alpenplattwurm
(Planaria alpina D.)
(Nach Micoletzky
1907)

gender Schmelzwaſſerbach auf dem Gletſcher ſelbſt einen kleinen Eisſee, deſſen Boden aus Blankeis beſteht, das nur ſtellenweiſe von angeſchwemmtem Sand und wenigen Steinen bedeckt wird. Trotzdem die Temperatur dieſes kleinen Sees nach meinen Meſſungen (21. bis 27. Juli 1930) nur 0,1—0,5° C betrug, konnte ich dennoch zahlreiche Zuckmückenlarven herausholen, die hier, wohl von eingewehten pflanzlichen Stoffen ſich ernährend, ein überaus kärgliches Daſein führen. Auf der Oberfläche des Waſſers trieben ſich zahlreiche Gletſcherflöhe umher.

Schließlich möchte ich noch eines Gewäſſers Erwähnung tun, das uns deutlich zeigt, wie ſchon mit kleineren Klimaänderungen Änderungen im Beſtand der Tierwelt einhergehen. Am Stirnrand eines kleinen Gletſchers am Fuß der Kraſpesſpitze, 2955 *m*, in den Stubaier Alpen liegt ein kleiner, etwa 2 *m* tiefer See, deſſen freie Oberfläche derzeit ungefähr 75 *m* lang und 8—12 *m* breit iſt, doch erſtreckt er ſich an zwei Seiten, im Oſten und Süden, noch unter den Gletſcher, der natürlich eine Erwärmung dieſes ſonſt ſeichten Gewäſſers auch bei ſtrahlendem Sonnenſchein nicht zuläßt; an einem wolkenloſen Tag (31. Auguſt 1930) war die Oberfläche um 10 Uhr noch zum Großteil zugefroren und erſt gegen 14 Uhr war der letzte Reſt der nächtlichen Eisbildung verſchwunden. Dieſer See verdient nun deshalb Beachtung, weil er ſich erſt in jüngſter Zeit gebildet hat; vor 80 Jahren, zur Zeit des letzten großen Gletſchervorſtoßes hat er ſicher noch nicht beſtanden und trotzdem iſt er heute ſchon mit Lebeweſen beſiedelt. An Pflanzen ſtellte ich verſchiedene Algen feſt, an Tieren ein zu den Würmern zählendes Rädertierchen *(Philodina roseola*, Abb. 21), ferner die vorgenannten anſpruchsloſen Zuckmückenlarven und Springſchwänze.

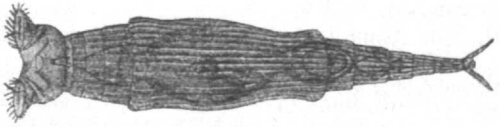


Abb. 21. Rädertierchen *(Philodina roseola* Ehrbg.)
(Nach Brauer 1912)

Vor unſeren Augen ſpielt ſich im Hochgebirge ein ungeheurer Kampf ab, den die Lebewelt, und zwar ihre äußerſten Vorpoſten, gegen die Naturgewalten führen. Um jedes Plätzchen wird erbittert gerungen. Geringere Niederſchläge, mildere Jahre zwingen die Gletſcher zum Rückzug; an ihrer Zunge kann ſich, wie in unſerem Falle, ein kleiner See bilden, der zunächſt natürlich bar jeglicher Lebeweſen iſt. Dauerkeime verſchiedenſter Art, von Bakterien, Algen und niederen Tieren, werden aus dem Schlamm vertrocknender Seeufer und Tümpel durch Stürme aus tieferen Lagen

emporgewirbelt, einige fallen in das neu entstandene Gewässer und der Grundstock für neues Leben ist gegeben, das sich bei andauernd günstigen Verhältnissen durch weiteren Zuzug noch reicher entwickeln kann. Treten dann aber wieder ungünstige Jahre mit niedrigen Temperaturen und reichen Niederschlägen auf, dann stößt der Gletscher neuerlich vor, den See und seine Lebewelt unter sich begrabend. Am Lande wogt der gleiche Kampf hin und her. Wenn sich — wie in den letzten Jahren — schneearme Winter einstellen, wird in die gewohnte Schneegrenze manche Bresche geschlagen, viele durch Jahre und Jahrzehnte mehr oder weniger unberührt gebliebene Firnfelder verschwinden und schon setzt die Pflanzenwelt und die mit ihr verbündeten Tiere zum Vorstoß auf das geräumte Gebiet ein. Kehrt der Schnee aber siegreich zurück, dann bildet er ein Leichentuch für tausende und abertausende Streiter, die ihren ungestümen Drang nach aufwärts zu lichten Höhen mit dem Leben bezahlen mußten.

Schriftenverzeichnis

(Es sind hier nur diejenigen Schriften aufgezählt, die in der Abhandlung angeführt wurden.)

Bäbler, E., 1910. Die wirbellose terrestrische Fauna der nivalen Region. Rev. Suisse de Zool. 18.

Brauer, A., 1912. Die Süßwasserfauna Deutschlands. Heft 14. *Rotatoria* und *Gastrotricha*. Fischer, Jena.

Braun, J., 1913. Die Vegetationsverhältnisse der Schneestufe in den rhätisch-lepontischen Alpen. N. Denkschr. schweiz. Naturf. Ges., 48.

Brohmer, P., 1925. Fauna von Deutschland. Quelle & Meyer, Leipzig.

Diem, C., 1903. Untersuchungen über die Bodenfauna in den Alpen. Naturwissensch. Ges. St. Gallen 43.

Handschin, E., 1919. Beiträge zur Kenntnis der wirbellosen terrestrischen Nivalfauna der schweizerischen Hochgebirge. Lüdin & Co., Liestal.

Handschin, E., 1924. Die Collembolenfauna des schweizerischen Nationalparkes. Denkschr. d. schweiz. Naturf. Ges., 60.

Holdhaus, K., 1924. Spuren der Eiszeit im Faunenbild von Europa. Veröff. d. Naturh. Museums Wien, H. 4.

Heer, O., 1845. Über die obersten Grenzen des tierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizer Alpen. Meyer & Zeller, Zürich.

Jegerlehner, J., 1903. Die Schneegrenze in den Gletschergebieten der Schweiz. Beitr. z. Geophysik, 5.

Kästner, A., 1926. *Pseudoskorpiones*, After- oder Moosskorpione. In: Die Tiere Deutschlands, Lfg. 18. Bornträger, Berlin.

Micoletzky, H., 1907. Zur Kenntnis des Nerven- und Excretionssystems einiger Süßwassertricladen. Zeitschr. wiss. Zool., 87.

Naumann, 1905. Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neue Ausgabe, Fr. E. Köhler, Gera-Untermhaus.

Piguet, E., und Bretscher, K., 1913. Oligochètes. In: Catalogue des Invertébrés de la Suisse, Heft 7. Georg & Co., Genf.

Steinböck, O., 1931. Zur Lebensweise einiger Tiere des Ewigschneegebietes. Zeitschr. Morphol. Ökol. d. Tiere, 20.

Steinmann, P., 1915. Die Organismen des fließenden Wassers. In: Praktikum der Süßwasserbiologie. Bornträger, Berlin.

Woeikof, A., 1890. Bodentemperaturen unter Schnee und ohne Schnee in Katharinenburg am Ural. Meteorol. Zeitschr.; Jahrg. 7.

Unsere Himalaja-Expedition 1930

Von Günter Oskar Dyhrenfurth, Zürich,
Hermann Hoerlin, Schwäbisch-Hall, Erwin Schneider, Hall (Tirol),
Ulrich Wieland, Ulm (Donau)

Bisher sind 13 Berge über 8000 *m* bekannt, davon 9 im Himalaja, 4 im Karakoram. Noch ist kein „Achttausender" erstiegen. Als die drei höchsten Berge der Erde gelten seit langem:

Tschomo-Lungma (oder Mount Everest), 8882 *m*.
Kangchendzönga, 8603 *m*.
Tschogo-Ri (oder K 2, Mount Godwin Austen, Dapsang, 8619 *m*, oder, nach neuerer Berechnung, 8591 *m*).

Die beiden Letztgenannten sind also ungefähr gleich hoch, die jedenfalls nur wenige Meter betragende Höhendifferenz liegt vorläufig innerhalb der Fehlergrenzen. — Jeder dieser drei Riesenberge war bereits das Ziel mehrerer Expeditionen.

Die Tageszeitungen haben seinerzeit laut verkündet, daß wir den Kangchendzönga besteigen wollten, und das ist uns bekanntlich nicht gelungen. Also — „ein Mißerfolg"?

Die Tagespresse gibt — das ist unvermeidlich — meist ein etwas verzerrtes Bild. Man sehe sich meine eigenen Vorankündigungen und Berichte einmal daraufhin an. Ich selbst habe die Ersteigung des Kangchendzönga immer nur als *ein* Ziel bezeichnet, wenn auch sicherlich das am meisten in die Augen fallende Ziel unserer Expedition. Es war aber stets beabsichtigt, falls sich diese Aufgabe als unmöglich erweisen sollte, einen oder mehrere andere große Gipfel des Kangchendzönga-Gebietes anzugreifen. Welche Ergebnisse dabei erzielt wurden, ist bekannt. Tabellenmäßig zusammengestellt:

Vier Siebentausender, nämlich Jongsong Peak, 7459 *m*, Nepal Peak, 7153 *m*, Dodang-Nyima Peak, etwa 7150 *m*, und Ramtang Peak, 7105 *m*.

Soweit ich unterrichtet bin, sind bisher insgesamt elf Siebentausender gemacht worden. Davon kommen also vier auf unsere Rechnung.

Außerdem hat die Internationale Himalaja-Expedition oder, wie sie meist abgekürzt wird, die I. H. E. noch fünf kleinere Gipfel bestiegen, nämlich P. 6100 und die hübsche Spitze P. 6225 oberhalb Pangpema, „The Mouse", 6260 *m*, zwischen Kangbachen Peak und Ramtang Peak, P. 6480, den Zwischengipfel zwischen Kellas-Saddle und Jongsong Peak, endlich den Kang Peak (nach der Karte 5572 *m*, nach barometrischen Beobachtungen mindestens 5700 *m*). Außer diesen Gipfelturen wurden zahlreiche Hochpässe zwischen 4000 und 6120 *m* erreicht und großenteils überschritten.

Von Anfang an gleichberechtigt standen neben unserer bergsteigerischen Arbeit die wissenschaftlichen Beobachtungen. Sie erstreckten sich auf Geologie, Morphologie und Gletscherkunde, Topographie und Toponymie, Physiologie, Meteorologie und Klimakunde. Fachwissenschaftliche Arbeiten brauchen ihre Zeit. Außerdem ist in einer kurzen allgemeinen Übersicht kein Platz für wissenschaftliche Darlegungen. Ich muß daher hier auf unser Expeditionsbuch verweisen, das im Herbst 1931 erscheinen soll[1]), und auf die Fachliteratur.

[1]) „Himalaja! Unsere Expedition 1930." Scherl-Verlag, Berlin 1931.

Das dritte große Arbeitsgebiet der J. H. E. war das photographische und filmische. Auch hier glauben wir, gute Beute gemacht zu haben, nämlich etwa 6000 Aufnahmen und 14 000 *m* Film. Unser Expeditionsfilm „Himatschal, der Thron der Götter", 2300 *m* lang, kann naturgemäß nur einen kleinen Ausschnitt aus diesem Material geben. G. O. D.

Die Teilnehmer

Die J. H. E. setzte sich aus fünf Deutschen, zwei (zeitweise drei) Engländern, zwei Schweizern und einem Österreicher zusammen. —

Frau Hettie Dyhrenfurth wirkte als Sekretärin, Expeditions-Hausfrau und „Etappen-Kommandant" in den Standlagern, d. h. sie hatte den gesamten Nachschub in die Hochlager zu organisieren.

Stabsarzt Dr. Helmuth Richter, Breslau, war unser Expeditionsarzt und gleichzeitig Berichterstatter für die deutsche Presse.

Dipl.-Ing. Ulrich Wieland, Ulm (Donau), war der Meteorologe, und, ebenso wie Hermann Hoerlin, Schwäbisch-Hall, Bergsteiger, „Sauerstoff-Ingenieur", Kameramann und Photograph[1]).

Der Schreiber dieser Zeilen war Expeditionsleiter, Geologe, Bergsteiger, Kameramann und Photograph.

Berichterstatter für die englische Presse war Frank S. Smythe. In Indien schlossen sich uns noch zwei Mitglieder des Himalayan Club an, George Wood Johnson und John S. Hannah, liebe Kameraden, die der J. H. E. besonders durch ihre ausgezeichnete Kenntnis des Hindustani und Nepali unschätzbare Dienste leisteten.

Die Vertreter der Schweiz waren Ing. Marcel Kurz, als Bergsteiger, Topograph und Photograph, und Charles Duvanel, als erster Kameramann für unseren Expeditionsfilm. —

Erwin Schneider, Hall (Tirol), war als Bergsteiger, geologischer Assistent und Photograph tätig.

Ich weise gern auf die erfreuliche Tatsache hin, daß trotz der Zugehörigkeit zu verschiedenen Nationen während der ganzen Expeditionsdauer unter den Mitgliedern das beste Einvernehmen und eine ausgezeichnete Bergkameradschaft herrschte. Hierher gehört auch, daß die J. H. E. von den deutschen, englischen, indischen und nepalischen Behörden, desgleichen vom Alpine Club und vom Himalayan Club in jeder Weise unterstützt wurde, wofür ich auch an dieser Stelle unseren aufrichtigsten Dank aussprechen möchte. G. O. D.

Die Ausreise

erfolgte Ende Februar und Anfang März 1930 in zwei Staffeln über Venedig nach Bombay. Für unser stattliches Expeditionsgepäck wurde zollfreie Einfuhr gewährt, alle Formalitäten waren rasch erledigt. In Delhi wurde uns die Ehre, vom Vizekönig von Indien, Lord Irwin, als einzige Gäste zum Lunch eingeladen zu werden. Field-Marshall Sir William Birdwood gab uns liebenswürdigerweise für den Nachschubdienst einen Gurkha. Mr. Howell war so freundlich, unser Gesuch wegen Einreisebewilligung an S. Hoheit, den Maharadscha von Nepal, befürwortend weiterzuleiten[2]). In Kalkutta standen uns Mr. G. V. Gourlay, Mr. Shebbeare

[1]) Beide Bezeichnungen sind scheinbar gleichbedeutend, doch hat sich allmählich im praktischen Sprachgebrauch ein Unterschied herausgebildet: Der Kameramann (oder Operateur) arbeitet mit der Kine-Kamera, also mit laufendem Film. Der Photograph (oder Lichtbildner) macht stehende Bilder.

[2]) Für eine lange Danksagungsliste fehlt hier der Raum, und ich muß auch da auf unser Expeditionswerk (Vorwort) verweisen. Nur zwei Spender möchte ich an dieser Stelle heraus-

und der deutsche Vizekonsul Dr. Eberl in jeder Beziehung mit Rat und Tat zur Seite. In Darjeeling endlich stellte sich Lt.-Colonel H. W. Tobin für die Organisation und Leitung des ganzen Nachschubwesens in höchst dankenswerter Weise zur Verfügung.

Ende März waren alle Expeditionsteilnehmer im Everest-Hotel in Darjeeling versammelt. In diesem berühmten, schon in den Vorbergen des Himalaja gelegenen Höhenkurort wurden nun die letzten Vorbereitungen getroffen. Das große Packfest begann. „Memsahb" — das ist die in ganz Indien übliche Bezeichnung für die weiße Frau — hatte hierbei härteste Arbeit zu leisten. Denn wenn sie auch von der Jungmannschaft der J. H. E. tatkräftig unterstützt wurde — 350 Traglasten, jede zu 27 *kg*, wollen gepackt sein! Das klingt sehr viel und ist natürlich auch sehr viel mehr, als z. B. das Gepäck der Münchner Expedition 1929. Doch ist bei einem derartigen Vergleich zu berücksichtigen, daß wir eben nicht nur sportliche, sondern auch wissenschaftliche und filmische Aufgaben hatten, die zahlreiche Traglasten erforderten. Bei der dritten Everest-Expedition — mit der gleichen Zahl von „Sahibs" wie die J. H. E. — brauchte man 70 Träger und 350 Transporttiere, was also etwa 770 Kulilasten entspricht.

Von jeher hatte ich die Absicht gehabt, den Kangchendzönga, wenn möglich, von Nordwesten her anzugreifen, da diese Seite nach den Berichten von Freshfield, Garwood und Kellas noch die besten Erfolgsaussichten zu bieten schien. Voraussetzung dafür war die Genehmigung durch S. Hoheit den Maharadscha von Nepal, sein Land, das im allgemeinen bekanntlich für Expeditionen verschlossen ist, nicht nur betreten, sondern für Monate als Operationsbasis benützen zu dürfen. Daß uns diese Bewilligung erteilt wurde, war ein überaus erfreulicher Auftakt unseres Unternehmens. Allerdings wurde unsere Arbeitslast dadurch jetzt, dicht vor dem Aufbruch, vervielfacht. Denn da es recht zweifelhaft gewesen war, ob wir die nepalische Erlaubnis erhalten würden, hatten wir uns in der letzten Zeit mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Anmarsch auf der Ostseite, also durch Sikkim, zu bewerkstelligen. In diesem Falle wäre es möglich gewesen, das gesamte Expeditionsgepäck neun Tagemärsche weit, bis Lachen, auf Tragtieren zu befördern, und auch der weitere Zugang von dort durch das Zemutal zum Ostfuß des Kangchendzönga ist relativ kurz und ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Wir wären also hier mit etwa 150 Trägern ausgekommen. Der Plan für den Pendelverkehr zwischen Lachen und dem Standlager war bereits in allen Einzelheiten ausgearbeitet.

So lockend in wissenschaftlicher und bergsteigerischer Hinsicht die wenig bekannte Nordwestfront des Kangchendzönga auch war, so wußten wir doch genau, daß die Transportschwierigkeiten dadurch wahrhaft ungeheuer wurden, sehr viel größer als z. B. bei der Expedition von 1929. Es galt jetzt, etwa 350 Traglasten über eine Strecke von 17 z. T. sehr schwierigen Tagemärschen (mehrere Hochpässe!) bis zum Basislager zu befördern. Dazu kam der Trägerproviant, der zunächst doch wenigstens bis zum ersten größeren nepalischen Dorfe Khunza, 14 Tagemärsche von Darjeeling entfernt, reichen mußte. Ein Kuli ißt täglich ungefähr 1 *kg*. Man kann sich also ungefähr ausrechnen, auf welche beängstigenden Mengen und Gewichte an Trägerproviant wir kommen mußten. Eine weitere bedenkliche Folge der Nepal-Route war die entsprechende Steigerung der Expeditionskosten. Es erforderte also Mut und Verantwor-

---

greifen: Um Hoerlins Teilnahme zu ermöglichen, gab die S. Schwaben des D. u. Ö. A.-V. einen größeren Zuschuß. Für diese nicht nur materiell, sondern auch moralisch bedeutsame Unterstützung danke ich den Schwaben nochmals von ganzem Herzen. — In Bombay fand ich die telegraphische Nachricht vor, daß auch der Hauptausschuß des D. u. Ö. A.-V. sich in letzter Stunde noch entschlossen hatte, einen Kostenzuschuß für Hoerlin und Schneider zu bewilligen. Als Expeditionsleiter spreche ich dafür meinen geziemenden Dank aus.

lungsfreudigkeit, sich trotz alledem für die nepalische Seite des Kangchendzönga zu entscheiden. Hätten wir damals schon gewußt, daß die Zemuseite auch rein bergsteigerisch sehr viel günstiger ist, so wäre unser Entschluß vermutlich anders ausgefallen. Trotzdem bereue ich die damalige Wahl nicht.

Nach langwierigen Beratungen mit Colonel Tobin, dem ich auch hier für seine viele mühevolle Arbeit aufrichtig danken möchte, wurde ein Plan ausgearbeitet, demgemäß der Anmarsch von Darjeeling zum Standlager in drei getrennten Gruppen erfolgen sollte. Für die erste Gruppe war Wood Johnson der Transportleiter, für die zweite Gruppe John Hannah, für die dritte Gruppe Colonel Tobin selbst. Ich persönlich war, ebenso wie Wood Johnson, gegen die Dreiteilung und habe mich nur sehr ungern dem dringenden Rate von Colonel Tobin gefügt. Ich bin auch jetzt — und heute mehr als je — der Überzeugung, daß viele Komplikationen unseres Nachschubdienstes vermieden worden wären, wenn wir in einer großen Karawane gestartet wären. Nachdem man sich aber einmal für die Dreiteilung entschieden hatte, wäre es sicher das Richtigste gewesen, zwischen dem Aufbruch der ersten und zweiten Gruppe einerseits und der Gruppe Tobin andrerseits mindestens 10—12 Tage verstreichen zu lassen, um für die Rücksendung der Träger von Pangpema nach Dzongri genügend Zeit zu gewinnen. Zum Besten künftiger Expeditionen scheint es mir notwendig, auf begangene Fehler ehrlich aufmerksam zu machen. G. O. D.

Zum Standlager

Über den bewaldeten Vorbergen, die wie dunkelgrüne Wellenkämme in vielen Kuliffen hintereinander verlaufen, ragte die Kangchendzönga-Gruppe unglaubhaft hoch und leuchtend in den tiefblauen Frühjahrshimmel hinein. Am 7. April 1930 brach die Gruppe 1 von Darjeeling auf, 10 Europäer und 220 Träger. Dr. Eberl benützte nämlich seinen Urlaub dazu, uns bis jenseits des Kang-La zu begleiten. Hannah und Wieland starteten einen Tag später mit 180 Trägern.

Darjeeling liegt bereits 2100 *m* hoch. Es geht aber nicht etwa in gleicher Höhe an den Fuß des Hochgebirges hinüber, sondern wir müssen ja zunächst durch das schluchtenreiche Sikkim. Jeden Morgen geht es also in eines dieser tiefeingeschnittenen Täler hinab, d. h. aus der Vegetation der gemäßigten Zone hinunter in den Urwald. Gegen Mittag ist man dann in 400—600 *m* Meereshöhe angekommen und hat nun das Vergnügen, gerade in den heißesten Stunden des Tages wieder 1200—1500 *m* Steigung nehmen zu müssen. Denn die Bungalows, die Regierungs-Rasthäuser, liegen fast regelmäßig oben auf den Kämmen, mit Rücksicht auf die Malaria, die in den Waldschluchten Sikkims besonders bösartig sein soll. In den ersten Tagen wurde uns die Arbeit dieses ständigen Ab und Auf durch zähe Bergponys sehr erleichtert, dann hörten die reitbaren Wege auf, und es ging zu Fuß weiter.

Dieser Marsch durch das grüne Urwalddunkel von Sikkim hat einen ganz eigenen Reiz — trotz der zur Landplage gewordenen Blutegel. In der trockenen Jahreszeit ist es erträglich, aber bei Regen ist man nach wenigen Schritten durch Gras oder Gebüsch mit Blutegeln übersät, und ein strebsamer Blutegel kommt auch durch die engste Schuhöse an sein ersehntes Ziel. Auch die als unfehlbarer Schutz gegen die „leeches" gepriesenen Tabakblätter, die wir in die Schuhe und Socken hineinsteckten, schreckten die Blutegel nicht ab, waren aber lästig beim Marschieren. Die beste Waffe ist also immer noch — gut aufpassen! Hat man einen Blutegel nicht rechtzeitig abstreifen können, so betupfe man ihn mit einer brennenden Zigarette oder, wenn man Nichtraucher ist, mit Chlorwasser. Beides haben diese sympathischen Tierchen nicht gern und lassen sofort los.

In dem berühmten alten Kloster Pamionchi (Pemayangtse) führten uns die Lamas

im Klosterhof ihre eigenartigen Dämonentänze vor. Zwei Tage später war Dokjam erreicht, das letzte Dorf, der Marsch in die Wildnis begann.

Nacht im Urwald, die Lagerfeuer lodern, uralte Menschheitserinnerungen werden wach. Schon ist die Zivilisation des Abendlandes weltenfern im Wesenlosen versunken. Nur Dr. Eberl, von uns schnöderweise als „der Zeitfreiwillige" tituliert, rasierte sich noch und wurde ob dieser Stillosigkeit heftig beschimpft.

Acht Tage nach unserem Abmarsch von Darjeeling ist Dzongri erreicht, eine einsame Schäferhütte, 4000 *m*. Der Übergang aus tropischer Hitze in regelrechten Winter war etwas unvermittelt, Dzongri begrüßte uns mit 12° Kälte und heftigem Schneetreiben. Die aus Nepal stammenden Sherpas und die aus Tibet oder Bhutan gebürtigen Bhutias sind wetterharte Leute, denen so etwas nicht viel ausmacht. Aber um unsere kleine Kuliarmee innerhalb weniger Tage auf die erforderliche Stärke zu bringen, hatten wir auch Lepchas aus den warmen Tälern Sikkims anwerben müssen, und diese Leute hockten jämmerlich frierend und gänzlich teilnahmslos beisammen und waren auch durch gutes Beispiel kaum dazu zu bringen, beim Aufschlagen der Zelte und bei den sonstigen Lagerarbeiten mit anzufassen. Am nächsten Morgen hatten wir die Bescherung, nämlich den ersten schweren Trägerstreik. Wood Johnson gab sich die größte Mühe und verhandelte stundenlang, konnte es aber doch nicht hindern, daß 40 Lepchas, ihren Lohn im Stiche lassend, wegliefen. Die Angst vor dem gefürchteten Kang La spielte dabei offenbar die Hauptrolle. 40 wichtige Traglasten blieben so in Dzongri liegen, und wochenlang haben wir darunter zu leiden gehabt.

Die nächsten Tage brachten harte Arbeit, nämlich den Übergang über den **Kang La**, 5015 *m*, den noch tief im Winterschnee begrabenen Grenzpaß zwischen Sikkim und Nepal. Kang La, wörtlich übersetzt der „Schneepaß", trug seinen Namen also wirklich mit vollem Recht. Obendrein war das Frühjahr 1930, wie mir alle Kenner versicherten, ganz ungewöhnlich schneereich. Die Wintermonate, die sonst die Trockenzeit darstellen, hatten diesmal große Niederschläge gebracht. Daraus ergab sich für uns eine neue ernsthafte Schwierigkeit. Wir hatten zwar reichlich genügend alpine Ausrüstung für etwa 80 Hochträger aus Europa mitgebracht, aber für mehr als 300 Kulis langte unser Zeug natürlich nicht hin und nicht her. Trotzdem mußte der Kang La forciert werden, der Erfolg der ganzen Expedition stand auf dem Spiel.

Auf der Sikkimseite des Passes hatten wir in einer Höhe von 4050 *m* ein Lager errichtet. Bei etwa 4400 *m* begann die zusammenhängende Schneedecke. Obgleich wir mehr als 70 Paar guter bayerischer Bergstiefel ausgaben, blieben immer noch Kulis übrig, die barfuß gehen mußten. Auch mit Schneebrillen waren wir zu knapp, obgleich wir 240 Paar hatten. Trotz alledem gelang es, mit der Hauptkolonne in einem starken Tagemarsch den Paß zu überschreiten. Ein guter Teil des Verdienstes gebührt Wood Johnson, der bei der Nachhut blieb und erst spät in der Nacht, selbst eine Last tragend, zusammen mit den letzten Trägern im Lager auf der Nepalseite des Kang La eintraf.

Hoerlin und Schneider hatten an diesem Tage, als Fleißaufgabe, von der Paßhöhe aus noch den schwierigen **Kang Peak** bestiegen, der nach ihren Barometer-Beobachtungen mindestens 5700 *m* hat, also wesentlich mehr, als auf der Karte von Garwood angegeben, 5572 *m*. Ob dieser Gipfel mit dem von Graham bestiegenen Berg identisch ist, scheint uns zweifelhaft. Jedenfalls fanden Hoerlin-Schneider keinerlei Zeichen einer früheren menschlichen Anwesenheit auf der Spitze.

Am gleichen Tage machte Wieland von Dzongri aus einen Abstecher auf den bereits von Freshfield bestiegenen **Kabur**, 4820 *m*, einen ausgezeichneten Orientierungspunkt. Die zweite Kolonne unter Führung von Hannah und Wieland war bisher stets einen Tag hinter uns gewesen. Aus Furcht vor dem Kang La liefen auch der zweiten Partie in Dzongri viele Träger davon, so daß Mr. Hannah mit zahlreichen Lasten vorläufig auf der Ostseite des Passes zurückbleiben mußte, während Wieland mit

50 Mann das Joch überschritt und sich in Tseram (Chairam), den ersten nepalischen Hütten, mit der Hauptgruppe vereinigte.

Der Vormarsch geriet nun für ein paar Tage ins Stocken. In meinen Vorbesprechungen mit Col. Tobin war in Aussicht genommen worden, daß ich von Tseram etwa 150 Träger nach Dzongri zurückschicken sollte. Das Gepäck der dritten Gruppe war nämlich bis Yoksam auf Maultieren befördert worden, und von dort durch Lokalträger weiter nach Dzongri. Durch die am Kang La eingetretenen Komplikationen war dieses schöne Programm natürlich undurchführbar geworden, denn ich mußte nun eine starke Trägerkolonne unter Führung von Sirdar Lobsang über den Paß zurückschicken, um die auf der Ostseite des Kang La und in Dzongri zurückgebliebenen Lasten unserer eigenen und der Hannahpartie heranzuschaffen. Zu allem Unglück war Col. Tobin in der besten Absicht, uns zu helfen und den Rest des Expeditionsgepäcks möglichst schnell nachzubringen, zu früh von Darjeeling aufgebrochen, nämlich bereits 5 Tage nach uns. Mit Rücksicht auf diesen geringen zeitlichen Abstand und infolge der Notwendigkeit, die Kolonne Lobsang für unsere eigenen Zwecke einzusetzen, war es mir leider vollkommen unmöglich, auch noch Col. Tobin mit Trägern zu Hilfe zu kommen. Denn in Tseram gab es weder lokale Träger noch Proviant. Die von S. Hoheit dem Maharadscha versprochene Hilfe sollte uns erst in Khunza erwarten. Nach langen Beratungen mit einem nepalischen Subardar — so heißen dort die unteren Regierungsbeamten — und den Leuten von Tseram erkannten Wood Johnson und ich, daß es für uns nur eine einzige Möglichkeit gab, nämlich rasch nach Khunza vorzustoßen.

Nach einem Rasttage, der Kurz und mir Gelegenheit zu aufschlußreichen Exkursionen ins Yalungtal und zum gleichnamigen Gletscher gab, wurde der Übergang nach Khunza in Angriff genommen. Es kam nun darauf an, die zwischen dem Yalung- und dem Kangchental gelegenen, sich verzweigenden Höhenzüge in zweitägigem Gewaltmarsch zu überschreiten. Genau gerechnet mußten hierbei nicht weniger als 4 Hochpässe zwischen 4600 und 4150 *m* bewältigt werden, und zwar auf lange Strecken durch einen unglaublich schlechten Schnee, einen förmlichen Schneemorast, mit dem verglichen auch der faulste Frühjahrsschnee in den Alpen beinahe ein Genuß ist. Wir hatten zwar Schier mit, aber natürlich nur für die Sahibs, und um die Trägerkarawane nicht zu demoralisieren, mußten einige von uns ebenfalls zu Fuß gehen. Die in größeren Mengen mitgeführten Schneereifen erwiesen sich eher als schädlich. War man durch die dünne Kruste durchgebrochen, so bekam man seine Beine überhaupt kaum wieder heraus. Ein alter Vorarlberger Bergführer hat einmal das klassische Wort geprägt: „Wenn der Schnee nit tiefa isch, als der Mensch g'spaltn isch, dann geht's noch"[1]). In diesem Falle war der Schnee häufig sehr viel tiefer, man versank buchstäblich bis zur Brust, und die „Spur" der Karawane war auf lange Strecken ein fast mannstiefer Graben. Unser einziger Trost war am Morgen des zweiten Marschtages vom Kamme östlich des Sinon La ein herrlicher Blick (s. Abb. 1) auf die Gruppe des stolzen Jannu, 7711 *m*, und den Yamatarigletscher. Wir waren glücklich, als wir diese Hochpässe hinter uns hatten und in das waldreiche Tal von Khunza absteigen konnten.

Auf einer schönen Wiese vor dem Dorf schlugen wir unser Lager auf. Khunza liegt 3400 *m* hoch, trotzdem wird hier noch Getreide angebaut. Die Hütten könnten beinahe in der Schweiz oder in Tirol stehen, nur die Bevölkerung, ein ganz tibetanischer Menschenschlag, sieht wesentlich anders aus. Seit Freshfields Expedition war hier kein Europäer mehr. Man empfing uns freundlich, alles war bester Laune. Um so herber war die gegenseitige Enttäuschung, als wir nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten — was im Osten bekanntlich besonders notwendig ist — zur Sache kamen, d. h. zur Proviant- und Trägerfrage. Obgleich der Gemeindevorsteher vom Maharadscha den

[1]) W. Schmidkunz, Zwischen Himmel und Erde.

Abb. 1. „Vorberge" des Jamun. Tele-Aufnahme zwiſchen Iſeram und Khunza

Abb. 2. Schneefahnen am Westgrat des Wedge Peak

Abb. 3. Abmarsch zum 1. Angriff auf den Kangchendzönga
Im Hintergrunde links Twins, rechts Kangchendzönga-Hauptgipfel und Westgipfel

Bibliothek

Befehl bekommen hatte, uns in jeder Weise behilflich zu sein und Lebensmittel und Träger zur Verfügung zu stellen, leistete er als dickköpfiger Bauer passive Resistenz und behauptete, es gäbe in ganz Khunza keinerlei Proviant. Eine angenehme Lage! 15 Tagemärsche von Darjeeling entfernt, mit einer großen Karawane, und nicht einmal für einen Tag mehr Trägerproviant!

Da half nur rücksichtslose Energie, denn daß wir angelogen wurden, war ja klar. Wood Johnson übersetzte meine englische Rede ins Nepali und eröffnete dem Subardar, der Maharadscha habe uns sein königliches Wort gegeben, und dieses Versprechen werde nicht gehalten. Wir wüßten natürlich, daß dies ausschließlich die Schuld der lokalen Behörden sei. Wir würden also sofort einen Spezialkurier nach Khatmandu schicken, um dem Maharadscha über die bedauerlichen Vorfälle und das dadurch bedingte Scheitern der ganzen Expedition genau zu berichten. Wir fürchteten allerdings, daß eine derartige Botschaft für die Schuldigen recht unangenehme Folgen haben werde. Einen Kopf kürzer gemacht zu werden, sei wohl das Mindeste, was man in Aussicht stellen könne. Der Erfolg war verblüffend. Zunächst ließ der Subardar den Gemeindevorsteher krumm schließen und gab unsere Drohungen in offenbar noch verschärfter Form an ihn und das ganze Dorf weiter. Das half! Sämtliche Handmühlen — altertümliche Modelle aus Stein — wurden in eifrigsten Betrieb genommen, um das dringend notwendige Brotgetreide zu mahlen, und im Laufe der Nacht begann die Anlieferung von Lebensmitteln.

Da alles darauf ankam, den Proviant-Nachschub auch für die nächsten Wochen sicherzustellen, schickten wir den Gurkha talabwärts zu dem einige Tagemärsche entfernten nächsten größeren Dorf, während der Subardar in Khunza blieb. Alles, was wir von Lokalträgern bekommen und von eigenen Kulis entbehren konnten, sandten wir über den Sinon La und Mirgin La nach Tseram zurück, als Hilfe für Hannah und Col. Tobin.

Schon Freshfield berichtet, daß es seinen Trägern in Khunza ausgezeichnet gefiel, so daß sie nur schwer wieder in Marsch gesetzt werden konnten. Auch uns ging es nicht anders. Der arbeitsreiche „Rasttag" in Khunza bescherte uns also außer den erwähnten Nahrungssorgen noch die passive Resistenz vieler Träger und war reich an dramatischen Zwischenfällen.

Der Marsch talaufwärts führte uns durch abgebrannte Wälder, über die ungeheuren Steilwände des Taltroges sprühten Wasserfälle herab, zahlreiche ganz frische, wahrscheinlich aus der letzten Monsunzeit stammende Bachrunsen mußten überschritten werden. Eine riesige Moräne und die unter Schuttmassen begrabene Zunge des Jannugletschers querend, zu guter Letzt noch einen unfreundlichen Gletscherbach durchwatend, erreichten wir Kangbachen (Khamachen), einen 4010 *m* hoch gelegenen kleinen Weiler, angesichts der furchtbaren, 3000 *m* in einem Schuß abfallenden Nordwand des Jannu. Ein Zwergenehepaar mit Kind erregte das größte Interesse von Dr. Richter.

Für den nächsten Tag war ein nur kurzer Marsch bis Ramtang vorgesehen. Die Weiden von Ramtang liegen in Wahrheit etwa 1½ Stunden unterhalb der Stelle, wo dieser Name auf der Karte von Garwood verzeichnet ist. Infolge dieses Mißverständnisses wurde das Lager von der vorausgehenden Partie zu weit talaufwärts vorgeschoben, bis zum nepalischen Lhonak, so daß viele Träger nicht mehr rechtzeitig hingelangten und bei ausgesprochenem Schlechtwetter im Freien übernachten mußten. Auch wir gehörten insofern zu den Leidtragenden, als meine Frau an diesem Tage etwas bergkrank war, so daß wir nur langsam vorwärtskamen. Obendrein fiel „Memsahb" auch noch in einen Bach. Wir erreichten das Lager also erst sehr spät, bei heftigem Schneetreiben.

Am 26. April waren wir an unserem vorläufigen Ziel angelangt und schlugen gegenüber der gewaltigen Nordwestfront des Kangchendzönga unser Standlager auf, in einer Höhe von 5050 *m* und etwas westlich von Pangpema. Das eigentliche Wahrzeichen des

Standlagers war aber nicht der Kangchendzönga selbst, sondern der nur etwa 7200 *m* hohe formenschöne Wedge Peak (Abb. 2).

Daß unsere Hoffnung, von hier aus einen leichten oder wenigstens einen praktisch möglichen Zugang zum Hauptgipfel des Kangchendzönga zu finden, sich nicht verwirklicht hat, ist bereits hinlänglich bekannt. Nachdem wir den Kangchendzönga umkreist und von allen Seiten studiert haben, gehen wir n i c h t so weit wie Smythe, der erklärt hat, der Kangchendzönga werde in dieser Generation und mit den gegenwärtigen bergsteigerischen Mitteln überhaupt nicht erstiegen werden. Wir halten ihn zwar für ungewöhnlich schwierig und gefährlich, aber für möglich. Der beste Anstieg führt offenbar von Sikkim her über den Nordostsporn und Nordgrat hinauf. Trotz der von der Bauerschen Expedition geschilderten großen Schwierigkeiten hat man auf der Zemuseite wenigstens den Vorteil, sich auf einer Konvexität zu bewegen und dadurch den Eislawinen entrückt zu sein. Dagegen ist diese schlimmste Gefahr, die dem Himalaja-Bergsteiger droht, auf der nepalischen „Nordroute" auch durch die beste Wegführung nicht zu vermeiden. G. O. D.

Am Kangchendzönga

A. Der Angriff an der Nordwestflanke

Vier Tage waren vergangen, seitdem der Haupttrupp den Platz für das Standlager erreicht hatte. Während dieser Zeit waren die Bergsteiger nach allen Richtungen hin ausgeschwärmt und hatten so viel als möglich erkundet. Die Hoffnung, auf einem annehmbaren Wege zu der tiefen Einsenkung im Grate zwischen Kangchendzönga und Twins — der Name „Nordsattel" ist auch hier angebracht — gerade hinaufsteigen zu können, durfte als aussichtslos gelten. Als wirkliche Möglichkeit blieb nur der Weg durch die nordwestliche Bergflanke übrig. Diese Wand steigt im hintersten Winkel des Talgletschers bis zum Gipfel in 3000 *m* hohem Aufbau empor und ist durch ausgeprägte Terrassen in drei Abschnitte eingeteilt (Abb. 4). Auf jeder dieser Terrassen liegt eine dicke Eis- und Firnschicht, die an der Abbruchstelle drohend über die darunterliegenden Felswände vorragt. Die Höhe dieser Eisabbrüche war, der ganzen Wandhöhe entsprechend, auf 100—200 *m* zu veranschlagen. Wie sollten wir da hinaufkommen?

Schon die erste Terrasse ist durch einen glatten Wall der ganzen Länge nach gesperrt. Nur an einer Stelle, ganz links unter dem Nordgrat, reicht eine geborstene Zunge über die Felswand herunter und berührt gerade noch den Rand des obersten Firnbeckens, zu dem man vom Gletscher aus ohne Schwierigkeit gelangen kann. Hier liegt die einzige Möglichkeit, sich an dieser Bergseite über die 6000 *m*-Linie zu erheben. War die erste Terrasse einmal erreicht, so standen zwei Wege offen: Entweder in der Wand weiterzugehen, von einer Terrasse zur anderen, oder über einen sehr steilen Eishang und eine Art Band zum Nordgrat auszusteigen. Dieser Plan hatte mehr für sich und wäre geländetechnisch sicherlich möglich gewesen. Man hätte dann den Grat zwischen Nordsattel und Nordschulter betreten, wäre auf der Ostseite um den Schulteraufschwung herumgegangen und auf der Schulter mit dem Weg über den Ostsporn zusammengetroffen. Von da bis an den Fuß des Gipfelaufbaues dürfte der Grat nicht schwierig zu begehen sein; daß aber die letzte Pyramide noch ganz erhebliche Schwierigkeiten bieten würde, darüber waren wir uns alle einig. Die ständig sichtbaren Schneefahnen ließen außerdem auf dauernde heftige Stürme in der Gratregion schließen. Die Wände schienen von Stürmen mehr verschont zu sein.

Herrschte also über den einzuschlagenden Weg bereits Klarheit, so war auch die Zusammensetzung des ersten Stoßtrupps schon gegeben. Dyhrenfurth und Kurz waren als Führende natürlich am meisten daran interessiert, sich über die Einzelheiten des Weges selbst zu orientieren. Duvanel wollte mit seiner Filmkamera ebenfalls möglichst

vorne dran sein. Als Eishäuer kamen zunächst vor allem Smythe und ich, unterstützt durch Wood Johnson, in Betracht, da Hoerlin und Schneider an schweren Erkältungserscheinungen litten und sich schonen mußten. Frau Dyhrenfurth, Richter und Hannah mußten die sehr notwendigen Haushaltungs- und Nachschubdienste übernehmen.

Froh darüber, daß der wirklich bergsteigerische Angriff endlich einsetzen konnte, verließen die sechs Sahibs mit vierzig Trägern das Standlager, 5050 *m*, am 1. Mai voller Zuversicht (Abb. 3). Zunächst mußte der Hauptstrom des Kangchendzöngagletschers mit seinen mehrfachen haushohen Moränen überquert und der Beginn seines etwas bequemeren südlichen Seitenarmes gewonnen werden. Das Tor, durch welches wir in die innersten Kammern unseres Gebirgsstockes eintraten, ließ an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig: Zur Rechten der unvergleichliche Wedge Peak mit seinen kannelierten Flanken, zur Linken die Twins mit ihren kulissenartig angeordneten Graten. Je weiter wir vordrangen, desto eindrucksvoller wurde die Landschaft. Wir schlängelten uns zwischen Spalten und Moränenblöcken von einem Gletschertälchen ins andere und erreichten bei mäßiger Steigung am Nachmittag einen schönen Platz nahe dem innersten Winkel des Kangchendzöngagletschers, in großartiger Umgebung. Vor uns lag die ungeheure Wand mit ihren Hängegletschern, ein absolut überalpiner Anblick; zur Linken und zur Rechten kamen Seitengletscher aus hochgelegenen Firnbecken in wilden Sprüngen herab, und hinter uns war der Blick frei auf den formenschönen Höhenzug, der sich jenseits des Kangchentales erhebt. Das Wetter hatte sich gegenüber den Vortagen entschieden gebessert. Die ganze Umgebung war klar und erstrahlte in prächtiger Abendbeleuchtung. Alles war in diesem ersten Hochlager, 5300 *m* (Abb. 5), in bester Stimmung.

Am nächsten Morgen galt es, den Steilaufschwung des östlichen Seitengletschers zu überwinden, um in das Firnbecken unter dem Nordsattel zu gelangen. Der Weg dahin bot keine nennenswerten Schwierigkeiten, doch war er bei dem vorherrschenden weichen Schnee und der erbarmungslos strahlenden Sonne zu lang, um die Lagerausrüstung bis zu dem ausgewählten Platz zu bringen. Man mußte daher ein vorläufiges Zwischenlager einschalten, 5780 *m*. Später wurde Lager II endgültig in die große Mulde, 5930 *m*, eine Stunde unter den zu bearbeitenden Bruch verlegt. Die Lage dieses Ortes war von ungewöhnlicher landschaftlicher Schönheit.

Dyhrenfurth und Kurz fühlten sich beide nicht recht wohl; auch sie litten unter den überaus lästigen Erkältungserscheinungen, die jeder von uns, der eine früher, der andere später, zum Schaden seiner „Form" über sich ergehen lassen mußte. Smythe, Wood Johnson und ich waren bisher davon verschont geblieben und fühlten uns sehr wohl. Wir machten uns daher in den folgenden Tagen auch mit Energie an den Bau eines Weges durch den Eisbruch, auf den Fersen gefolgt von dem nicht minder eifrigen Duvanel. Von Lager II aus mußten wir zunächst einen etwa 270 *m* hohen Firnhang hinaufsteigen. Dies war stets langweilig und ermüdend, da der Schnee tief lag und seine Beschaffenheit täglich wechselte. Am oberen Ende des Hanges, kurz vor dem Bruch, gab es große Spalten auf dünnen Brücken zu überschreiten, was uns zum Anbringen der ersten Seilgeländer nötigte. Danach konnte die Eisarbeit beginnen, bei 6200 *m*.

Ich muß gestehen, daß wir alle überrascht waren, als wir das erstemal unmittelbar unter den Eisbergen unseres Bruches standen. Türme und Zacken von überalpinen Dimensionen und abenteuerlichen Formen standen in zwangloser Gruppierung über- und nebeneinander. Was uns aus der Ferne als Steigeisengelände erschienen war, erforderte zweifellos harte Stufenarbeit; was wir als steil angesehen hatten, war nahezu senkrecht, und senkrecht Erscheinendes war überhängend. Das Versagen unser Aller Urteilskraft, auch der Erfahrensten, war wirklich verblüffend; die Erscheinung ist jedoch aus dem gegenüber den Alpen veränderten Stand der Sonne leicht zu er-

klären. Leider ist hier nicht der Platz, um die Erklärung dieser Erscheinung näher auszuführen.

Wir fingen sogleich an zu hacken. Voraus die Bergsteiger, dahinter die Träger. Es war alsbald klar, daß die Träger aus einer guten Schule kamen; besonders Lewa und später auch Chettan und Kitar arbeiteten ausgezeichnet. Sie hieben die von uns nur angedeuteten Stufen zu ganzen Badewannen, ja sogar zu einem regelrechten Weg aus. Am ersten Tage kamen wir etwa 70 *m* hoch; über einen Hang zu einer Rippe, auf dieser zu einer Kanzel und weiter auf ein Band, das zu einer zweiten Rippe führte. Alles war sehr steil und mußte zur Sicherheit für die Träger mit Seilgeländern versehen werden. Gegen Abend fing es an zu schneien, so daß wir uns nach getaner Arbeit gerne ins Lager zurückzogen.

Dort erwarteten uns ungünstige Nachrichten: Colonel Tobin hatte mit seiner Nachhut am Kang La derartige Schwierigkeiten angetroffen, daß die Rücksendung von Hannah und Wood Johnson unbedingt notwendig erschien. Diese beiden Herren brachten dann auch den Nachschub wieder so in Ordnung, daß eine Hungersnot vermieden wurde. Wir oben trennten uns aber sehr ungern von unserem Kameraden Wood Johnson.

Am zweiten Tage konnten also nur Smythe und ich weiterarbeiten. Wir stellten den Weg über das sehr steile Band fertig und arbeiteten uns über die nächste Rippe hinauf bis an den Fuß eines durchschnittlich senkrechten, unten überhängenden, oben vielleicht 80 Grad steilen Eiswandls von gut 10 *m* Höhe. An dieser Stelle mußten wir hinauf, wollten wir überhaupt weiterkommen. Droben schien es ja wieder leichter zu sein; der anschließende Hang hatte etwa 60 Grad. Nachdem wir die ersten Stufenlöcher in die Wand gehauen hatten, blieb nichts anders übrig, als daß Smythe, der leichtere, auf meine Schultern stieg, um möglichst hoch oben einen Eishaken einzuschlagen und das Seil durchzuziehen. Auf diese Weise schufen wir eine Art Seilaufzug, denn die notwendige Stufenleiter war nur dadurch herzustellen, daß der Hackende im Seil hängend sich mit den Füßen von der Wand wegstemmte und von außen her hineinhieb. In äußerst anstrengender Arbeit kamen wir so etwa 8 *m* hoch; wir lösten uns stets ab, wobei der Häuer seinen Haken immer höher und höher verpflanzte und der Ausruhende als Gegengewicht unten im Seile hing. Dann konnten wir uns etwas nach rechts wenden, um in schwach ansteigendem Quergang zu versuchen, das weniger steile Gelände zu gewinnen. Inzwischen war es Abend geworden. Wir hatten insgesamt wieder etwa 60 *m* hinter uns gebracht.

Am dritten Tage bekamen wir Unterstützung durch Schneider, der sich inzwischen erholt hatte und uns nun schon etwas Abgekämpften frische Arbeit vormachte. Die ganz steile Stelle konnte vollendet und verbessert und der darüberliegende Hang in Angriff genommen werden. Duvanel war uns während all dieser Tage auf den Fersen gefolgt und hatte sich an günstig gelegenen Plätzen Plattformen selbst ausgehauen, von denen aus er alle unsere Bewegungen mit der Filmkamera, z. T. mit langen Brennweiten, aufnehmen konnte[1]). Unser Rückweg ins Lager wurde an diesem Tage durch starke Schneefälle sehr erschwert; alle Eisstufen mußten erst ausgeputzt werden.

Am vierten Tage gab es weitere Unterstützung durch Hoerlin. Smythe und ich waren reichlich abgearbeitet und blieben im Lager zurück, um etwas auszuruhen und den Transport der Lagerausrüstung auf die erste Terrasse vorzubereiten, was für den folgenden Tag vorgesehen war. Schneider und Hoerlin arbeiteten die letzten 70 *m* derart aus, daß sie am Abend in etwa 6400 *m* Höhe am Rande der Terrasse standen und die Lagerverschiebung somit vorgenommen werden konnte.

---

[1]) Die Echtheit dieser Bilder in unserem Expeditionsfilm „Himatschal, der Thron der Götter" ist sehr unberechtigter Weise verschiedentlich angezweifelt worden!

Mezzotinto Bruckmann

Simvu und Sugarloaf beim Übergang Lhonak-Zemu

Ganz im Gegensatz zu allen vorhergegangenen Tagen brach der 9. Mai trübe und unlustig an, nachdem die Nacht ausnehmend warm gewesen war. Wir dachten uns jedoch nichts Besonderes dabei und trafen die Vorbereitungen zum Aufbruch in aller Selbstverständlichkeit. Bald war die ganze Kolonne über den Aufstiegshang verteilt: Schneider mit Chettan voraus, um noch die letzte Hand an den Weg zu legen; dann Duvanel mit seinen drei Filmleuten; schließlich eine Trägerpartie von sieben Mann; am Schluß Hoerlin und ich mit unseren persönlichen Trägern. Mit einer Stunde Abstand zwischen erstem und letztem stiegen wir hinauf; Schneider hatte den Bruch schon fast erreicht, als wir das Lager kaum verlassen hatten.

Da ertönte über uns auf einmal ein dumpfer, donnerähnlicher Knall, und wir gewahrten zu unserem größten Schrecken, daß eine ungeheure Eismasse, nur wenig seitlich von unserem Wege, sich aus ihrem Verbande gelöst hatte und nach vorne überfiel. Einen Augenblick konnte man noch hoffen, daß die Lawine in den rechts von unserem Aufstiegshang befindlichen Kessel sich ergießen würde, aber da kamen schon die ersten Brocken über den Absatz, den der Firnhang am Fuße des Bruches bildete, herabgeschossen, gefolgt von der hochaufwirbelnden, alles zudeckenden Eisstaubwolke. Der erste Gedanke war: Schneider? Chettan? — der nächste: Fort von hier! und so rannte jeder, so gut er konnte, zur Seite, um der verderbenbringenden Walze zu entfliehen. Nach kurzer Zeit war alles in Eisstaub gehüllt; man konnte nichts mehr sehen, doch an der plötzlichen Ruhe konnte man erkennen, daß die Lawine selbst zum Stillstand gekommen war. Nachdem der Staub sich gelegt hatte, überzeugte ein rascher Blick über das Trümmerfeld, daß von den Unteren alles heil war; doch von Schneider und Chettan war nichts zu erblicken. Letzteren hatte ich gerade noch zur Seite laufen sehen, bevor die Lawinenfront ihn erreichte; Schneider war unseren Blicken durch das Gelände verdeckt gewesen. Ich lief also so schnell, wie es in dieser Höhe möglich war, in der Richtung, wo ich Chettan vermutete, und sah alsbald auch seine braune Hand zwischen den Lawinenbrocken hervorragen. Etwa 12 Minuten nach Eintritt der Katastrophe hatte ich sein Gesicht freigelegt, und da war auch schon Hoerlin mit ein paar Trägern eingetroffen, um ihn ganz auszugraben. Doch wo war Schneider? Ich setzte meinen Aufstieg fort, gefolgt von dem getreuen Sonam, welcher in einem fort nach oben deutete und „Sahib, Sahib!" rief. Wir wußten genau, daß Erwin verloren war, wenn er jetzt nicht über dem Absatz sichtbar wurde, der uns am Überblick über die Lage verhinderte. Doch erst in der letzten Minute, als wir unsere Köpfe schon fast über den Absatz strecken konnten, sahen wir plötzlich seinen runden Hut und bald darauf ihn selbst auf uns zukommen. Er hatte das Glück, just an der am weitesten nach links ausbiegenden Wegstelle zu sein; nur so konnte er sich durch schleunige seitliche Flucht vor den von oben kommenden Eismassen retten. Der Rückweg zu uns hatte dann in dem gänzlich veränderten Gelände viel Zeit gekostet.

Wie stand es nun um Chettan? Wir eilten sogleich zu der Unglücksstelle zurück, wo auch Duvanel inzwischen eingetroffen war und sich mit Hoerlin zusammen bemühte, den Verschütteten durch künstliche Atmung wieder zum Leben zu bringen. Wir wechselten in dieser Tätigkeit während der nächsten fünf Viertelstunden fortwährend ab, mußten aber leider feststellen, daß er während dieser Zeit sich immer mehr verfärbte und zusammenfiel, trotzdem sein Brustkorb mächtig mitatmete. Er hatte mehrere Wunden am Kopf und schien auch sonst stark gequetscht worden zu sein. Er mußte wohl innerlich derart verletzt worden sein, daß eine Fortsetzung der künstlichen Atmung auch nicht mehr helfen konnte. Seine Freunde, besonders Lewa, hatten uns schon nach der ersten Viertelstunde bedeutet, daß nichts mehr zu machen sei und daß wir lieber aufhören sollten, damit der Gott vom Kangchendzönga nicht noch weitere Lawinen auf uns herunterSende. Diese Ansicht wurde uns von Sprachkundigen, die sich mit den Trägern später über den Fall unterhielten, auch bestätigt. Die Leute glauben, daß

der Gott den Mann zu sich nehmen wollte und daß der Mensch nicht berufen sei, dagegen einzugreifen. Deshalb mußte Chettan auch auf Wunsch seiner Kameraden dort oben im Gletscher, nur wenige Schritte vom Lager II entfernt, begraben werden. Es war eine schlichte eindrucksvolle Feier. Eine Eisaxt hält ihm die Totenwacht.

Uns Bergsteiger traf das Ereignis wohl am meisten; die Träger schienen weniger davon berührt zu sein. In der verhältnismäßig kurzen Zeit, während der Chettan für uns gearbeitet hatte, gab es Gelegenheit genug zu erkennen, daß er ein erstklassiger Mann seiner Art war. Wir wußten auch, daß er von den Teilnehmern aller früheren Expeditionen als einer der besten eingeschätzt worden war — ein stiller, zuverlässiger Mensch und ausgezeichneter Bergsteiger.

Überdies standen wir vor einem Trümmerfeld, unter dem die Arbeit vieler Tage begraben war. Die Lawine hatte den untern Teil unseres Weges durch den Bruch völlig zerstört, das Gelände überhaupt ganz verändert: Unsere Seile hingen von oben über unzugängliche Wände herab. Es war sogar zu befürchten, daß eine Lawine von doppelter Energie bis zum Lager vordringen und uns hier gefährden könnte. Wir brachen daher noch am gleichen Tage Lager II ab und zogen uns schwerbeladen nach Lager I zurück.

Wie immer in solchen Fällen herrschte am folgenden Tage das prächtigste Wetter. Der siegreiche Berg erstrahlte in hellstem Glanze und zeigte der lachenden Sonne die Stelle, von der er die kleinen Menschen gestern unter Wolken und Schneestaub verjagt hatte. Dyhrenfurth, Kurz und Richter waren auf unsere Meldungen hin vom Standlager heraufgekommen, um die Lage zu besprechen. Während wir uns darüber unterhielten, daß weitere Versuche an der gleichen Stelle und vor allem der ganze Nachschub viel zu gefährlich sein würden, bekräftigte der Berg diese Ansicht nochmals in eindringlicher Weise: Hoch oben, vielleicht 2000 *m* über uns, brach ein Stück eines Hängegletschers los und polterte mit ungeheurem Getöse über die Wand herunter bis auf den Talgletscher, wo die Masse hoch aufstäubte und wie eine ungeheure Walze weiterrollte. Mit unheimlicher Bestimmtheit bewegte sich die Wolke auf uns zu[1]) und hatte nach wenigen Minuten unser 2 *km* von der Aufprallstelle entferntes Lager in dichten Eisstaub eingehüllt, welcher nachher etwa 5 *cm* hoch auf unseren Zelten und Kisten lag. Damit war das letzte Wort gesprochen. Der Beschluß, den Weg durch die Wand aufzugeben, stand fest.

B. Der Versuch über den Westgrat

Schon als wir das erstemal vom Talgletscher zum östlichen Firnbecken aufgestiegen waren, hatten wir festgestellt, daß der Zugang zum gegenüberliegenden, westlichen Firnbecken ebenso möglich war. Es schien auch möglich zu sein, von dort aus die Grathöhe des nach Westen ziehenden Kammes unseres Berges zu gewinnen. Die Flanke sah zwar steil und der Grat zackig aus, aber es waren wenigstens keine Geschosse von oben zu erwarten. Ein sicherer Zugang war also vorhanden, und schließlich konnte sich auf der Südseite des Grates noch eine Umgehungsmöglichkeit ergeben.

So wurde der Versuch über den Westgrat beschlossen. Wir verlegten zunächst Lager I auf die Westseite des Gletschers, um den Weg vom Standlager zum neuen Lager II nicht unnötig lang zu machen. Am folgenden Tage stiegen wir durch den wild zerklüfteten Eisfall und später an dessen Seite in die Höhe, um schließlich über Schigelände zu einer Rinne zu gelangen, die steil, aber ohne offenbare Schwierigkeit zu einer Gratscharte leitet. Am Fuß dieser Rinne schlugen wir Lager II West, 5975 *m*, auf.

Hoerlin, Smythe und ich stiegen tags darauf in der Rinne empor, wobei es viel

[1]) Duvanels Geschicklichkeit und Geistesgegenwart ist es zu verdanken, daß dieses überwältigende Naturschauspiel im Film festgehalten werden konnte.

Schneestapferei und Eishacken gab. Auf der Gratschneide angekommen, machten wir lange Gesichter, denn mit der Umgehung im Süden war es offenbar nichts. Die Südflanke fiel fast noch steiler zur Tiefe als die Nordflanke, durch die wir uns soeben heraufgearbeitet hatten. Unsere erstaunten Blicke landeten etwa 400 *m* weiter unten in dem Riesenbecken des Ramtanggletschers, der unseren Sporn — wir erkannten erst jetzt, daß es wirklich bloß ein Sporn war — vom eigentlichen Westgrat trennt. Dort drüben gab es vielleicht eine Möglichkeit, auf den langen, nach Westen streichenden Rücken zu gelangen, aber auch da hingen Eisabbrüche schußbereit über dem einzigen Durchstieg.

Wollten wir also weiterkommen, so mußten wir versuchen, über unseren Sporn auf die dem Vorgipfel Kangbachen vorgelagerte Terrasse zu gelangen. Schon bei der ersten Seillänge machten wir jedoch die Entdeckung, daß das Gestein von außergewöhnlicher Brüchigkeit war und große Vorsicht erforderte. Über Platten und Bänder, durch Rinnen und Kamine erreichten wir schließlich die Spitze eines Turmes, 6230 *m*, von dem aus man nur mit Abseilen weiter kam. Von hier kehrten wir am ersten Tage zum Lager zurück.

Die folgende Nacht war schauerlich. Hatten wir im östlichen Firnbecken nie unter starken Winden zu leiden gehabt, so war es im westlichen in dieser Beziehung um so schlimmer. Bald nach Sonnenuntergang fingen die Elemente an zu toben; der Wind raste und fiel mit mächtigen Stößen vom Grat herab über uns her. Der aufgewirbelte Schnee prasselte gegen die Zeltwände und drang zu jeder noch so kleinen Öffnung herein. Es war zu befürchten, daß die ganze kleine Ansiedlung, die nur auf verhältnismäßig lockerem Schneeboden stand, fortgeblasen werde. Aber die ausgezeichnete Konstruktion der Zelte hielt stand. Lästig war nur, daß es fast den ganzen folgenden Tag in derselben Weise weiterblies und eine Unternehmung auf dem Grat aussichtslos war. Wir beschäftigten uns daher mit der Errichtung einer Schneemauer um das Lager herum. Mittags war zwei Stunden lang ziemlich ruhiges Wetter, was ich zu einem Schiausflug auf die „M a u s", einen 6260 *m* hohen Felskopf im Gratzuge Kangbachen—Ramtang Peak, benutzte. Abends fing der Wind wieder an zu blasen und tobte auch die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen hatte sich der Sturm etwas beruhigt, so daß wir die Erkundung fortsetzen konnten. Dyhrenfurth und Schneider waren inzwischen zu uns gestoßen, während Hoerlin wieder an einer schlimmen Angina zu leiden hatte und zunächst ausfiel. So stiegen nur Dyhrenfurth und Smythe, Schneider und ich wieder zum Grat hinauf. Die beiden Neuangekommenen hatten unseren pessimistischen Berichten nicht ganz geglaubt und hofften immer noch, doch vielleicht eine Möglichkeit zu finden. Aber auch sie machten große Augen, als sie zum erstenmal auf dem schmalen Schärtchen zwischen den Riesentürmen standen. Nach kurzer Zeit waren wir auf dem Abseilturm angelangt, wo die erste Partie eine Art Beobachtungsposten bezog. Schneider und ich ließen uns in die nächste Scharte hinunter und kletterten weiter. Der folgende Turm war etwa 200 *m* hoch. Zuerst waren die Felsen trocken, aber die Kletterei schwierig und ausgesetzt. Dann wurde das Gelände leichter, dafür die Felsen vereist und brüchig. Unter Schnauben und Prusten arbeiteten wir uns hinauf und wollten es immer nicht wahr haben, daß wir in dieser Höhe nicht so schnell vorwärts kommen konnten wie etwa in den Westalpen. Kurz vor dem Gipfel des Turmes mußte noch ein kleiner Tunnel durch eine Eiswand gehauen werden; dann standen wir oben, 6380 *m*.

Die Felsschwierigkeiten waren an dieser Stelle zu Ende, aber nun begann ein Eisgrat, der an Schwierigkeit dem Ostsporn wohl nichts nachgibt. Wir schätzten die Arbeit an diesem Grat auf mindestens zwei Wochen, wobei es nicht einmal sicher war, ob der in der Mitte des Eisgrates stehende Felsgendarm überhaupt zu bewältigen sein würde. Er hatte nämlich außer senkrechten Flanken nach allen Seiten auch noch eine pilz-

förmige Eiskappe auf sich sitzen, die höchst bedrohlich aussah. Selbst wenn wir aber durchkamen, konnten wir frühestens Ende Mai am Beginn jener schönen Firnterrasse sein, die zwar leicht, aber stets sturmgepeitscht zu den Gipfelfelsen des Kangbachen Peak, 7858 *m*, führt. Diesen Vorgipfel hätten wir vielleicht erreichen können; der Weg von da zum Hauptgipfel — unwahrscheinlich lang und auf der Wetterseite des Berges — schien uns jedoch praktisch unmöglich zu sein. Dazu kam noch, daß die Schwierigkeiten des unter uns liegenden Felsgeländes für eine Trägerpartie so gut wie unüberwindlich sein dürften und daß bei dem brüchigen Gestein die Gefahr größerer Steinschlagkatastrophen unvermeidlich schien.

Solche und ähnliche Gedanken bewegten uns dort oben. Sie konnten jedoch nicht hindern, daß wir uns die großartige Aussicht von dem luftigen Stand noch kräftig einprägten. Der schmale Grat vor uns sprang in wilden Sätzen zur Tiefe; in dem ausgedehnten Firnbecken an seiner Nordseite waren einsam auf weiter Flur ein paar Punkte zu sehen: das Lager 400 *m* unter uns. Der formenschöne Ramtang Peak beherrschte den Ausblick nach Nordwesten (Abb. 6). Nach Südwesten fiel der Blick über das riesige Firnbecken des Ramtanggletschers auf einen unbekannten Siebentausender, der die bekannte Kannelierung der Flanken besonders schön zeigte. Nach Westen war die Fernsicht frei, über einem Meer von niedrigeren Gipfeln erhob sich ganz in der Ferne die Everestgruppe.

Wir genossen diese Aussicht, stiegen dann aber doch recht niedergeschlagen ins Lager hinab, denn unser Schicksal am Kangchendzönga schien besiegelt zu sein. Es bedurfte keines langen Kriegsrates mehr; jeder stimmte den Eindrücken zu, die wir von oben gebracht hatten. Am folgenden Tage holten Smythe und ich die oben gebliebenen Seile vom Grat herunter, während die anderen schon die Besteigung des Ramtang Peak vorbereiteten. E. W.

Der Ramtang Peak, 7105 *m*

Um nicht mit leeren Händen ins Standlager zurückkehren zu müssen, war als Abschluß unserer Tätigkeit am Kangchendzönga die Besteigung des Ramtang Peak geplant, eines schönen Eisgipfels in der Kette, die im Wedge Peak ihren Abschluß findet. Das Wetter war noch immer unfreundlich, es wehte, besonders nachts, regelmäßig ein starker Sturm. Zunächst sollte noch ein Zwischenlager vorgeschoben werden. Mit Schiern schleiften Smythe und ich bis auf die Schulter am Beginn des Ostgrates des eigentlichen Ramtang Peak (Abb. 6), doch erwies sich das Gelände dort als ungeeignet für ein Lager. Wir mußten uns also damit begnügen, nur 1½ Stunden oberhalb Lager II W, in der Mulde unter der „Maus", das Lager III W, 6150 *m*, anzulegen.

Der Abend des 18. Mai war wieder neblig, kalt und stürmisch. Kurz nach Sonnenaufgang weckte uns „Bara Sahb", wie Dyhrenfurth allgemein genannt wurde[1]), der wie immer als erster auf war. Bis alle sich aus den Schlafsäcken geschält hatten, bis das Frühstück vorbei war, dauerte es lange. Außerdem war die Kampfkraft der Truppe stark herabgemindert: Hoerlin war bereits im Standlager, um seine Erkältung auszuheilen. Wieland hatte es neuerdings auch damit zu tun bekommen. Dyhrenfurth und Duvanel konnten schon seit einigen Tagen überhaupt nicht mehr sprechen, so stark war ihr Hals entzündet. Es blieben also nur Smythe und ich übrig, die noch halbwegs in Form waren.

Gegen 9 Uhr schnallten wir die Bretteln an und waren nach ¾ Stunden auf der Schulter, wo wir die Steigeisen anzogen. Smythe und ich gingen sofort weiter, Dyhrenfurth wollte trotz seiner Halsbeschwerden versuchen, mit seinem Träger Lewa zu folgen. Wieland fühlte sich so schlecht, daß er schon hier verzichten mußte.

[1]) Bara Sahib = „der große Herr", d. h. der Kommandant.

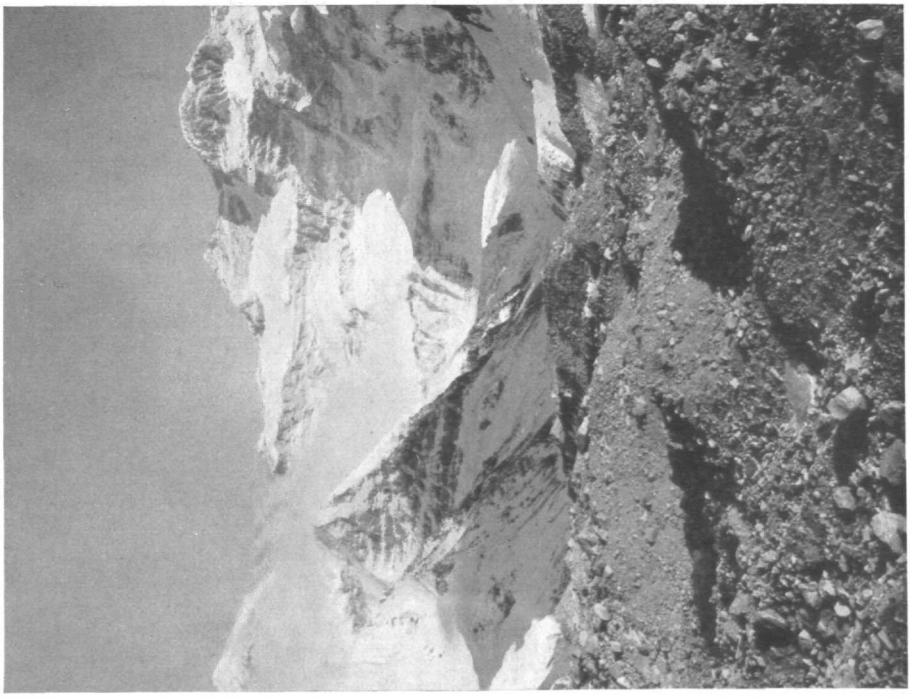


Abb. 4. Kangchendzönga von Nordwesten

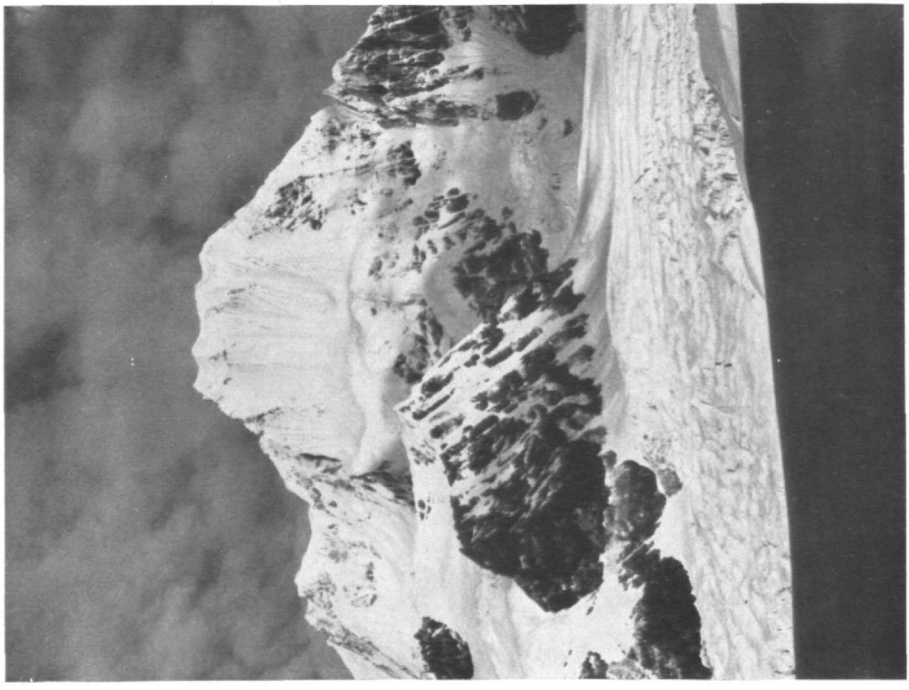


Abb. 11. Tent Peak

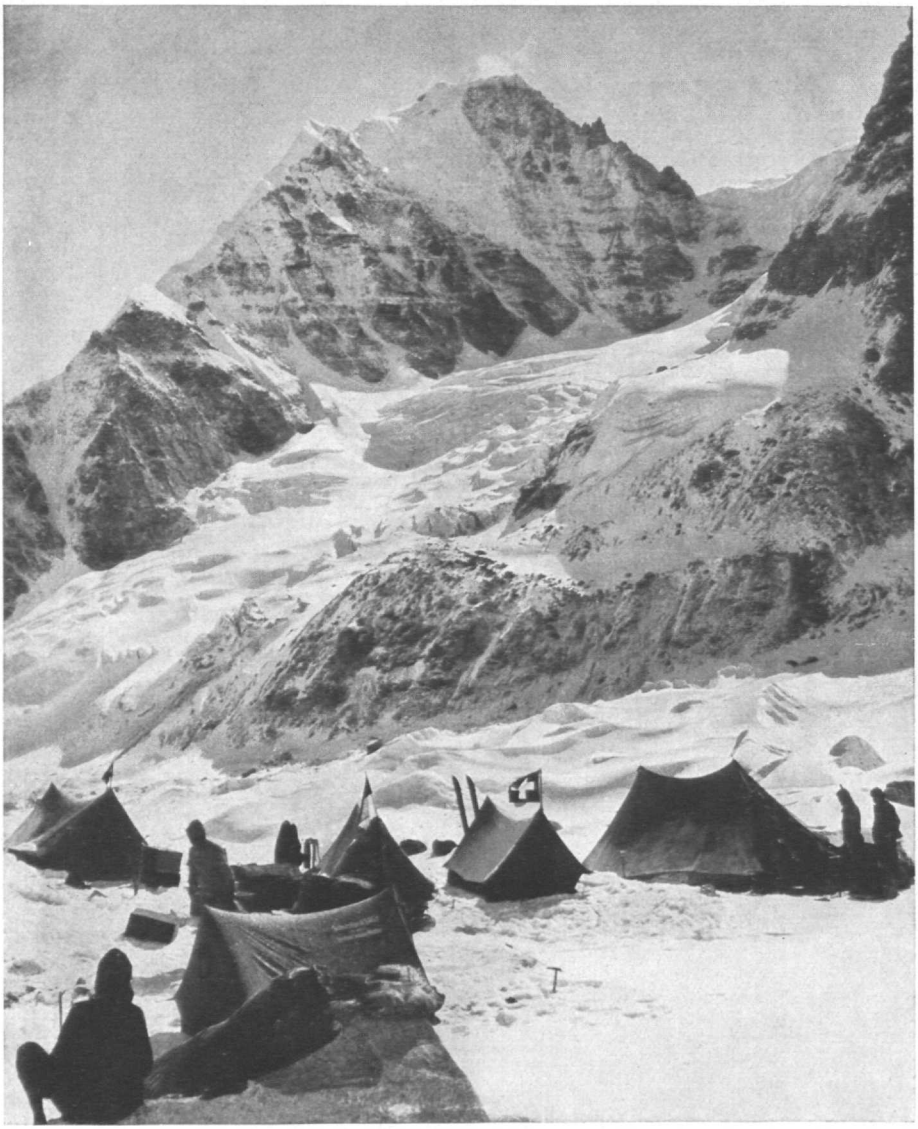


Abb. 5. Hochlager 1 der Kangchendzönga-Nordroute gegen den Croß Peak

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Am ersten Aufschwung zum Grat, einer 400 *m* hohen Eiswand, verloren wir viel Zeit. Auf lange Strecken mußten wir lockeren Pulverschnee wegräumen und Stufen in das harte Eis schlagen. Plötzlich ein dumpfes Donnern hoch in den Wänden des Kangchendzönga, zu unheimlichem Heulen anschwellend: Eine riesige Eislawine stürzt mehr als 2000 *m* zum östlichen Firnbecken herunter, wirbelt unten eine immer höher werdende Eisstaubwolke auf, die bald die ganze Mulde ausfüllt. Ein unerhört schönes Bild, ich bin in Betrachtung versunken, doch Smythe, der Reporter, photographiert, in zwei kleinen Eisstufen stehend.

Am obersten Hang war die Schneeauflage windgepreßt, wir kamen rascher vorwärts, als unten im Eis. Schließlich gelangten wir, eine kleine Wächte durchschlagend, auf die Firnkante, die uns, flacher werdend, zum Gratkopf des Berges führte. Es ist noch Vormittag, doch schon rauchen Nebel um die Berge. Der Kangchendzönga — ein Anblick, der uns „das Blut in den Adern erstarren läßt": Der Weststurm fegt über den Gipfelgrat und wirbelt in der Nordwestflanke den lockeren Schnee auf, daß der ganze gewaltige Berg zu rauchen scheint. Oben am Gipfel steht wieder die typische Schneefahne Hunderte von Metern weit waagerecht in den Osthimmel hinein.

Unser Grat führt von dem Kopf, etwa 6800 *m*, in ziemlicher Länge, aber ohne viel Steigung zum Gipfel, 7105 *m* (Abb. 6). Das Mittelstück bringt die Entscheidung. Hier hangen riesige Balkone, von dünnen Eispfeilern gestützt, über der unheimlichen Nordwand. Die Südflanke ist so steil, daß eine Umgehung nicht in Betracht kommen kann. Wir müssen uns entschließen, den eigenartigen Gebilden unser Leben anzuvertrauen, wollen wir den Gipfel erreichen. Das Sichern hat wenig Wert. Die Gefahr des Ganges läßt uns die Schwierigkeit vergessen. Wolken haben schon längst den Berg umhüllt, weit unten in der Tiefe leuchtet der Gletscher. Doch nur noch wenige Seillängen, dann haben wir den vielleicht gefährlichsten Weg dieser Expedition hinter uns. Ein breiter Firnrücken führt in den Nebel. Manchmal lichtet er sich für Augenblicke, wir sehen den Gipfel nicht mehr weit. Die Rucksäcke laden wir ab und stapfen den letzten Hang hinauf. Endlich sind wir oben, zwei graue Schatten im Nebel.

Einen Augenblick Ruhe, zu sehen ist nichts; wir essen etwas Zucker und freuen uns auf die Obstkonserve, die ich unten bei den Schiern im Schnee kühlgelegt habe. Dann, es dürften kaum 5 Minuten vergangen sein, machen wir uns auf den Abstieg. Das schwere Gratstück in den Spuren und Stufen geht schnell, wir eilen, um diese gefährliche Zone bald hinter uns zu haben. Auf dem Gratkopf treffen wir Dyhrenfurth und seinen Träger Lewa; der Willkommschluck aus seiner Flasche schmeckt wunderbar. Was es war, weiß ich nicht, jedenfalls Flüssigkeit, die wir durch unsere von der trockenen Luft und der Mundatmung ausgedörrten Gurgeln hinunterbrausen lassen. Die Höhenmesser werden verglichen, dann steigen wir weiter ab. Bara Sahb will im Lager II bleiben, um am nächsten Tage den Abtransport der Lasten zu überwachen. So hat er es nicht so eilig wie wir, die wir noch am gleichen Tage das Standlager erreichen wollen.

Schnell sind wir auf der Schulter, das Pflaumenkompott wird „inhaliert". Die Aussicht auf einen heißen Tee im Lager II — das dritte Lager war schon am Vormittag abgebrochen und mit Wieland und Duvanel großenteils ins Standlager gebracht worden — beschleunigt unsere Handlungen. Schon sind die Brettln angeschnallt, eine lange Querfahrt am Hang, und wir stürzen uns mit langgezogenen, gewischten Querschwüngen in die schönen, spaltenfreien Mulden hinab. Kurze Rast im Lager II, im Trägerzelt trinken wir Tee, gleich weiter! Der Bruch mindert unsere Geschwindigkeit, morscher Schnee und das schwere und gefährliche Gelände zwingt zur Vorsicht. Zum „5-Uhr-Tee" landen wir bei Richter im Lager I, der uns gleich wieder Flüssigkeit in Form von Kompott und Fruchtwasser verabreicht. Die beiden abgeschlagenen Angriffe auf den Kangchendzönga füllen unser Gespräch aus, bis wir wieder weiter

müssen. Der Schnee hat angezogen, in den Spuren läuft es sehr gut. Wo der Gletscher den Knick macht, kommt die Dämmerung.

Aus dem Tal steigen die abendlichen Nebel, durch eine Lücke leuchtet der Kangchendzönga in der Abendsonne. Welch ein Gegensatz zu heute früh! Der Sturm hat sich gelegt, nichts mehr von der starren Unerbittlichkeit des Riesen, die warmen Farben des Abends geben dem Berg ein mildes Antlitz. Man begreift den Glauben der Bergvölker, die sich die Throne ihrer Götter auf den Gipfeln dieser Berge denken.

An den aperen Moränen erwarten uns unsere Träger, Nemu und Nima I, und bei Einbruch der Dunkelheit sind wir im Standlager. E. Sch.

Transportkrise

Während der Kampf um den Kangchendzönga gerade in vollem Gange war, drohte unser gesamter Nachschubdienst zusammenzubrechen. Die Wegstrecke Dzongri—Kang La—Tseram—Khunza—Pangpema hatte ja bereits den beiden ersten Gruppen die allergrößten Schwierigkeiten gemacht. Für die dritte Gruppe war es noch sehr viel schlimmer, denn Col. Tobin hatte viel zu wenig Träger, und noch dazu nicht sehr gute. Die Auslese war selbstverständlich an der Front.

Zu allem Unglück hatte sich Sirdar Naspati, Col. Tobins rechte Hand, krank gemeldet und war nach Darjeeling zurückgekehrt. Der andere Sirdar der dritten Partie, Gyaljen, war für uns eine große Enttäuschung. Der Hilfs-Sirdar Puri war am Kang La gestorben, wie böse Zungen behaupteten, an akuter Alkoholvergiftung. Tatsache ist jedenfalls, daß unsere Likörkiste am Kang La „verkommen" ist, und 5000 *m* Höhe, eine kalte Nacht, dazu eine oder zwei Flaschen Likör — mehr braucht es nicht.

Col. Tobin, der sich überarbeitet hatte und infolge der Strapazen und Aufregungen des Kang La erkrankt war, befand sich allein in Tseram. Die Lasten der dritten Gruppe lagen z. T. noch auf der Ostseite des Kang La, z. T. auf der Paßroute selbst. Der größte Teil unseres Proviantes, aber auch viele unentbehrliche Ausrüstungsgegenstände waren davon betroffen. Es waren also wahrhaft alarmierende Nachrichten, die am 5. Mai nach Pangpema kamen. Nun hatte ich zwar sofort nach unserer Ankunft im Standlager alles, was von Trägern irgendwie entbehrlich war, zu Col. Tobin zurückgeschickt, aber das genügte offenbar noch nicht. Ich mußte mich daher entschließen, unsere beiden der Landessprache mächtigen „Transport-Offiziere", Wood Johnson und Hannah, vom Kangchendzönga zurückzuziehen und in den zusammenbrechenden Nachschubdienst einzusetzen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, welche Empfindungen beide Herren bei Empfang dieses unwillkommenen Befehles hatten, aber ich hörte kein Wort des Unmutes. Mit vorbildlicher Disziplin packten sie ihre bitter notwendige, aber wenig erfreuliche Arbeit an. Als Wood Johnson die wichtige Station Khunza übernommen hatte und Hannah zu Col. Tobins Unterstützung nach Tseram hinübergegangen war, kam die ganze Maschinerie wieder in Gang. Es war auch wirklich allerhöchste Zeit, denn die Situation in Pangpema und in den Hochlagern am Kangchendzönga war bereits äußerst kritisch geworden. Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn nicht außerdem die wirklich königliche Hilfe des Maharadscha von Nepal im rechten Augenblick eingesetzt hätte, wodurch wir auch für unsere Träger die notwendigen Lebensmittel bekamen.

Es ist mir eine besondere Freude, Col. Tobin, Mr. Hannah und Mr. Wood Johnson für ihre aufopferungsvolle Arbeit nochmals unseren aufrichtigsten Dank auszusprechen.

So hatten „Front" und „Etappe" gerade eine ernste Krise hinter sich, als sich am 20. Mai alle Expeditions-Teilnehmer wieder im Standlager vereinigten. Nun wurde der neue Feldzugsplan ausgearbeitet. Schon bei Expeditionsbeginn hatte ich beab-

sichtigt, nicht durch Nepal, sondern über den Jongsong La nach Sikkim zurückzugehen, wobei der Jongsong Peak tunlichst „mitgenommen" werden sollte. Jetzt wurde der Jongsong Peak unser Hauptziel, der 7459 *m* hohe Nordwestpfeiler der Kangchendzönggagruppe und die „Dreiländerspitze" des Osthimalaja, d. h. der Punkt, wo sich die Grenzen von Sikkim, Nepal und Tibet treffen. Da wir aus den Berichten von Dr. Kellas wußten, daß die Nordseite des Jongsong Peak viel aussichtsreicher aussieht, als die uns zugekehrte nepalische Front, so galt es zunächst, den stark vergletscherten Jongsong La, 6120 *m*, zu überschreiten, um auf der Sikkim-Seite des Passes ein für den Jongsong Peak bestimmtes neues Standlager zu errichten.

Wie schwer diese Aufgabe ist, das ist seit Freshfield wohlbekannt. Bei uns kam noch dazu, daß wir mehr als 200 Traglasten über den Paß zu befördern hatten, wofür nur etwa 75 Träger zur Verfügung standen, allerdings unsere besten Leute. Alle anderen waren mit Rücksicht auf die Kosten und Verpflegungsschwierigkeiten nach Darjeeling zurückgesandt worden.

Da obendrein der Monsun vor der Tür stand, war das Transportproblem neuerdings voller Gefahren. F. S. Smythe war sogar der Ansicht, daß der Versuch, den Jongsong La mit der ganzen Karawane zu überschreiten, zur Katastrophe führen müsse. Er trat deshalb entschieden dafür ein, ich solle die Hauptkarawane durch Nepal zurückschicken und nur einen kleinen, leicht beweglichen Sturmtrupp über den Jongsong La zum Jongsong Peak entsenden. Ich gestehe offen, daß ich hier eine schwere Verantwortung übernahm, als ich mich entschloß, trotz aller Bedenken den Jongsong La mit der ganzen Karawane zu forcieren. Während wir aber am Kangchendzönga ausgesprochenes Pech hatten, war uns von nun ab das Glück hold, und letzten Endes war dieser Entschluß entscheidend für den Erfolg der ganzen Expedition.

Während die Lasten im Pendelverkehr von Pangpema Richtung Jongsong La befördert wurden, war noch Zeit für kleinere Unternehmungen. Wieland hatte bereits am 29. April einen Gipfel nordwestlich von Pangpema, P. 6100, erstiegen, eine Rückfallkuppe auf der Südseite des Dromo (Long Ridge Mount). Nun gelang es ihm, zusammen mit Hannah, einen hübschen Firngipfel nordöstlich von Pangpema, P. 6225, zu bezwingen, den Smythe Ende April vergeblich angegriffen hatte. Wir freuten uns darüber um so mehr, weil an diesem schönen Erfolg John Hannah beteiligt war, dessen Urlaubszeit gerade zu Ende ging. Unmittelbar danach mußte dieser liebe Kamerad zu unser aller lebhaftem Bedauern den Rückmarsch via Khunza antreten. G. O. D.

Nepal Gap und Nepal Peak, 7153 *m*

Schon in den ersten Tagen des Standlagers, mehr noch vom Kangchendzönga-Westgletscher aus war mir der Bergstock des Tent Peak als lockendes Ziel aufgefallen. Der am ehesten Erfolg versprechende Zugang zum Berg würde zweifellos über Nepal Gap führen, von dort dem Grate folgend zu einem unbenannten, von Garwood mit 7153 *m* vermessenen Gipfel und weiter mit vielleicht 200 *m* Höhenverlust zum Tent Peak. Jetzt, während der Vorbereitungszeit für den Jongsong La, war der richtige Augenblick für diese Kundfahrt. Die wichtigste Aufgabe dabei sollte die Feststellung werden, ob der viel umworbene Nepal Gap, die kürzeste Verbindung zwischen Zemu- und Kangchendzönga-Gletscher, erreicht und mit Trägern überschritten werden könne. Wieland hatte von P. 6225 aus gesehen, daß der eigentliche Sattel direkt kaum ersteigbar sei, doch schiene nördlich davon eine Möglichkeit zu bestehen. Danach richteten wir uns. Hoerlin war gesundheitlich noch nicht ganz auf der Höhe. So gingen Wieland und ich mit 6 Trägern vom Standlager weg, während das Gepäck bereits gegen den Jongsong La „anrollte".

Bis zur Einmündung des Ginsang-Gletschers ist es leicht und mühelos, da-

gegen war das Überschreiten dieses von Moränenschutt vollkommen überdeckten Eisstromes zeitraubend und wenig schön. Dann ging es, Raum gewinnend, zur Einmündung des Seitengletschers, der vom Nepal Gap abfließt. An seiner rechten Seitenmoräne schlugen wir das erste Lager auf, 5450 *m*.

Nepal Gap ist die tiefste Einsattelung im Verbindungsgrat zwischen dem nördlichen Twinsgipfel und P. 7153. Den Sattel direkt von Westen zu erreichen, wäre wohl nur unter größten Schwierigkeiten möglich. Deshalb wandten wir uns am nächsten Tage lieber der nördlichen Firnmulde zu, unter den Abstürzen des Nepal Peak, wie wir P. 7153, gleichlautend mit dem Paß, nannten. Von dieser Mulde zieht eine Rampe von links nach rechts hinauf, einen verhältnismäßig leichten Weg durch die steile Firnwand bildend, und endet oben an einem kleinen Sattel, etwa 200 *m* höher als der eigentliche Nepal Gap.

An einem landschaftlich sehr eindrucksvollen Platz, in der Mitte der Rampe, errichteten wir am Fuße einer in der Sonne glitzernden Eiswand das zweite Lager, 6120 *m*. Es hatte nur den einen Nachteil, daß es an einem Westhang lag und deshalb von der Morgensonne ziemlich spät erreicht wurde. Am Morgen war es also bitterkalt, und wir kamen erst gegen 9 Uhr aus dem Lager weg. Eine Stunde später waren wir, begleitet von 2 Trägern, auf dem Sattel angelangt, den wir „falscher Nepal Gap", 6300 *m*, tauften. Mit großer Spannung blickten wir nach Osten: Vom Sattel senken sich steile Firnhänge etwa 200 *m* tief zu dem Gletscher, der in den Green Lake-Gletscher, einen nördlichen Seitenast des Zemugletschers, mündet. Der Ostaufstieg zum eigentlichen Nepal Gap, der etwa 200 *m* unter uns liegt, ist ganz einfach, höchstens 30 *m* verschneiter Fels. Als Übergang für Träger kommt aber nur der „falsche Nepal Gap" in Betracht. Wir sind uns darüber einig, daß man hier bei guten Schneeverhältnissen sogar Schier vorteilhaft benützen könnte.

Die beiden Träger schickten wir zurück mit dem Auftrag, das Lager auf der Rampe abzubrechen, in das erste Lager zurückzugehen und uns dort zu erwarten. Wieland und ich folgten dem ebenen Grat zum Nepal Peak. Eine kleine felsige Scharte vor dem eigentlichen Bergleib, eine schwierige Unterbrechung unserer Wanderung, hielt uns etwas auf. Am folgenden von Eis übergossenen breiten Rücken rasteten wir. Wieland wollte hier bleiben und auf mich warten, er fühlte sich schon seit einigen Tagen nicht recht wohl.

Wir waren hier noch nicht höher als der „falsche Nepal Gap", 6300 *m*. Die Zeit drängte, ich ging bald weiter. Der Rücken verschmälert sich langsam zum Grat, um sich ganz oben, etwa 300 *m* unter dem Gipfelgrat, als wenig ausgeprägte Rippe in der Wand zu verlieren. Kurze steile Aufschwünge, dazwischen wieder gefährlich leicht verschneite Querspalten, machen den Gang reizvoll. Mit Sorge betrachte ich das drohende Wetter, die Gipfel sind schon alle im Nebel verschwunden und bei 6600 *m* komme ich selbst in die grauen Schwaden, die sich von jetzt an nur selten lichten und immer dichter werden.

Das einzige erste Hindernis kommt bald: Dem auf eine kurze Strecke durch einige Türme verteidigten und schwer überwächteten Grat will ich nicht folgen, er erscheint mir zu gefährlich und zu zeitraubend. Deswegen quere ich lieber in die rechte Seitenflanke, wo sich neben dem Grat ein Eisbruch in der Wand befindet, und hoffe, hinter einer Ecke zwar steiles, doch gut gangbares Gelände zu finden. Das erweist sich aber als Täuschung. Um nicht umkehren und mit Höhenverlust doch den Grat versuchen zu müssen, bin ich gezwungen, neben ihm in steilem, verschneitem Eis aufzusteigen. Den Abschluß bildet eine etwa 7 *m* hohe Eiswand. Hätte mir hier nicht ein an die Wand gelehnter Eispfeiler geholfen — meine Kunst wäre zu Ende gewesen. Oben kommt abgeblasener und windgepreßter steiler Hartfirn; auf ihm, zuletzt zwei felsige Rippen benützend, gewinne ich rasch an Höhe. Mittlerweile hat es leicht zu schneien

begonnen, auf dem Gipfelgrat empfängt mich der Weststurm. Das ist für mich das Zeichen, daß der Gipfel nicht mehr weit sein kann. Und so war es auch, zwei seichte Scharten übersteigend, stehe ich bald oben, etwa drei Stunden, nachdem ich Wieland verlassen habe. Zu sehen ist leider nichts. Sehr schade! — der Gipfel hätte sicher einen ausgezeichneten Aussichtspunkt gebildet. Auch das Weitergehen zum Tent Peak, wie ich es ursprünglich vorhatte, fällt aus wegen Nebel und Zeitmangel. Zudem sieht das Wetter nun schon so bedrohlich aus, daß ich möglichst schnell zu Wieland zurückkehren will.

Der harte Firn läßt mich in einem Affentempo hinuntereilen. An der Eiswand steige ich vorsichtig in den Stufen und an den Griffen ab, zuletzt springe ich einfach in den tiefen Schnee der Mulde darunter. Der Nebel hat sich inzwischen weiter gesenkt, plötzlich sehe ich in den alten Spuren eine Eisaxt stehen. Wieland war mir ein Stück entgegengestiegen, hatte den Pickel in die Spur gerammt und sich zum Schutz gegen den Wind hinter einen Vorsprung gesetzt. Gemeinsam steigen wir weiter ab, das Queren des ebenen Gratstückes im Westwind ist unangenehm, langsam dämmert es. In der Firnmulde wird es dunkel, das letzte Stück bis zum Lager stolpern wir in der Finsternis, bis uns kurz vor den Zelten ein Träger mit einem Licht entgegenkommt.

Früh am nächsten Tage gingen wir weiter und stießen gegen Mittag im ersten Lager am Weg zum Jongsong La, im sogenannten „Steinschlaglager", zur Hauptkarawane. E. Sch.

Der Jongsong La

Am 24. Mai ging die Hauptkolonne von Pangpema zum Jongsong La-Lager I, das später den Namen „Steinschlaglager" erhielt und in den Berichten der Tagespresse eine gewisse Rolle spielte. Es ist sehr bemerkenswert, daß im Himalaja Schutthänge gefährlich werden können, die in den Alpen harmlos wären. Infolge des Sturzes aus gewaltiger Höhe bekommen die großen Blöcke eine derartige Fallgeschwindigkeit, daß sie dann sogar auf einem mäßig steilen Schutthang in riesigen Sätzen herunterspringen. In tiefer Nacht, noch dazu in Zelt und Schlafsack vergraben und daher gänzlich hilflos, hört sich das nicht sehr angenehm an.

Die Monsun-Wolken wurden immer deutlicher, jeder Tag war kostbar. Als der Anmarsch von 30 Khunza-Trägern gemeldet wurde, entschloß ich mich, mit dem Sturmtrupp und etwa 40 Lasten den Jongsong La so rasch wie möglich zu überschreiten, um am Jongsong Peak keinesfalls zu spät zu kommen.

„Memsahb", die schon am Kangchendzönga den Nachschub in die Hochlager besorgt hatte, blieb allein mit der schweren Aufgabe zurück, die Hauptmasse des Expeditions-Gepäcks im Pendelverkehr über den Paß zu leiten. Dies ist mir von manchen Seiten sehr verübelt und als Kopflosigkeit oder Rücksichtslosigkeit ausgelegt worden. Ohne mich in persönlichen Dingen verlieren zu wollen, darf ich doch soviel sagen: Wer die enge Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zwischen meiner Frau und mir kennt, der wird es selbstverständlich finden, daß in diesem entscheidenden Augenblick — und das war es damals wahrhaftig! — auch meine Frau sich restlos einsetzen wollte und daß ich damit einverstanden war. Von den Kulis, die ihrer Memsahb treu ergeben waren, drohte nicht die leiseste Gefahr. Zum Schutz gegen den Steinschlag wurde das Zelt meiner Frau hinter einen großen Felsblock verlegt.

Es würde viel zu weit führen, auf die Organisation des Transportwesens über den Jongsong La hier im einzelnen einzugehen[1]). Zusammenfassend darf gesagt werden, daß der Nachschubdienst trotz denkbar schwieriger Verhältnisse musterhaft klappte.

[1]) Siehe Hettie Dyhrenfurth, „Memsahb im Himalaja" (Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Leipzig 1931) und „Himalaja! Unsere Expedition 1930" (Scherl-Verlag, Berlin 1931).

Der Anmarsch vom Steinschlaglager gegen die Paßhöhe war unschwer, aber recht mühsam, denn der mächtige Ginsang-Gletscher trägt förmliche Moränengebirge und vielfach auch Zackeneis auf seinem Rücken (Abb. 7). Erst oben im Firnbecken, nach zwei Zwischenlagern, ging es flotter vorwärts. Die Spitzengruppe überschritt das Joch, 6120 *m*, am 28. Mai auf Schiern, richtete den ersten Steilhang auf der Sikkimseite durch ein langes Seilgeländer für die Träger her und legte auf der Nordostseite des Jongsong La das neue, für den Jongsong Peak bestimmte Standlager an, das „Lager am See", 5420 *m*.

Daß uns in der Folgezeit die Besteigung des Jongsong Peak gelang, ist der für die Öffentlichkeit sichtbarste Erfolg der J. H. E. Denn der Jongsong Peak ist bekanntlich der höchste bisher von Menschenfuß betretene Gipfel[1]). Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei auch hier gleich hinterher gesagt, daß die Engländer am Mount Everest bekanntlich rund 1100 *m* höher gekommen sind. Es liegt mir sehr fern, diese wahrhaft heldenhaften Leistungen irgendwie verkleinern zu wollen. Wir wissen viel zu genau, was das heißt! Aber es war am Everest, nicht auf dem Everest, d. h. der Gipfel wurde hierbei höchstwahrscheinlich nicht erreicht, während in unserem Falle nicht weniger als 6 Bergsteiger der J. H. E. zur Spitze vordrangen, 3 Deutsche, 1 Deutsch-österreicher, 1 Engländer und 1 Schweizer, außerdem 2 Träger.

Wenn eine Expedition wirklichen Erfolg haben soll, darf es keinen persönlichen Ehrgeiz geben. Die Teilnehmer müssen sich als eine Mannschaft, als Einheit empfinden. Marcel Kurz war zunächst noch mit fruchtbringenden kartographischen Arbeiten beschäftigt, wozu auf dem „Belvedère", 5580 *m*, einem Hügel oberhalb unseres neuen Standlagers, eine wichtige Station errichtet wurde. Wieland war nach seiner aufopferungsvollen Tätigkeit am Kangchendzönga und Nepal Gap vorläufig noch etwas erholungsbedürftig. Ich selbst fühlte mich jetzt — im Gegensatz zum Kangchendzönga — gut in Form, ich war aber durch die Jongsong La-Transporte, durch die Organisation des Nachschubdienstes auf der Sikkimseite talabwärts nach Lachen und durch geologische Beobachtungen stark in Anspruch genommen. Demgemäß war es das Gegebene, als erste Sturmstaffel Hoerlin, Schneider, Smythe und Wood Johnson am Jongsong Peak anzusetzen. G. O. D.

Die erste Ersteigung des Jongsong Peak

Am Tage nach der Überschreitung des Jongsongpasses saßen wir auf dem warmen Blockwerk des „Belvedère". Unsere Zelte neben dem glitzernden Gletschersee erschienen von hier aus winzig klein gegenüber den gewaltigen Wänden, Eiswülsten und Felspfeilern, die dicht daneben den Zugang zum Jongsonggipfel versperrten. Wir waren zu unserer Felskuppe in der Hoffnung heraufgestiegen, von da aus guten Einblick in den Aufbau der Nordseite des Jongsong Peak zu bekommen. Was wir sahen, befriedigte uns aber sehr wenig. Gerade gegenüber war ganz ungangbares Gelände. Die eigentliche Nordostwand des Berges war durch eine vorspringende Rippe verborgen, sie schien breit zu sein, doch war ihr Aufbau auf jeden Fall sehr steil, und was wir von einer nur einigermaßen steilen Himalajawand zu erwarten hatten, war uns vom Kangchendzönga her zur Genüge bekannt. Hinter der Wand zog ein langer, langer Grat nach Norden, dessen drei Stufen zu einem gut zugänglichen Firnsattel leiteten. Die untersten zwei Stufen sind flach, jedoch sehr lang, der Grat schien scharf und mit vielen Wächten gekrönt zu sein, so daß wir den Eindruck bekamen, ein Zugang auf diesem Wege würde sich nur in langer schwieriger Arbeit erzwingen lassen.

[1]) Soeben, nach Abschluß der zweiten Korrektur, kommt die Nachricht, daß die von unserem Kameraden F. S. Smythe geleitete englische Himalaja-Expedition 1931 den Kamet, 7756 *m*, in Garhwal erstiegen hat. Damit rückt der Jongsong Peak an die zweite Stelle der bezwungenen Siebentausender.

Trotzdem empfanden wir dem Berg gegenüber stets ein Gefühl der Sicherheit; ernstliche Zweifel an seiner Ersteigbarkeit ließen wir gar nicht aufkommen. Gespannt waren wir allerdings, wo ihm am besten beizukommen sein würde.

Neben dem Jongsong Peak fesselte uns noch die weitere Umrahmung des großen vor uns liegenden Gletscherbeckens, des sogenannten Lhonak-Zirkus. Da war noch eine ganze Anzahl prächtiger Bergspitzen, deren Höhe der 7000-*m*-Grenze bedenklich nahe kam. Alle Bergflanken waren in blendende Firnmäntel gekleidet, die ziemlich plötzlich in verhältnismäßig flache Talgletscher übergingen. Viele Kilometer weit ist deren Oberfläche in blaues Zackeneis aufgelöst, in Tausende von Eistürmen, die an einigen Stellen bis zu 30 und 40 *m* hoch sind. Trotzdem macht die ganze Landschaft einen weniger wilden, offeneren Eindruck als die nähere Umgebung des Kangchendzönga.

Am Nachmittag des 29. Mai war großer Kriegsrat über den ersten Vorstoß zum Jongsonggipfel. Bara Sahb schickte zunächst Schneider, Smythe, Wood Johnson und mich vor, um den Zugang zu erkunden und gegebenenfalls gleich zum Angriff zu schreiten. Der Abend verging damit, die Lasten zusammenzustellen; wir wollten 20 möglichst leicht beladene Träger mitnehmen. Sorge machte uns der knappe Trägerproviant; es war uns nicht möglich gewesen, Proviant für mehr als fünf Tage über den Jongsong La zu bringen, und der Proviant, den wir in Lachen, dem nächstgelegenen Sikkimdorf, bestellt hatten, konnte nicht vor 8 Tagen hier oben eintreffen. Deshalb packten wir möglichst viel Schokolade, die bei den Trägern immer sehr beliebt war, und Plumpudding ein, um ihnen notfalls damit durchzuhelfen.

An einem herrlichen Morgen brachen wir dann vom Standlager auf. Alles war in bester Laune; die Träger waren lustig und voller Eifer, da wir ihnen für den Fall eines Gipfelsieges eine besondere Belohnung versprochen hatten. Wir „Sahibs" trugen nur ganz leichte Rucksäcke, um uns für die kommenden Tage zu schonen. Bald standen wir auf dem im „Belvedère" gipfelnden Seitenkamm, der uns vom jenseitigen tiefer liegenden Hauptgletscher trennte. Beim Abstieg dorthin wurde ein steileres Zwischenstück von den Kulis in bestechender Technik genommen; sie setzten sich auf ihren Hosenboden und rutschten einer nach dem anderen unter großem Hallo wie auf einer Rodelbahn 100 *m* tiefer, dabei jedoch sorgsam darauf achtgebend, daß keine der Lasten verloren ging. Am Rande des Gletschers fanden wir neben seinen riesigen Eisnadeln einen leichten Durchschlupf. Stundenlang wanderten wir dann unter der heißen subtropischen Sonne über aperes Eis und gewannen allmählich vollen Einblick in die Nordostwand. Sie war von Eisbrüchen verbarrikadiert; nur eine Stelle schien einen Durchstieg zu erlauben, doch war dieser so steil und wahrscheinlich auch gefährlich, daß wir ihn nur im Notfall angehen wollten. Also zunächst Erkundung des Nordgrates.

Bei 5680 *m* fanden wir auf einem markanten Schuttrücken eine prächtige Lagerstelle (Lager I), mit allen Vorzügen, die man von einem Platz in dieser Höhenlage verlangen kann. Es ist bekanntlich immer wesentlich angenehmer, wenn man ein Lager nicht auf Schnee errichten muß; auch gibt es in der Nähe von Schutt meist fließendes Wasser, so daß man sich das Schmelzen von Schnee ersparen kann. Dieser Platz war zudem noch windgeschützt und gewährte eine prächtige Aussicht auf die Eisbrüche der 2400 *m* hohen Nordostwand des Jongsong Peak (Abb. 8) und auf die feine Firnspitze des Lhonak Peak, 6550 *m*, während weit im Osten die Eistürme des Gletschers sich im Schutt verloren.

Am nächsten Morgen wurden acht Träger wieder ins Standlager zurückgeschickt; zwölf erstklassige Leute, die alle mit Schlafsäcken ausgerüstet waren, blieben bei uns. Das Wetter sah heute wesentlich unfreundlicher aus, die Nacht war sehr warm gewesen, und schon in aller Frühe zogen Nebelstreifen das Tal herauf. Ein früher Aufbruch ist nur selten durchzusetzen. Bis die Träger gefrühstückt haben, die Zelte abgebrochen und die Lasten gepackt sind, vergeht kostbare Zeit. Heute war der Zeitverlust besonders

unangenehm. Der nur schlecht gefrorene Schnee wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde weicher; eine Stunde nach Verlassen des Lagers versanken wir schon bis zum Bauch im Morast. Allmählich wurde es noch schlimmer als am Mirgin La zwischen Tseram und Khunza (vgl. S. 52). An manchen Stellen waren unter einer dünnen Harschdecke große Hohlräume entstanden, in denen man fast wie in einer Spalte versackte. Mit Rücksicht auf die Träger, die mit ihren Lasten noch tiefer als die Europäer einsanken, mußte eine tiefe Gasse in den Schnee getreten werden. Von Zeit zu Zeit zog eine Schneewolke über uns hinweg, die die Sicht nahm und uns mit Graupeln überschüttete. So kamen wir nur im Schneckentempo vorwärts. Als wir abends am Beginn des Nordgrates unsere Zelte aufschlugen, 6000 *m*, hatten wir nicht einmal 400 *m* an Höhe gewonnen.

Schneider machte noch kurz vor Sonnenuntergang allein eine Erkundung und kam mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß der untere Teil des Kammes aus einem breiten von zwei Graten begrenzten Firndreieck bestehe, das zwar von Spalten durchzogen und einigen etwas steileren Stellen unterbrochen sei, aber doch verhältnismäßig leicht zu einem markanten Firnkopf, 6480 *m*, führe.

Der Abend war hell und versprach für den kommenden Tag gutes Wetter. Aber in der Nacht wurden wir durch das Prasseln windgepeitschter Schneekörner auf dem Zeltdach geweckt. Heftiger Schreck fuhr uns in die Glieder. Sollte das schon der Beginn des gefürchteten Monsuns sein? Im Laufe des Tages wurde das Schneetreiben immer heftiger. Es war unmöglich, etwas zu unternehmen[1]). In sehr niedergeschlagener Stimmung lagen wir in den Zelten und dösten vor uns hin. Da unsere Himalaja-Wettererfahrungen noch sehr jung waren, fragten wir den ganzen Tag unseren Sachverständigen Wood Johnson immer und immer wieder um seine Meinung. Er war sich selbst nicht recht im klaren, und ich muß mich heute über seinen Gleichmut wundern, mit dem er unsere ungeduldige Fragerei ertrug. Dazu kamen noch andere Sorgen. Der an sich schon knappe Trägerproviant und der Brennstoff nahmen rasch ab, so daß die Losung ausgegeben werden mußte, nur noch kalte Getränke zu machen (es gab hier oben kein Wasser mehr, nur noch Schnee) und auch kalt zu essen, um dann im höchsten Lager wenigstens noch über eine kleine Reserve zu verfügen. Leicht ist uns der Entschluß nicht gefallen, in dem kalten Lager auf einen Schluck heißen Tee und die so notwendige Wärmezufuhr zu verzichten. Für die Träger, die eng zusammengepfercht in einem Polarzelt und zwei Welzenbachzelten saßen, ist solch ein erzwungener Rasttag bei knapper und kalter Kost besonders deprimierend. Auch in der zweiten Nacht schneite es weiter, so daß unsere Hoffnungen auf ein Minimum sanken. Erst am Morgen des zweiten Juni wurde es etwas lichter; wir schickten zwei Leute mit der dringenden Botschaft ins Standlager, so rasch wie möglich Meta und Trägerproviant heraufzusenden. An die restlichen zehn Leute gaben wir Schokolade aus, Meta wurde aufs äußerste rationiert.

Es lag fast ein halber Meter Neuschnee. Schneider spurte, mit Wood Johnson vorausgehend, während des ganzen Tages; Smythe und ich folgten mit je fünf Trägern am Seil. Auch heute kamen wir nur langsam vorwärts, die dünne Luft machte sich bemerkbar, die Träger waren infolge der mangelhaften Ernährung und der knappen Zufuhr an Flüssigkeit müde und niedergeschlagen. Nichts ist in dieser Höhe unangenehmer als das dauernde Durstgefühl, das die trockene Luft und die verstärkte Mundatmung hervorrufen.

Um 3 Uhr nachmittags erreichten wir den Firnkopf, 6480 *m*, der unserem Vordringen vorläufig ein Ende machte. Mit ziemlich langen und enttäuschten Gesichtern betrachteten wir die Fortsetzung. In weiter Entfernung, jenseits eines 200 *m* tiefer

[1]) Später hörten wir zu unserem großen Erstaunen, daß „Memsahb" (Frau Dyhrenfurth) gerade an diesem Tage den Jongsong La überschritten hat.

Abb. 6. Ramtang Peak vom Kangchendzönga-Nordweſtgrat

Abb. 7. Rückblick auf den Kangchendzönga vom Jongſong La-Lager 2

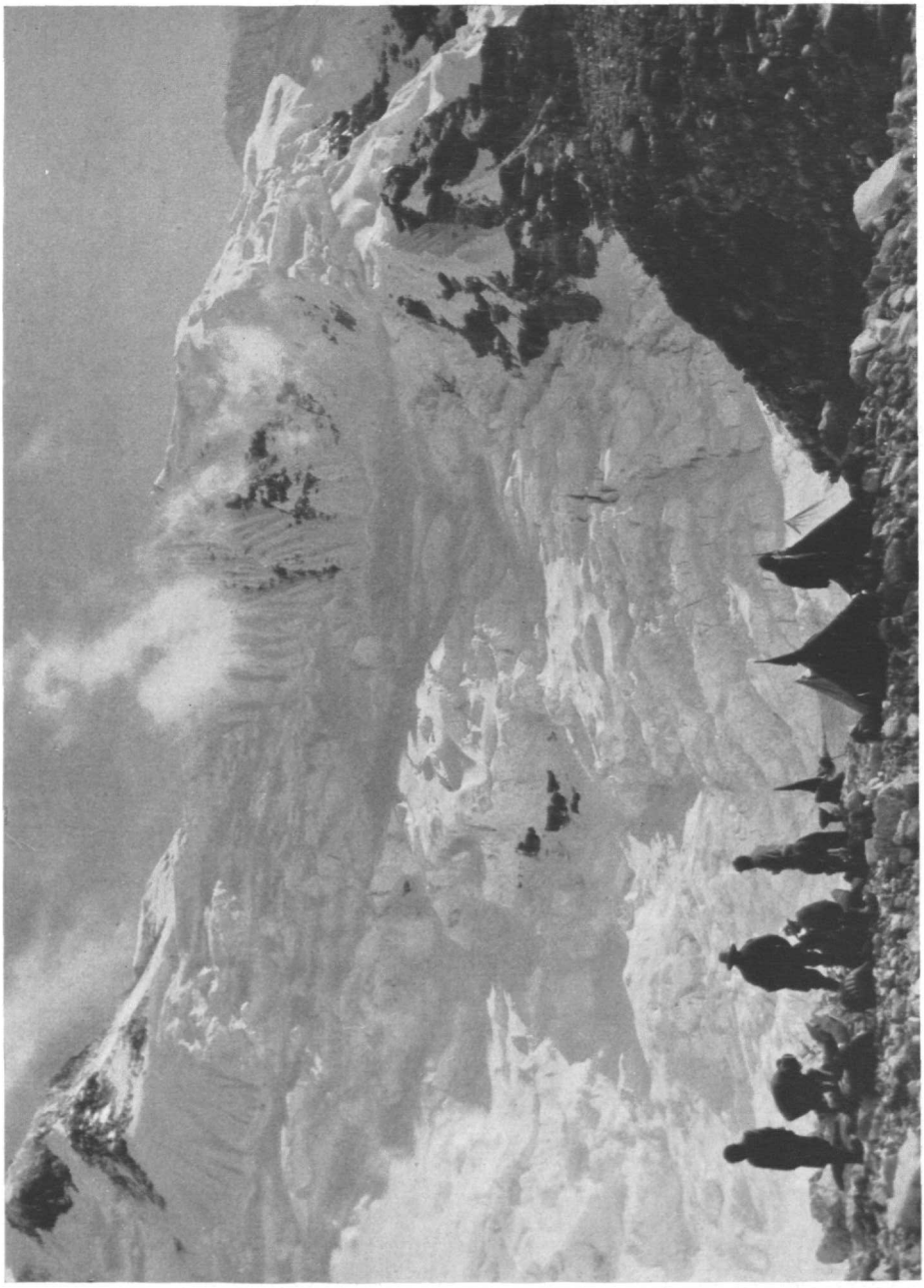


Abb. 8. Hochlager I am Jongsong Peak

liegenden Hochfirns baute sich der Gipfelblock des Jongsong Peak in breiter Front auf. Ein scharfer überwächteter Firngrat leitete in langem Bogen zum oberen Rand des Firnes hinunter. Wir beratschlagten zunächst, wo wir unser höchstes Lager aufschlagen sollten. Am liebsten hätten wir es so nahe wie möglich an den Gipfelaufbau herangeschoben, um am folgenden Tage bestimmt den Gipfel erreichen zu können. Aber es war ohne Anlegung eines Weges aussichtslos, die Träger über den Grat hinweg zum Gletscher zu bringen. Einen weiteren Tag für den Bau dieses Weges zu verwenden, verbot der knappe Vorrat an Proviant und Meta. Außerdem fürchteten wir jeden Tag, der Monsun könne mit Gewalt über uns hereinbrechen; das schlechte Wetter am 1. Juni hatte uns etwas nervös gemacht. So vertrauten wir auf unsere Schnelligkeit und errichteten unser höchstes Lager bei 6465 *m*, wenige Schritte unterhalb des Firnkopfes.

Es war eine ganz herrliche Aussichtswarte, eines der schönsten von den 47 verschiedenen Lagern, die wir im Verlauf der Expedition aufschlugen. Ein etwa 10 *qm* großer fast ebener Platz fiel nach drei Seiten sehr steil zu tiefliegenden Gletscherbecken ab. Nach Süden versperrte der Jongsong Peak etwa ein Drittel der Rundsicht, nach den anderen Richtungen war aber die Sicht frei und von überwältigender Großartigkeit. Im Westen überragten Tschomolungma und Makalu ein unendliches Gipfelmeer (Abb. 9); daneben fesselten die uns nur wenig überhöhende Umrahmung der drei Lhonakgletscher und daran anschließend die von dem englischen Forscher Dr. Kellas bezwungenen Sechs- und Siebentausender des nördlichen Sikkim unsere Blicke.

Wir gruben die Zelte so tief wie möglich in den Schnee, um auf dieser ausgesetzten Warte wenigstens einen kleinen Schutz vor dem heftigen Nordwind zu haben, der aus Tibet zu uns herüberstrich. Die beiden Zelte — Smythe und Wood Johnson wohnten in dem einen, Schneider und ich in dem anderen — stellten wir mit den Eingängen einander gegenüber auf, um dazwischen einen guten Platz zum Kochen zu gewinnen. Der Kochapparat stand außerdem noch in einer Kiste, so daß der Wind keinen Zutritt hatte. Für diesen Abend war eine kräftige warme Mahlzeit vorgesehen: Eine gute Suppe, Frankfurter Würstchen mit Sauerkraut, grüne Erbsen und reichlich Obstkonserven, sowie Tee mit viel Zucker. Unser Appetit war ausgezeichnet, unangenehm war nur, daß ich infolge der Metadämpfe heftiges Kopfweh bekam, das mich lange Zeit nicht einschlafen ließ.

Die Nacht verlief ruhig, aber gegen Morgen machte sich ein Wind auf, der sich binnen kurzem zum Sturm steigerte. Der Aufbruch war auf 6 Uhr geplant gewesen — früher aufzubrechen ist der großen Kälte wegen kaum möglich —, aber es wagte keiner, auch nur den Kopf aus dem Zelt zu strecken. Trotz dichtester Verschnürung hatte der Wind den Schneestaub in die Zelte getrieben, so daß er Zentimeter hoch auf unseren Schlafsäcken lag. Gegen 8 Uhr ließ der Sturm ein wenig nach, wir begannen sofort Tee zu kochen und zum Aufbruch zu rüsten. An die Träger, die alle im Lager zurückblieben, wurde wieder Schokolade und der Rest unseres Brennstoffes verteilt.

Um 9 Uhr waren wir bereit. Wenn man bedenkt, daß man in den Alpen bei der Besteigung eines Viertausenders meist mitten in der Nacht aufzubrechen pflegt, so wird man verstehen, daß wir nicht sehr siegessicher waren, als wir jetzt zu so später Stunde einem Siebentausender auf den Leib rückten. Wir hatten heute einschließlich der Gegensteigung annähernd 1400 *m* im Auf- und Abstieg zurückzulegen.

Schneider und ich am ersten, Smythe und Wood Johnson am zweiten Seil stiegen wir zunächst zu unserem Firnkopf hinauf; dann begann der Abstieg über den anschließenden Grat, der in manchem an den Lyskamm erinnert, ihn aber an Schärfe und Steilheit wesentlich übertrifft. Mit Stufenschlagen konnten wir uns nicht aufhalten; abwechselnd mit eingerammtem Pickel sichernd, gaben wir jeweils die doppelte Seillänge aus. Der Wind blies flach über den Grat, trieb uns Schnee und Eiskörner ins schmerzende Gesicht und nahm uns den Atem. Besonders heftige Stöße ließen wir in

gebückter, abgewandter Stellung über uns ergehen. In einer Scharte stiegen wir in die Flanke, um dem Wind zu entrinnen, und über eine 100 *m* hohe sehr steile Firnwand zum Gletscher hinab. Beim Übergang über den Bergschrund schlug Schneider eine Anzahl Stufen.

Unten war es völlig windstill, dafür brannte aber die Sonne um so kräftiger. Zuerst empfanden wir sie als Wohltat; als wir aber durch die Mulde dem Gipfelaufbau des Jongsong Peak zustrebten, legte sich Gletschermüdigkeit bleischwer auf unsere Glieder. Diese Stunde, während der ich stumpfsinnig im tiefen Schnee hinter Schneider herstapfte, war die unangenehmste und ermüdendste unserer Besteigung, obwohl wir uns nur in einer Höhenlage zwischen 6300 und 6500 *m* bewegten.

Dann wurde aber das Gelände steiler, wir kamen wieder in die Nähe des Nordgrates. Während einer kurzen Rast wurden die Rucksäcke noch einmal durchgesehen, sie waren uns, trotzdem nur das Allernotwendigste darin war, zu schwer. Laterne, Kerzen und Gletscherfalbe wurden deponiert. Eine halbe Stunde später errichteten wir schon das zweite Depot; das Seil war uns etwas zu lang, wir schnitten 10 *m* davon ab und ließen es liegen. Allmählich wurden die Firnhänge so steil, daß wir bei ihrer Beschaffenheit Schneebrettgefahr befürchteten. Unter einer schwachen Harschdecke lag tiefer pulvriger Schnee. Deshalb bogen wir nach links ab zu den Felsen des breiten Nordkammes. Die Felsen sahen steil und vereist aus. Bei ihrem Betreten waren wir um so angenehmer überrascht, als sie sich als gutgeschichtet und gangbar erwiesen. Sie erinnerten uns sofort an Bilder, die am Gipfelaufbau des Tschomolungma-Everest aufgenommen worden waren; genau dieselbe Schichtung, nur vielleicht etwas steiler.

Während wir die Steigeisen ablegten, hielten wir nach Smythe und Wood Johnson Umschau. Sie waren schon beim Überschreiten des Grates etwas zurückgeblieben. Jetzt sahen wir Wood Johnson weit hinten im Schnee sitzen, während Smythe allein versuchte, uns einzuholen. Der Abstand war jedoch zu groß geworden. Smythe mußte der vorgerückten Zeit wegen sein Vorhaben bald aufgeben und kehrte zu Wood zurück. Es tat uns sehr leid, daß unsere beiden Kameraden dadurch um den ersten Gipfelsieg kamen. Wood Johnson, der die Wochen vorher immer sehr ausdauernd mitgestiegen war, litt an heftigen Magenschmerzen und war in sehr schlechter Verfassung. Es war für Smythe keine kleine Aufgabe, seinen Freund, der sich sehr tapfer hielt, zum Lager zurückzubringen.

Am Beginn der Felsen errichteten wir ein weiteres Depot, in dem wir den Rest unseres Seiles, die Ledertasche meiner photographischen Kamera und einige warme Sachen ließen. Ziemlich gleichmäßig in der Stunde 200 *m* steigend, drangen wir zum Gipfel vor. Der Fels war nicht schwierig, erforderte aber einen sicheren Gänger. Manchmal wirbelte der Wind ganze Schneewolken über den Kamm hinweg, doch schien uns der Druck des Windes im Vergleich zu seinem Geheul verhältnismäßig schwach zu sein; vielleicht eine Folge der dünneren Luft? Irgendwelche Merkmale von Bergkrankheit verspürten wir nicht; wir hatten bald entdeckt, daß das Steigen um so leichter fiel, je mehr und je schneller wir die Luft in die Lungen schickten. Anfangs hatte noch ein Atemzug pro Schritt genügt, gegen den Gipfel zu brauchten wir aber deren zwei oder drei. Kurze Rasten wirkten sehr erfrischend. Bei einer solchen Rast wurde das vierte Depot in Form einer leeren Thermosflasche errichtet, wir hatten an unseren photographischen Apparaten und den Steigeisen, die wir für die Gipfelkalotte brauchten, noch genug zu tragen.

Langsam rückte der Zeiger unseres Aneroids über 7000 *m*. Am niedrigeren Westgipfel maßen wir unseren Fortschritt, die umliegenden Sechstausender wurden immer kleiner und unbedeutender. Hundert Meter unterhalb des Gipfels betraten wir in einer Schleife nach rechts ausholend wieder Firn, auf dem wir, die Steigeisen an den Füßen, unser Tempo beschleunigten.

Es ist schwer, die Gefühle zu beschreiben, die uns beim Betreten des Gipfels erfüllten. Vorherrschend war zunächst sicher die Freude über den errungenen Sieg; bald überwog aber die Bewunderung der erhabensten Aussicht, die wir je gesehen haben. In dem Augenblick, wo unser Kopf über der Gipfelkante auftauchte, nahm uns sofort der Anblick des Berges gefangen, der im vorhergehenden Kampf Sieger geblieben war. 1200 *m* überragte uns noch der Gipfel des Kangchendzönga und erschien uns in rötlicher Abendbeleuchtung über einem wallenden Nebelmeer als lockendes, aber unerreichbares Ziel unserer Wünsche (Abb. 10). Nirgends waren wir dem Glauben der Bergvölker — ähnlich dem der alten Griechen und Römer — näher als hier: Auf den höchsten Bergen ist der Sitz der Gottheit, die jeden in die Tiefe schleudert, der sich nicht in Ehrerbietung naht. Weit im Westen verbirgt sich die Göttin-Mutter des Landes, Tschomolungma, zeitweise hinter aufsteigenden Wolkenballen unseren Blicken; um so klarer erscheint ihr schöner Nachbar, Makalu, der vierthöchste Berg unserer Erde. Bei ihm beginnt eine hohe Eismauer, die sich vor ein verschlossenes Land legt. Wir können aber einen Blick darüber hinweg tun und sehen hinter weißen Firngipfeln weite Ebenen, braune Steppen, über die dunkle Wolkenschatten hinwegziehen: T i b e t. Der Wunsch wird lebendig, einmal ungebunden durch diese Lande wandern oder reiten zu dürfen.

Über all dem tobt ein gigantischer Kampf, der Kampf der Winde. Von Süden her dringt langsam der Monsun heran, während der tibetanische Nordwind ihm noch letzten Widerstand leistet. Die Täler sind voll feuchter Wolkenballen, die immer energischer versuchen, in die Höhe zu stoßen.

Die Gipfelfläche ist sehr groß, teils aus Schnee, teils aus Geröll bestehend. An einer windgeschützten Stelle ruhen wir etwas aus und hissen auf unseren Pickeln die Tiroler und die schwäbische Flagge. Dann wird ausgiebig photographiert, bis die Finger gefühllos werden. Nach halbstündigem Aufenthalt beginnen wir mit dem Abstieg. Über den Firn rennen wir mit den Steigeisen rasch hinab. Im Fels geht es aber bedeutend langsamer, an vielen Stellen könnte ein Ausrutschen sehr verhängnisvoll werden. Eine Zeitlang verspüre ich eine gefährliche Müdigkeit, nur mit äußerster Aufmerksamkeit gelingt es mir, einigermaßen schnell und sicher zu gehen. Nach einer Stunde ist der tote Punkt überwunden, dafür plagt uns aber ein heftiger Durst und große Trockenheit in der Kehle, die zeitweise einen krampfartigen Husten verursacht. Nacheinander werden die verschiedenen „Depots" wieder eingesammelt; wir müssen uns auch beeilen, um nicht allzutief in die Nacht zu geraten, die Sonne steht schon bedenklich nahe am Horizont. In diesen Breiten ist es kurz nach 7 Uhr finstere Nacht.

Als wir am Fuße der Gegensteigung die Steigeisen wieder anschnallen, ist es so weit. Eine schmale Mondsichel gibt nur spärliches Licht. Vor diesem Wiederanstieg hatten wir während des ganzen Tages leise Angst gehabt. Schon in den Alpen erfreuen sich derartige „Schinder" der größten Unbeliebtheit; wie viel schwerer muß er uns dann hier in 6400 *m* Höhe fallen. Ein Glück ist, daß Smythe beim Rückweg ausgiebig Stufen geschlagen hatte, die für uns von großem Wert sind. Um bei der unsicheren Beleuchtung nicht noch in letzter Minute auszurutschen oder daneben zu treten, gehen wir sehr langsam und bessern an schlechteren Stellen die Stufen aus. Der Wind frischt wieder auf, überschüttet uns mit Schneestaub und droht, uns aus den Stufen zu reißen; die Füße werden rasch gefühllos, das Leder ist steif gefroren. Wir müssen die Zähne zusammenbeißen. Aber dann ist auch diese Stunde vorbei. Auf dem Firnkopf kommen uns die Träger mit Laternen entgegen, drücken uns die Hände und reißen uns die Rucksäcke vom Rücken. Deutlich ist ihnen die Freude über unseren Erfolg anzusehen; sie machen uns verständlich, daß sie uns den ganzen Tag beobachtet und sogar gesehen haben, wie wir die Flaggen hißten.

Es sind heute vier Träger vom Standlager mit neuem Proviant und Brennstoff heraufgekommen. Tüchtige Burschen! So ist die Freude allgemein groß. Im Zelt be-

kommen wir sofort einen heißen Tee und Rum vorgesetzt, noch selten hat uns ein Getränk so geschmeckt. Dann bringt uns der Koch sogar ein gebratenes Huhn, die erste feste Speise an diesem Tage, die natürlich mit Heißhunger verschlungen wird. Inzwischen haben sich unsere persönlichen Träger über unsere Füße hergemacht und massieren mit wahrer Lust, so daß sie in wenigen Minuten wieder völlig warm werden. Die beiden gehörten zu unseren tüchtigsten und willigsten Leuten. Schneiders Nima war während der Everest-Expeditionen Mallorys Diener gewesen, während sich mein Kitar auf der Münchner Expedition ausgezeichnet hatte.

Dann haben wir geschlafen so gut wie selten zuvor. Am Morgen blies der Sturm wieder mit unverminderter Heftigkeit; aber unsere Träger konnten den Aufbruch kaum erwarten, so sehr freuten sie sich auf das warme Standlager und die zwei Rasttage, die wir ihnen versprochen hatten. Während des ersten Teils des Abstieges kühlte uns der Wind wieder tüchtig aus; in den folgenden Gletschermulden war es aber drückend heiß, der Schnee noch schlechter geworden; sogar in der alten Spur brachen wir wieder knietief ein. So stürzten Erwin und ich bei unserer Ankunft im Lager I uns mit erheblicher Geschwindigkeit auf eine Proviantkiste, in der wir bei unserem Anstieg zwei kleine Sektpullen zurückgelassen hatten. Dieses edle Getränk hat uns noch nie so gut geschmeckt wie hier oben, und als einige Minuten später Dyhrenfurth, Kurz und Wieland über die Geröllhalden unterhalb des Lagers heraufstiegen, da flogen ihnen zum Zeichen unseres Sieges einige Flaschenscherben um die Ohren.

Tags darauf zogen die anderen bergwärts, verstärkt durch den rastlosen Smythe, der froh war, sich ihnen anschließen zu können. Unsere Bergfahrt fand an diesem Tage mit der sorglosen Wanderung talauswärts, wieder entlang den Eisbarrikaden unseres Berges, einen schönen Ausklang. Soll ich noch erzählen, mit welcher Freude uns Memsahb, Picture Sahb und Dr. Sahb im Standlager empfingen und wie Memsahb das Beste aus „Küche und Keller" zusammensuchte und uns schlemmerhafte Tage bereitete, bis wir dann wieder frisch gestärkt zu neuen Taten nach Norden zur tibetanischen Grenze aufbrachen. H. H.

Die zweite Ersteigung des Jongsong Peak[1])

Fünf Tage später, am 8. Juni 1930, glückte auch uns der große Wurf. Die zweite Staffel bestand ursprünglich aus Kurz, Wieland und mir. Im Jongsong Peak-Hochlager I, wo wir die absteigende erste Gruppe trafen, lud ich aber Smythe ein, uns zu begleiten, wovon er gern Gebrauch machte.

Nicht nur aus sportlichen Gründen, sondern auch wissenschaftlich war es von großer Bedeutung, daß auch der Geologe und der Topograph hinaufkamen. Als Mann von 44 Jahren habe ich ein gewisses Recht, mich dieses Erfolges zu freuen. Um so mehr, als die Situation zeitweise, besonders am 6. Juni, recht bedenklich ausgesehen hatte. Das Wetter war an diesem Tage sehr ungünstig, die Mehrzahl der Träger war nach kalter und stürmischer Nacht unlustig und wollte nicht weiter. Auch bei den Sahibs war die Stimmung durchaus flau, das böse Wort „Rückzug" wurde immer vernehmlicher. Ich erklärte jedoch, mit meinen Leuten, die von dem tapferen Lewa geführt wurden, auf alle Fälle oben bleiben und den Angriff fortsetzen zu wollen. Dieser Optimismus gab glücklicherweise den Ausschlag. Niemand stieg ab, und wir errichteten an diesem Tage unser Jongsong Peak-Lager III, 6390 *m*.

Nachdem wir den steilen Eishang, der zur letzten Firnmulde vor dem eigentlichen Jongsong Peak hinunterleitet, in harter Stufenarbeit und durch Seilgeländer auch für die Träger gangbar gemacht hatten, schoben wir uns am 7. Juni bis zum „Nordcol"

[1]) Obgleich diese Fahrt in mancher Hinsicht ein durchaus eigenes, spannungsreiches Erlebnis war, fehlt hier für eine genauere Darstellung der Raum. Auch hier sei auf unser Expeditionswerk („Himalaja! Unsere Expedition 1930") verwiesen.

des Jongsong Peak vor und schlugen wenige Meter unter dem Joch unser viertes und letztes Lager in 6490 *m* Höhe auf.

Am nächsten Tage erfolgte dann der letzte Angriff. Durch wichtige geologische Beobachtungen aufgehalten, erreichte ich den Hauptgipfel, 7459 *m*, erst wesentlich später als meine Freunde, nämlich um 16 Uhr 30 Min. Trotzdem ließ ich mich dazu verleiten, allein zum Ostgipfel, etwa 7440 *m*, hinüberzugehen. Mein Abstieg zusammen mit meinem treuen Lewa erfolgte also großenteils erst in der Nacht und bei schwerem Sturm. Ich bin ein alter Bergsteiger und habe schon manchen bösen Strauß durchgefochten. Der Jongsong Peak war meine härteste Bergfahrt! Es gab Stunden, in denen ich selbst kaum mehr an eine glückliche Rückkehr glaubte. G. O. D.

Der Dodang-Nyima Peak, etwa 7150 *m*

Nach zwei Rasttagen im Lager am See benützten Hoerlin und ich die kurze Spanne Zeit, die uns vor dem Monsun noch blieb, zu einer Rundfahrt in die nördliche Umrahmung des obersten Lhonaktales, in die sogenannte Dodang-Nyima-Range, die den Grenzwall Sikkims gegen die Hochebene von Tibet bildet. Einmal reizte uns die Ersteigung des höchsten Berges in dieser Gruppe, des Dodang-Nyima Peak; zum anderen sollte der Abstecher wichtige geologische Aufschlüsse geben: Das Alter der Kalkschiefer, aus denen die Kette aufgebaut ist, sowie der Zusammenhang mit den dem Jongsong Peak aufgeschobenen Kalken war zu bestimmen. Auch die topographische Erkundung war wesentlich, kurz, in diesem unbekannten Gebiet erwarteten uns bedeutungsvolle Aufgaben.

Die inzwischen eingetroffenen Träger aus Lachen wurden zur Verschiebung des Lagers zwei Stunden talabwärts nach einer tibetanischen Jakweide, G o m a genannt, benützt. Hoerlin und ich folgten am Tage darauf, nahmen während der Mittagsruhe schnell Abschied von der Etappe, indem wir an gebotenen Nahrungsmitteln alles wahllos verschlangen, und marschierten dann mit unseren sechs getreuen Trägern weiter talaus. Bald kam der Ernst dieses Tages, eine steile 200 *m* hohe Altmoräne, die nur mit dem bekannten Schlag auf den Hinterkopf und unter Ausschaltung jeglichen Denkens bezwungen werden konnte. Oben ging es dann auf ebenem altem Talboden ohne merkliche Steigung in das sich hier öffnende Seitental hinein, das zum Choten-Nyima La führt, einem von buddhistischen Pilgern viel benützten Übergang zum gleichnamigen tibetanischen Kloster.

Anfangs glaubten wir, durch dieses Seitental schnell und mühelos an den Fuß unseres Berges zu gelangen; doch der Anblick des kurzen Talschlusses nahm uns diese schöne Hoffnung. Vom Choten-Nyima-Paß steigt die Schneide nach Westen zu einem stolzen Berg, von dessen Gipfel sich ein wild zersägter Grat zu einer schmalen Scharte senkt und weiter, teilweise von Eis überlagert, zu einem zweiten Gipfel führt. Dieser ist aber leider noch immer nicht unser Ziel, sondern der Dodang-Nyima Peak liegt anscheinend weiter westlich über einem nach Norden abfließenden Gletscherbecken, fernab unseren Wünschen. Wir waren uns bald darüber klar, daß der kürzeste Weg zum Dodang-Nyima Peak über diese Scharte führen mußte; auf alle Fälle wollten wir sie ersteigen, um von oben aus die weiteren Erfolgaussichten am Berge beurteilen zu können. An diesem Tage gingen wir nur noch ein kurzes Stück Weges in das abflußlose Kar hinein und schlugen bei einem Tümpel unsere Zelte auf; etwa 5300 *m*.

Am anderen Morgen dauerte es wieder einmal endlos lange, bis die Träger ihre Sachen gepackt hatten. Das Gelände bis unter die Schrofenrinnen, die zur Scharte hinaufleiten, war leicht und mühelos: Kleinsplitteriger Moränenschutt und Reste eines alten Talgletschers, nun vom Geröll erstickt. Kleine Moränenseen, manchmal schmutziges Eis und in der linken schattigen Wand ein Hängegletscher sind die Überreste ein-

stiger Herrlichkeit. Am Beginn des steileren Geländes wurde gerastet, wobei wir die Gesteinsproben und die gefundenen Versteinerungen bei einem Steinmann hinterlegten. Die Flanke zum Grat war harmloser, als sie von der Ferne ausgesehen hatte — brüchige Steilschrofen, dazwischen Schuttrinnen, die uns rasch an Höhe gewinnen ließen. Oben ragten gewaltige Pfeiler in die Flanke, die Sockel der Grattürme. Einzeln und in Abständen gingen wir die Schlußrippe an, um die Nachkommenden nicht durch ausbrechende Steine zu gefährden. Während die Träger nachrückten, ließ Hoerlin sein Kinamo laufen, und ich hackte mich zur Scharte hinauf. Den obersten Felsen ist nämlich ein Eiswulst aufgelagert.

Wir treten in die Sonne und blicken gespannt nach Westen. Anfangs will uns die Sache gar nicht gefallen, doch mit der Zeit gewöhnt man sich an den Anblick. Wenn auch Fragezeichen bleiben — die reizen nur zur Tat. Von der Scharte senkt sich ein steiler Eishang zu einem Gletscher, der nach Norden abfließt, dahinter, im Südwesten, ragt unser Berg als Schattenriß in den blauen Abendhimmel. Der Weg zu ihm führt von der Scharte, auf der wir stehen, über einen von zwei Türmen unterbrochenen Grat nach Süden in das obere Gletscherbecken, in ansteigender Querung zum Ostgrat und über ihn schließlich zum Gipfel. Den Höhenunterschied — die Scharte ist 5650 *m*, der Berg etwa 7150 *m* hoch — werden wir wohl in einem Tage bewältigen können, wenn der schweren Stellen nicht zuviele werden. Das Wetter macht uns keine Sorge, eben zerfließt die letzte Wolke am Gipfel des Dodang, vom trockenen Nordwestwind aufgesogen. Zweifellos sind jetzt die letzten schönen und windstillen Tage vor dem Monsuneinbruch; täglich gewinnen die Wolkenballen, von Südwesten heransegelnd, mehr an Raum, bis einmal der erste richtige Monsunstoß dem Glück der Gipfelfahrten ein Ende macht.

Wir gehen gleich weiter, um heute noch den Grat, der uns zum Gletscher führen soll, auf seine Begehbarkeit zu prüfen. Der erste Turm ist leicht, der zweite schon besser; in die Flanken senkrecht abstürzend, weist er jede Umgehungsmöglichkeit ab. Neben der überhängenden Nase, mit der er zur Scharte abbricht, schleichen wir eine seichte Verschneidung hinauf, oben geht es dann leichter zur Spitze. Zwei Zacken führen weiter zum Beginn des Firngrates, der seine Gangbarkeit bald in überhängenden Eiswülsten verliert. Doch vorher kann man nach rechts ausbiegen in eine Mulde des Gletschers, der hier als wilder Eisbruch zum Grat hinaufleckt. Der Weg bis zum Beginn des Dodang-Ostgrates scheint uns gesichert. Zufrieden mit dem, was wir geschaut, kehren wir zur Scharte zurück.

Die Träger sitzen auf dem schmalen Felsband unter der Eiskappe der Scharte, rauchen Zigaretten und sind sich im Unklaren, was jetzt eigentlich geschehen soll. Als wir ihnen sagen, „hier wird das Lager aufgeschlagen", machen sie erstaunte Gesichter. In zweistündiger Arbeit hacken wir das harte Eis heraus und erweitern das schmale Band zur Plattform für die Zelte. Wir freuen uns des kühnen Platzes; es ist das luftigste Lager, das wir je gebaut, es hat nur einen Nachteil: Wenn einer überkippt und das Gleichgewicht verliert, dann findet er es erst 500 *m* tiefer im Schutt.

In der Abenddämmerung kochen wir ein üppiges Mahl, die Grundlage für morgen. Dann kriechen wir in die Schlafsäcke.

Am Abend hatten wir uns des weiten Zieles wegen auf eine frühe Aufbruchszeit geeinigt; als unverbesserliche Langschläfer kommen wir aber doch erst um 7 Uhr 30 Min. weg. Dafür legen wir gleich eine gute Gangart vor, haben die Türme schnell hinter uns, schnallen die Steigeisen an, hinterlegen das erste Lager unnötiger Sachen und gehen den Bruch an. Damit wir uns keine falschen Hoffnungen machen, empfängt uns am Anfang eine Eiswand über schlecht verschneiter Spalte. Während ich sichere, listet sich Hoerlin hinüber, hackt in schwerer Arbeit Griffe und Tritte aus der Wand und verschwindet nach einer Seillänge hinter der Kante. In der Folge brauchen wir nur wenig Stufen zu schlagen, der Bruch liegt hinter uns, wir queren auf steilen Firn-

feldern zum zweiten Bruch, der mehr gefährlich als schwer in sanfte Mulden führt. Über Trümmer alter Eislawinen stapfen wir in der Mittagshitze zum Joch hinauf und sehen auf der Südseite in den Lhonak-Zirkus. Die 1000—1500 *m* hohe Flanke sperren gewaltige Hängebrüche, einen geraden Zugang vereitelnd. Der Höhenmesser zeigt 6200 *m*. Wunderbar ist der Gegensatz zwischen Süd und Nord. Im Süden die wilden Eisberge, beherrscht von der wuchtigen Bergmasse des Kangchendzönga, der in erhabener Ruhe über dem Jongsong La aus den Monsunwolken steil in den Himmel ragt. Im Norden über dem Ausschnitt des Gletschertales die rotbraune Ebene Tibets; Wolkenschatten wandern über die Landschaft, auf der in der Stille des Mittags einschläfernde Ruhe liegt. —

Kurze Rast, die zweite Serie an Sachen wird zurückgelassen: Eine halbvolle Thermosflasche, eine Windjacke und ein Filmpack. Dann gehen wir den ersten Grataufschwung an. Erst jetzt wird uns bewußt, daß uns hier noch ein dritter Bruch erwartet, in drei Stufen sich aufbauend, jede durch eine Eiswand verteidigt. An der ersten benützen wir eine Rippe, an der zweiten müssen wir schon suchen und Schleifen legen. An der letzten durchzieht ein schiefer Spalt den 30 *m* hohen Überhang. Erst hackt Hoerlin eine Weile, dann wird es mir zu langweilig, und ich überrede ihn, herunterzusteigen. Unter abbruchreifen Eisklötzen sichert man nicht gern. Mein angeblich besserer Weg erweist sich als Täuschung. Hoerlin macht nun bissige Bemerkungen über meinen unangebrachten Biereifer, und die Worte, die ich anschließend noch schlucken muß, sind mehr rauh als herzlich. Zur Strafe konnte ich nun anstatt seiner den Spalt begehbar machen.

Am Kopf oben geht es anfangs leicht weiter, bis der Grat scharf und schwer überwächtet wird. Eine Nebelbank hat sich um den Berg gelegt, der sonnige Tag verschwindet in düsterem Grau. Das Aufsteigen im Nebel, die verzerrten Größenverhältnisse, die Schwierigkeiten, die man erst sieht, wenn man kurz davor steht, und nicht vorher abwägen kann, um die Gedanken daran zu gewöhnen — alles das legt sich drückend auf uns. Meter um Meter kämpfen wir hinauf, das Ziel ist in wallenden Nebeln versunken. Manchmal reißt eine Lücke auf und läßt die Türme, die den Grat in der Mitte sperren, unnahbar erscheinen.

Als wir vor der steilen Kante des ersten stehen, zerrinnt die Hoffnung, sie umgehen zu können, in glatten, neuschneebedeckten Platten. Wir müssen den Turm von vorne anpacken. Eine Verschneidung, von einem Überhang gekrönt, bringt schwere Arbeit. Der zweite und dritte Turm sind etwas leichter, doch macht das brüchige Gestein im Verein mit der Schneeauflage den Weg gefährlich. Am Beginn des Schneegrates gewinnen wir wieder etwas rascher an Höhe.

Die Nebel lichten sich, schräge Sonnenstrahlen leuchten über den rauchenden Gipfel in die wogenden Massen. Noch wartet der letzte, 300 *m* hohe Aufschwung, das steilste Gratstück auf uns. Spät ist es geworden, aber jetzt gibt es kein Halten mehr. Hoerlin nimmt den Vortritt, und wir fegen in einer Stunde zur Spitze hinauf. Die beträchtlichen Schwierigkeiten machen keinen Eindruck mehr auf uns, der lange Weg hat uns abgestumpft, das Ziel winkt. Die Gefahren des Grates zwingen jedoch ständig zu angespannter Aufmerksamkeit. Nur ein scheuer Blick streift die dunkle Nordostwand, über der wir auf vielleicht trügerischen Wächten zum Gipfel streben. Ein letzter steiler Firnhang, er legt sich zurück.

Um halb sechs, zehn harte Stunden nach Verlassen des Lagers, stehen wir auf der Spitze des Dodang-Nyima in den Strahlen der Abendsonne. Hinabgesunken alles, was uns während des Aufstieges bedrückt hat, der Berg ist unser!

Die Sicht ist klar wie noch nie. Zwei Bilder vor allem, die wir oben geschaut und uns in der Seele bewahrt haben: Im Westen über unzähligen gleißenden Bergen, über wild aufgetürmten Wolkenballen drei dunkle Schatten im Abendhimmel: Tschomolungma, Makalu und Tschomolönsö; im Norden die Steppe Tibets, in dämmernder Ferne begrenzt von namenlosen Bergriesen.

Der Abstieg ruft. In den Spuren eilen wir hinunter, am letzten Turm seilen wir uns ab. Weiter, die Schatten der Nacht steigen aus den Tälern.

Da — ein dumpfer Knall — die Wächte senkt sich. Mit wildem Sprung in die Flanke — gleich kommt der Ruck im Seil — da steht auch mein Freund. Wir lachen glücklich, während aus der Wand das Donnern der berstenden Eismassen dröhnt und langsam erstirbt. Diesmal ist es gut gegangen!

Am Joch wird der letzte Schluck geteilt, wir müssen eilen, noch liegt der Weg durch die Brüche vor uns. In dem Maße, als das Tageslicht erlischt, wird es im Osten heller; die Farbtöne wechseln, blaues Licht liegt nun über den Gletschern. Der Mond erhellt den Weg, die Schatten der Brüche können uns nichts mehr anhaben. In den Tälern schleichen die Nebel und rüsten zum Angriff. Der Geist ruht aus, nur der Körper arbeitet. Die sanfte Ruhe heller Mondnacht strahlt über die silbrigen Ferner, die Ruhe vollbrachter Tat ist in uns. Und als wir an den Felsen die Steigeisen abschnallen, wissen wir den Gang getan.

Eine Abseilstelle noch, ein Pfiff, die Träger zu wecken, ein schriller Pfiff die Antwort. Schon leuchtet die Flamme und wirft bizarre Schatten. Um 11 Uhr sind wir im Lager. —

Im Trägerzelt ist es still geworden. Langsam wird uns im Schlafsack warm. In den Wänden des Dodang heult eine Eislawine auf, der Jochwind streicht über die Scharte und singt uns sein Schlummerlied.

Am nächsten Morgen gehen wir spät zum Lager Goma. Hier und dort liegt noch Sonne in den Wänden, die Nebel ziehen langsam um die Grate. Bald wird alles im Grau verschlungen sein. E. Sch.

Lhonak La

Obgleich der Monsun von Tag zu Tag fühlbarer wurde, machten Kurz, Wieland und ich noch eine Exkursion in den Hintergrund des Lhonakkessels, um den Kontakt zwischen dem Kangchendzönga-Kristallinen und den Kalken der Dodangkette zu untersuchen und, wenn möglich, den Lhonak Peak, 6593 *m*, zu besteigen. Dazu kam es allerdings nicht mehr. Genau am 15. Juni setzten starke Stürme mit Schneefällen ein, die Zeit der Gipfelbesteigungen war vorüber. So mußten wir noch zufrieden sein, daß an zwei Nachmittagen wenigstens die notwendigsten geologischen Beobachtungen gemacht werden konnten und daß Wieland den Lhonak La erreichte und seine Höhe mit dem Siedethermometer auf 6075 *m* bestimmte.

Es ist mir eine besondere Freude, daß der Lhonak Peak noch im gleichen Jahre, nach dem Monsun, durch die Herren G. B. Gourlay und W. Eversden (zusammen mit Lewa) erobert wurde. G. O. D.

Übergang Lhonak—Zemu

Meine Frau, Duvanel, Dr. Richter, Smythe und Wood Johnson waren mit dem Hauptteil des Gepäcks schon am 12. Juni durch das Lhonaktal nach Lachen abmarschiert und eilten der Zivilisation entgegen. Hoerlin und Schneider hatten mit 15 Trägern einen Hochpaß von 5790 *m* überschritten und den Zemugletscher beim „Bayernlager" gegenüber dem Siniolchu erreicht. 6 Tage später erfolgte der endgültige Aufbruch der Letzten. G. O. D.

Am 18. Juni zogen Dyhrenfurth, Kurz und ich mit 22 Trägern, 20 Jaks und dem Rest des Expeditionsgepäcks vom Standlager Goma einen Tagemarsch talabwärts bis zum Lager Deichon. Tags darauf trennten Kurz und ich mit 12 Trägern uns vom

Abb. 9. Blick vom Hochlager 3 am Jongſong Peak gegen Weſten
Im Hintergrund rechts von der Bildmitte Makalu und Tſchomolungma

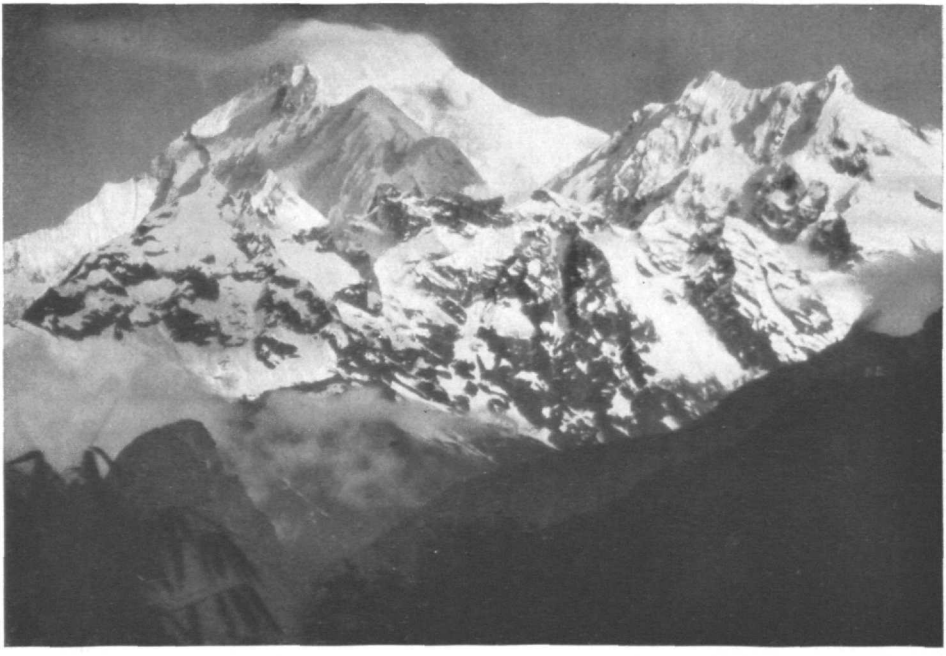


Abb. 12. Kangchendzönga und Simvu von Singhik. Tele-Aufnahme

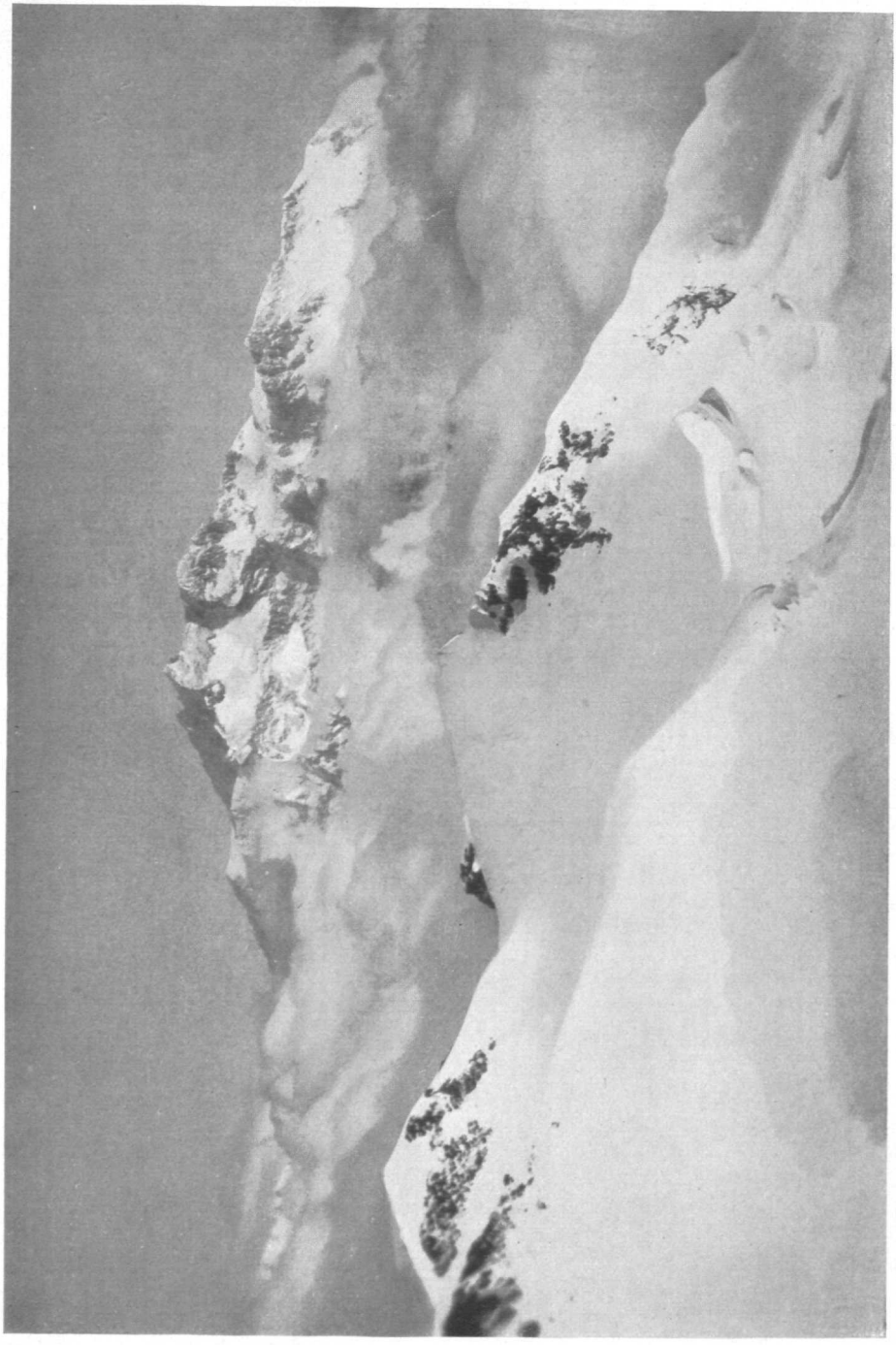


Abb. 10. Kangchendzönga vom Gipfel des Jongsong Peak

Bibliothek

Haupttrupp, gingen zuerst wieder ein Stück weit im Lhonaktal zurück und wandten uns dann nach Süden ins Podontal. Über weiche, blumenbedeckte Wiesen stiegen wir bei herrlichem Sonnenschein dieses schöne Tal hinauf und freuten uns über die Landschaft und die gute Form, in die wir allmählich gekommen waren. Schatten auf diese Gedanken warf nur die Föhn- oder Monsunmauer, welche unerbittlich über dem Grate zwischen Lhonak und Zemu stand, und das Bewußtsein, daß die Expedition nicht mehr genügend Lebensmittel hatte, um weitere Unternehmungen ausführen zu lassen.

Je höher wir hinaufkamen, desto großartiger schälte sich der Tent Peak aus seiner Umgebung und zeigte uns seine ungeheueren Nord- und Ostabstürze (Abb. 11). Wir studierten dauernd, welche Senkung in dem Gratzuge östlich des Tent Peak wohl derjenige Paß sei, den Kellas schon in seinen Schriften erwähnt hatte und den Schneider und Hoerlin einige Tage vor uns überschritten haben mußten. Wir erkannten schließlich als Bestes, kurz nach Erreichen der Hauptgletscherzunge nach links (Süden) aufzusteigen und den Moränen des großen Firnfeldes zu folgen, welche sich in schön geschwungenem Bogen von dem zu überschreitenden Höhenzuge gegen das Tal hinzogen. Auf der westlichen Seitenmoräne, in 5480 *m* Höhe, bezogen wir am Ufer eines kleinen Sees ein feines Lager.

Am nächsten Morgen erreichten wir über das Firnfeld nach kurzer Zeit die Paßhöhe, 5820 *m*, waren uns aber nicht recht klar, ob wir nun direkt nach Süden gegen den Sugar Loaf hin, oder mehr nach Osten, unter dem P. 19473 der Sikkimkarte hindurch, absteigen sollten. Es gab zwei Pässe ganz nahe beieinander und höchstens 30 *m* in der Höhe verschieden! Wir untersuchten beide Stellen auf Spuren, konnten aber nichts entdecken. Von beiden führten oben leicht aussehende Gletscher in die Tiefe. Wir entschieden uns für die südliche Richtung — Schneider und Hoerlin hatten sich für die östliche entschieden! So gelangten wir auf verschiedenen Wegen nach Zemu — und jede Partie machte ihre eigenen Erfahrungen.

Wir hatten das Glück, auf der Paßhöhe einige Minuten freie Sicht zu bekommen. Doch kaum hatten wir die Grathöhe verlassen, da brandete ein neuer Schwall feuchter Luftmassen gegen die Bergflanke, hüllte uns in dichten Nebel und schüttete Wolken von Schnee über uns aus. Es war dabei auffallend warm. Die Beschaffenheit des Firns war geradezu erbärmlich; wir versanken metertief in ganz morschem Zeug und kamen oft kaum noch heraus. Die Sicht wurde immer schlechter und schlechter, die Anstrengung immer größer, und so mußten wir notgedrungen ein Zwischenlager, 5630 *m*, beziehen, trotzdem wir am Morgen in der festen Absicht aufgebrochen waren, am Abend am Grünsee zu sein!

Um die Kälte und Härte der Schneedecke möglichst auszunützen, krochen wir am folgenden Morgen schon aus den Zelten, als es noch kaum dämmerte. Ein phantastischer Anblick (s. Tafel nach S. 58) bot sich unseren überraschten Blicken. Über einem gleichmäßig ruhigen Wolkenmeer zu unseren Füßen erhob sich in makelloser Reinheit der Kangchendzönga mit seinen Trabanten zu unwahrscheinlicher Höhe. Im Augenblick des Sonnenaufgangs begannen die frisch beschneiten Flanken, welche in den oberen Teilen kein Fleckchen Fels sehen ließen, in strahlendem Glanze zu leuchten. Um dieses Bild von reinstem Weiß schufen drohende Monsunwolken einen unheimlich schwarzen Rahmen. Die Träger schienen von dem Anblick ebenso überwältigt zu sein wie wir, denn sie riefen in einem fort „Kangchendzönga, Kangchendzönga!".

Das Bild verschwand wie es gekommen; die rasche Erwärmung ließ sogleich Wolken entstehen, welche bald alles verhüllten. Wir eilten zum Aufbruch und begannen, den immer steiler und zerklüfteter werdenden Gletscher hinabzusteigen. So etwas von schlechtem Schnee, wilden Seraks und tückischen Spalten hatten weder Kurz noch ich bisher erlebt. Kurz ging voraus mit Zirring Nurbu, um den Weg zu erkunden. Ich kam mit 11 Trägern hintendrein. Die Leute, obwohl ängstlich, benahmen sich ausgezeichnet. Leider fiel einmal einer in eine Spalte, konnte aber sogleich wieder gehoben

werden. Wir atmeten alle auf, als wir nach mehreren Stunden glücklich am Zusammenfluß der drei Gletscher von Nepal Gap, von der Südostseite des Tent Peak und von unserem Paß anlangten. Dann gingen wir in der Mitte des Hauptgletschers talabwärts, bis wir an der Vereinigungslinie mit dem Zemugletscher auf die Steinmänner der letztjährigen Expedition stießen. Die Freude der Träger über diese Entdeckung war außerordentlich. Sie fingen an zu schwatzen und zu erklären, zeigten in der Gegend umher und bedeuteten uns, daß sie uns jetzt zum Green Lake führen wollten. Der Weg war allerdings fast überreichlich markiert; man war allenthalben umgeben von Steinmännern. Bald nach Mittag trafen wir am Grünsee und kurz darauf an dem wenig unterhalb gelegenen Lagerplatz ein, wo wir noch manche Reliquie der vorjährigen Besucher vorfanden.

Das Wetter war ganz schlecht geworden. Es regnete schon seit Stunden — der erste Regen, den wir seit Khunza erlebten. Kurz hatte nicht einmal mehr die Möglichkeit, topographische Aufnahmen zu machen.

Am 22. Juni konnten wir ganz in der Frühe einen kurzen Blick auf den Kangchendzönga erhaschen, dann zog der Vorhang zu. In der Folgezeit wurden wir in einem Maße mit Feuchtigkeit von oben bedacht, wie wir es noch nie erlebt hatten. Es regnete ununterbrochen in Strömen, als wir talauswärts zogen, am burgähnlichen Hauptlager der Münchner vorbei — ich dachte dabei lebhaft an Leupold —, vorbei an der Höhle von Yabuk und an der Hütte von Poki, bis wir schließlich triefend vor Nässe in Yaktang anlangten. Aus der Region der harten, rauhen Moränen waren wir plötzlich in das weiche, schmierige Urwaldgebiet gelangt. Es war ein unangenehmer Wechsel. Tags darauf marschierten wir unter ähnlichen Verhältnissen hinaus nach Lachen, wo wir mit Dyhrenfurth, Hoerlin und Schneider wieder zusammentrafen. *L. W.*

Rückmarsch

Während der Zemuexkursionen fiel mir die notwendige, aber nicht sehr erfreuliche Aufgabe zu, den Abtransport des Restgepäcks, 45 Traglasten, auf dem Talweg nach Lachen zu leiten.

Während der ersten beiden Tage bewegte man sich in der breiten, von glazialen Schottern erfüllten Mulde des oberen Lhonaktales. Hier konnten tibetanische Trag-Yaks benützt werden. Das obere Lhonak gehört zwar politisch zu Sikkim, ist aber von Tibet aus sehr viel leichter zugänglich und daher von einigen wenigen, in Zelten hausenden Tibetanerfamilien, Yakhirten, besiedelt. Am Eingang in die jugendlichen Schluchten des unteren Lhonak hatte die Umladung auf Kulis zu erfolgen. Hier mußte ich eineinhalb Tage warten, bis die von Lachen bestellten Träger heraufkamen. Durch blühendes Rhododendron-Dickicht, durch Schluchten von unbeschreiblicher Großartigkeit und Wildheit ging es abwärts, hinunter in den triefenden Urwald. Die letzte Nacht im Zelt, der Monsunregen trommelt auf die Leinwand, „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter". Und doch könnte ich heulen, wenn ich daran denke, daß ich im Begriff bin, wieder ein abgehetzter europäischer Kulturmensch zu werden.

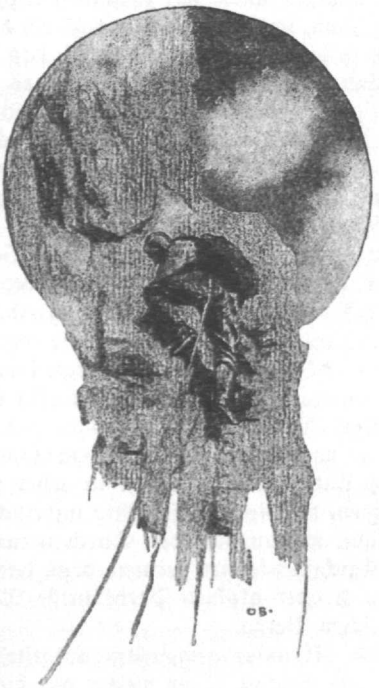
Der Monsun schüttet geradezu unwahrscheinliche Wassermengen auf die Südseite des Himalaja. Von einem richtigen Monsunregen kann sich ein Europäer, der es nicht miterlebt hat, gar keine Vorstellung machen. Demgemäß wird der Marsch durch den Urwald auf lange Strecken zu einem förmlichen Waten durch Wasser und Schlamm.

Im Bungalow von Lachen fand ich Hoerlin und Schneider bereits vor, Kurz und Wieland trafen einen Tag nach mir dort ein. Gemeinsam setzten wir den Rückmarsch nach Gangtok fort und hatten das Glück, dafür eine kurze Monsunpause benützen zu können, so daß wir besonders vom Bungalow Singhik aus noch einen herrlichen Blick (Abb. 12) auf den Kangchendzönga erhaschten. Außerhalb der Monsunzeit kann man auf

dieſer Strecke reiten, doch jetzt war der Weg bereits durch zahlloſe Muren unterbrochen, und die meiſten Brücken waren fortgeriſſen. Trotzdem glückte es, mit dem wichtigſten Teile des Expeditionsgepäcks in drei langen Märſchen die Hauptſtadt von Sikkim zu erreichen.

Hier in Gangtok begann mit einer Einladung Sr. Hoheit des Maharadſcha von Sikkim die Kette der Gaſtlichkeiten, denen wir uns in der nächſten Zeit kaum entziehen konnten. Der Governor von Bengalen lud uns in Darjeeling zum Lunch, der Himalayan Club in Kalkutta gab uns zu Ehren ein Dinner, als Gäſte des deutſchen Generalkonſuls, Graf Baſſewitz, und im Deutſchen Klub in Kalkutta verbrachten wir mit Landsleuten frohe Stunden. Dasſelbe wiederholte ſich in Bombay im jungen Deutſchen Klub und im Hauſe des deutſchen Konſuls, Herrn Kapp. Mit verſchiedenen Abſtechern zu Stätten altindiſcher Kultur fand unſere Expedition einen harmoniſchen Ausklang.

Nun liegt die leuchtende Gipfelkrone Himatſchals, wie der Himalaja ſeit altersher in Indiens Dichterſprache heißt, bereits im Lande unſerer Erinnerungen und — unſerer Hoffnungen. Denn wer dieſe unvergleichlichen Berge einmal geſchaut, wer einmal mit ihnen gerungen hat, wird noch als Greis davon träumen. G. O. D.



Deutsche Kaukasus-Kundfahrt 1929

1. Teil:

Anmarsch und Überschreitung des Gültschi-Massives

Von Willy Merkl, München

Die Fahrt im Jahre 1929

Der deutschen Unternehmung des Jahres 1928 unter Führung von Notar Bauer ist es zu danken, nicht nur den Bann, der seit dem Kriege über den Hochregionen des Kaukasus lag, gebrochen, sondern auch Beziehungen zu russischen Bergsteigerkreisen angeknüpft zu haben, die auch für künftige Fahrten in die russischen Hochgebirge für unseren Verein von Bedeutung sein dürften.

Da es galt, dieses gute Einvernehmen mit russischen Alpinisten aufrecht zu erhalten und zu festigen, wurde der Plan, im Jahre 1929 wiederum das deutsche Bergsteigertum im Kaukasus zu vertreten, in die Tat umgesetzt. Es ist das Verdienst des Präsidenten des D. und Ö. Alpenvereins, des Herrn Oberbaudirektors Rehlen, sowie des Hauptausschusses und der Sektionen Augsburg und Bayerland die Durchführung dieser neuen Kaukasusfahrt, an der sich die Herren Fritz Bechtold-Trostberg, Dr. Walter Rächl-München und meine Wenigkeit beteiligen durften, durch ihren Rat und opferwillige Unterstützung ermöglicht zu haben, wofür ihnen auch an dieser Stelle unser aufrichtigster Dank ausgesprochen sei.

Wenn wir auch von unseren Freunden Bauer und Beigel tatkräftig unterstützt wurden, vom Sporthaus Lodenfrey-München aufs beste bedient und unsere Sache von vielen anderen Gönnern gefördert wurde, so lag doch eine mühevolle Arbeit hinter uns, als endlich der langersehnte Tag unserer Abreise, der 29. Juni 1929, herankam.

Weil wir uns mit einer größeren russischen Bergsteigergruppe verabredet hatten, die unter Führung des bekannten Alpinisten Semenowsky stand, fuhren wir auf dem kürzesten Wege über Berlin, Warschau nach Moskau und gelangten, wie die Schar des Vorjahres über Rostow nach Naltschik, dem Ausgangspunkt unserer Kaukasusfahrt.

Zweck und Ziel unseres Unternehmens waren in erster Linie die Erforschung der Sugan- und Swetgargruppen, die bisher fast völlig unbesucht geblieben waren, außerdem wollten wir in möglichst weitausholender Durchquerung der zentralen Kette die höchsten Erhebungen des Kaukasus kennen lernen; denn das Typische des kaukasischen Hochgebirges, das für den Kenner alpiner Verhältnisse Neue, erschließt sich erst im Zuge der swanetisch-tatarischen Berge.

Fast zu kühn wollte mir oft unser gemeinsam aufgestellter Reiseplan erscheinen; denn vom Gültschitau bis zum Elbrus ist ein weiter und hindernisreicher Weg. Wenn es uns gelungen ist, diesen Plan fast wider Erwarten bis zum letzten Ziel, dem höchsten Kaukasusgipfel, durchzuführen, so verdanken wir dies vor allem der Gunst des Wetters, dann dem Umstand, daß uns ein günstiges Geschick vor jeglichem Unfall bewahrte, nicht zuletzt aber auch dem unbeugsamen Willen, das so weit gesteckte Ziel unter allen Umständen zu erreichen. Nur so war es möglich, daß wir jetzt mit frohem Stolze auf die größte bisher unternommene Durchquerung des zentralen Kaukasus zurückblicken können.

Um bei der geplanten Durchquerung des Kaukasus etappenweise mit neuen Lebensmitteln und ergänzender Ausrüstung versorgt zu werden, verteilten wir unser über vier Zentner schweres Gepäck. Der Bedarf für die Sugangruppe wurde von uns selbst mitgenommen, das Gepäck für die Bezingigruppe führte die russische Bergsteigergruppe auf einem von uns gemieteten Packpferd mit nach Misses-Kosch, während das dritte Lager im Tschegemtale und das vierte Depot in Tegenekli im Baksantale errichtet wurde.

Nach einem herzlichen Abschied von der Russengruppe und besonders von Semenowsky, brachte uns eine zweitägige Pferdereise auf der landesüblichen Telega durch das anfänglich sehr breite und wenig reizvolle, später durch Schluchten eingeengte und romantische, aber völlig baum- und strauchlose Tal des Balkar-Tscherek nach Kunium, einem größeren Bergdorfe Balkariens.

Wie auch sonst überall in den bewohnten Tälern werden die Fremden in den meist neugebauten Schulhäusern untergebracht. Die Moskauer Regierung betrachtet nämlich die Bekämpfung des erschreckend großen Analphabetentums als eine ihrer wichtigsten Aufgaben und hat zu diesem Zwecke sogar in den entlegensten Dörfern Schulen errichten lassen. Bemerkenswert ist, daß in dieser Schule nicht russisch, sondern türkisch gelehrt wird, da die Regierung jedem Staat seine Eigenart erhalten will. Auffallenderweise besitzt jedes Schulgebäude eine Radioempfangsanlage. Von weitem schon erkennt man ihre riesigen Antennen. Hand in Hand mit dem Lese- und Schreibunterricht soll durch diese neuzeitlichen Anlagen auch eine großzügige politische Aufklärungsarbeit bis in die entlegensten Teile des Landes geleistet werden.

Im Laufe des Nachmittags besuchten wir mit einigen Medizinern aus Moskau und deren Frauen den Friedhof des überaus romantischen Dorfes. Da fällt zunächst ein auf achteckigem Grundriß errichtetes Grabmal auf, mit spitzem hohem Dach. Wie man uns sagte, ist dieses Totenmal von alanischer Herkunft. Die Alanen sind seinerzeit als Reste eines germanischen Volksstammes von den kriegerischen Osseten, Slawen, verdrängt worden. Dicht neben diesem Grabmal stehen die Grabstätten der Osseten, zumeist rechteckige, katakombenartige Gruftbauten, deren massige Mauern aus aufeinandergeschichteten Steinen zusammengefügt sind. Wir machten etwas erstaunte Gesichter, als einer der Mediziner in einer solchen Gruft verschwand und bald darauf ein lederiger balsamierter Körper aus der Öffnung der unterirdischen Grabkammer vor unsere Füße flog. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Mediziner auch in Rußland vor nichts zurückschrecken.

In Werchny-Balkar wurden wir auch auf einen heiratslustigen Tataren aufmerksam gemacht, der den Kaufpreis für die Auserwählte nicht erlegen konnte und deshalb unverrichteter Dinge wieder heimkehren mußte. Der unglückliche Freier hatte nur 500 Rubel in der Tasche und bare 1000 Rubel betrug die Forderung des unerbittlichen Vaters der Schönen!

Es ist eigentlich nicht zu verwundern, daß dort eine Frau so hoch im Preis steht. Wenn die Frau auch bei fast allen Völkern des Kaukasus wenig geachtet ist, so gilt sie doch als Arbeitstier und muß alle schweren Arbeiten allein verrichten, während der Herr der Schöpfung seine Tage in der Hauptsache mit Nichtstun verbringt.

Überschreitung des Gültschi-Massivs in der Sugangruppe

Schon am nächsten Morgen, am 9. Juli 1929, zogen wir bei Tagesanbruch zu unserer ersten Unternehmung aus. Es galt dem Gültschimassiv in der Sugangruppe, das bisher noch wenig besucht worden war, obwohl seine Gipfel die ersten sind, die dem aus Norden kommenden Wanderer wegen ihrer Formenschönheit und relativen Höhe in die Augen fallen.

Durch die blumigen Auen des langgezogenen Nziwaschkitales, die uns hin und wieder zu sonniger Rast einluden, drangen wir ohne Schwierigkeiten bis zum Beginn des Nziwaschkigletschers vor. Doch noch trennte uns von ihm der wildschäumende Nziwaschkibach, der erst nach vieler Mühe überlistet werden konnte. Dann stapften wir über die Moräne und bezogen am Rande zwischen Schutt und Eis unser erstes Hochbiwak auf 3100 *m*.

Wir glaubten schon am nächsten Tag auf unserem ersten Kaukasusgipfel stehen und noch jenseits nach Süden ins Tal absteigen zu können. Allein es kam anders, wir hatten mit alpinen und nicht mit kaukasischen Verhältnissen gerechnet.

Zunächst machte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung. In der Nacht überraschte uns ein schlimmes Gewitter, so daß aus dem auf 1 Uhr morgens festgesetzten Aufbruch nichts wurde und wir froh sein durften, daß wir wenigstens gegen 9 Uhr loszogen durften, als die Schönwetterlage wieder hergestellt war.

Allein äußerst ungünstige Firnverhältnisse gestalteten unser Vorwärtskommen überaus schwierig. Solange der Schnee nur bis an die Waden reichte, legten wir noch etwa 120 bis 150 *m* Höhe in der Stunde zurück. Als wir aber zeitweise bis an die Hüften einsanken, wurde unser Tempo fast schneckenhaft. Zudem war das Gelände infolge der großen Steilheit und der stark zerschründeten Brüche nicht ungefährlich. Vorsichtshalber gingen wir in großen Abständen zu dritt am 70-*m*-Seil.

In den rechts unter uns liegenden Gletscherkessel gingen um die Mittagszeit unaufhörlich Eis- und Steinlawinen nieder. Wir waren daher froh, als später einige Nebel hin und wieder Schatten spendeten. Gewaltige Spalten und Klüfte drohten uns den Zugang zum Gipfel überhaupt ganz zu versperren. Zu allem Überfluß überfiel uns mitten im Bruch urplötzlich auch noch ein Gewitter. Rasch zogen wir deshalb den „Billroth" über unsere Köpfe. Zwei volle Stunden dauerte das Unwetter, währenddessen wir uns heftig gegen das eindringende Wasser wehren mußten.

Als das Wetter vorüber war, drangen wir über den oberen Teil des Gletschers vor. Drei Wege standen uns von hier aus offen: links eine steile Gratrippe, die zum Ostgipfel des dreigipfeligen Massivs führte, eine Eiswand in der Mitte, die uns stark an die Nordwestwand des großen Wiesbachhorns in der Glocknergruppe erinnerte, bekanntlich eine der schwersten neuzeitlichen Eiswände, und zur Rechten eine steile Eiskante, die auf den westlichen Gipfel führte. Da unter den herrschenden Verhältnissen die letztere Richtung die objektiv sicherste war, beschlossen wir diese in Angriff zu nehmen. Doch für heute mußten wir wohl oder übel am Fuße der obenerwähnten Eiskante auf 3900 *m* Höhe ein zweites Biwak beziehen. Wir hatten also an einem Tage nicht mehr als 800 *m* Höhe hinter uns gebracht! Damals wollte uns dieses Mißgeschick gar nicht recht passen, im Laufe der Zeit gewöhnten wir uns aber allmählich an die Verhältnisse und nannten sie eben einfach: „Kaukasisch"!

Unser Biwakplatz lag mitten in Schnee und Eis. Wir pickelten uns so gut es eben ging ein ebenes Plätzchen zurecht und spannten darüber den Zdarsky-Zeltsack. Während wir in Gemütsruhe das frugale Nachtmahl bereiteten, genossen wir von einsamer Hochwarte aus das so oft geschaute und doch immer wieder tief ergreifende Naturschauspiel des Sonnenunterganges.

Andern Tags, noch bevor die Sonne aufging, nahmen wir den steilen Firnhang vor uns in Angriff, der uns nun stundenlang in Atem halten sollte. Bei zunehmender Neigung von 43° auf 53° wurde das Spuren von Schritt zu Schritt anstrengender, so daß wir eine zweistündige Erholungspause einlegen mußten, um neue Kräfte zu schöpfen. Während dieser Frühstücksrast hatten wir eine großartige Aussicht auf die benachbarten Gipfel: Sugan, Adai-Choch und Kasbek. Dann aber ging's wieder ans Spuren, das bei der großen Steilheit der Firnkante und dem tiefen morschen Schnee große Anforderungen an unsere Ausdauer stellte. Endlich um 10 Uhr 30 Min. stießen wir

unsere Pickel als erste in die spitze Firnhaube, des Nziwaschkitaues, des nordwestlichen Gipfels des Gültschistockes. Unsere Aneroide zeigten 4400 *m*.

Groß war unsere Freude über den ersten glücklich bezwungenen Kaukasusgipfel. Allein sie war nur von kurzer Dauer, denn wir mußten bald einsehen, daß wir auf den Besuch des nahen und etwa 150 *m* höheren Gültschi-Hauptgipfels verzichten mußten. Das Wetter hatte sich nämlich inzwischen derart verschlechtert, daß wir unbedingt an den Abbruch unserer Fahrt denken mußten, besonders, weil wir weder trockene Sachen noch genügend Lebensmittel dabei hatten.

Der Gültschigipfel, 4474 *m*, wurde am 25. Juli 1929 von den Teilnehmern der „Internationalen Kaukasus-Expedition" (Singer, Vallepiana, Gasparotto und Herron) erstmals erstiegen.

Schweren Herzens mußten wir also schleunigst zum Abstieg auf die andere Seite des Berges rüsten, um dabei den zerschründeten Kokursugletscher erstmals zu begehen.

Der überaus schlechte Schnee machte uns diesen Abstieg wahrlich nicht leicht und die Gletscherzunge konnte nur mit Hilfe eines Eishakens überlistet werden. Von dem folgenden Geröllschinder schweigt des Sängers Höflichkeit! Da gab's viele Rasten, die um so länger wurden, je prächtigere Bilder die wallenden Nebel an der uns gegenüber sich aufbauenden Bergkette vom Fytnargin bis zur Schchara und zum Koschtantau hervorzauberten.

Als der Abend hereinbrach, beschlossen wir, auf einem kleinen Wiesenvorsprung, hoch über der Schlucht des Kokursubaches, unser Nachtlager herzurichten.

Der frühe Morgen sah uns bereits wieder auf den Beinen, doch erst gegen 10 Uhr erreichten wir unser Ziel, die am Zusammenflusse des Dychsu und Achsu gelegene Karaulka, eine zu gemeinnützigen Zwecken der Einheimischen errichtete Herberge im oberen Tscherektale, 1694 *m*.

Die Erstüberschreitung des Gültschimassivs war damit glücklich zu Ende geführt.

Doch des Lebens ungetrübte Freude wird keinem Sterblichen zuteil! Dies mußten auch wir zur Genüge erfahren. Trotz aller Bemühungen konnten wir uns nämlich mit den Hirten, die unser umfangreiches Gepäck von dem etwa 5 Stunden talaus gelegenen Kunium, dem Ausgangspunkt unserer Fahrt, hierher bringen sollten, absolut nicht verständigen. Wir hatten uns schon mit unserem Schicksal abgefunden, selbst hinauswandern und somit auf einen Rasttag verzichten zu müssen, da erschien als Retter in der Not ein botanisierender Engländer, Beamter einer englischen Telegrafengesellschaft in Suchum am Schwarzen Meer. Wir brachten ihm unsere Wünsche in englischer Sprache vor. Der Engländer übersetzte diese Russisch seinem Dolmetscher und jener wiederum ins Balkarische, der Muttersprache unserer Hirten. Zufällig kam noch ein Eseltreiber aus Grusinien des Wegs und dieser konnte dann — nachdem unser Herbergsvater ihm unsere Wünsche ins Grusinische übersetzt hatte — den Aufbewahrer unseres Gepäcks Mohamed Mamajef in Werchny-Balkar veranlassen, es hierher zu schicken. Und tatsächlich kamen am nächsten Mittag all' unsere Habseligkeiten auf zwei schwerbepackten Eseln wohlbehalten in der Karaulka an.

2. Teil:

Rings um den Koschtantau, 5145 *m*

Von Walter Rächl, München

Vom Kokursugletscher aus hatten wir ihn zum ersten Male gesehen, als um seine weißen Flanken zarte Sonnennebel spielten und rosa Wölkchen den letzten Gruß der scheidenden Sonne zu seinem einsamen Gipfel trugen. Langsam verglommen dann die

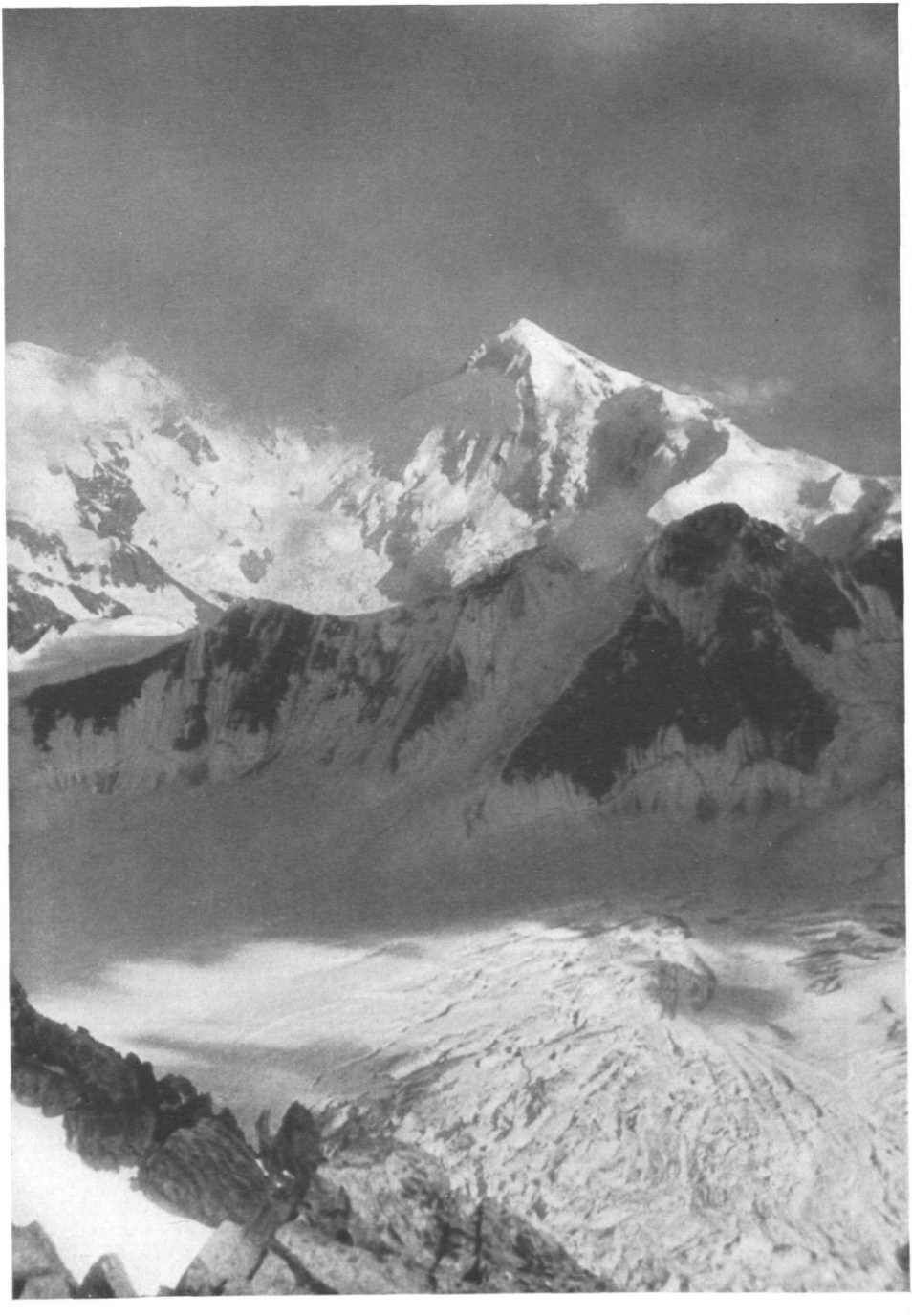
höchsten Firne, die Dämmerung senkte sich herab und bald war die Nacht heraufgezogen: Da war der große Berg erstarrt und düster-drohend zeichneten sich seine zackigen Grate vom dunklen Firmamente ab!

Aber schon daheim hatte er es uns angetan, der Koschtantau, als wir bei Freshfield und Andreas Fischer lasen, als wir dort vom tragischen Geschick erfuhren, das Donkin und Fox an seinem Ostgrate ereilte, und vom endlichen Erfolg vernahmen, den Wooley am Südgrate erringen konnte. Vier Jahrzehnte waren seitdem vergangen und keinem war es mehr geglückt, den Pickel in den Gipfelfirn zu stoßen, der weltentrückt ins tiefe Tal des schäumenden Tschereck herabgrüßt. — Nun aber wölbte sich wieder blauer Himmel über Innerbalkarien und hochauf flogen unsere Wünsche und Gedanken: Dir entgegen, großer Koschtantau!

Hinter unseren zwei Tragtieren schlenderten wir am 13. Juli 1929 eineinhalb Stunden talaus, um von unserer Karaulka, 1694 *m*, ins Tal des Tiutiunsu zu gelangen, wo uns ein schmaler Pfad über den unteren Steilaufschwung zum Hochtal leiten sollte. Vorbei an tosenden Wasserfällen führt uns der Weg durch einen kleinen Birkenwald, der im kahlen Norden des Gebirges um so wohltuender empfunden wird. Pastellblauer Akelei gaukelt zu seiten unseres Steiges und große rosarote Blüten des üppig wuchernden Rhododendron leuchten aus dem dunklen Grün seiner Blätter. Das obere Becken des Tiutiunbaches ist nach 3 Stunden Wegs erreicht, der Blick wird freier und staunend ruht das Auge rückwärtsschauend auf den schlanken Gipfeln der Sugangruppe, von deren Gletschern die Bäche wie weiße Silberfäden zu Tale hängen; vor uns jedoch verschwimmen schon im abendlichen Zwielicht die scharfen Umrisse der drei Brüche, zu deren Füßen sich die höchsten kargen Weiden dehnen. Ein altes, unbewohntes Kosch, etwa 2300 *m*, aus rohen Blöcken aufgerichtet, mit Gras und Reisig überdacht, lädt zum Verweilen ein und bietet einen angenehmen Ruheplatz.

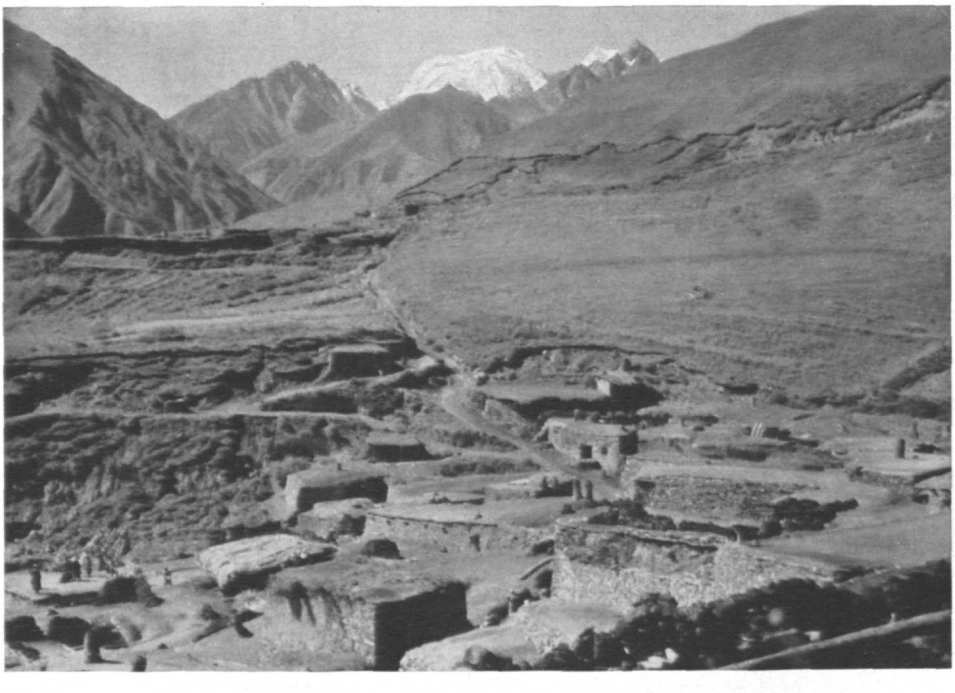
Der regnerische Morgen verschuldete einen späten Aufbruch, der erst gegen 7 Uhr erfolgen konnte. Zuerst galt es nun den etwa 700 *m* hohen Bruch des Tiutiungletschers zu überwinden, der uns jedoch infolge seiner Zerrissenheit unvorhergesehen lange aufhielt, so daß wir erst gegen 1 Uhr mittags das oberste Gletscherbecken betraten. Unter den sengenden Strahlen der Sonne war sein Firn daher schon derart aufgeweicht, daß es geraten erschien eine Rast einzuschalten, um erst gegen Abend — sobald der Schnee etwas härter geworden sein würde — den Weg fortzusetzen. Unter den felsigen Ostflanken des Berges, durch deren Rinnen und Schluchten tagsüber Lawinen niedergegangen waren, strebten wir gegen 6 Uhr abends dem hintersten Winkel des Tiutiungletschers zu, wo wir bei hereinbrechender Nacht im Billrothsacke Zuflucht suchten, 3940 *m*.

Steil führen die Firnhalden oberhalb unseres Lagerplatzes zu dem etwa 500 *m* höher liegenden Sattel im Südgrate, den wir am anderen Tage vor 8 Uhr früh erreichten. Der in den ersten Morgenstunden noch hart gefrorene Schnee hatte ein rasches Vorwärtskommen ermöglicht, so daß wir am Grate angelangt, die restlichen 650 *m* Höhe wohl in Kürze bewältigen zu können glaubten, um so mehr als die weiße Firnhaube des Koschtantau schon ganz nahe zu uns heruntergrüßte. Was Wunder, daß wir den größten Teil unseres Gepäckes hier zurückließen, um leicht beschwingt den Rest des Weges in Angriff nehmen zu können? — Nach der Beschreibung der Erstersteiger sollte nun eine äußerst reizvolle Kletterei ansetzen, die in kurzer Zeit über den turmbewehrten Grat hinüberführt, sich für uns jedoch als schwierig und zeitraubend gestaltete, da aller Fels unter Eis und Schnee verborgen lag. Hierzu gesellte sich ein eisiger Wind, der dichte Nebel um die Gipfel sammelte und eine zusehende Verschlechterung der Witterung mit sich brachte. Längst war auch der Blick auf die Bezingiwand mit ihrem großen Gletscher nicht mehr rein, und milchigweiße Nebelschwaden wogten über den tiefen Tälern. Um unter diesen Umständen uns für den kommenden Tag noch



Tetnuld, 4853 *m*, vom Gipfel des Kulaktau, 4062 *m*

Der Uſchba, 4702 *m*, vom Betſchotal



Das Dorf Schaki-Bezingi. Im Hintergrund der Koſchtantau, 5145 *m*

freie Hand zu bewahren, bezogen wir bereits um 4 Uhr nachmittags das Biwak, 4650 *m*, das infolge der wenig günstigen Lage und dem Mangel an Ausrüstungsgegenständen einen primitiven Anstrich erhielt.

Es zeigte sich bald, daß dieser unser Entschluß das Richtige gewesen war; denn das übliche Gewitter, das diesmal erst gegen Abend einsetzte, sollte nicht nach einigen kräftigen Entladungen abwandern, sondern es hing sich mit ungeheurer Hartnäckigkeit in den uns umgebenden Gletscherkesseln fest und führte einen völligen Witterungsumschlag herbei. Neuschneemassen wirbelten vom Himmel, glitten aus allen Rinnen und Rissen der sich über uns aufbäumenden Felswand, grelle Blitze erleuchteten für Sekunden taghell unseren bescheidenen Biwakplatz oberhalb der zum Tiutiungletscher abfallenden Steilhänge, dumpfer Donner brach sich an den Klippen, züngelnde Elmsfeuer loderten an den Zacken des Grates! Nur langsam wich die Nacht! Und als es nach langen Stunden zu dämmern begann, da mußte der Kleinkrieg mit den vereisten Seilen und Eisen aufgenommen werden, um dann gegen 5 Uhr über die dicht verwehte Felsschneide den Rückzug anzutreten. Allein er ging über Erwarten gut vonstatten, so daß wir nach Überwindung der Steilhänge und des untersten großen Bruches um 10 Uhr abends unser kleines Kosch wieder erreichten. Der Mond war hinter dem sich auflockernden Gewölk hervorgetreten und spiegelte sich in den rauschenden Gletscherwassern, die zu Seiten unseres Lagers talwärts eilten.

Der Neuschnee, der in den Höhen gefallen war, und der im Laufe des folgenden Tages einsetzende Landregen veranlaßten uns schweren Herzens dem Koschtantau Valet zu sagen, um nach Wiederherstellung der Wetterlage über den Dychny-ausch-Paß, 3877 *m*, ins Gebiet des Bezingigletschers hinüberzuwechseln und in Misses Kosch unsere Proviantvorräte mit den dort lagernden Beständen zu ergänzen.

Als wir uns nach zwei Rasttagen, welche wir auf unserer alten Karaulka am Zusammenfluß des Dychsu und Achsu verbraucht hatten, dorthin auf den Weg machten, lagen noch regenschwangere Nebel um die Höhen, so daß der Marsch, der uns an den geröllbedeckten, durch dichtwucherndes Gestrüpp oft unwegsamen Ufern des Dychsu dahinführte, ein etwas trübseliger war. Nachmittags um 3 Uhr erreichten wir auf 2000 *m* den Dychsugletscher, auf dessen schuttbedeckter Zunge wir gegen Abend unsere wohl 50pfündigen Rucksäcke niedersetzten. Auch der kommende Morgen brachte noch allenthalben düstere Nebel und erst als wir auf dem ebenen Gletscher aufwärtsschreitend, eine Höhe von etwa 2600 *m* erreicht hatten, waren wir dem Dunste der Täler entronnen. Strahlende Sonne lag in dem prächtigen Gletscherzirkus, der im Süden von den eisbewehrten Flanken des Fytmargin und des Ailama, 4525 *m*, eingerahmt wird, von dem sich westlich zwischen begrünten Felskulissen der massige Gipfelblock des Krumkolbaschi erhebt, wo im Südwesten die Nordabstürze der Schchara, 5148 *m*, an Wucht und Großartigkeit sich fast zu überbieten scheinen. Es waren Bilder eindrucksvollster Schönheit, die während unserer Wanderung über den Dychny-ausch-Paß an uns vorüberzogen, und in dieser Reinheit infolge des nunmehr dauernd klaren Himmels in vollen Zügen genossen werden konnten.

Am letzten südlich vorgelagerten Felssporn des Krumkolbaschi wurde der Dychsugletscher verlassen, um von dort die ungemein scharf geformte orographisch linke Moräne des Baschа-auß-Gletschers bis zu dessen oberstem Becken zu verfolgen, nach dessen Querung endgültig Richtung auf den Paß genommen wurde. Unterhalb seines letzten Steilaufschwunges bezogen wir unser zweites Lager, 3630 *m*, gerade als das letzte Licht noch die höchsten Firne vergoldete und kurz darauf schon hinter den Graten des Ailama auf dem tiefen Blau des nächtlichen Firmamentes die gelbe Scheibe des Vollmondes auftauchte.

Der Proviant war fast völlig zur Neige gegangen, so daß uns am kommenden Morgen bei knurrendem Magen die restlichen 150 *m* bis zur Paßhöhe — die im oberen

Teile eine größere Neigung annehmen — etwas schwer fielen; jedoch wurden auch hier nach gewonnener Höhe die Anstrengungen durch die landschaftlichen Eindrücke aufgewogen, welche der unvergleichlich schöne Weg über den Bezingigletscher bietet. Dauernd schweift hierbei der Blick über die gewaltige Eiswand, die von der Schchara über Dschanga, Katuintau zur Gestola leitet und zu den grandiosesten Bildern des ganzen Gebirges zählt. Die Zerrissenheit der Firnmassen, die Steilheit der Eisbrüche und Felspartien erreichen an Wildheit und Großartigkeit ihren Höhepunkt und bieten Schaustücke, die in keinem Teil der Alpen ihresgleichen finden. Nur zu verständlich waren daher die vielen eingeschalteten Rasten, die jedoch schließlich zur Folge hatten, daß wir erst gegen 6 Uhr an das charakteristische Knie des Bezingigletschers kamen, gerade als dichtester Nebel einfiel und uns zwang eine dritte Nacht noch kurz vor unserem Ziele am Eise zuzubringen. Früh um 5 Uhr 30 Min. aber war Misses Kosch erreicht und endlich „erhoben wir die Hände zum lecker bereiteten Mahle"!

Die Russen, welche wir hier zu treffen gehofft hatten, waren bereits in die Swetgargruppe weitergezogen, wo sie uns erwarten wollten. Bevor wir uns aber dorthin auf den Weg machten, mußten wir unbedingt wenigstens einen dieser größten kaukasischen Berge kennen lernen und beabsichtigten daher einen Vorstoß in das Becken des Mischirgigletschers, der an eindrucksvoller Wucht der ihn umgebenden Fels- und Eispartien mit dem Bezingigletscher wetteifert. Wir waren zu diesem Zweck am 23. Juli von Misses Kosch etwa 1 Stunde talauswärts gezogen, um nach Erreichen des Mischirgibaches auf dessen or. linker Moräne — vorbei an einem kleinen Kosch — bis zum ebenen Becken des Mischirgigletschers anzusteigen. Vergeblich versuchten wir uns hier zu orientieren, vergeblich waren wir bemüht, unter den gewaltigen Nordabstürzen den Mischirgitau ausfindig zu machen, dem eigentlich unser Werben galt, so daß wir unwillkürlich an die Schwierigkeiten erinnert wurden, welche früheren Reisenden in der nämlichen Weise in diesem Gletscherzirkus schon begegnet waren. Wallende Nebel, vom Strahl der nachmittäglichen Sonne durchflutet, zauberten immer wieder neue Stimmungen an den dahinter liegenden Eisflanken hervor, verhinderten aber eine einwandfreie Bestimmung der einzelnen Höhen, die sich von unten gesehen in einer einzigen zusammenhängenden Eiswand dem Beschauer darbieten. Wir wandten uns daher vorerst dem Kundium-Mischirgigletscher zu, der sich vom östlich gelegenen Mischirgipaß, 4350 *m*, mit vier übereinander gelagerten Eisbrüchen herabstürzt, um unten als Mischirgigletscher talwärts zu fließen. Wir hofften weiter oben einen besseren Überblick zu erhalten und strebten daher nach Überwindung des ersten Bruches der or. rechten Seite des zweiten zu, an der wir solange ohne Schwierigkeiten vordringen konnten, bis Eistürme und Klüfte plötzlich derartige Ausmaße annahmen, daß wir im Hinblick auf den hereinbrechenden Abend kurz vor Beendigung des Spaltengewirrs auf einer Eisrippe unser Lager schlugen.

Eine sternenklare Nacht war über uns hinweggezogen, die steilen Flanken begannen sich schon im Frühlicht zu röten, da erkannten wir endlich den Mischirgitau, der uns hier seine abschreckenden Nordabstürze zuwandte. Es bedurfte keiner langen Überlegung, um sich darüber schlüssig zu werden, daß ein Aufstieg von dieser Seite kaum Erfolg haben dürfte, die größten Möglichkeiten dagegen stets von Süden aus gegeben waren. Diese Erkenntnis war nicht gerade ermutigend, um so mehr als sie nach dem Mißgeschick am Südgrate des Koschtantau schon den zweiten Fehlschlag bedeutete. Da aber sahen wir als Abschluß jenes großen sich vom Dychtau über Mischirgitau und Krumkolbaschi erstreckenden Gratverlaufes wiederum den Koschtantau sich in den reinen Morgenhimmel wölben! Wir hatten ihn nun völlig umkreist, waren von seinem Südfuß unbeabsichtigt in die Nähe seiner Nordflanke geraten und zögerten nun nicht länger unser Heil nochmals an ihm zu versuchen.

Gleichsam als ob er uns den Weg zu seinem Gipfel weisen wollte, lag sein Nord-

grat vor uns, als wir nach Überwindung der letzten beiden Brüche im obersten Becken des Kundium-Mischirgigletschers angelangt waren, 4200 *m*. Am Mischirgipasse setzt er mit großem felsigem Turme an, von dem ein zweiter kleinerer zu ausgedehnten Firnhalden hinüberleitet; in größerer Steilheit schwingt sich dann der Grat zu einem mächtigen Felsgendarm empor nach dessen Überwindung der Weg zum Gipfel frei von Hindernissen ist. — Und waren auch die Proviantvorräte für derart unvorhergesehene Überraschungen nicht bemessen, so standen wir doch um 12 Uhr auf dem Mischirgipaß und begannen den Anstieg über den großen Turm, der dort den Reigen eröffnet. Auch hier war der Fels mit einer weißen Kruste überzogen, auch hier mußte der Pickel die Griffe erst von der Eisauflage reinigen, bevor schmale Bänder und seichte Rinnen aufwärts führten. Nur langsam gewannen wir daher an Höhe! Vergeblich suchten wir dabei aus den Felsen hinüber zu den Firnhalden zu gelangen, um baldmöglichst den eigentlichen Grataufschwung in Angriff nehmen zu können. Schon war es 6 Uhr geworden, der Gipfel des Turmes erklommen und noch kein Ausweg gefunden! Doch ein guter Stern leitete uns durch die verfirnte Ostflanke des Turmes, womit gleichzeitig eine Umgehung des zweiten ermöglicht war und die ersehnten Firnhänge bald darauf betreten werden konnten.

Während im Osten ein Nebelmeer um die Gipfel der Vorketten brandete und sich die Dämmerung schon über die wogenden grauen Schwaden gelegt hatte, trafen hier noch die letzten Pfeile der Sonne die westwärts geneigten Hänge. Soeben hatten wir die Biwakplätze aus dem Schnee herausgescharrt, als sich der Sonnenball unmittelbar über dem in weiter Ferne liegenden Elbrusgipfel senkte, seine weiten weißen Flächen mit zartem Purpur überhauchte, das vielgestaltige Gipfelgewirr um seinen breiten Sockel im letzten Abendscheine nochmals erglimmen ließ. Tiefblaue Schatten lagen auf den Firnen, die ihre Farbe vom Himmel übernommen zu haben schienen, bis auch das letzte Licht der Höhen verlöschte und Nacht sich über Bergen und Tälern breitete.

Die Steilhänge waren in den ersten Morgenstunden für unsere Eisen das richtige Gelände. Nachdem wir am Grataufschwunge selbst den Sonnenaufgang abgewartet hatten, kletterten wir unschwer über den kleinen Einstiegsturm, um dann den Schneegrat, der im mittleren Teile an Neigung zunimmt, teils auf, teils neben der Schneide zu verfolgen. Auf einer Höhe von 4800 *m* biegt der Grat nach Südwesten um und leitet nunmehr über verschiedene Wächten und Schneehörner, die infolge ihres tiefen, mehligen Pulverschnees ein mühsames Spuren erforderten, zum obersten und letzten Turm. Hier aber schien der Koschtantau nochmals alles aufgeboten zu haben, um uns den Zutritt zu seinem Gipfel zu verwehren; denn das plattige, abwärtsgeschichtete Gestein war nicht nur mit einer Eiskruste überzogen, sondern jeder Griff bröckelte nach Reinigung von seiner glasigen Auflage ab und gewährte keinen sicheren Halt. Die Mauerhaken aber ruhten unten im Gepäckdepot! Mit viel Sorgfalt und Vorsicht machte sich Bechtold an die Umgehung dieses letzten etwa 50 *m* hohen Bollwerkes in seiner Westflanke, was auch endlich nach 3 langen Stunden gelungen war. Der Rest war nur noch Spurarbeit, und wenn sich auch der Gipfel immer wieder hinter sich neu auftürmenden Grataufschwüngen zu verbergen suchte, allmählich rückte er doch in unseren Gesichtskreis und um 12 Uhr 30 Min. war auch seine letzte Firnkalotte unser!

Kein Lüftchen regte sich, die Sonne brannte warm, der weiche Schnee lud zur Gipfelrast ein: Vor uns im Süden liegt der felsdurchsetzte Gipfelbau der Schchara, 5148 *m*, von feingeschwungenem Grat mit Dschanga, 5051 *m*, und den anderen großen Bergen der Bezingiwand verbunden, während am Horizonte die zarten Umrisse der Lailakette im mittäglichen Dunst verschwimmen. Westlich des Bezingigletschers schließt die Swetgargruppe an, um weiter den Uschba zu weisen, dessen felsiger Doppelgipfel sich leicht von den übrigen weißen Höhen unterscheidet. Als höchste Erhebung liegt etwas nördlich der Firndom des Elbrus, 5629 *m*, dem die Berge

der Adyrsugruppe vorgelagert sind. Östlich gewandt grüßt uns Nuamquam, Ailama Fytnargin und über die Sfugankette hinweg erscheint in weiter Ferne der Kasbeck, 5050 *m*. Tief unter uns die weißen Firne, denen wir entstiegen, der Südgrat, der so düstre Stunden uns beschert, der Nordgrat, der uns wieder talwärts leiten sollte!

Der oberste Gratturm mußte auch im Abstieg umgangen werden und hielt so lange auf, daß wir erst kurz vor Sonnenuntergang den Gratverlauf wieder erreichten, von wo wir nach verbrachter Nacht um 2 Uhr morgens den Weiterweg antraten. Bei einem Versuche die Türme am Mischirgipasse zu umgehen, entglitt ein Pickel, so daß nun doch die Felsen nach langem Umweg überklettert werden mußten. Endlich war aber der Gletscher erreicht, dessen zahlreiche Brüche uns den ganzen Nachmittag in Anspruch nahmen, so daß die Nacht schon längst hereingebrochen war, als wir nach viertägiger Fahrt in Misses Kosch wieder Einzug hielten.

Tage und Wochen waren vergangen. Im Abenddämmern trabten die Pferde durch die ebene Steppe, die im Norden bis an den Fuß des Gebirges reicht, dem Endpunkt unserer Fahrt, Naltschik entgegen. Dünne Nebelschleier woben über den feuchten Gründen des Baksan und verhüllten die schon im Zwielicht liegenden Vorketten. Darüber aber erstrahlte ein mächtiger Berg: der Koschtantau. Im roten Licht der sinkenden Sonne flammten nochmals seine Flanken und Grate und seine Firne sandten uns den letzten, königlichen Gruß.

3. Teil:

Neue Fahrten in der Swetgargruppe

Von Willy Merkl, München

Ohne einen Rasttag gehabt zu haben, verließen wir um die Mittagsstunden des 27. Juli 1929 mit je einem Turenrucksack und einem Packpferd Misses-Kosch, das alte Standquartier der ersten Kaukasuspioniere, um das Urwantal hinauszupilgern. Als wir uns dem Mischirgibach näherten, da mußte ich es am eigenen Leibe verspüren, daß das Überschreiten wilder Gebirgswasser, die durch das Fehlen von Brücken und Stegen eben durchwatet werden müssen, nicht immer ganz harmlos ist. Als ich unser Packpferd durch den wogenden Gletscherbach führen wollte, scheute das Roß und riß mich mitten in das tiefe Wasser. Ich lag ausgestreckt im nassen Element, krampfhaft mich mit der Hand am Halfterband des Pferdes haltend, während die kühlen Fluten mich kräftig duschten. Da ich mich ohne fremde Hilfe nicht aufrichten konnte, war meine Lage ziemlich ernst, aus der mich glücklicherweise bald Kasi, unser Herbergsvater aus Misses Kosch befreite. Meine Freunde waren während dieses Unfalles gerade nicht in der Nähe gewesen.

Dem Laufe des Urwan folgend, der die Wasser des Bezingigletschers talwärts leitet, gelangten wir nach achtstündigem Marsche nach Schaki-Bezingi. Es war schon Nacht, als wir in das romantisch gelegene und terrassenförmig aufgebaute Bergdorf hinaufkamen, das sich über der tief eingeschnittenen Talfurche an die begrünten Hänge anschmiegt. Eine Unmenge Leute folgte unserer kleinen Karawane, die ins Gemeindehaus geleitet wurde, wo unser Gepäck abgeladen und uns in der Kanzlei der Aufenthaltsplatz angewiesen wurde. Es war uns schier nicht möglich, die Einheimischen vom Leibe zu halten, die in belästigender Weise sich herandrängten, um möglichst alles genau und mit den Händen anzuschauen. Als wir gar verschiedene Bilder auspackten, auf denen der Ispolkom von Bezingi und der Pferdeführer der vorigjährigen Expedition zu sehen waren, da war ihre Aufdringlichkeit fast unausstehlich.

Mezzotinto Bruckmann

Tichtengen, Koschtantau, Dychtau und Bezingieiswand vom Kulaktau

Universitäts-Bibliothek
Innsbruck

Als wir am nächsten Morgen vor das Gemeindehaus traten, da grüßte in majestätischer Größe die Silberkuppel des Koschtantau aus dem tiefen Blau des Himmels in die Einförmigkeit unseres Tales herab.

Nachdem in umständlicher Weise die Tragtiere gemietet waren, stiegen wir um die Mittagszeit zu einem westlich gelegenen kleinen Passe an, der den Übergang ins Tschegemtal vermittelt. In Tschegem, das wir um 8 Uhr abends erreichten, kamen wir in den Besitz der dorthin gesandten Lebensmittel und Reserveausrüstung und marschierten am andern Tag mit einem Pferdeführer und zwei Packpferden bis zum Garasu talaufwärts. Bei einem Kosch wurde der Weg für die Pferde ungangbar und da sich die Verhandlungen mit Trägern wegen ihrer unverschämten Forderungen zerschlugen, mußten wir von da an selbst die Lastträger machen. Aber bei einem Gewicht von 90 Pfund pro Mann erforderte der Gang mit halber Last das drei- bis vierfache der normalen Zeit, weshalb wir froh waren, als am nächsten Tag zwei Hirten mit einem Esel kamen und nun doch einen Teil unseres Gepäckes zu dem von uns als angemessen erachteten Preis über den Twiberpaß zum Serigletscher beförderten. Denn diese seltene Verdienstmöglichkeit wollten sich die Hirten nicht entgehen lassen. Staunenswert war dabei, mit welch großer Trittsicherheit sie mit ungenagelten Schuhen mit dem Esel über das steile Eis gingen.

Volle drei Tage waren seit unserem Aufbruche vom Garasu-Bach verstrichen, bis wir in schwerer Arbeit den Gepäcktransport über den 3600 *m* hohen Twiberpaß zum Serigletscher bewältigt hatten.

Dort trafen wir bei strömendem Regen mit der uns befreundeten russischen Expedition zusammen, die sich am Gletscher schon seit längerem recht häuslich eingerichtet hatte.

Skala Bodorku, 4182 *m*

(Erste vollständige Ersteigung)

Nach einem wohlverdienten Rasttag verließen wir um 4 Uhr morgens bei halbbedecktem Himmel unser Lager. Zunächst wurde der gleiche Weg eingeschlagen, den wir im Abstieg vom Twiberpaß genommen hatten und zwar strebten wir der westlichen der beiden Schneeschluchten zu, die vom Massiv der Skala Bodorku herabziehen. Es war derselbe Weg, auf dem die vorigjährige Unternehmung den Berg bis zu seinem westlichen, 3990 *m* hohen Vorgipfel bestiegen hatte. Auf dem Litschatgletscher begegneten wir einigen Eingeborenen, die mit einer Kuhherde über den Twiberpaß gezogen kamen. Ein eigenartiges Bild, aber bezeichnend für die Harmlosigkeit dieses häufig benützten Überganges vom Tschegemtale nach Swanetien!

Auf dem Lawinenkegel angelangt, wandten wir uns über ihn hinweg in die große Schlucht hinein. Im großen und ganzen waren die Verhältnisse günstig, so daß wir, trotzdem höher oben knietiefer nasser Schnee neben etwas Eis auftrat, bereits nach eineinhalb Stunden auf der Scharte des Grates standen.

Es war eine unvergeßliche Rast, die wir dort hielten. Die ganze Adürsugruppe mit ihren formenschönen Felsgestalten lag vor unseren Augen, ein Bild, das einen herrlichen Einblick in einen ganz neuen Teil der Zentralkette vermittelte.

Um die Mittagsstunde spurten wir in tiefem Schnee den Steilhang zum Vorgipfel hinauf, indes die Nebelschleier den Grat umspielten. Täuschend ließen sie den Hauptgipfel in weiter Entfernung erscheinen. Mit gemischten Gefühlen stapften wir deshalb über den Wächtenkamm empor. Da zerteilte sich plötzlich der graue Vorhang und zu unserer größten Überraschung standen wir schon nach wenigen Schritten auf dem Gipfel der Skala Bodorku, 4182 *m* (13 Uhr 40 Min.).

Vergebens warteten wir, daß sich das leichte Gewölk verziehen würde, aber mehr

als einige Nebeldurchblicke, allerdings in ihrer Wildheit von seltener Pracht, sollten uns nicht geschenkt werden. In angenehmer Weise verbrachten wir im „Billroth" unsere Gipfelstunde, stiegen alsdann wieder ab und erreichten um 15 Uhr 30 Min. die Scharte oberhalb der Schlucht. Herrlich zeigte sich uns die Lailakette im Süden, vom zarten Dunst eines schönen Sonnentages durchtränkt, so recht ein Bild für den beschaulichen Bergwanderer, der mit offenen Augen nicht nur sinnliche, sondern im Herzen vor allem auch die seelischen Eindrücke in sich aufnimmt, die uns die schönen, reinen Höhen reichlich schenkten.

Kaum waren wir in die große Schlucht eingestiegen, als ein Zischen von oben uns zusammenfahren ließ, da eine Lawine in ungeheurer Eile herabfuhr. Zum Glück waren wir nicht in der Lawinengasse selbst, wo es keinen Ausweg mehr gegeben hätte, sondern in der Nähe der Felsen, wo wir in Sicherheit einige Zeit warten konnten, bis sich der Berg beruhigt hatte.

Der weitere Abstieg ging dann ohne Zwischenfall vor sich.

Noch am selben Abend krochen wir auf dem Twiberpaß ins Zsdarskyzelt, um am nächsten Morgen den noch unerstiegenen Kulaktau anzugehen.

Kulak-Tau, 4062 *m*

(Erste Ersteigung und erste Überschreitung)

Als wir am 4. August 1929 um 3 Uhr 45 Min. aufbrachen, hingen schwere dunkle Wolken tief am Firmament. Das war so recht der stimmungsvolle Auftakt für die ernste Arbeit, die uns an diesem schneidigen, dreigipfligen Berg erwarten sollte. Semenowsky, der seine Begleitung zugesagt hatte, war nicht gekommen, so daß wir allein die Lösung einer der vornehmsten Aufgaben im Bereiche der Swetgargruppe versuchen wollten.

Zunächst stapften wir in südwestlicher Richtung die Schneehänge zu einem Felskopf hinauf, der den Twiberpaß in dieser Richtung begrenzt, und erreichten auf diese Weise, unter dem höchsten Punkt querend, eine Einsattelung.

Hier mußten wir leider die Wahrnehmung machen, daß uns ein langgezogenes, türmereiches Gratstück noch vom eigentlichen Steilaufschwung des Westgipfels trennte. Wir querten daher, um an Zeit zu gewinnen, etwa 50—100 *m* unterhalb und in der westlichen Flanke des Grates, bis wir nach mühsamer Kletterei in schaurigem Gelände die auf der Merzbacherkarte mit „Bich-Paß" bezeichnete Scharte erreichten. Endlich um 9 Uhr standen wir droben und sahen, daß wir vielleicht zweckmäßiger über den Bruch des Kulakgletschers hierhergelangt wären.

Über den folgenden Grat ging's vorerst nicht schlecht empor, bis wir in die westliche Flanke gedrängt wurden, wo stellenweise recht haltloser Fels peinliche Vorsicht erheischte. Allein mit Hilfe des Seiles, das wir hier anlegten, kamen wir ganz gut zum Punkt 3760 *m*, wo der steile Schneegrat links neben den Felsen einen verlockenden Weg zum Vorgipfel weist. Aber hartes Eis unter einer dünnen Schneeauflage drängte uns sofort wieder zurück in die Felsen, die wir so gerne verlassen hätten. Der Versuch belehrte uns, daß das Gehen im schlechtesten Fels immer noch der mühsamen Stufenarbeit im Eis vorzuziehen ist. Nur mit größter Vorsicht gelang es, die ungemein brüchigen Felsen in nicht ungefährlicher Arbeit zu überlisten. Wir atmeten erleichtert auf, als wir endlich nach langen, bangen Stunden auf einem kleinen, aber sicheren Plätzchen landeten, von dem der Schneegrat ohne besondere Schwierigkeiten zum Westgipfel hinaufführt.

Eine köstliche Rast ließ uns alle Ungemach vergessen und die großartige Schau, die sich uns in der Sonne eines herrlichen Nachmittages darbot, war einzigartig. Vor allem aber war es immer wieder der Uschba, der mit seinem doppelgipfeligen Massiv

unsere Blicke auf sich zog, und fragend schauten wir hinüber, was er uns wohl bescheren werde.

Als wir uns dem Gipfel näherten, erhob sich plötzlich vor uns ein Adlerpaar, das mit weitausgebreiteten Schwingen ohne auch nur einen Flügelschlag zu tun, majestätisch hinausschwebte über die gewaltige Tiefe, durch Nebelschwaden und über Höhen und Gletscher. Es war ein wundersames Bild von Kraft und Sicherheit, dieses mühelose Dahinschweben dieser gewaltigen Vögel, ein Bild, das ganz in den Rahmen dieser unermeßlich großen Bergwelt paßte, ja nur hier so recht geschaut und empfunden werden konnte. Unwillkürlich gedachten wir des ähnlichen Erlebnisses, von dem Kugy in seinem wunderschönen Buche „Aus dem Leben eines Bergsteigers" erzählt (Erinnerungen aus dem Dauphiné).

Um 3 Uhr 45 Min. nachmittags, also gerade 12 Stunden nach unserem Aufbruch vom Twiberpaß, standen wir endlich nach hartem Kampfe auf dem Westgipfel des Kulak-Tau, etwa 4000 *m*. Nebel umspielten den stolzen Gipfel, enthüllten uns jedoch zeitweise Ausblicke von märchenhafter Pracht. Wie schimmerte auf einmal der Tetnuld durch den grauen Wolkenvorhang herüber, wie bezaubernd wirkte seine ebenmäßige Gestalt, sein Firn- und Eispanzer, der ihn bis zum Gipfel hinauf umschließt! Und dann die stolzen Gipfel der 12 *km* langen Bezingi-Eiswand, davor der mächtige Zannergletscher und zu unseren Füßen der Kitlodgletscher! Das waren ganz neue Einblicke, die wir von dieser Warte aus erhielten, lehrreich und zugleich von großartiger Erhabenheit.

Da packte uns eine leise Unruhe; wir suchten emsig nach einem Abstieg auf die entgegengesetzte Seite des Berges, denn wir wollten um keinen Preis mehr auf unserem Anstiegsweg zurückkehren. Tatsächlich fanden wir direkt südwestlich des Westgipfels eine Möglichkeit zum Kitlodgletscher hinabzukommen, wenigstens waren die Felsen und Schneerinnen — soweit wir sie einsahen — gangbar.

Darüber beruhigt setzten wir um 16 Uhr 45 Min. unsern Marsch zum Mittelgipfel, An. 4020 *m*, fort, auf dem wir schon nach 20 Minuten anlangten. Leider hielt uns der Nebel alsdann gefangen, so daß es uns heute nicht mehr möglich war, unsere Anstiegsrichtung auf den Kulak-Hauptgipfel zu studieren. Wir beschlossen daher baldigst ein Biwak zu beziehen und wählten zu diesem Zweck eine Schneemulde vor dem Mittelgipfel, wo wir in 3960 *m* Höhe um 18 Uhr 20 Min. uns in den Zeltsack zurückzogen.

Nach gut verbrachter Nacht brachen wir um 3 Uhr 50 Min. zum höchsten Kulakgipfel auf. Das Wetter war herrlich und ließ keine Sorge in uns aufkommen. Von der Scharte stiegen wir mit Steigeisen den steilen Hang gerade hinauf, bis ein heikles Eisband nach rechts an die Gratkante leitet. Bechtold schlug Kerbe für Kerbe ins blauschillernde Eis und vorsichtig balancierten wir dann die luftige Stufenreihe empor. Die letzte schwere Stelle des Aufstieges lag damit hinter uns. Im Lichte der Morgensonne kletterten wir über die letzten Granitzacken dem Gipfel entgegen, An. 4062 *m* (6 Uhr 10 Min.).

Wir ließen es uns wohl sein und genossen mit vollen Zügen die hehre Gipfelstunde. In ungetrübter Reinheit reckten die einsamen Berge des Kaukasus ihre hohen Häupter in das tiefe Blau des Himmels.

Nach Errichtung eines Steinmannes und Hinterlassung unserer Namen beschlossen wir südöstlich vom Gipfel über einen kleinen Grat abzusteigen, um auf diese Weise zu einer Eiswand zu gelangen, die den Abstieg zu dem Kulakgletscher zu vermitteln versprach. Vorerst ging's ganz gut durch Eisrinnen und über Felsen abwärts. Einmal glitt ich zwar auf steilem Eishang aus und sauste 8 *m* in die Tiefe. Doch Freund Rächl hielt gewandt meinen Sturz auf, so daß ich eigentlich mit dem bloßen Schrecken davonkam. Endlich hatten wir den flachen Kamm gewonnen, von dem aus zunächst der

Weiterweg über eine mehrere hundert Meter hohe, 50—55° steile Firnwand hinabwies. Eine abenteuerliche Fahrt begann. Bechtold ging voraus und wählte den Rücken zwischen zwei Lawinengassen, auf dem wir gut hinabkamen und weiter unten sogar unter Sicherung mit Eisen abfahren konnten. Er war ziemlich steil gewesen und ständig von Lawinen bedroht, die in kleinem Maßstab auch ab und zu neben uns herabsausten. Sehr schwierig und gefährlich gestaltete sich auch der Weiterweg durch den steil zum Kulakgletscher abfallenden Bruch. Wir schickten uns eben an, durch eine große Lawinengasse abzusteigen, als unser dauernd hungriger Freund Fritz energisch zu einer Essensrast mahnte. Das war unser Glück! Denn bald darauf hörten wir über uns ein Getöse und im nächsten Augenblick sauste eine Lawine durch die Gasse. Sie hätte uns erbarmungslos in die Tiefe gerissen. Dadurch gewitzigt, entschlossen wir uns neben der Lawinengasse, in der später noch viele Lawinen abgingen, abzusteigen. Der Weg war oft sehr heikel und erforderte sogar einige Eishaken.

Wir waren heilfroh, als wir endlich den Lawinenkegel am Fuße der Eiswand erreichten, den wir fluchtartig hinabstürmten, um so rasch als möglich aus dem Bereich der verderbenbringenden Wand zu kommen.

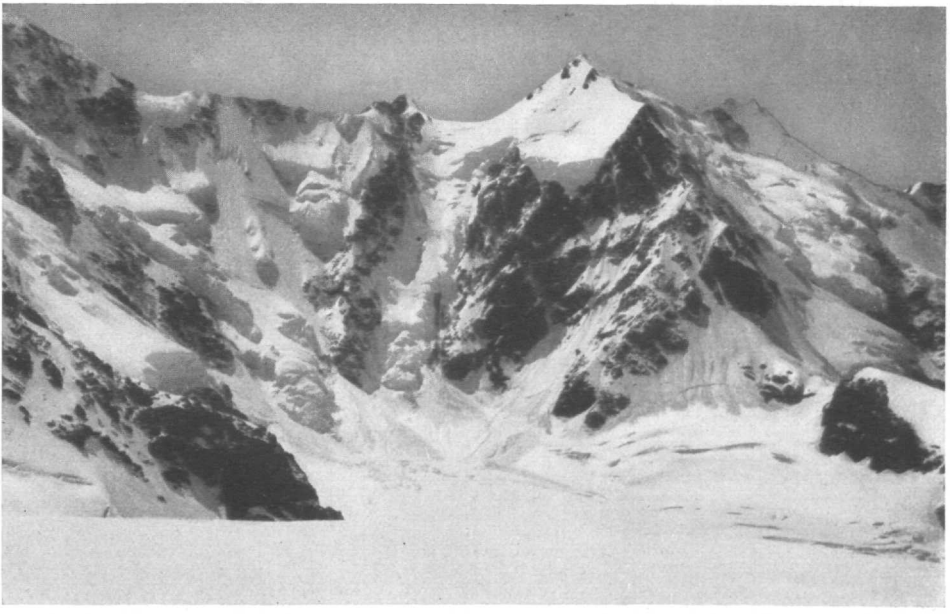
Das Spiel war gewonnen. Wohlbehalten trafen wir über den Twiberpaß wieder im Serilager ein, wo wir von unseren russischen Genossen um 18 Uhr 30 Min. freudig empfangen wurden.

Baschil-Paß, An. 3450 *m*, erste Begehung und Nawiriani-Tau, An. 4130 *m*, erste Ersteigung

Als wir am nächsten Morgen (am 6. August 1929) erwachten, strahlten im Licht gebadet die Berge um unser Zeltlager am Serigletscher, An. 2650 *m*, auf das nachts ein heftiger Regen getrommelt hatte. Die wärmende und trocknende Sonne fand uns bei Aufräumungsarbeiten und beim Packen; denn wir wollten mit Semenowsky, Anosow und Worobioff über einen noch unbetretenen Gletscher und Paß zwischen Baschil Tau und Tot Tau zum Lekfyrgletscher und von dort den Sarikol-Basch, 4257 *m*, ersteigen.

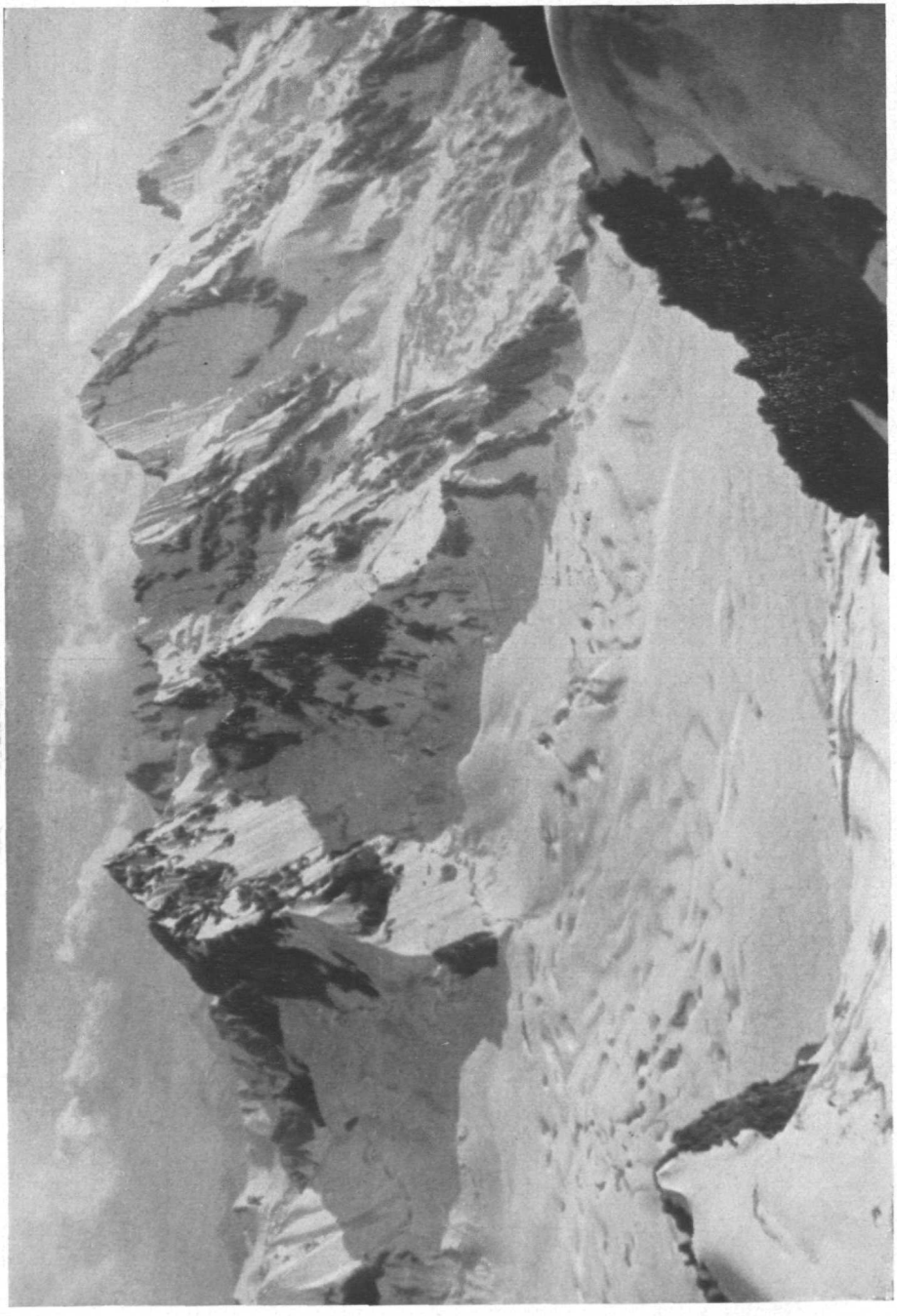
Mittag war bereits vorüber, da schulterten wir die schweren Transportsäcke und begannen langsam über den Twiber- und Dsinalgletscher anzusteigen bis zu der Stelle, wo der nördlich des Tot Tau eingebettete Gletscher mit einem ziemlich wild zerklüfteten Bruch mündet. Hier jagte uns ein plötzlich einsetzender starker Gewitterregen unter das Zelt, das wir erst nach geraumer Zeit verlassen konnten. Mühsam kämpften wir uns hierauf durch den unteren Teil des Bruches; denn unser Gepäck war vielleicht das Schwerste auf unserer Reise, obwohl uns die Russen in freundschaftlicher Weise einen Teil desselben abgenommen hatten. Im Zickzack führte uns der Weg zunächst mitten durch die sturzdrohenden Seraks, höher oben drängten uns dann plötzlich die Schwierigkeiten des Eisfalles von selbst gegen die Tot-Tau-Seite. Endlich beugte sich der Steilbruch unter unseren scharfen Zehnzackern. Dann ging es gemütlich in sanfter Steigung den harmlosen Gletscher hinan. Um 18 Uhr 15 Min. beschlossen wir in der schuttbedeckten Flanke des Tot Tau unser Lager herzurichten, An. 3160 *m*. Kaum waren wir halbwegs mit der Arbeit fertig, da schlug neuerdings klatschend der Regen aufs Zelt.

Noch während der Nacht klarte es auf und als wir um die fünfte Stunde des 7. August 1929 neuerdings die gewichtigen Säcke schulterten, erstrahlte ein tiefblauer Himmel über uns, wie wir ihn seit dem Koschtan Tau nicht mehr gesehen hatten. Auf unserem weiteren Anstiege über den welligen Gletscher hatten wir einen besonders herrlichen Rückblick auf den Tetnuld, der im Süden seine lichtumflossenen Silberflanken zur Höhe reckte. Zur Linken starrte der Zackengrat des Tot Tau auf uns



Dſchanga, 5051 *m*, vom Dychny-auſch-Paß, 3877 *m*

Ekala Bodorku, 4182 *m*, vom Zeltlager am Serigletſcher



Die Swetgargruppe vom Aufstieg zum Nawirianitau

herab, den die Schar des Vorjahres erstiegen hat. Während über die massigen Ausläufer des Baschil Tau zur Rechten unser Auge immer höher sich erhob, zogen wir langsamen Schrittes in steilen Kehren bergan. Um 6 Uhr 45 Min. warfen wir dann auf dem flachen Sattel des Baschilpasses, An. 3450 *m*, unsere drückenden Schnerfer von den Schultern.

Vor uns öffnete sich das weiße, weite Becken des Lekfyrgletschers mit seinen gewaltigen Bergen. Rechts die breite Mauer des Ullu-Tautschana und der gletscherumflossene Gadül Tau, links die jähe Wand des Swetgar Taus, der in dem formenschönen Zug Tot Tau = Margan Tau das Glanzstück darstellt. Im Westen überragt der stolze Doppelgipfel des Uschba, die schönste Bergoffenbarung des ganzen Kaukasus, die zackige Dalla-Kora-Kette.

Eineinhalb Stunden herrlicher Rast waren wie im Fluge dahingegangen. Wir rüsteten uns dann für den Weitermarsch, denn wir wollten heute noch dem Sarikol-Basch unsere Aufwartung machen. Zunächst stiegen wir ohne Hindernisse zum oberen Lekfyrgletscher hinab, wo wir in 3300 *m* Höhe ein Gepäckdepot errichteten und zwar unterhalb jener Felsgruppe westlich des Baschil Tau, welche auf der Merzbacherkarte in Form eines nach Osten gerichteten spitzen Winkels eingezeichnet ist. Hier ruhten wir lange und befriedigten die ungnädigen Gebieter Hunger und Durst.

Um uns fast nichts als leuchtendes Weiß und darüber ein tiefblauer Himmel. Kurz nach Mittag rüsteten wir zum Aufbruch. Bald krallten unsere Eisen eine steile Eiswand hinauf, dann querten wir das oberste Gletscherbecken in nördlicher Richtung, um den vermeintlichen Gipfel, der in der Merzbacherkarte anders als in der russischen Einwerstkarte eingetragen ist, durch eine auffallende Schlucht zu erreichen. Um 14 Uhr überschritten wir die Randkluft, An. 3700 *m*, dann nahm uns eine steile Rinne auf, die uns in raschem Anstieg auf einen breiten Firnsattel brachte (14 Uhr 45 Min.), An. 3900 *m*.

Eine Rundsicht von ungeahnter Pracht lohnte die Mühe des Anstieges. Vor allem hatten wir einen herrlichen Blick nach Westen, wo in ungeheurer Ausdehnung und majestätischer Ruhe der hohe Andesitdom des Elbrus thronte; 1700 *m* überragte uns der Scheitel des höchsten Kaukasusgipfels. Über einer Welt von Bergen lag eine goldene Sonnenglorie und die Wolken schufen dazu Stimmungen von einer berückenden Schönheit, wie wir sie auf unserer ganzen Fahrt noch nicht erlebt hatten und nie vergessen werden.

Über einen Schneehang spurten wir dann mühsam aufwärts und erreichten um 17 Uhr den auf der Einwerstkarte als Sarikol Baschi eingezeichneten Gipfel, An. 4130 *m*. Sein Aufbau war west- und nordseitig ein reiner Schneehang, ost- und südseitig dagegen felsig und steil. Im Norden aber stand ein noch höherer Berg, der von unten gesehen wie der Cimone della Pala aussah und der auf der Merzbacherkarte als Sarikol-Basch mit 4257 *m* bezeichnet war. Welcher Gipfel war nun der Sarikol-Basch? Die Antwort auf diese Frage brachte uns der folgende Tag.

Jedenfalls beschlossen wir den heute erreichten Gipfel als Sarikol-Basch I gelten zu lassen. Er ist auf der 1-Werst-Karte mit 1995 Saschen = 4190 *m* (1 Saschen = 2,10 *m*) vermessen.

Später tauften wir den Berg: Nawiriani Tau. Semenowsky gab ihm diesen Namen zu Ehren des in Mestia lebenden „Bezirksamtmannes" von Swanetien, der dort eine bedeutsame Rolle spielt.

Herrliche Bilder bot die Gipfelstunde. Über den Gipfeln und Gletschern lag das Goldnetz der Abendsonne ausgebreitet.

Bald verließ uns Worobioff, um nach Moskau zurückzukehren. Man machte weiter kein Aufhebens davon, daß er trotz der vorgerückten Zeit allein über den Mestiapaß und den südlichen Adür-su-Gletscher abstieg. Auf unsere Frage, wo er wohl die Nacht

verbringen wolle, antwortete Semenowsky lakonisch: „Nun, er wird schon irgendwo bleiben!"

Gegen 18 Uhr schlug auch uns die Scheidestunde. Der Anstiegsweg brachte uns wohlbehalten, wenn wir auch in knietiefem Schnee durch mehrere Spalteneinbrüche aufgehalten wurden, hinab in die Scharte.

Von hier aus strebten wir dann den unteren Felsausläufern des Sarikol-Basch der Merzbacherkarte zu, wo wir uns für die Nacht so gut es eben ging einrichteten.

Als wir am nächsten Tag den Gipfel erreichten, da wurde unsere Siegesfreude im ersten Augenblick stark getrübt. Wir glaubten nämlich die Ersten hier oben zu sein; nach dem letzten Glimmzug gewahrte ich aber eine kleine Blechbüchse, in der sich die Karten von drei russischen Bergsteigern befanden, die schon im Jahre 1915 den Gipfel zum ersten Male erstiegen hatten. Meine Freunde, denen ich sofort Kunde davon gab, vermuteten zunächst einen schlechten Witz von mir, bis sie sich selbst von dieser unerwarteten Tatsache überzeugen konnten. So mußten wir eben mit der zweiten Ersteigung zufrieden sein, und die überaus reine Fernsicht ließ uns eine seltene Gipfelfreude zuteil werden.

Doch nun zur Kartographie. Der Sarikol-Basch, 4257 *m*, der Merzbacherkarte stimmt unseres Erachtens der Höhe nach auch nicht. Dagegen dürfte die Einzeichnung des Gipfels bei Merzbacher zutreffen, was auch die drei Erstersteiger laut Eintrag angenommen hatten. Was die Einwerfkarte anlangt, so scheint die dort verzeichnete Höhe von 4190 *m* der Wirklichkeit zu entsprechen, nicht aber die Lage des Gipfels. Wenn diese beiden Änderungen berücksichtigt werden, wäre nach unseren Anschauungen die Festlegung des Sarikol-Basch richtiggestellt.

Schon um 8 Uhr morgens verließen wir den Gipfel des Sarikol-Basch, denn wir wollten noch heute über den Lekfyrgletscher nach Swanetien absteigen. Die folgenden beiden Transporttage gehörten zu den härtesten Tagen unserer Kaukasusfahrt. Kein Wunder also, daß wir es kaum erwarten konnten, bis wir endlich das Land der Sehnsucht betreten durften, das schon von oben mit dem saftigen Grün seiner gepflegten Wiesen, dem hellen Gelb der reifen Gerstenfelder, umgeben von der hehren Pracht ausgedehnter Wälder, über denen die schneebedeckten Gipfel der Lailakette glänzen, eine unsagbare Anziehungskraft auf uns ausgeübt hatte.

4. Teil:

Die dritte Ersteigung des Uschba-Südgipfels, 4702 *m*

(Dritte Ersteigung — Zweite Begehung des Weges Schulze und Genossen 14.—17. August 1929)

Von Fritz Bechtold, Trostberg

Seit Wochen zogen wir durch die Berge des Kaukasus. Lachendes Bergglück, manchmal auch bitteres Entsagen hatten uns im bergsteigerischen Erleben hart und unempfindlich gemacht. Ein Gipfel mehr oder weniger, was lag nach all dem viel daran? Und doch, bei jedem Ausblick suchten die Augen in der vielgipfeligen Runde immer wieder impulsiv jene feine, schlanke Doppelpyramide dort im Westen, den Uschba. Der Berg hatte von uns Besitz ergriffen wie ein ehrgeiziger Traum. Er war unser Sehnen und Wünschen durch all die vielen Tage und unser Gespräch des Abends, wenn wir auf unseren harten Lagern nicht einschlafen konnten. Langsam waren wir der Entscheidung nähergekommen.

Am 12. August standen unsere Packpferde vor unserem Quartier in Mestia, wohlgerüstet für den Uschba. Der Weg von Mestia nach Gul hat zwar die mit Recht so beliebte, südliche Lage, doch der Anblick eines großartigen Talpanoramas entschädigt überreichlich. Seltsam schön scheint uns dieses liebliche Swanetien, wie eine Oase nach den endlosen Eis- und Steinwüsten des Lekfyrgletschers. Zwischen windverbogenen Birken und Ebereschen schlängelt sich der Pfad über den smaragdenen Teppich der gemähten Wiesen. Darin grüßen halbzerfallene altersgraue turmbewehrte Ortschaften, ein trefflicher Rahmen für die gar wehrhaften Swaneten.

In dieser Landschaft thront der Uschba, der Berg der Berge im Kaukasus — doppelt hoch über der tief eingeschnittenen Talfurche Swanetiens, doppelt wild über den sanften Matten zu seinen Füßen erscheinend.

Vor 26 Jahren waren es die Juli- und Augusttage von 1903, die stets Marksteine bergsteigerischer Geschichte darstellen werden: Deutsche Bergsteiger erzwangen damals nach hartnäckigen, aber grundlegenden Versuchen erstmalig den spröden, vielumkämpften Südgipfel des Uschba. Und einer anderen Schar gelang das Unglaubliche: die Überschreitung der beiden Uschbagipfel von Nord nach Süd.

Diese Spanne Zeit war spurlos an dem Berg vorübergegangen. Unberührt, wie vordem steht er „in Macht und Herrlichkeit" über den grünen Matten von Betscho und bewacht den tiefen Talfrieden Swanetiens. Und die Swaneten glauben an ihren Uschba, den sie den Fürchterlichen nennen, an ihren heiligen Berg, wie an etwas Großes, glauben an seine Unersteiglichkeit nach wie vor. Ungläubigen Lächelns zogen mit uns die Pferdeführer, von denen man nie recht weiß ob sie Schlaumeier, Gauner oder gute Kerle sind, und die Leute von Maseri folgten unserer Karawane kopfschüttelnd und mitleidig. Spät am Abend erreichten wir Gul, ein einsames Bergdörfchen voll köstlicher Abgeschiedenheit und Bergeinsamkeit. Im Vorhof unseres Hauswirtes entwickelte sich bald ein romantisches Lagerleben. Bis spät in die Nacht hinein schwelgten wir noch einmal in den edlen Produkten Swanetiens, die da sind: saure Milch, Butter, Eier und nicht zuletzt warmes schmackhaftes Maisbrot, darin köstlicher Rahmkäse eingebacken ist.

Am anderen Morgen zogen wir mit gewichtigem Gepäck hinauf ins wildernste Hochtal des Gulgletschers, begleitet von zwei Packpferden, um uns dort gegebenenfalls für eine längere Belagerung einzurichten. Etwa ½ Stunde unter dem Lagerplatz der Erstbegeher fanden wir eine schöne Grasmulde in der Nähe von Quellwasser, wo unser Standlager stehen sollte. Über unseren Zelten wuchtet massig und ungeschlacht der Uschba. Hier, aus zu großer Nähe, hatte er viel von seiner schlanken herausfordernden Gestalt verloren. Wir hatten übrigens den Namen Uschba geschmacklos ins Deutsche übersetzt und nannten ihn „Uschbinger". Semenowsky, der das nicht ganz richtig aussprechen konnte, sagte „Uschbinka". So ist aus Uschba, den sie den Fürchterlichen nennen, ein liebliches Mädchen geworden.

Nach kurzem Schlaf — um 1 Uhr morgens — rasselte der Wecker. Lieblicher Regen plätscherte an die sturmerprobten Zeltdecken. Doch die Lage in den üppigen schaumgummigepolsterten Schlafsäcken ließ einen Mangel an beschaulicher Geborgenheit keineswegs empfinden. Das Wetter hatte sich in der Folge so rasch gebessert, daß wir um 4 Uhr das Lager verlassen konnten, noch einmal gefilmt vom Operateur des Sow-Kino, der mit zum Lager heraufgestiegen war. Er und Herr Anosow blieben zurück als Wächter unserer Zelte. Ein strahlend blauer Morgen war auf die Berge Swanetiens gestiegen. Von der scharfen Moränenschneide des Gulgletschers spähten wir noch einmal mit den Augen prüfend auf den langen Weg zum stolzen Gipfel, als gerade die ersten Sonnenstrahlen seinen Scheitel küßten. Wie ein strahlendes Lichtwunder erschien uns dieses Leuchten, wie eine stille Verheißung.

Losgerissen von dem eindrucksvollen Schauspiel, eilten wir über den aperen Gul-

gletscher hinüber zum Einstieg in das „große Couloir", das noch im tiefen Schatten lag. Um 6 Uhr begannen wir über den steilen, wunderbar harten Schnee anzusteigen. Herrlich griffen die Eisen. Einige Meter empor an dem Berg, der seit langer Zeit unser Denken und Wünschen beherrschte, und all die Spannung der letzten Wochen war von uns gewichen, abgefallen wie etwas Unnatürliches. Die kalte vornehme Ruhe des Berges war auf uns übergegangen. Nichts blieb mehr zurück als berechnende Entschlossenheit im Handeln und lachende Freude an der Tat, wie es sein muß, wenn der Sieg in der Tat liegt und die Tat selbst uns beglücken soll.

In dem „großen Couloir" gewannen wir rasch, ohne einen einzigen Pickelhieb die Felsen unter der engen, steilen Schneegasse, die zur Scharte im Südgrat emporleitet. Ich erwähne das besonders, und vorweg, weil diese Stelle die einzige im Auf- und Abstieg war, an der wir, nach unseren Beobachtungen, annähernd gleich günstige Verhältnisse antrafen, wie sie wohl 1903 vorgelegen haben mochten. Die unverhältnismäßig langen Zeiten, die wir in der Folge für jede der Teilstrecken benötigten — bei guter Form, die man nach vierwöchentlichem hartem Training annehmen darf — bekräftigen diese Annahme ausreichend.

Schon die erste Seillänge in der zweiten Rinne zeigte uns, daß der Uschba sich seines Rufes wehrte. Hier lag hartes Eis mit pulveriger Neuschneeauflage. Die Umgehung der Rinne in den Felsen der Linken, die Herr v. Ficker bei Vereisung empfiehlt, war unter diesen Verhältnissen unmöglich. Nun blieb uns nur mehr die Möglichkeit in stundenlanger Eisarbeit durch die Rinne selbst die Scharte im Südgrat zu erreichen. Langsam, ganz langsam kamen wir aufwärts; wir gingen in zwei Seilschaften. Merkl und ich teilten uns zunächst in die Stufenarbeit, in der oberen Hälfte der Rinne lösten Rächl und Semenowsky ab. Bei der zunehmenden Steilheit nahmen die abgeschlagenen Eisschollen der oberen Partie auf ihrem Wege an unseren Köpfen vorbei einen derart eindringlich pfeifenden Ton an, daß wir es vorzogen, in den linken Begrenzungsfelsen solange Deckung zu suchen, bis die führende Seilschaft den Südgrat erreicht hatte. Aufatmend betraten wir um 13 Uhr 45 Min., 1 Stunde nach der ersten Partie die Scharte, zirka 3950 *m*. Wer immer hier aus dem beengenden Schlund der Rinne in das Licht und die Sonne dieser luftigen Warte auftaucht, der wird verwundert staunenden Auges den Weiterweg suchen. Und in der Tat, das sah nach Überraschung aus. Unter uns beginnend, über einem Abbruch, nicht vollkommen zu übersehen, zog steil und jäh die blauschillernde glasige Fläche des „unteren Schneefeldes" empor zum bronzenen Riesenschild der Gipfelwand. Das war unser Weg.

Das Wetter hatte in der Zwischenzeit ein recht betrübliches Aussehen angenommen — ein Wetterumsturz schien nicht ausgeschlossen. Mit Rücksicht darauf beschlossen wir nach kurzem Kriegsrat, das Biwak bereits in die Nähe der Scharte zu legen. Rächl und Semenowsky sollten hier das Lager vorbereiten, Merkl und ich indes über die Steilrippe absteigen und den Quergang über das „untere Schneefeld" zu den jenseitigen Felsen „präparieren". Die Struktur der Steilrippe erwies sich günstiger, als man von oben annehmen konnte, so daß wir nach etwa zwei Seillängen ziemlich rasch das „untere Schneefeld" erreichten. Während Merkl sorgsam nach den klirrenden Eisstücken auslugte, die von der Gipfelwand pfeifend herabtanzten, hieb ich meine „Badewannen" in das blanke Eis, abgezirkelt und pedantisch, eine nach der anderen. Wir hatten Zeit, der halbe Nachmittag war ohnehin verloren und die bequeme Stufenreihe sollte uns morgen leicht und rasch zu den westlichen Begrenzungsfelsen des „unteren Schneefeldes" hinüberleiten. Das noch vor wenigen Stunden bedrohliche Wetter hatte sich gegen Abend so weit gebessert, daß wir unsere allzu große Vorsicht bedauerten, nicht mehr zum Biwakplatz des Versuches vom 20. Juli 1903 beim „Falken" aufgestiegen zu sein. Wieder versöhnt mit unserem Schicksal durch den Zauber eines wunderbar schönen Abends, der über dem Elbrus verblutete, stiegen wir über

die Steilrippe zurück zu unserem Lager. Das war von den inzwischen nicht untätigen Freunden unter einer überdachten Rampe gar trefflich ausgebaut worden. Gleich einem Adlerhorst klebte es in der steilen Turmwand, die in 250 *m* hohem, lotrechtem Sturz zur unteren Scharte im Südgrat niederbricht. Ein Tiefblick über diese Felsen macht es begreiflich, daß dort die Versuche Cockins und die Versuche in den Jahren 1892 und 1903 ein jähes Ende finden mußten.

In diesem herrlichen Lager verlebten wir die schönste Nacht am Uschba. Warm in unseren Batist gehüllt, blicken wir gegen Sonnenuntergang. Draußen im Westen verglimmen langsam die funkelnden Eis- und Schneehermeline des Donguforuns und Elbrus. Leuchtende Sonnennebel, von Goldfasern durchwebt, wallen noch einmal im letzten Aufleuchten um unseren Berg. In ihrem Widerscheine loht die bronzene Gipfelwand wie ein flammendes Feuerfanal in den stählernen Abendhimmel. Langsam steigt die Dämmerung auf die Berge. Drunten in ungeheurer Tiefe liegt Swanetien in weiche Mulde gekuschelt — blinkende Lichtaugen flimmern zu uns herauf — ein trautes Märchen. Ober uns aber wuchtet der Uschba, finster und gigantisch, gleich einem düsteren Mythos aus Urweltzeit. Ihm gehört unser ganzes Denken und Wünschen. Voll Siegeszuversicht schlafen wir, biwakgewohnt dem jungen Tag und der frischen Tat entgegen.

Als uns morgens der stets rührige Rächl weckte, war schon Kakao bereitet. Um 4 Uhr verließen wir das Lager und begannen über die vom Vortage bekannte Steilrippe abzusteigen. Ohne Zwischenfall erreichten wir über die „präparierte" Eiswand die westlichen Begrenzungsfelsen des „unteren Schneefeldes". Hier kamen wir rascher vorwärts. Nach etwa 150 *m*, als die Felsen plattiger wurden, querten wir nach rechts auf das steile Schneefeld hinaus, dessen Eis hier etwas weicher und körniger war. Um 7 Uhr ward in geradem Aufstieg die Stelle erreicht, wo die Felsen zur Linken sich verflachen und unter dem Schnee verschwinden. Das war der denkwürdige Biwakplatz vom 20. und 21. Juli 1903, zirka 4110 *m*. Den Steinmann Schulzes, den „Falken", fanden wir nicht mehr. Schneedruck und Sturm hatten ihn wohl umgelegt.

Noch schien keine Sonne auf die Firnhalde, die felsdurchsetzt zum Fuße der Gipfelwand hinaufzieht. Sprödes Eis schimmerte hier durch die dünne, pulverige Neuschneeauflage und die Wandstellen in den Felspartien waren fingerdick verglast. Wieder sang der Pickel sein grimmes Lied. Nach mühsamer Kleinarbeit erreichten wir in langer nach links ansteigender Traverse das Geröllband, das um die „Rote Ecke" leitet. In warmen Sonnenschein eines wonnigen Morgens getaucht, ward hier kurze Rast genehmigt. Rächl nannte das „sich seelisch und körperlich auf die Überraschungen vorbereiten, die uns hinter der Ecke erwarten". Vorläufig standen wir noch ganz unter dem Eindruck eines makellosen Ausblickes, der sich dem trunkenen Auge von dieser luftigen Warte bot.

Alles beherrschend wölbt sich der Riesenkegel des Elbrus in das wolkenlose Blau des Himmels. Mit etwa 1000 *m* Höhe überragt der erloschene Vulkan seine Umgebung, doppelt dominierend durch seine, dem Hauptkamm weit vorgeschobene Lage, ein rechter Götterthron. Stumme Ehrfurcht und Bewunderung erfaßt uns vor solcher Größe. Aus der ungestillten Sehnsucht unserer Jugend aber flammt der Wunsch auf, als Krönung unserer glückhaften Fahrten im Kaukasus noch diesen einen, den gewaltigsten und höchsten seiner Berge zu erreichen.

Um 9 Uhr 15 Min. verließen wir das Geröllband und stiegen um die Ecke. Der Anblick des kommenden Wegstückes war tatsächlich aller Überraschungen voll, verblüffend wie Herr v. Ficker in seinem Aufsatze sagt. Vor uns zog blauschillernd die steile Fläche des „oberen Schneefeldes" hinauf zum letzten Bollwerk des Berges, zur steilen Gipfelwand. Doch wie sah die nur aus: Überstürzende Eiskaskaden, von Neuschnee überzuckert klebten in der Wand, die uns zum Gipfel bringen sollte. Etwas gedämpft

in unserer Siegeszuversicht hackten wir im Zickzack, teilweise unter Hakenbenützung das steile Schneefeld hinauf. Hier bietet sich ein gewaltiger Tiefblick in die schaurige, ungangbare Schlucht des Südgipfels.

Zu derselben Zeit spielte sich, wie wir später erfuhren, drunten in Betscho ein Ereignis ab, dessen Kenntnis recht geeignet gewesen wäre, unsere damalige etwas gedämpfte Stimmung aufzuhellen. Vor dem Fernrohr des Popen, der als vielseitiger Mann, Seelsorger und Schmied des Ortes und außerdem der Wirt der Touristenbasa ist, staute sich aufgeregt eine vielköpfige Menge. Der Pope hatte uns mit seinem Glas auf dem „oberen Schneefeld" entdeckt. An diesem Tage hatten also auch die Swaneten ihre große Überraschung. Hätten sie jedoch gewußt, was uns in der Folge noch alles an diesem Berge erwartete, dann wäre ihr bis dahin unerschütterlicher Glaube an die Unersteiglichkeit ihres Uschba wohl kaum so schnell ins Wanken gekommen.

Nach zwei Stunden harter Stufenarbeit, als wir bereits an unserer richtigen Wegführung zweifelten, entdeckte ich endlich in der Gipfelwand die Kaminreihe. Darin baumelten friedlich die Seilringe und ein langes Seilstück unserer Vorgänger. Ein freundlicher Gruß aus großen Tagen. Das war also die berühmte historische Stelle des Berges mit dem Nimbus der Ereignisse von 1903. Nun war kein Zweifel mehr möglich. Angeregt, beinahe feierlich, querten wir nach rechts zum Südgrat hinüber auf ein schmales vereistes Band, das uns zu den Kaminen zurückbringen sollte. Wir alle wußten, nun nahte die Entscheidung, der große und letzte Trumpf des Berges. Als ich mich gerade auf dem Bande an einer abdrängenden Stelle nach einem tief gelegenen Griff bemühte, glitt mein Photoapparat, meine geliebte Leica aus ihrem Lederetui, das ich stets auf der Brust trug, heraus. In wahnsinniger Geschwindigkeit und tollen Sprüngen sah ich den Apparat über die etwa 1500 *m* hohen Wände unter mir, zum Uschbagletscher — sausen. Seit Wochen hatte ich den Apparat zweckmäßig transportiert. Durch Reibung an den Felsen mußte sich der Verschluß des Etuis gelöst haben. Das war ein harter Schlag. Die kostbare Leica, mit ihr 16 wertvolle Uschbaaufnahmen waren dahin. Es war nur ein schwacher Trost, daß ich nun um die oft schwierige Aufgabe des Photographierens erleichtert war. Mit Herrn Dr. Leuchs, dem in der Nähe der Uschbascharte der Rucksack abstürzte, gehe ich jedenfalls seither in der Meinung einig, daß die Gravitationsgesetze der Erde auch am Uschba gelten.

Indes die kommenden schweren Stunden hielten uns so sehr in Atem, daß wir diesen schmerzlichen Zwischenfall auf längere Zeit vergaßen. Der Weg über die mit Neuschnee verwehten und stark verglasten Felsen begann mit einer plattigen Verschneidung, die ich bald in Angriff nahm. Noch heute entsinne ich mich deutlich, wie ich mich damals schon nach etwa 5 *m* sehr lebhaft zurück zum Einstieg versetzt wünschte, um mich meines Pickels und des etwa 25pfündigen Rucksackes zu entledigen. Ich war in voller Ausrüstung angestiegen. Sehr schwierig war es, in verkrachter Stellung die Griffe im Kamingrund unter der starken Verwehung von dem aufliegenden Eis frei zu machen. Endlich stand ich auf dem kleinen Absatz am unteren Ende des Kamins. Merkl kam langsam nach. Das war die Stelle, von der Herr v. Ficker lakonisch schreibt: „Die erste Wandstufe ergab sich leicht." Nun wußten wir, was bei dieser Vereisung von den Schwierigkeiten weiter oben zu erwarten war. Wir beratschlagten nun, ob wir in Kletterpatschen oder in den Genagelten weitergehen sollten. Schließlich probierte ich es doch noch einmal mit den Bergschuhen. Das folgende Kaminstück, das auch Herr v. Ficker bereits als außerordentlich schwierig bezeichnet, ist wirklich nicht verschwenderisch mit Griffen gesegnet. Die paar wenigen fristeten wohl damals unter der Eisauflage irgendwo in der Gegend ein recht beschauliches Dasein. Langsam quälte ich mich aufwärts. Wie eine lockende Versuchung baumelte vor meiner Nase das morsche bleiche Seil unserer Vorgänger, das wahrscheinlich beim Abseilen hängen

geblieben war. Das nächste rißartige Kaminstück stand unter gleich ungünstigen Aussichten. Unter dem großen Überhang, der den Kamin von seiner Fortsetzung trennt, erreichte ich endlich auf einem abhängenden neuschneebedeckten Plattenwulst notdürftigen Stand. Merkl, der inzwischen mit der nachfolgenden Partie Verbindung hergestellt hatte, kam mit Rächl nach und löste mich in der Führung ab. Zunächst waren wir uns über den Weiterweg nicht ganz im klaren, bis Merkl die strittige Situation dadurch löste, daß er den dräuenden Überhang direkt bezwang. In der folgenden rinnenartigen Fortsetzung mußte die Vereisung eine geringere sein. Das Seil lief rasch und stetig durch den Sicherungshaken ab. Droben unter der berüchtigten 8 *m* hohen Verschneidung fanden wir uns wieder. Sie sieht wirklich so eindeutig und glatt aus, daß zu dem bloßen Gedanken, da hinauf einen Weg zu suchen, schon Nerven gehören. Wir hatten diesen Drang mit nichten, obwohl 8 *m* ober uns das untere Ende der Eisrinne lockte, die in eine Wanddepression eingebettet ist und das Ende aller Schwierigkeiten bedeutet. Noch immer glaubten wir an diesem Tage den Gipfelfirn zu erreichen und dort ein Biwak beziehen zu können. Doch noch einmal kam es anders.

Merkl machte sich unverzüglich an die große Umgehungstraverse, die schwach links ansteigend in die glatte, gelb gefärbte Wandzone hinausführt und in einer Schleife zum oberen Ende der Verschneidung zurückleitet.

Nur ungern wandert der Blick aus der Geborgenheit des Standplatzes hinaus, um dort über den gewaltigen Abbrüchen den Weg zu suchen. Über den Quergang stürzte Schmelzwasser in Menge, ein ausgiebiges Erfrischungsbad, so recht angetan zur Erheiterung des kommenden Biwaks, schien unvermeidlich. Der Abseilhaken Schulzes am Beginn des Quergangs von anno 1903 aber sprach: „Ich bin 26 Jahre alt", dann brach er aus — und mußte durch einen neuen ersetzt werden. Nun stand Merkl draußen in der glatten Plattenschlucht, bedrängt von der Wucht der brausenden Sturzbäche, in wenigen Minuten durchnäßt bis auf die Haut und hatte schwerste Arbeit. Bange Minuten verstrichen — Minuten wurden zu Stunden — langsam lief das Seil ab. Nur noch wenige Meter trennten ihn vom unteren Ende der Eisrinne, da ertönte aus der unteren Etappe, etwa 35 *m* unter mir ein energisches „Halt". Rächl stellte die Uhr fest, es war 18 Uhr 30 Min. und damit höchste Zeit, sich um einen Biwakplatz umzusehen. Tatsächlich war der Sonnenball dem Horizont schon recht beängstigend nahegekommen, tiefe Schatten senkten sich bereits in die Täler Swanetiens — wir hatten in den letzten schweren Stunden auf alles vergessen. Es war unmöglich in der kurzen Zeit vor Einbruch der Dunkelheit noch mit unseren Rucksäcken über den Quergang zu kommen, Merkl mußte zurück. Daß er diesen Rückzug nicht mit allzu großer Begeisterung angetreten hat, war sehr begreiflich. Man muß schon vor recht bittere Notwendigkeiten gestellt sein, um diesen Quergang noch einmal zurückzugehen mit dem Bewußtsein, ihn, nach einem unfreundlichen Biwak, ein drittes Mal machen zu müssen.

Als Merkl wieder aufatmend bei mir stand, war es fast völlig dunkel geworden. Mit Rücksicht auf seinen durchnäßten Zustand sollte er den besten Platz drunten bei Rächl bekommen und sich mit Hilfe des Billrothsackes für die Nacht einrichten. Semenowsky kauerte etwa 15 *m* tiefer in einer Nische. Mir selbst blieb der schlechteste Platz unter der Verschneidung. Dort saß ich rittlings auf einem kleinen abstehenden Felszacken, mit Seil durch einen Mauerhaken gegen Absturz gesichert. Es ging ganz leidlich. Bei Ermüdung der einen Schenkelpartie konnte man sich ja wieder umdrehen. So kam die Nacht. Die bedrohlichen Nachmittagsnebel zerflossen gemach im Äther, der leichte Abendwind schlief ein, wie ein müdegespieltes Kind. Stern um Stern zog stumm empor.

Gepeinigt von einem quälenden Hungergefühl, telephonierte ich nach einiger Zeit mit der unteren Etappe um Proviant. Bereits nach einer Stunde konnte ich aus einem Säckchen, das ich am Seil heraufzog, einige Brotkrumen und etwas Dörrobst

essen. Träge schlichen die Stunden. Dort drüben über dem Elbrus, weit draußen im Westen, lag die Heimat. Dort sah ich mich wieder, wie ich als grasgrüner Junge klopfenden Herzens, mit großer Begeisterung die Aufsätze der Uschbafahrten 1903 gelesen hatte. Und heute lehnte ich selbst eine lange Nacht an der Felsenbrust des Berges, just an der Stelle, die mich damals am meisten in Erregung versetzt hatte. Stille Bewunderung erfaßte mich vor den Männern, die hier den unvergleichlich kühnen Weg ertrotzt, stille Bewunderung vor den wackeren Gefährten, die am 21. Juli 1903 den halb bewußtlosen Schulze über diese Wand abtransportiert hatten. Einmal war ich eingeschlafen und von meinem Vogelsitz herab ins Seil gerutscht. Unter mir war einer dabei aufgeschreckt und brüllte „Steinschlag!", doch das waren nur meine Genagelten, die beim pendelnden Sturz über die Felsen scharrten. Fröstelnd träumte ich sehnsüchtig dem jungen Tag entgegen.

Um 4 Uhr 30 Min., als es hell geworden war, kam Merkl zu mir herauf, in Kletterschuhen, frisch und ausgeruht. Es war kalt und unsere Glieder waren steif. Doch das Wetter war herrlich schön, die ersten Sonnenstrahlen spielten bereits am Doppelgipfel des Elbrus. Freudige Lebensbejahung wallte in uns auf — das Licht ist Leben. Da bemerkten wir im Westen einen gleichmäßig dunklen, mächtigen Berg, alles überragend, unwirklich und schemenhaft. Das war das Phänomen des Elbrusschattens, der Schatten des Berges, projiziert auf eine Dunstschicht über dem Ingurtale.

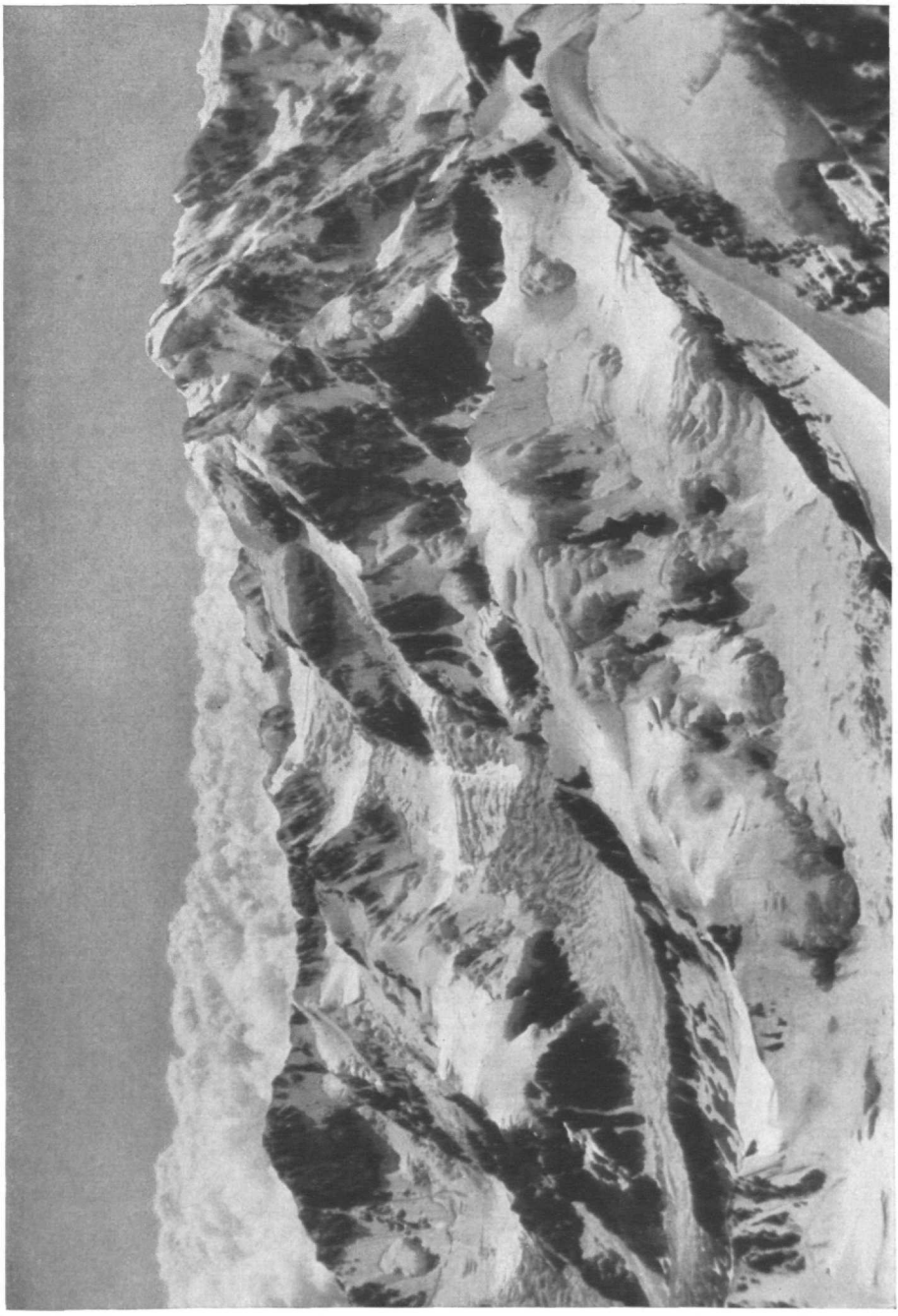
Ein zweiter dunkler Schatten aber lag über unserem Quergang, leider sehr wirklich und hart. Die schäumenden Fluten der Schmelzwasser von gestern hatten sich in überstürzende Eiskaskaden verwandelt und begruben die Griffe armdick unter ihrem Glast. Die Tatsache, daß Wasser um den Nullpunkt des Thermometers gefriert, ist eigentlich recht bekannt. Nur hatten wir gestern in unserer Übermüdung nicht mehr daran gedacht, sonst hätte mich der lähmende Schreck heute nacht auf meinem Felszacken kaum einschlafen lassen. Das Seil, das Merkl gestern am höchst erreichten Punkt fixiert hatte, war auf längere Stücke so völlig eingefroren, daß es nicht mehr losgerissen werden konnte. Erst später gelang es, den treuen Hanf mit dem Kletterhammer meterweise aus seiner kalten Umklammerung zu bergen. So war auch diese Unterstützung eine sehr problematische. Wir sprachen fast kein Wort, die Situation war auch zu eindeutig: Wer hier nichts riskieren wollte, mußte eben umkehren. Das wollten wir aber nicht.

Zum dritten Male begann Merkl den gewagten Gang. Auf halbem Wege hieß er mich nachkommen, er benötigte meine Unterstützung an einem stark vereisten Überhang dringend. Nun standen wir beide draußen in den verglasten Felsen der Plattenschlucht — ich in Bergschuhen. Rächl war inzwischen zu meinem Biwakplatz heraufgeklettert und übernahm meine Sicherung. Oder mir tat der Kletterhammer Merkls ganze Arbeit. Klobige Eisbrocken prasselten auf mich herab und ich war recht froh, als der Wackere den Beginn der Eisrinne erreicht hatte.

Langsam kam ich nach. Nun standen wir beide am oberen Ende der Verschneidung und schüttelten uns wortlos die Hand. Das war harte Arbeit gewesen. Zehn Stunden hatten wir effektiv um diese lumpigen 8 *m* gerungen. 19 Stunden waren wir, inklusive Biwak, an dieser Verschneidung gestanden.

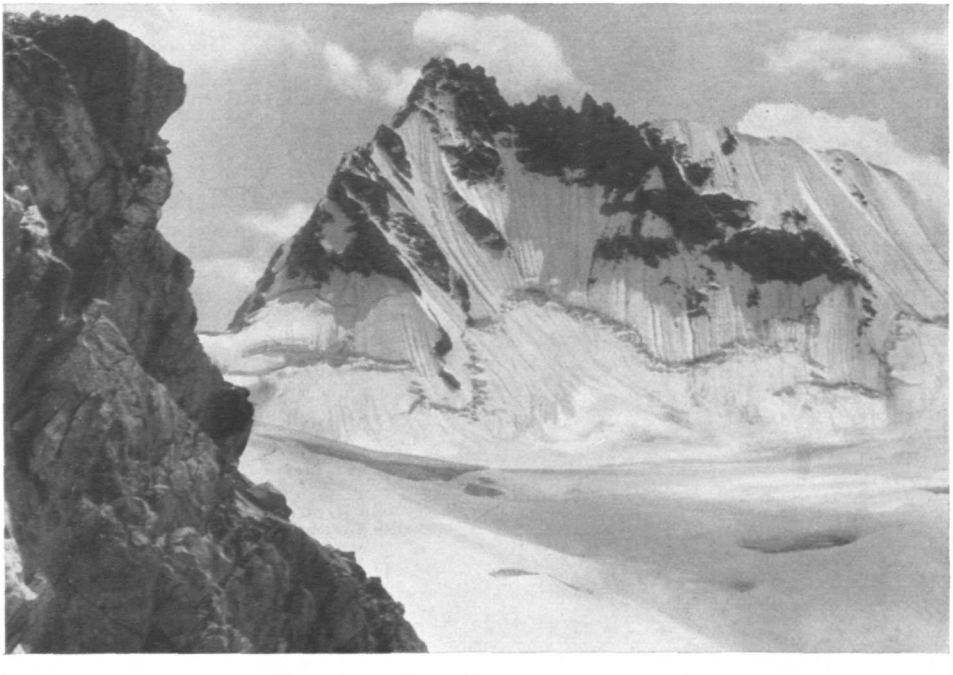
Mögen sich alle Nachfolger unsere bitteren Erfahrungen, die an dieser schwersten Stelle des Berges erkämpft werden mußten, zunutze machen und diesen Quergang, der vergleichsweise neben den schwersten und längsten in unseren Kalkalpen bestehen kann, keineswegs in den frühen Morgenstunden angehen.

Während Merkl zur Abkürzung des Verfahrens Rächl und Semenowsky mit Seilunterstützung direkt über die Platte nachkommen ließ, begann ich in unangenehmer Stellung die Eisen anzulegen und mit Feuereifer die steile, stark vereiste Rinne emporzuhacken, einerseits um meine starren, steifen Glieder wieder warm und gelenk zu



Tſchara, 5184 *m*, vom Gipfel des Koſchtantau, 5145 *m*

Der Kulaktau, 4062 *m*, vom Kulakgletſcher



Der Tottau vom oberen Becken des Lekſyrgletſchers

kriegen, anderseits um möglichst bald dieser üblen Gegend zu entfliehen. Ich hatte ihre herben Reize lange genug bewundert. Das „Ende aller Schwierigkeiten" hatten wir uns zwar anders vorgestellt, aber wir kamen aufwärts. Den Gipfelfirn erreichten wir um 12 Uhr 30 Min.; nun war es gewonnen, der Weg zum Gipfel lag frei.

Nach kurzer Rast stapften wir den Schneehang empor, aufsteigende Nachmittagsnebel hüllten uns zeitweise in ihr milchiges Grau. Jetzt, da alle Schwierigkeiten zu Ende waren, da die Erfüllung so viel starken Wünschens uns im Schoße lag, wie eine reife Frucht, machte sich die Reaktion auf die bedeutenden Anstrengungen der letzten Tage geltend. Träge spurten wir über den verwächteten, scharfen Firngrat und betraten um 14 Uhr 25 Min., 59 Stunden nach Aufbruch von unserem Lager am Gulgletscher, den Südgipfel des Aschba.

Und dieser spröde Gipfel, um den wir so hart gerungen, schenkte uns keinen leuchtenden Sonnenstrahl, der unser stolzes Bezwingerglück erwärmt hätte und keine Schau auf die Berge, von denen uns sein lockendes Bild Wunsch und Wille geworden war. Im Nebel ließen wir uns auf die schmale Schneeschneide nieder. Einmal rissen die brauenden Schwaden auseinander und wir konnten staunenden Auges über den langen Verbindungsgrat zum Nordgipfel hinüberblicken. Das war der kühne Weg, den die wackeren Drei, die Herren Prof. Dr. Distel, Dr. Leuchs und Prof. Pfann gelegentlich ihrer Überschreitung der beiden Aschbagipfel erstmals gingen. Wer immer auf dieser, durch so vieles ausgezeichneten Warte steht, der wird dieser gewaltigen Leistung neben seinen Gefühlen an Siegesstolz und Gipfelfreude, an Hunger und Ermattung einen gebührenden Platz tiefer Bewunderung einräumen müssen. Möge es unter deutschen Bergsteigern immer wieder Männer geben, wie diese, die in ihren Taten ihre Zeit überragen, vor deren Leistung die pietätlose Jugend einer späteren Generation still wird und stumm, in Ehrfurcht und Bewunderung.

Die Wand zum Aschbasattel und der Verbindungsgrat zum Nordgipfel waren indes so unerfreulich mit Neuschnee überzuckert, daß wir es nicht bereuten, unseren ursprünglichen Plan, die Überschreitung der beiden Aschbagipfel, aufgegeben zu haben. Es wäre uns zu jener Zeit auf diesem Wege kaum geglückt, Gipfellorbeeren zu pflücken.

Irgendwelche Spuren unserer Vorgänger fanden wir nicht, die mochten klaftertief im Gipfelfirn begraben sein. Nach Hinterlegung unserer Karten unter flachen Steinen verließen wir den Gipfel. Unter dem Firngrat konnten wir über den Schneehang zum oberen Ende der Eisrinne abfahren.

Juchhei! Man glaubt es nicht, wieviel Lebensfreude und Kampfkraft nach Tagen schneckenförmigen Aufwärtsklimmens ein bißchen gleitende Bewegung — Geschwindigkeit, erzeugt durch das primitivste aller Mittel, den Hangabtrieb — auslösen kann. Zudem lachte wieder die Sonne durch die dünnen Nachmittagsnebel, in ihrer wohligen Wärme machten wir uns voll Zuversicht an den Abstieg durch die Eisrinne. In der Mitte der Rinne begannen wir uns bereits abzuseilen. Den Abseilhalt boten zunächst aufrechtstehende, ins Eis eingefrorene Felsplatten, später in den Kaminen Seilschlingen, die selbstverständlich erneuert werden mußten. Es ist hier gut, wenn man kein übertriebener Gegner von großen Abseilmanövern ist. Wir arbeiteten mit zwei Seilen: Während die obere Partie noch mit dem Abziehen des ersten beschäftigt war, wurde von den andern bereits jeweils der nächste Abseilhalt präpariert und das zweite Seil eingehängt. Dieses Verfahren bewährte sich vorzüglich und wir kamen trotz der vor Nässe triefenden Seile verhältnismäßig rasch abwärts. Nach etwa 150 *m* erreichten die Ersten den Rand des „oberen Schneefeldes". Als Rächl, der Hintermann, die letzte Abseilstelle herabgeschwebt kam, war es bereits vollständig dunkel geworden (20 Uhr).

Ein schüchterner Versuch, in der Dunkelheit das harte Eis des „oberen Schneefeldes" hinabzuhacken, erwies sich als unmöglich. So mußten wir uns eben hier für die

Nacht einrichten, der süße Traum, auf dem Geröllband an der „Roten Ecke" ein Biwak beziehen zu können, war hoffnungslose Utopie geblieben.

Im flackernden Scheine eines Kerzenstummels schlugen wir aus dem harten steilen Eise, unter nicht geringen Anstrengungen eine Bank, versehen mit seiner Geländesicherung am Eishaken. Die harte Arbeit war nicht unbelohnt und unser nächtliches Werk bot uns verschiedene Vorteile. Vor allem hatten wir bei der wilden Hackerei eine brauchbare Anfangstemperatur für das Biwak erreicht, außerdem konnte man sich auf die Bank schlemmerhaft hinsetzen und Triumph, dabei sogar den viermännigen Schlafsack verwenden. Trotzdem war auch in dieser Nacht die Lage unseres Biwaks keine allzu freundliche. Steil zu unseren Füßen, 1500 *m* unter uns, wälzte der Uschbagletscher seine Eismassen zu Tale, ober uns aber drohte die grimme Gipfelwand, jeden Augenblick bereit, ihre überflüssigen Eisbrocken abzuschütteln.

Gleichwohl, der Uschba war gefallen, unser stolzer Traum war Erfüllung geworden und der Weg hinab zu unserem Lager war frei. Semenowsky und Rächl bereiteten einen Haferkakao, dessen bloßer Duft all die raffinierten Genüsse des gerissensten Gourmands schlug. Frohe Biwakstimmung stieg in uns auf. „Wie einst im Mai", kalauerte einer neben mir in das Dunkel und Semenowsky machte das Kaukasusgeschrei Dr. Beigels vom Jahre 1928: „O, wir armen Biwakaren", so armselig drollig nach, daß wir alle lachen mußten. — Und das ist das Geheimnis aller Bergkameradschaft, daß immer einer sich findet, der den Funken Humor weckt und entfacht, der am Grunde jeglichen Geschehens schlummert. — In dieser Nacht aber schliefen wir alle, trotz der kalten Unterlage, herrlich.

Um 4 Uhr 50 Min. verließen wir am Morgen unseren Biwakplatz und pickelten uns unterhalb der Felsen quer durch das harte Eis. Über die „Rote Ecke" erreichten wir um 9 Uhr 30 Min. den „Falken" und ließen uns dort gerne auf den warmen Felsplatten zu einem kleinen Schläfchen verleiten. Es war so schön, sich zu sonnen, wieder einmal liegen und sich recken zu können. Der weitere Abstieg wurde zunächst über das „untere Schneefeld" direkt, später wieder in den westlichen Begrenzungsfelsen ausgeführt.

Kurz unter der Scharte im Südgrat, in der Nähe von Schmelzwasser, brummte unser Benzinkocher das letzte Mal am Uschba zu einem kärglichen Mittagsmahl, ein Ton, der unseren stets hungrigen Mägen längst Musik geworden war. Das in den Morgenstunden noch strahlende Wetter hatte sich in der Zwischenzeit sehr verschlechtert. Graue Wolkenfetzen deckten die Gipfelwand und schleiften trübe über die weiße Fläche des „unteren Schneefeldes". So wurde uns der Abschied beim letzten Rückblick von der Scharte nicht schwer.

Um 13 Uhr 50 Min. tauchten wir in das Kellergrauen der Eisrinne. Doch mit der einen Stunde, die für die Eisarbeit in dieser Rinne angesetzt war, hatten wir uns bös verrechnet. Noch einmal schien der Uschba mit einer grimmen Geste sich seines Rufes zu wehren und die Eindringlinge in sein selbstherrliches Reich mit einem vierten Biwak zermürben zu wollen. Erst nach vierstündiger Eisarbeit erreichten wir, von den triefenden Seilen völlig durchnäßt, die große Felsstufe zwischen den beiden Rinnen. Dort begegneten uns bereits die ersten Schatten der Nacht.

Über die Lailakette war ein drohendes Gewitter aufgezogen, pechschwarz kam es über das Tal von Betscho heran. In unserem begreiflichen Bergabtrieb hatten wir noch ein falsches Band erwischt und mußten noch einmal zurück. Endlich standen wir im „großen Couloir". Unter beklemmender Spannung prüfte der Erste den Schnee in der Rinne. Gewonnen! Da lag herrlicher Firn, gerade weich genug, zur sausenden Abfahrt.

Inzwischen war das Unwetter hereingebrochen. Flammende Blitze rissen Feuergarben in das Dunkel, krachend hallte der Donner in den Wänden wilder, prasselnder Regen klatschte über die Felsen. Und dieses Inferno schien uns just die rechte Musik zu

der tollen Talfahrt, in der wir das „große Couloir" abwärts jagten — das treffliche Finale an dem bedeutsamen Berg, dessen Erleben in unserer Erinnerung stets mit unverwischbaren Runen stehen wird.

Das Unwetter war, so rasch es gekommen, über dem Felsbau der Gulba wieder abgezogen. Lachend sprangen wir über den aperen Gulgletscher und stolperten über die klobigen Blöcke der Moränenschneide dem freundlichen Lichtauge unseres Lagers zu. 88 Stunden waren vergangen, seit wir es verlassen hatten.

Auf unser Kampfgeschrei kam verwundert Herr Anosow aus seinem Zelt, in der Hand einen Topf „Haferflocken in Milch", die er sich eben zum Abendbrot bereitet hatte. Ein Anblick, der unsere ausgedörrten Magennerven nicht wenig reizte. Merkl nahm ihm den Topf gleich wohlwollend ab, damit er uns doch so richtig die Hände schütteln konnte und dann kam ein Fragen und Erzählen und Beglückwünschen. Der gute Anosow aber hatte seine „Haferflocken in Milch" nie wieder gesehen...

In flutendem Mondlicht thronte der Uschba über unserem Lager, wie getriebenes Silber gleißte sein stolzer, firnverbrämter Scheitel und bewachte den tiefen Frieden unserer Zelte. Darin schliefen vier Glückliche den wonnigen traumlosen Schlaf müder Bergsteiger.

5. Teil:

Elbrus-Westgipfel, 5629 *m*, und Heimfahrt

Von Fritz Bechtold, Trostberg

Wir hatten am Abend des 20. August nach zweitägigem Marsch von Gul über den Betschopaß die Touristenbasa in Tegenekli erreicht.

Der Weg durch die birkenbestandenen Auen des Dollraswistbaches auf diesen wohl bequemsten Hochpaß im Kaukasus und drüben hinab den Jusengigletscher ins Baksantal hatte unter dem Zeichen einer allgemeinen Magenverstimmung gestanden. Bei unserer Rückkehr vom Uschbalager nach Gul hatten wir uns nämlich dort so ausschließlich mit der Vertilgung eines Siegesmahls größten Stils beschäftigt, daß nunmehr unser Magen, dieses im Kaukasus so grausam mißhandelte Organ, endgültig streikte. Unser Einzug in Tegenekli entbehrte übrigens nicht einer gewissen Komik. Wir hatten auf dem Küschplateau Träger angeworben, die sich im Baksantal zum Mähen verdingten. Und diese Leute boten in ihren langen Lodenkitteln, mit ihren breitkrempigen Filzhüten, ihren Wasserschläuchen und ihren langen Sensen ein solch malerisch heroisches Bild, daß wir in diesem Aufzug ruhig mit den Tirolern Anno 1809 gegen die Franzosen hätten antreten können.

In der Touristenbasa erwartete uns eine zweifache Überraschung. Die erste war unsere große Proviantkiste, die entgegen aller mutmaßlichen Schwierigkeiten nun doch eingetroffen war. Da standen wir nun vor dem offenen Koffer und freuten uns über die vielen Eßvorräte wie beschenkte Kinder unter dem Weihnachtsbaum.

Die zweite Überraschung bestand in einem freudigen Wiedersehen mit der österreichischen Kaukasusexpedition, den Herren Chladek, Kaser, Slezak und Tomaschek, die bereits zur Heimreise startbereit waren. Ein fröhlicher Abend vereinigte die beiden Expeditionen in den gastlichen Wirtschaftsräumen der Basa. Unter beiderseitigem Erzählen der mannigfachen Erlebnisse im Kaukasus verging die Zeit im Flug. Nur gut, daß damals kein Alkohol auf den Tisch kam — es gab nämlich keinen — sonst wäre uns andern Tags der Weg zum Elbrus wohl noch recht sauer geworden.

Wie uns abgeschlagene Touristen, die nach mehrtägiger Belagerung vom Elbrus

kamen, erzählten, stand eine Besteigung zu jener Zeit keineswegs unter günstigen Aussichten. In den Hochregionen war tiefer Neuschnee gefallen und über 4000 *m* wütete der Sturm. Dringendem Abraten schenkten wir kein Gehör, denn unsere Zeit war schon zu knapp bemessen, und dem König der Berge im Kaukasus mußten wir doch noch am Ende unserer Fahrt unsere Aufwartung machen. So wollten wir unser bisher treues kaukasisches Bergglück auf die letzte Probe stellen.

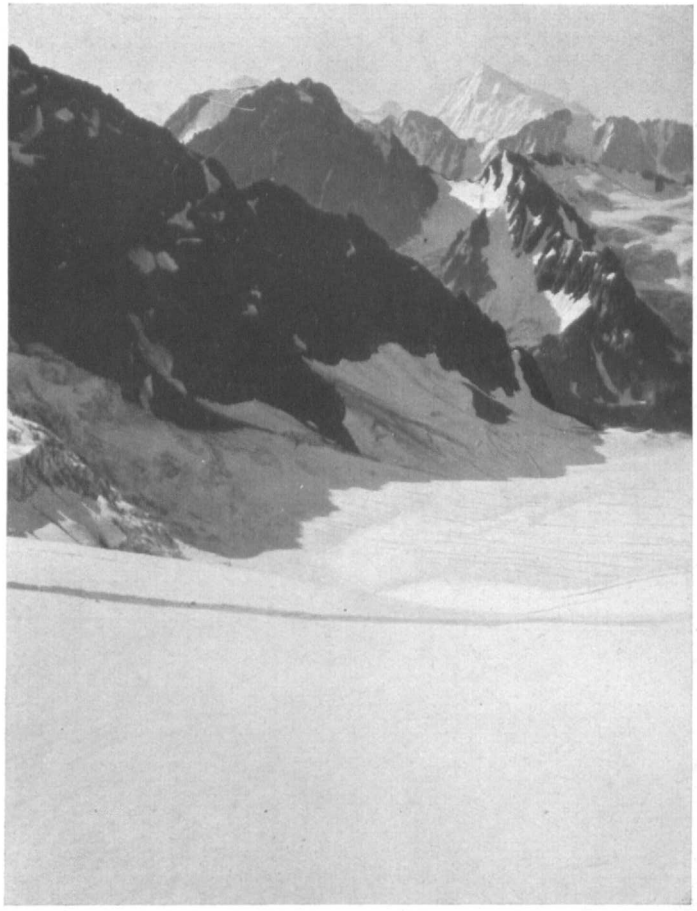
Zu spät — um 9 Uhr morgens — verließen wir am 21. August nach einem herzlichen Abschied von den Österreichern Tegenekli und zogen die von windzerzausten Kiefern begleitete Straße nach Kosch Asau. Der Weiterweg von hier über die steilen Wiesenhänge zum Krukosor verlief ziemlich eintönig. Erst von hier sieht man zum ersten Male die endlosen Eis- und Schneewüsten des Elbrus. Alles ist an diesem Berge dimensionslos, Weite und Höhe. Von seinem Anblick sagt Dr. Leuchs mit treffenden Worten: „Drei Dinge sind es, welche den erloschenen Vulkan so imposant machen: seine Höhe; er überragt den höchsten Berg seiner Umgebung, den Aschba, um 1000 *m*; seine Masse, er baut sich auf einer Fläche auf, auf welcher zehn 4000er reichlich Platz hätten; seine isolierte Stellung, er ist dem Hauptkamm nördlich vorgelagert." Nur eines gibt es, was an diesem Berg von Jahr zu Jahr abnimmt, zum Schwinden gebracht wird; das sind seine Lavamassen, die in ihrer rotbraunen Färbung seltsam genug von dem strahlenden Weiß ihrer Umgebung abstechen, bis auch ihre letzten Reste die Schnee-Einsamkeit seines Firnmantels deckt.

Über diese Lavamoränen gelangten wir um 15 Uhr 15 Min. auf den aperen Asaugletscher. Das Wetter, das schon unten am Krukosor recht bedrohend aussah, hatte sich inzwischen sehr verschlechtert. Im Nebel kamen wir wohl zu weit nach links und steckten plötzlich in einem wilden neuschneebedeckten Spaltengewirr. Zudem war zu gleicher Zeit ein greuliches Gewitter losgebrochen. Den flammenden Blitzen folgte unmittelbar der krachende Donner, wir standen mitten im Hochgewitter. Die Situation wurde jedenfalls so ungemütlich, daß Merkl und Rächl mit viel List und Schläue die Reste einer einstens 40 *m* langen Rebschnur aus ihren Rücksäcken entnahmen. Nur gut, daß uns niemand sehen konnte, wie wir zu fünft an unserem Bändelein den Asaugletscher aufwärts zogen.

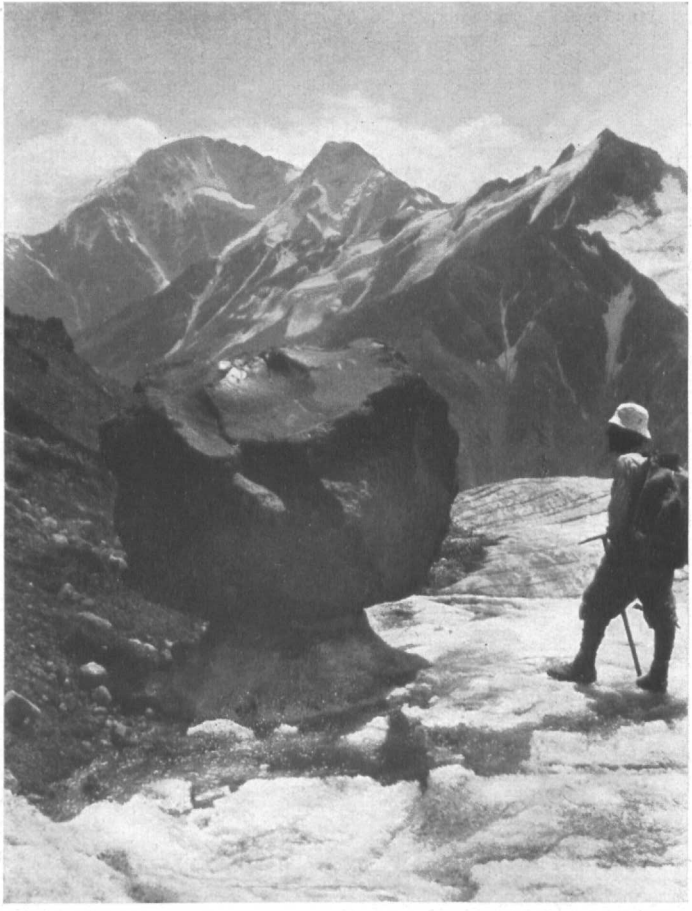
Um etwa 12 Uhr verzog sich das Unwetter wieder — Semenowsky, der heute zum drittenmal auf den Elbrus ging, prophezeite sogar für morgen einen schönen Tag. Trotzdem konnten wir der darauffolgenden Schneestampferei am Steilhang empor zur kleinen Unterstandshütte (am Punkt 4135 *m*) nicht recht froh werden. Diese Hütte war erst vor kurzem errichtet worden und ist vollständig aus Blech gebaut. „Briefkastl" wurde sie von den Österreichern genannt — für uns jedenfalls mit erfreulichem Inhalt. Auf der Hütte trafen wir vier Russen, unter Führung von Prof. Halpern aus Moskau, Bekannte Semenowskys, die hier seit Tagen den Elbrus belagerten, und uns mit heißem Tee den Willkomm boten. Prof. Halpern, der während des Weltkrieges Professuren an mehreren deutschen Hochschulen innehatte, sprach fließend deutsch, eine angeregte Unterhaltung kam auf. Wahrscheinlich hatte auch die gedrängte Lage in der kleinen Hütte, die verdammt der von „Ölsardinen in Büchse" glich, schuld, daß wir uns erst sehr spät zur Ruhe legten.

Aus diesen Gründen wurde der für 1 Uhr anberaumte Aufbruch zum Elbrusgipfel verschoben. Erst um 5 Uhr verließen wir die kleine Hütte. Ein herrlich blauer Tag war auf den Elbrus gestiegen, strahlende Morgensonne spielte um die makellosen Schneedome seines Doppelgipfels. Greifbar nahe schienen sie uns in der perspektivischen Verkürzung von unserem Standpunkt. Und von keiner anderen Bergfahrt entsinne ich mich, daß wir uns in der Abschätzung von Zeit und Entfernung so bös verrechneten wie hier in den endlosen Schneeflächen dieses Berges und trotz unserer kaukasischen Erfahrungen.

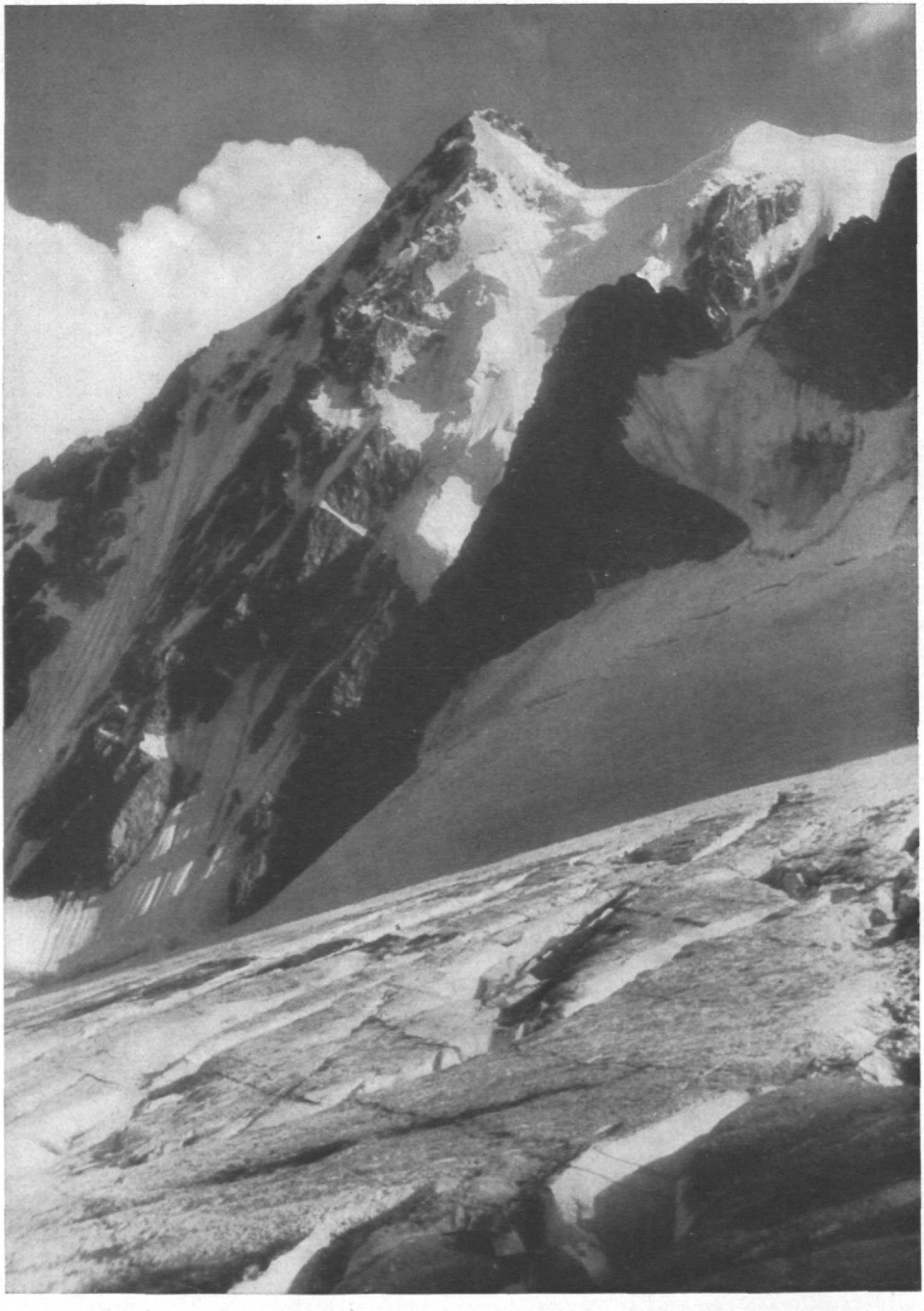
Der Weg über die kaum merklich ansteigenden Schneefelder in dem immer tiefer



Der Tetnuld, 4853 *m*, vom Aufstieg zum Baschilpaß, 3450 *m*



Der Donguforun, 4468 *m*, vom Asau-Gletscher (Elbrusmassiv)



Kulak-Tau, 4062 *m*, vom Kulakgletſcher

werdenden Pulverschnee gestaltete sich äußerst mühsam. So schienen die Warner von Tegenekli nun doch recht zu bekommen, nur der Sturm hatte sich gelegt. Die anstrengende Spurarbeit wurde fast ausschließlich von den Uschbakämpen geleistet, ausgenommen Rächl, dessen Magen noch immer über die ihm zugefügte Unbill des Übermaßes grollte. Immer kürzer wurden die Zwischenrasten zwischen unseren Stehrasten, 40, 30, 20 abgezählte Schritte und dann standen wir wieder im tiefen Schnee und froren. Selbst die Vorstellung, daß vor einiger Zeit die Österreicher frisch und heiter mit Schneeschuhen durch die endlosen Schigefilde dieser Gegend zogen, wirkte nicht übertrieben anregend und befruchtend auf unsere Gemüter. So kam die Nacht und wir waren noch nicht am Gipfel.

In der Mulde, die von der Scharte zwischen den beiden Elbrusgipfeln herabzieht, wurde Anosow bergkrank und gab die Besteigung auf. In derselben Nacht erreichte er noch, vom Mondlicht begünstigt, die kleine Unterstandshütte am Punkt 4135 *m*. Zur selben Zeit saßen wir 200 *m* unter dem Westgipfel im sturmgepeitschten Billrothsack und froren kläglich. Dieses letzte unserer kaukasischen Hochlager war das weitaus kälteste, das Thermometer zeigte —10° C und ein wütender Ostwind tat sein übriges. Rächl mußte sich immer wieder die Füße mit Schnee massieren. Auch einige Teilnehmer der Partie Halpern zeigten an Händen und Füßen starke Erfrierungserscheinungen, wie sich später herausstellte zweiten Grades. Einer der Herren wurde sogar am andern Tage von Kosch Aisau abtransportiert und mußte sich vor seiner Heimreise in Naltschik einer längeren ärztlichen Behandlung unterziehen. Unter diesen betrüblichen Umständen gab auch die Partie Halpern den Gipfel auf und verließ um 11 Uhr bei hellem Mondschein unsern Biwakplatz.

Um 4 Uhr morgens brach der Rest unserer stark gelichteten Phalanx auf zum Westgipfel. Es war bitter kalt und unsere Glieder waren steif und starr. Nach 1 Stunde standen vier staunende Menschlein am Westgipfel des Elbrus unter der blauen Wölbung eines makellosen Morgens.

Ein alles umfassender Blick tut sich hier auf, ein Blick auf zwei Welten: diesseits, scharf umrissen, bis in nie gesehene Fernen, die ewigen Burgen der kaukasischen Eisriesen; jenseits über der sanften Brandung grüner Vorkuppen das smaragdene Meer der russischen Steppe, raumlos und unendlich. Wohl haben Berufenere vor mir versucht, den Eindruck der gewaltigen Fernsicht dieses Berges in Worten zu meistern. Bei aller Vollkommenheit wird das ein hilfloses Gestammel bleiben vor dem Unermeßlichen, was sich da in feierlicher Runde bereitet. Vor dem Unendlichen versagt der Born der Sprache und sein Weihelied hat noch kein Menschenmund wieder zu singen vermocht.

Nur kurz war unsere Gipfelschau, Kälte und Wind trieben uns abwärts. Erst unterhalb des Steilhangs ließen wir uns in der Sonne zu längerer Rast nieder. In der wohligen Wärme wurden unsere steifen Glieder wieder gelenk, pulsierende Daseinsfreude stieg in uns auf. Die kristallene Klarheit der frühen Morgenstunde schenkte uns einen seltenen, ungetrübten Blick auf all die erstarrten Wogen des Bergmeeres vom fernen Osten bis zum Gipfelgewirr der abkasischen Berge. So schön war es auf dieser beherrschenden Warte, und immer wieder entdeckte einer aus dem Gewimmel der Fernen jubelnd einen Gipfel, der uns auf unserer langen Fahrt Erfüllung geworden war. Da stand im Osten unser Aziwaschkitau in der Sugangruppe und dort der Koschtantau — scharf umrissen zeichnet sich in das Blau des Himmels die ebenmäßige Linie seines Nordgrats — hier der schneidige, dreigipfelige Kulaktau mit all den anderen guten Bekannten in der Swetgargruppe und endlich unsere Freude und unser Stolz, der Uschba. Und diese Stunde, wonniger Rückschau war das schönste Geschenk, das uns die kaukasischen Berge mitgaben auf unseren Heimweg.

Ganz im Banne dieses Bildes wurde uns der Abstieg über die Riesenlaken der

Schneefelder nicht schwer. Bereits um 8 Uhr erreichten wir die Hütte. Wie nach dem Uschba, war es auch hier wieder Anosow, der mit herrlicher Hühnersuppe und dampfendem Tee sich um unser leibliches Wohl verdient gemacht hat. Alles wäre bei der Siesta auf den warmen Felsplatten vor der Hütte eitel und guter Dinge gewesen, wenn nicht in unsere Beschaulichkeit der Schatten eines Autos gefallen wäre, das um 15 Uhr in Tegenekli abgehen sollte — und das wir erreichen mußten.

Und so jagten wir durch Sonnenglast und Firnenglanz über den Asaugletscher, hinab über die Lavamoränen beim Krukosor. Als wir über Kosch Asau pünktlich Tegenekli erreichten, da war aber dieses Auto, das uns um einen schönen Nachmittag und einen beschaulichen Abstieg geprellt hatte, nicht da.

Heimfahrt und Rückblick

Bei unserer Rückkehr vom Elbrus konnten wir in Tegenekli die italienische Kaukasusexpedition begrüßen, die Herren Dr. Pollitzer und Dougan. In ihrer angenehmen Gesellschaft ließ sich die Enttäuschung über die Verzögerung unserer Abreise leichter ertragen. Herr Dougan, der sympathische Triester Bergsteiger, erzählte uns von seinen Bergfahrten in der Karnia und viel Liebes von seinem väterlichen Freund, Herrn Dr. Kugy. Und Dr. Pollitzer, der Weltmann, kredenzte uns seinen Wein — Whermout stand auf der Etikette — italienischen Wein inmitten kaukasischer Berge; ich werde ihn nie vergessen.

Unser Auto hatte, wie es hieß, irgendwo auf der Strecke Achsenbruch erlitten. Der mußte schon recht arg gewesen sein, denn es kam nicht, weder am Abend, noch in der darauffolgenden Nacht. Ich hatte übrigens nie daran geglaubt; man kann es sich einfach nicht vorstellen, wie durch diese unberührten Täler ein solch Vehikel technischer Vollkommenheit rattert. Und da ich dieses imaginäre Auto auch nicht am andern Tage, noch je später einmal sah, blieb mein Bild von der Weltferne dieses Landes und der Unbefangenheit seiner Bewohner ein völlig ungetrübtes.

Inzwischen hatten wir uns auf eine andere Fortbewegungsmöglichkeit besonnen. Schließlich konnte man auch mit einer Telega — das wäre bei uns zu Hause ein Heuwagen — die 120 *km* nach Naltschik hinausfahren. Ein glücklicher Pferdebesitzer wurde gesucht und gefunden. Nach erfreulichem Abschluß unseres Handels sagte der Mann grinsend: „Karascho, ich werde die Pferde holen und gleich kommen." Das war bereits am 24. August um 8 Uhr morgens. Dr. Pollitzer, ein leidenschaftlicher Photograph, mit prophetischem Weitblick meinte dazu: „Gut, ich werde von ihrer Abfahrt eine — Blitzlichtaufnahme machen", weil er wußte, daß er frühestens nach Einbruch der Dunkelheit zum Photographieren kommen werde. Wie Leute doch boshaft sein können! Und richtig, auch unser Telegamann kam nicht. Seine Pferde waren nämlich gar nicht hier, sondern gingen auf den Weideböden irgend eines hochgelegenen Kosches ihrer natürlichen Gefräßigkeit nach. Inzwischen machte der Mann, um seine Pferde zu holen, eine Bergtur, die man in unseren bayerischen Voralpen sicher beträchtlich gefunden hätte. Beinahe hätte Dr. Pollitzer recht behalten, denn als wir nach herzlichem Abschied von den Russen und den Italienern endlich auf unserer Telega saßen, war es wirklich Abend geworden.

Dann fuhren wir talaus unter den herrlichsten Kiefern, die im Tal des Dongosorun stehen und die lavabraunen Wasser des Baksanbaches donnerten uns den letzten Gruß der lichtumflossenen Höhen des Elbrus zu. Auf leisen Fittichen kam die Nacht. Zum letzten Male glühten für uns im Purpurbrand des Abends die kaukasischen Firne. Langsam stiegen die Schatten zu Berge. Das letzte Licht verglomm auf dem makellosen Scheitel des Dongosorun.

Jetzt, da wir endgültig Abschied nehmen müssen von diesen Bergen, wird uns doch

weh ums Herz. Und wir selbst, die wir seit Wochen gemeinsam Freud und Leid ertragen, miteinander gehungert und gefroren und jubelnd in der Sonne Glast auf stolzen Gipfeln gestanden haben, müssen nun in kurzer Zeit wieder auseinandergehen, jeder in seine Welt. Sinnend, beinahe wehmütig fahren wir hinaus durch die raunenden Wunder einer silbernen Mondnacht.

Am anderen Morgen sind die Berghänge zurückgetreten, die unendliche Steppe nimmt uns auf. Endlos dehnt sich der Blick über die ungeheure Fläche, diese uferlose Weite. Wir springen herab von unserer Telega und ziehen stundenweit zu Fuß durch den feinen Staub und das raschelnde Gras, bis wir gerne wieder die rüttelnde Folter unseres Wagens eintauschen. Auch diese 120 *km* werden noch vergehen! Aus dem Rhythmus der polternden Räder dämmert mir langsam der Sinn dieser Landschaft, ihrer Bewohner und deren Lieder. Ihr Geheimnis ist die Weite und die Weite ist Sehnsucht. Man muß auf diesem Boden geschlafen haben, gehungert und gedürstet, von seinem Staub durchtränkt sein, bis man erfassen lernt, was in der Ferne den Magyaren heimzieht zu seiner Pußta, den Beduinen zu seiner Wüste und den Kirgisen zu seiner Steppe.

Ein blauer Tag ist verblichen, im Dunkel flimmern in unwirklicher Ferne die Lichter unseres Ziels. Spät in der Nacht erreichen wir Naltschik. Der große Ring ist geschlossen, 7 Wochen sind darüber verstrichen. Die Durchquerung des zentralen Kaukasus ist geglückt.

Erdjias Dag

Der „Mons Argäus" der Alten über der anatolischen Wüstensteppe

Von Ing. Eugen J. Ritter, Dessau

I. Vorgeschichte

> Erschaffen hat er die Himmel ohne sichtbare Säulen, und er warf in die Erde die festgegründeten Berge, damit sie nicht wanke mit euch; ... Koran, 31./Sure 9.

„... nördlich von Nigdeh sahen wir zum ersten Male den Argaeus oder Erdschias Dagh, der, 4000 *m* hoch, in seinem Schnee- und Wolkenmantel sich als der Riese und König des wundersamen Landes zwischen Kaisarieh und Tuz-Göl erwies, an dessen Schwelle wir jetzt standen. Ein Artaxerxes soll einst dem Perser Kappador (?), der ihm auf der Jagd das Leben gerettet hatte, zum Dank dafür alles vom Gipfel eines hohen Berges (Argaios?) sichtbare Land geschenkt haben"[1]).

Der Mons Argäus, Kleinasiens „Weißer Berg", heute Erdjias Dag genannt, erhebt sich in der türkischen Provinz Kappadokien unvermittelt aus baumloser sonnenverbrannter Steppe. Sein schnee- und eisumgürteter Gipfel leuchtet weithin sichtbar über Anatoliens Hochebene, durch die der Kysil Irmak (roter Fluß), den die Alten Halys nannten, seine gelbbraunen Fluten drängt.

Nordseits — fast noch im Schatten des Riesen — Kaisserie, eine orientalische Stadt — mit ihren Moscheen, der Seldschukenburg und engen düsteren Gassen zwischen Flachdachhäusern, mit einem bunten lärmerfüllten Basarleben und den unübersehbaren Ruinenfeldern des zerstörten armenischen Stadtteiles.

Seltsam — wie eine märchenhafte Theaterkulisse — wirkt hier der Gegensatz zweier Welten —: orientalische Stadt in fast alpiner Landschaft.

So thront der Mons Argäus — ein Einsiedler über Steppenweiten — in einem Lande, welches reich ist an historischer Vergangenheit, wie kaum ein anderes im Orient; bedeutende Völker und blühende Kulturen sah er in seinem Umkreis kommen und wieder vergehen, der Mythos, der sich an die Felsgrotte auf seinem Gipfel knüpft, umgibt ihn mit geheimnisvollem Zauber; — manches beleuchtet die Ersteigungsgeschichte, so daß es fast geboten erscheint, kurze Rückschau zu halten, um die Eigenart dieses Berges zu verstehen.

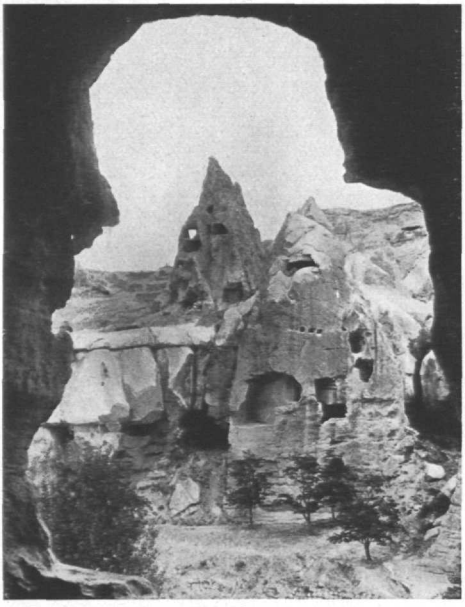
Noch im Dunkel vorgeschichtlicher Zeit weideten auf der Hochfläche Kappadokiens die Herden des rätselhaften Hettitervolkes; schon im helleren Licht der Geschichte sehen wir den Perserkönig Krösus, der mit seinem Heer den Halysfluß durchquert, nachdem ihm das Orakel geweissagt: „So du den Halys überschreitest wirst du ein großes Reich zerstören".

Als eine der Satrapien zählte Kappadokien zum Weltreich Alexanders des Großen. Xenophon und sein Heer der Zehntausend schleppte sich einst, geschlagen und kampfesmüde, durch Anatoliens Wüstensteppe.

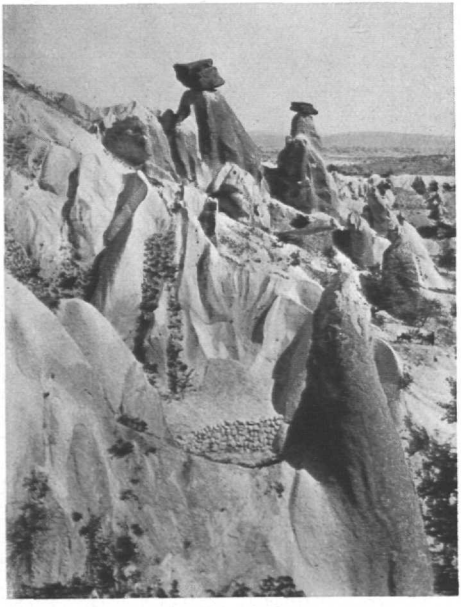
Zu höchster Blüte gelangte das Land als Provinz des Römischen Weltreiches. Die Hauptstadt Cäsarea zählte damals 400 000 Einwohner — dasselbe Kaisserie von heute — mit seinen kaum 40 000 Bewohnern; die biblische Stadt der Heiligen und Märtyrer, der Bischofssitz Basilius des Großen, Gregor von Nyssa's und Gregor von Nazienz, der bedeutendsten Kirchenmänner ihrer Zeit, dem leuchtenden Dreigestirn am Himmel der, christ-

[1]) Oberhummer, Roman und Zimmerer, Heinrich. Durch Syrien und Kleinasien, Berlin 1899 (S. 119).

Steppenfriedhof am Nordfuß des Erdjias Dag. Auf den vorgelagerten Hängen erhob ſich die bibliſche Stadt Cäſarea



Blick aus einer Mönchshöhle auf die gegenüberliegende Talwand. Zu den Höhlenwohnungen führen im Innern der Tuffpyramiden teils Wendeltreppen empor



Tuffsteinfelsen
mit aufgelagerten Lavablöcken

Das Innere einer unterirdischen, aus dem vollen Tuffgestein herausgehauenen Höhlenkirche. Am Wandfries die Darstellung der Apostelgeschichte

lichen Welt. Christenverfolgungen und der Bilderstreit tobte — zahllos sind die Namen der kappadokischen Glaubenshelden; — jeder Schritt Land legendärer Boden. In jenen sturmbewegten Zeiten zogen sich flüchtende Mönche in die Einöden der Berge zurück und besiedelten Höhlentäler.

Um die Jahrtausendwende brachen aus der zeitlosen Welt der asiatischen Steppe Nomadenhorden hervor, eroberten Kleinasien und pflanzten auf den Trümmern christlicher Kultur den Halbmond auf. Der Volksstamm der Seldschuken gelangte zur Macht — kaum seßhaft geworden — errichteten sie herrliche Bauwerke, Zeugen ihrer völkischen Kraft und ihres Ruhmes. Kaum zwei Jahrhunderte später verschwanden sie wieder, ebenso schnell, wie sie meteorhaft aufgetaucht waren — sie wurden aufgesogen von ihren Blutsbrüdern, Mongolen und Osmanen.

So war Kappadokien Kampfplatz fast aller Völker des Orients; schon der Wandel des Städtenamens beleuchtet ein tragisches Geschick: Mazaka — Eusebia — Cäsarea — Kaisserie.

Was blieb aus Kappadokiens großer Zeit erhalten...?

Spurlos verschwunden sind die antiken Tempel Mazakas, zertrümmert die Kathedralen Cäsareas — nur die Ruinen kurzer seldschukischer Herrlichkeit liegen inmitten der Steppe im Bannkreis des Berges: Karawanserein, Moscheen und Kümbets — prunkvolle Grabmäler; — unaufhaltsam verfallen sie — vergessen und von niemanden gepflegt...

Eine neue Zeit bricht an — Anatolien erwacht als das Kernland der jungen, türkischen Republik. Vordringende westeuropäische Zivilisation entzaubert unaufhaltsam den Orient — geheiligte Traditionen wanken — Symbole uralten Osmanentums: Fes, Schleier und Schrift sind gefallene Größen; doch schwerwiegender als die Umwälzung in äußeren Dingen ist der Wandel, der sich in der Psyche des türkischen Volkes vollzieht.

Schon verschwinden die Karawanenstraßen, verweht von den Sandstürmen der Steppe, — verödet durch die Konkurrenz der Eisenbahnen. Ende 1927 wurde die Bahnlinie Ankara—Kaisserie fertiggestellt; heute gelangt man in zwölfstündiger Fahrt von Ankara an den Fuß des Erdjias Dag, der — gewaltig in Ausmaß und Gebärde — die kappadokische Landschaft beherrscht und — wo immer man stehen mag — diese phantastische Stadt in seinen Schatten; fast möchte man glauben, etwas von seinem Wesen ströme auf die Menschen dieser Erde über, die trotzig sind und selbstbewußter als anderswo, — oft hart an der Grenze des Überheblichen...!

Überall im weiten Umkreis des Berges stößt man auf Spuren einstiger Blüte und des Verfalles menschlicher Werke; — nur an seinem Antlitz gingen die Jahrhunderte fast spurlos vorüber; — so erscheint er als ein Symbol der „ewigen Berge" und ist doch nur ihr Trugbild —, denn

„Eines Tages werden
die Berge vergehen,
und schauen wirst du
eben die Erde, ..."
Koran, 18. Sure/45.

II. Der Berg (Lage, Aufbau und Gestalt)

Kleinasien ist ein „kleines Asien" und hat bezüglich Aufbau und Bodengestalt vieles mit dem großen Asien gemeinsam. In seiner Mitte breitet sich ein weites Tafelland aus, das im Norden und Westen mit Terrassenländern und Randgebirgen zu den Küstenstrichen abfällt und im Osten und Süden von den Bergketten Armeniens und des Taurus umschlossen wird. Zusammenfassend „anatolisches Hochland" genannt, gleicht es in Klima und Bodenbeschaffenheit den Hochflächen Zentralasiens und schon Curtius (Gr. Gesch. I, 5) nennt es ein kleines Iran.

Abgesehen von faltigen Hügelzügen entragt als einzige — weitaus bedeutendste Erhebung dem anatolischen Hochland der Bergzug des Erdjias Dag; ziemlich genau

von West nach Ost verlaufend. Sein Hauptgipfel kulminiert mit 3830 *m*, die zahlreichen kleinen parasitären Vulkankegel erreichen im Mittel nur eine Höhe von 2500 *m*.

Die Nordflanken des Berggebietes wachsen steil aus der Ebene empor, durch die der bedeutendste Fluß des inneren Kleinasien, der Kysil Irmak strömt. Ostwärts verlaufen die vulkanischen Hügelketten mit dem am weitesten vorgelagerten Maratschak, 2034 *m*, auf der Hochebene. Im Süden trennen Niederungen mit teils vertrockneten Salzseen das Bergmassiv von der Tauruskette. Nach Westen zu verlieren sich die größeren vulkanischen Erhebungen in einer Hügel- und Faltenlandschaft, die sich etwa 50 *km* weit fortsetzt zu den Troglodytentälern bei Urgüb und Newschehir, — Tuffgesteinformationen in bizarren und seltsamen Bildungen, wie wir sie auf unserer Erdrinde ähnlich kaum wiederfinden. Am Schluß des Abschnittes werden sie kurz behandelt.

Das eigentliche Berggebiet umfaßt etwa 1300 km^2, bei ungefähr gleicher Längen- und Breitenausdehnung von etwa 38 *km*. In seinem Gesamtumfang liegt es in der türkischen Provinz Kappadokien, deren Hauptstadt Kaisserie[1]) ist. Die Höhenlage der Stadt mit 1064 *m*, eher mehr, entspricht ungefähr der mittleren Höhe des anatolischen Hochlandes.

Das Klima Kappadokiens — mit der trockenen Luft des Hochlandes — ist fast kontinental und bewegt sich in Extremen. Auf lange harte Winter folgen kurze heiße Sommer. Selbst noch im April zieht sich oft die Schneegrenze bis in 2000 *m* herab.

Der Anblick des Erdjias Dag von der Stadt Kaisserie gesehen wirkt ungemein imposant, in immer höher aufsteigendem typischem Vulkankegel baut sich das Bergmassiv gegen den Hintergrund auf; das Massiv des Hauptgipfels mit seinen eisbedeckten Nordflanken ist vollkommen alpin.

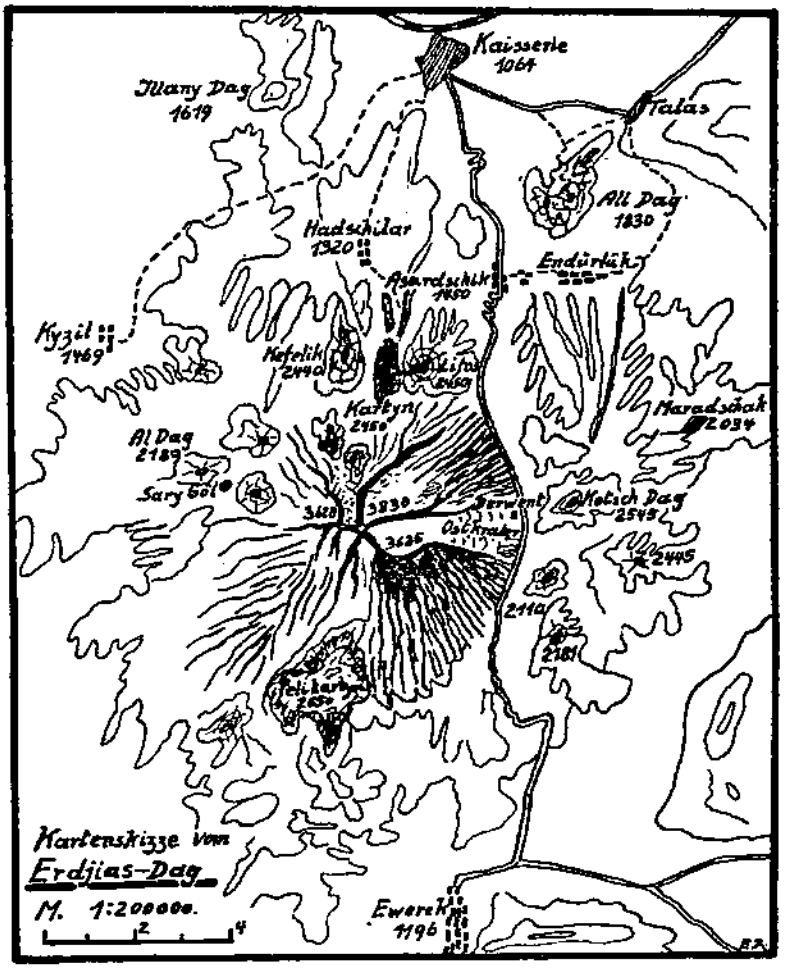
Die tieferen Lagen, und alle Bergausläufer sind bis in eine Höhe von 1400 *m* mit Gärten förmlich übersät, in denen sich, nach Art römischer Landhäuser gebaut, die tür- und fensterlosen „Sommervillen" der wohlhabenderen Kaisserieaner befinden. Hier auf den kühleren Höhen verbringt man die heißen Sommermonate, geschützt vor Moskitos und Sandstürmen. Zahlreiche Ortschaften liegen verstreut an den Hängen; die bedeutendsten auf der Nordseite sind Hadschilar, 1320 *m*, und Afardschik, 1450 *m*.

Das ganze Berggebiet wird durch eine tiefe Einsattlung, dem Hochtale Derwent, in einen West- und unbedeutenderen Ostteil getrennt. Dem Ostteil vorgelagert ist der Ali Dag, dessen prachtvoller Vulkankegel, von Kaisserie gesehen, sofort ins Auge springt. Die höchste seiner drei Spitzen, die östliche, hat eine Höhe von 1830 *m*. Eine Einsenkung zwischen ihnen ist als verfallener Krater anzusprechen; in seinem Grunde befindet sich eine Zisterne zum Wasserschöpfen für das Vieh. Der Berg weist überhaupt für anatolische Begriffe üppigen Graswuchs und reiche Flora auf. Auch Reste alter Bauten sind erkennbar. Der Ausblick auf das Erdjias-Hauptmassiv ist außerordentlich lehrreich. Der eigentliche Ostteil des Bergmassivs beginnt mit dem aus der Hochebene ansteigenden Maratschak, 2034 *m*, der sich in zahlreichen Wellenkuppen nach Westen fortsetzt bis zur höchsten Erhebung dieses Gebietes, dem Kotsch Dag, 2545 *m*, dessen Hänge steil zum Derwenttale abfallen. Die Nord- und Südflanken im Kammverlauf des Ostteiles sind von zahlreichen Erosionsrinnen durchzogen. Vom Kotsch Dag nach Südosten bzw. Süden erstrecken sich die weniger bedeutenden Erhebungen Kilissa Kaja (2445 *m*, Kirchfels), Kabak Tepe, 2328 *m*, und Kawak Tepe, 2181 *m*, alle mit spärlichem Graswuchs bekleidet.

Das Hochtal von Derwent verläuft ziemlich genau von Nord nach Süd in mittlerer

[1]) Im Altertum unter verschiedensten Namen: Mazaka, Eusebia am Argäus, Cäsarea, Kaisserie in zahlreichen Schreibarten, einige sind: Kaisariyah, Kaisaria, Kaisarieh, Kaisarije usw.; neueste Schreibart: Kayffarie.

Auch die Schreibart Erdjias Dag ist heute noch sehr unterschiedlich, früher Ardish, Erdjischdagh, Erjäus, Erdschisch, Erdschias Dagh, Erdjijas D. usw.



Kartenskizze vom Erdjias Dag

Höhe von 2110 *m*. Im Sommer weiden hier zahlreiche Herden mit Tausenden von Schafen, da das Tal üppigen Graswuchs aufweist. Hier befinden sich auch die Ruinen einer aufgelassenen Polizeistation. Von Kaisserie ausgehend, in der Ebene gerade verlaufend, und später in Serpentinen ansteigend führt durch das Dorf Asardschik eine uralte Kunststraße empor. Sie folgt an steinigen Berghalden einem oft ausgetrockneten Wasserlaufe, der, zeitweise in Schluchten verschwindend, vom Derwent herabkommt. Diese Paßstraße führt jenseits hinab zu dem 9500 Einwohner zählenden großen Dorf Ewerek, 1196 *m*, auf der Südseite des Berges. Früher war es ein vielbegangener Handelsweg, und auch heute benutzen ihn in den kurzen Sommermonaten, wo er passierbar ist, zahlreiche Karawanen. Die Straße ist nach anatolischen Verhältnissen in gutem Zustande und befahrbar.

Die erste Erhebung westlich vom Derwent ist der Hauptgipfel des ganzen Gebietes, der 3830 *m* hohe Erdjias Dag. Er entsendet nach Südosten und Nordosten zwei Grate, die die Ränder eines ungeheuren Ostkraters bilden. Der Krater ist nach Osten offen, die

beiden ihn bildenden Grate verlieren sich, wie der Kratergrund selbst, auf den Steinhalden, die zum Derwent herabziehen. Dr. Penther[1]) kommt zu dem Schluß, daß der östlich vom Derwent aufragende Kotsch Dag vielleicht der östliche Kraterrand gewesen sei, der durch die Bildung des Hochtales seinen Zusammenhang mit dem heutigen Kraterkessel verloren hat. Nach seiner Annahme ist auch der Kotsch Dag älteren Ursprungs, schon wegen seines älteren Gesteins und dem größeren Wasserreichtum, der auch eine üppigere Flora hervorbringt. Dabei ist naheliegend, daß er zu jener Zeit mindestens dieselbe Höhe wie der heutige Hauptgipfel hatte. Wir hätten es dann hier, was Ausdehnung anbetrifft mit einer der größten bekannten Kraterbildungen zu tun[2]).

Der Nordseite des westlichen Gebietsteiles ist vorgelagert der Illany Dag (1619 *m*, Schlangenberg), dessen Gipfelkuppe eine so auffallende Form hat, daß man auf künstliche Bildung schließen kann; tatsächlich soll er früher Befestigungen oder Kirchen getragen haben. Er ist mit vielem Gebüsch bewachsen, ein nach Süden vorgeschobener Ausläufer umschließt einen alten Krater, dessen Grund üppige Vegetation, — Aprikosenbäume und Rebenstöcke trägt. Der Illany Dag ähnelt in vielem dem Hauptmassiv, mit dem er selbst nicht zusammenhängt. Er ist jedoch auch wie dieses vulkanischen Ursprungs, was man von allen Erhebungen des Gebietes nicht sicher sagen kann.

Die Nordseite des Hauptstockes trägt zahlreiche ausgesprochene vulkanische Formationen. Fast in direkter Linie, Kaiserie-Hauptgipfel, fällt in etwa 2400 *m* Höhe ein warzenartiges Gebilde auf, das Kartyn genannt wird. Dieses riesige Trümmerfeld eines alten Blocklavastromes erweckt in der Nähe den Eindruck, als wäre es ein plötzlich in Felstrümmer auseinandergefallener Gipfel. Jenseits des Hauptmassives, auf der Südseite, befindet sich eine ähnliche Erscheinung, das Pelikartyn (2650 *m*, Steinerner Rücken), das jedoch eine fast zehnfach größere Ausdehnung als das Kartyn aufweist und dieses auch an Höhe übertrifft. Das Kartyn auf der Nordseite endet auf freien Hängen, die von einigen mächtigen Erosionsrinnen durchfurcht sind; zur Zeit der Schneeschmelze verwandeln sich diese in reißende Sturzbäche. Östlich vom Kartyn baut sich der wundervolle Vulkankegel des Lifos, 2450 *m*, auf, westlich eine ganze Zahl parasitärer Vulkane Kefelik, 2440 *m*, Südtondura, 2733 *m*, Karaseghyr, 2828 *m*, noch weiter im Westen Kepes Tepe 2074 *m*, Jilbat, 2571 *m*, Belischme Tepe, 2838 *m*, Jedygar Dag, 2603 *m*, Al Dag, 2189 *m*, und viele kleinere.

Das Hauptmassiv wächst in etwa 2900 *m* Höhe aus den Steinhalden der Nordhänge empor. Fast in direkter Gipfelfallinie verläuft nach Norden ein mit spitzen Felsnadeln bewehrter Grat. Er bildet nach Nordosten den Rand einer Mulde, während sich nordwestlich ein kleines Tal öffnet. Die Mulde im Schatten der Nordwand ist auch im Sommer mit Schnee erfüllt, während das Tal den einzigen kleinen Gletscher des ganzen Gebietes birgt. Frühere Forscher wie Hamilton und Tschihatscheff (siehe Ersteigungsgeschichte) suchten die Anwesenheit solcher auf der Südseite, während Tozer das Vorhandensein von Gletschern überhaupt bestreitet. Südseits befinden sich jedoch nur Schnee- und Firnfelder, und auch der Gletscher scheint in starkem Rückgange zu sein. Auffallend sind die zahlreichen Gletschertische und Mühlen, offenbar als Folge der starken und dauernden Sonnenbestrahlung. Auf der Nordwestseite in etwa 2229 *m* Höhe befindet sich auch der einzige kleine See des ganzen Gebietes, Sary Göl genannt,

---

[1]) Dr. Penther, Arnold. Eine Reise in das Gebiet des Erdjias Dagh. Abhandlung der K. K. Geographischen Gesellschaft, Wien 1905. Verlag R. Lechner. Behandelt ausführlich das ganze Gebiet, die beigefügte Karte 1:80000 ist die beste z. Zt. existierende.

[2]) Dr. G. Bartsch bezeichnet in seinem „Vorläufiger Bericht über eine Reise nach Mittel-Anatolien" (Jahrbuch 1930 der Geographischen Gesellschaft Hannover) den Krater nicht als solchen, sondern als eine Hohlform, die durch exogene Kräfte entstanden ist. Nach seiner Untersuchung muß der Krater direkt über dem heutigen Gipfel gelegen haben und längst der Abtragung anheimgefallen sein.

in der Mulde zwischen dem Vulkankegel Belischme Tepe, Krmysy und Jedygar Dag. Das kristallklare Wasser des Sees bedeckt eine Fläche von 1200 m^2.

Von den westlich vorgelagerten vulkanischen Höhen zieht ein Felsgrat zur Kaja-Tepe, 3628 *m*, empor, die vom Hauptgipfel nur durch eine Einscharfung getrennt ist.

Die Südseite des Hauptmassivs bilden mächtige Geröllhalden, die von den Kämmen herabziehen und von zahlreichen Rinnen durchfurcht werden. Nur vom Hauptgipfel selbst lösen sich einige untergeordnete felsige Grattürme. Weiter unten dehnt sich das bereits früher erwähnte Pelikartyn aus. Von den Niederungen der Südseite um Ewerek wirkt der Anblick des Erdjias Dag unansehnlich gegenüber dem mächtigen Steilaufbau der Nordseite.

Der Gipfelbau des Erdjias Dag selbst besteht aus einem östlichen Vorgipfel, den ich hier nur als solchen bezeichne, weil er von manchen Besteigern irrtümlich als der Hauptgipfel angesehen wurde; Dr. Penther bezeichnet ihn richtig als westlichen Punkt des großen Ostkraterrandes. Von hier zieht ein fast horizontaler Grat zum Fuß der Felsen des etwa 30—50 *m* höheren Hauptgipfels. Dieser selbst besteht aus einer mächtigen Felsbastion, über die sich ein steiler Turm erhebt. Der, vor unserer späteren Ersteigung, von den früheren Bergsteigern erreichte höchste Punkt war der Fuß dieses Gipfelturmes, an seiner Ostseite. Die Höhe dieser Stelle gibt Dr. Penther mit 3821 *m* an; bei seiner Schätzung der Gipfelturmhöhe mit 9 *m* ergibt dies eine Gesamthöhe von 3830 *m*; entsprechend einer relativen Höhe über Kaisserie von 2766 *m*. Die Höhenangaben der Ersteiger weisen sehr unterschiedliche Daten auf, die Dr. Penther in Tabellenform aufgestellt hat. Auszugsweise sei angegeben:

	Höhe von Kaisserie	Höhe über Kaisserie	absolut
Hamilton	1278 *m*	—	3962 *m*
Tschihatscheff	1195 „	2796 *m*	3991 „
Tozer	1234 „	2774 „	4008 „
Cooper	—	—	3992 „
Salname[1])	1095 „	2746 „	3841 „
Penther	1064 „	2766 „	3830 „

Die Höhenschätzung des Turmes wurde von Hamilton mit 25—28 Fuß = 6—8 *m*, von Tozer mit 50 Fuß = 15,5 *m* angegeben. Bei meiner Ersteigung stellte ich durch Seillängenmessungen beim Abseilen 10 *m* Höhe fest, was der Pentherschen Angabe ungefähr entspricht. Der Felsturm befindet sich in starkem Verfallzustande, und ist durch Blitzschläge stark mitgenommen.

Bisher galt der Erdjias Dag als der höchste Gipfel Kleinasiens, neuere Feststellungen[2]) ergaben jedoch, daß die in der Ala Dag-Gruppe des Taurus gelegenen Berge Demirkasyk, 3910 *m*, und Lolut, 3840 *m*, noch überragen.

Am Fuß des Gipfelturmes ist östlich eine schräg abfallende Felsplatte vorgeschoben. Einige Meter unter ihr befindet sich die sagenhafte umstrittene künstliche Höhle, die zum ersten Male Tozer erwähnt, während sie Hamilton und Dr. Penther nicht fanden, trotzdem ihr Zugang vollkommen frei liegt und im Juli kaum mehr der südliche Eingang im Schnee vergraben sein kann. An der glatten Außenwand auf der Südseite befinden sich auch zahlreiche armenische Inschriften aus neuerer Zeit, desgleichen im Eingang. Die Höhle selbst ist zweifellos künstlich hergestellt und erforderte die Arbeit vieler Tage. Der Eingang mißt etwa 1,50 *m* Breite und 1 *m* Höhe. Eigentlich ist die Höhle ein Tunnel, der schwach gewunden, etwa 15 *m* lang die ganze Felsbastion des Gipfelbaues durchbohrt und auf einem kleinen Felsbalkon in den Steilwänden der Nordseite mündet; der Ausblick von dort auf die ferne Stadt und die anatolische Step-

[1]) Jahrbuch der türkischen Regierung.

[2]) Österreichische Alpenzeitung, Februar und März 1928, Nr. 1070 und 1071: Bericht über die deutsche alpine Taurus-Expedition 1927.

penlandschaft ist außerordentlich belehrend; — ein vorzüglicher Beobachtungsstand. Auf die mutmaßliche Entstehung soll im Abschnitt der „Ersteigungsgeschichte" näher eingegangen werden.

Das Gestein des Berggebietes besteht im wesentlichen aus Trachyt der verschiedensten Schattierungen, vom hellen Grau bis zum lebhaften Rotbraun, besonders der Gipfelaufbauten. Die Gesteinvarietäten lassen auf die verschiedenen vulkanischen Ausbrüche schließen. Kartyn und Pelikartyn als Blocklavaströme bestehen aus Basalt. Zwischen den Lavaformationen der Kegel und den Stellen des Eruptivgesteines sind auch, besonders gegen Westen zu, starke Tuffablagerungen festzustellen. Kaisserie selbst liegt auf diluvialem Boden, der dort stark mit Salpeter durchsetzt ist.

Die letzten Ausbrüche des Vulkans fielen noch in die geschichtliche Zeit. Die Größe und Menge der Auswurfmassen, sowie die Ausbreitung lassen nur einen Vergleich mit dem Ätna zu. Strabo[1]), der Geschichtsschreiber Kleinasiens, dem wir aus jener Zeit noch die zuverlässigsten Überlieferungen verdanken, spricht von Krateröffnungen und glühender Lava und von Flammen, die zuweilen aus dem Boden hervorbrechen. Sicher waren die vielen Seitenkrater noch in Tätigkeit, als der Hauptkrater längst erloschen war, eine Erscheinung, die sich bei vielen anderen Vulkanen wieder findet. Viele Münzen aus dem alten Caesarea zeigen die rauchende Feuergarbe des Berges, was die Vermutung nahe legt, daß er noch in den Zeiten der römischen Kaiser tätig war. In der Neuzeit galt er als erloschen. Erdbeben fanden nach Hamilton 1836 statt; Ainsworth und Texier (siehe Literaturverzch.) verlegen sie jedoch auf den 1. August 1835, Oberhummer erwähnt ein solches noch im Jahre 1888.

Einst war offenbar das Gebiet mit größerer Flora bewachsen als heute, so schreibt Strabo an einer Stelle: „... während fast ganz Kappadokien holzlos ist, ist der Argäus von Waldungen umgeben, so daß man das Holz in der Nähe hat; aber die Orte, welche an die Waldungen grenzen, enthalten selbst auch an vielen Orten Feuer ..." Die Obstgärten des weiten Vorgeländes mit ihren zahllosen Apfel- und Aprikosenbäumen reichen bis in 1450 *m* Höhe die Weinrebe gedeiht noch in 1300 *m*, stellenweise trifft man noch in 2100 *m* Höhe Getreidefelder; die Halme sind allerdings kaum fußhoch und so spärlich, daß man sie mit der Hand ausrupfen muß. Bäume sind in mittleren Höhenlagen fast nicht anzutreffen, hie und da einige Pappeln; vereinzelt, meist auf der Südseite, verkrüppelte Birken. Der erbarmungslose Raubbau hat den Wald vollkommen verschwinden lassen. Die niederen Gipfel tragen teilweise verkrüppeltes Eichengestrüpp und Betulagebüsch. Im westlichen Teile gedeiht Astragallusgebüsch, dessen Wurzel, eine Süßholzart, im Altertum als Heilmittel galt und aus der, durch Anzapfen am wachsenden Strauch, in Knollenform der Tragantgummi gewonnen wird. Die Höhenzüge und Vulkankegel sind spärlich mit Gras bewachsen, nur das Hochtal Derwent zeigt das saftige Grün unserer Almen, doch auch hier werden die Jurtenzelte bereits im August wieder abgebrochen und die Schafherden wegen Wassermangel zu Tal getrieben.

Die Fauna des Gebietes war in früherer Zeit auch bedeutender als heute, Gregor von Nazianz erwähnte, daß ein Märtyrer, der Heilige Marmaras aus Cäsarea, der Hirte gewesen sei, Hirschkühe und anderes Wild gemolken habe. Heute ist fast alles Wild ausgerottet, nur Adler und Bergdohlen sind noch häufig. Wir beobachteten mehrere Adlerhorste südseits nahe dem Gipfel, auf Felstürmen in zirka 3650 *m* Höhe. Im Hochtal Derwent leben Tausende kleiner flinker Tierchen, im Aussehen unseren Murmeltieren ähnlich, jedoch viel kleiner (Lemminge?).

* * *

Die Fortsetzung der Hügelketten, die das Erdjiasmassiv nach Westen entsendet, sind Troglodytenlandschaften (Troglodyten, griechisch Höhlenbewohner) von nicht zu übertreffender grotesker Phantastik. Schon die Alten nannten sie „das Wunderland der Fünftausend Säulen", das im Jahre 1705 der französische Forscher Paul Lukas wiederentdeckte. Eingangsstation in das Höhlenland ist der Ort Urgüb, höchst merkwürdig in seiner Anlage: im Talgrund die üblichen Flachdachhäuser, gegen den Hintergrund zu staffeln sich Felswände empor, von zahlreichen bewohnten Höhlen durchlöchert, deren Zugänge mit Haustüren und Lichtöffnungen mit Glasfenstern verschlossen sind. Quer durch das Höhlenland führt eine Straße, die stellenweise eingegraben ist in das leicht bearbeitbare und wasserdurchlässige Tuffgestein — ein idealer Baugrund für Automobilstraßen.

[1]) Vgl. Alb. Serbin, Bemerkg. Strabos über den Vulkanismus, Berlin 1893, Sayfferth.

Als Auftakt — gleichsam wie Wächter stehen am Zugang zu den großartigen Höhlentälern von Göröme seitwärts der Straße Tuffgesteinpyramiden. Kegelförmige Gebilde, spitz zulaufend, oft mehr als dreißig Meter hoch. Viele tragen noch auf ihrer Spitze balancierend einen Lavablock wie einen schützenden Hut. Einst bildete die Landschaft eine zusammenhängende Tuffgesteindecke; die rinnenden Wasser schufen in jahrhundertelanger Arbeit Rinnsale, wuschen Schluchten und Kessel aus, bis allmählich die freigespülten Tuffpyramiden erstanden.

In den Talgründen von Göröme stehen sie zu Hunderten, das Außergewöhnliche der Landschaftsform steigert sich dort zu verwirrender Seltsamkeit; zwischen Obstbäumen und Weinpflanzungen der Talsohle Tuffpyramide an Tuffpyramide — zahllose, eine neben der anderen — ein Wald von Säulen; selbst die Wände der eingeschnittenen Talschluchten unterbrechen Pfeiler; kleine Nebentäler münden von irgendwo und verlieren sich nach dem Hintergrunde zu in einem Gewirr von Felskonglomeraten.

Doch das Besondere, die Steigerung des ohnehin Seltsamen durch menschliches Zutun, sind künstliche Höhlen; — Höhlen, wohin man auch schaut, ausgehöhlt sind die Tuffpyramiden, oft bis zur Spitze führen im Innern verfallene Stufen empor, — wabenartig durchlöchert sind die Talwände selbst von zahllosen Höhlen, Kammern und Nischen.

Die Mehrzahl der Höhlen entstand zweifellos im VIII.—XIII. Jahrhundert — der eigentlichen Besiedlungszeit. Zu jener Zeit lebten hier kappadokische Mönche, die kampfesmüde und weltabgewandt sich in die Einsamkeit zurückzogen; bei dem Umfang ihrer Gemeinschaft konnte man es einen Mönchsstaat nennen. Die Höhlen dienten den Mönchen als Klosterzellen; in vielen ist noch Malerei erhalten, — ganze Wände sind bedeckt mit Fresken, gemalt in byzantinischem Stil nach einfachen Motiven aus der christlichen Glaubenslehre. Erstaunlich, wie gut sich die lichten zarten Farben erhielten.

Ortskundige zeigen auch unterirdische Höhlenkirchen, deren verschütteter Zugang kaum noch ein Eindringen ermöglicht. Die Anlagen bilden in ihrem Grundriß meist ein griechisches Kreuz; Haupt- und Querschiff werden unterteilt durch säulengestützte Bogen byzantinischer Architektur. Grabsarkophage und Patriarchensessel in Seitennischen, — alles aus dem gewachsenen Gestein herausgehauen!

Die Talgründe von Göröme werden heute von armen Bauern besiedelt, die in Höhlendörfern wohnen und sich vom kümmerlichen Wein- und Getreidebau ernähren. In den Höhlen der Mönche hausen zahllose Taubenschwärme, von den Einheimischen als heilige Tiere geschützt, und viele Höhlen benützt man heute als Getreidespeicher — natürliche Silos infolge ihrer Trockenheit; in ihnen hält sich das Getreide mehr als vierzig Jahre ohne zu faulen, und die Körner sind selbst noch nach dreißig Jahren keimfähig; ... so berichteten schon lange vor unseren Tagen Plinius und Theophrast.[1])

III. Ersteigungsgeschichte

Bereits in der Frühzeit menschlicher Geschichte wird der Mons Argaeus erwähnt und doch ist von dem Inhalt der Mythen, die sich an seinen Gipfel knüpfen und von der Entstehung der Grotte, die schon die alten Geschichtsschreiber schildern, nichts überliefert. Dem Bergsteiger ist wissenswert: wann entstand auf dem Hochgipfel von fast 4000 *m* diese künstliche Höhle, und was bewog ihre Erbauer sie zu schaffen? Die Geschichte des Alpinismus kennt wenige Gipfel solch relativer Höhe, die zu jenen Zeiten als von Menschen bestiegen galten; kaum jedoch einen zweiten, der zu irgend welchen Zwecken für längeren Aufenthalt hergerichtet war. Zur Zeit der Perserherrschaft entstanden überall geheiligte Stätten, dem Dienste des Ormuzd geweiht, — brachten die Priester der aufgehenden Sonne Opfer, bestand schon damals die Höhle und diente sie den Opfernden als alpines Asyl und zum Schutz vor den Stürmen der Hochregionen —? Es liegt nahe, anzunehmen, daß wenigstens noch zu den Zeiten der Römer der Berg von Süden leichter zu ersteigen war, und in den Hochregionen weniger alpinen Charakter trug, was wir auch bei Strabo angedeutet finden. Er schreibt, daß die Besteigung des Vulkans schwierig und nur wenigen geglückt sei, und daß sie gefahrvoll

[1]) Literatur über die Troglodythenlandschaften enthält das Werk: R. Oberhummer, Durch Syrien und Kleinasien, Berlin 1899; ferner: Texier und P. Pullan, L'architecture byzantine. Londres 1864. Und aus neuester Zeit das bedeutende kunstgeschichtliche Werk von G. de Jerphanion, Une nouvelle province de l'art byzantin: les églises rupestres de Cappadoc, Paris 1925.

wäre wegen der Steilheit und der vielen Krateröffnungen voll glühender Lava. Von seinem Gipfel sähe man das Pontische und das Issische Meer. Zweifellos nahm in den religiösen Vorstellungen der kleinasiatischen Völkerschaften der Mons Argaeus einen hervorragenden Platz ein. Auf den Münzen aus römischer Zeit erscheint er als Mons Argaeus flammis coruscus; — er gilt als der Sitz des Bergdämons, des Herrn der vulkanischen Kraft. Auf Grund eingehender Studien weist der berühmte Gelehrte Prof. Joseph Partsch[1]) nach, daß der Typhoeus-Mythos seinen Ursprung nicht, wie heute allgemein angenommen, am Ätna hat, sondern am Argaeus. Viele Bilder, — noch aus der römischen Kaiserzeit, zeigen die tatsächlich vorhandene Grotte dicht unter dem Gipfel des Berges. Ganz wird die Frage der Entstehung und der Zweck der Höhle heute kaum mehr geklärt werden können; — für die Geschichte des Alpinismus jedoch ist ihr Vorhandensein zweifellos bedeutsam. Daß man zur Zeit des kleinasiatischen Christentums (8.—13. Jahrhundert) schon große Höhen aufsuchte, — nicht nur in Einzelfällen, sondern für dauernd, beweisen die Ruinen einer verhältnismäßig großen Kirche auf einem Nordwesthang des Berges in 2800 *m* Höhe.

Den ersten authentischen Bericht einer Ersteigung gibt der Forscher W. J. Hamilton. Er stieg von Ewerek mit seinen armenischen Begleitern am 29. Juli 1837 über die Hänge der Südseite auf und spricht von zwei oder drei kleinen Gletschern, die er überschreiten mußte. Am 30. Juli erreichten sie den Gipfel. In seinem vorzüglichen und sachlichen Berichte heißt es: ... 5 Min. vor 8 Uhr erreichten wir die höchste zugängliche Spitze des Berges, obschon noch nicht den äußersten Kulminationspunkt desselben, der sich in vollkommen perpendikularen Wänden etwa 20—25 Fuß über uns erhob; aber diese hätten wir nur mit Hilfe von Seilen erklimmen können, die wir nicht besaßen... Seltsamerweise fand Hamilton die künstliche Höhle im Gipfelbau nicht, auch schreibt er von seinen Begleitern: ... so wie ich die Überzeugung hege, daß meine armenischen Führer noch nie bis zu unserer jetzigen Höhe gekommen waren...

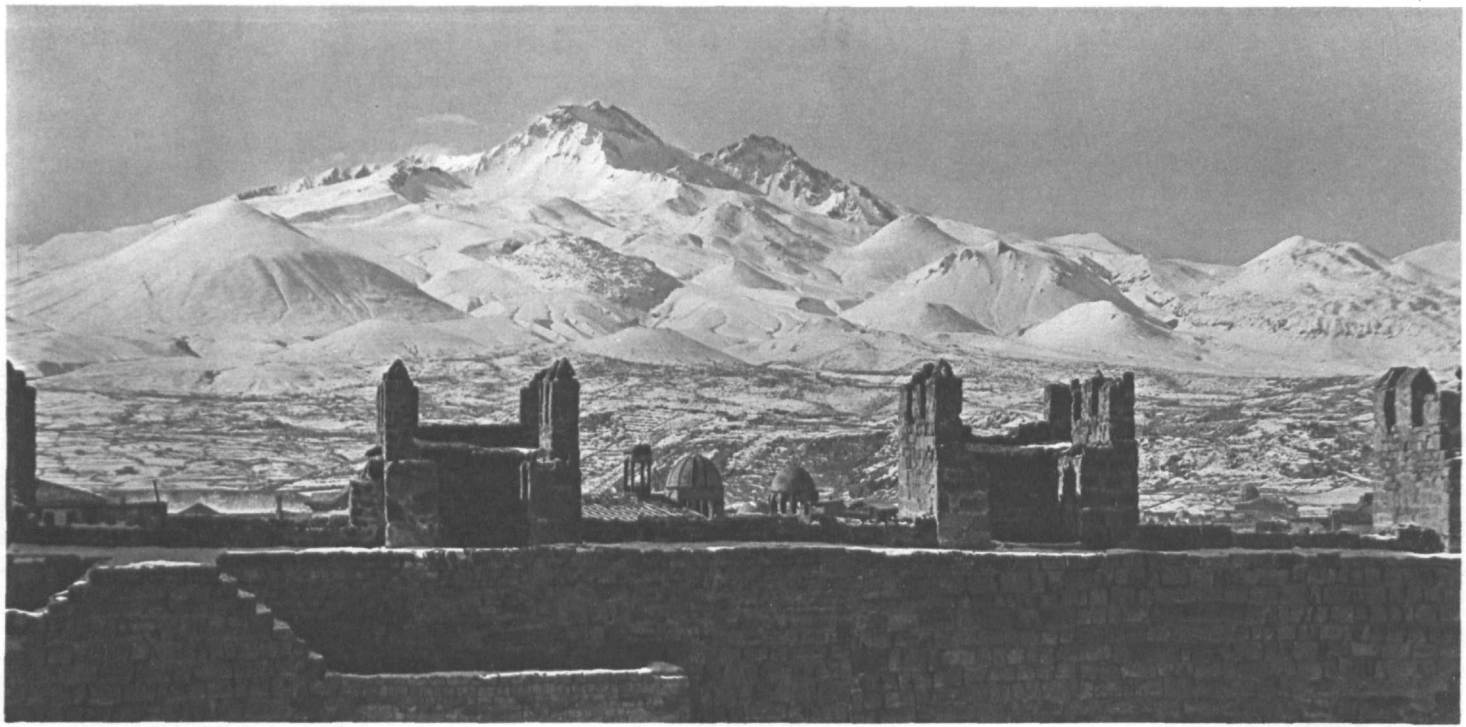
Der Forscher Tschischarscheff bestieg den Berg am 16. August 1848 ebenfalls von Süden. Ob er den Gipfel erreichte ist zweifelhaft; seine Höhenangabe des Gipfelturmes und die Bemerkung, daß er noch zwei Spitzen über sich sah, läßt darauf schließen, wie schon Dr. Penther hervorhebt, daß er höchstens den Kraterrand bzw. den östlichen Vorgipfel erreichte.

Im Jahre 1879 wurde der Berg einmal am 2. August von dem Forscher Tozer bestiegen, der auch die Höhle am Gipfel erwähnt. Ihm folgte am 23. August des gleichen Jahres der Forscher Cooper.

In dem eingangs erwähnten Werke Oberhummers finden wir eine Bemerkung, daß der amerikanische Missionar des in der Nähe gelegenen Ortes Talas, Mr. Wingate, den Argaeus schon in zwei günstigen Julitagen bestiegen hat.

Diese, bei der Abgelegenheit des Berggebietes erstaunlich frühzeitigen Ersteigungen finden ihre Erklärungen darin, daß sie ausnahmslos über die leichten Südhänge und Geröllhalden erfolgten. Einen neuen Zugang zum Berggipfel eröffneten die Herren Dr. Arnold Penther und Dr. Zederbauer in Begleitung ihres Dolmetschers Stransky. Diese, von der K. K. Geographischen Gesellschaft Wien, ausgerüstete Expedition brach um Mitternacht vom 27. auf 28. Juli 1902 von der alten Polizeistation am Derwent auf und stieg über den Südostgrat, der die südseitige Umrahmung des gewaltigen Ostkraters bildet, an. Um 5 Uhr erreichten die Bergsteiger den südlichen und höchsten Punkt des Kraterrandes, den Dr. Penther Kar Tepe, 3625 *m*, benannte. Einen mächtigen Felsturm, der sich ihnen im weiteren, fast horizontalen Verlauf des Grates entgegenstellte, und der von uns später „Sperrfels" benannt wurde, umgingen sie nordseits auf

[1]) Philologische Abhandlungen, M. Hertz zum 70. Geburtstag, Berlin 1888, IX. Geologie und Mythologie Kleinasiens, S. 105 ff.



Mezzotinto Bruckmann

Erdjias Dag gesehen von der Seldschukenburg in Kaisserie

Universitäts-Bibliothek
Innsbruck

den Geröllhalden der Kraterseite, stiegen wieder zum Kraterrand selbst an und erreichten 9 Uhr 20 Min. den Gipfelbau. Wie bereits ihre Vorgänger standen sie nun in der Scharte auf der Ostseite des Gipfelturmes, von dem 65 Jahre früher schon Hamilton berichtete und auch Dr. Penther schreibt: ... die Versuche, auch diesen letzten Felsturm zu erklettern scheiterten an der Brüchigkeit des senkrechten, stellenweise sogar überhängenden Gesteins...

Vielleicht waren es die abnormalen Schneeverhältnisse jenes Jahres, die den Eingang zur Höhle verdeckten, so daß sie Dr. Penther vergeblich suchte. Der Abstieg erfolgte am Fuß des Sperrfelsens über Schnee- und Geröllhalden hinab zum Ostkrater.

Die Felswände am Eingang zur Höhle bedecken, wie bereits erwähnt, zahlreiche armenische Inschriften, die mit ziemlicher Sicherheit die eingemeißelten Jahreszahlen 1896, 1901, 1907, 1908 erkennen lassen. Vom Jahre 1905 ab wurde der Berg häufiger bestiegen, meist von amerikanischen Forschern und Missionaren[1]) und fast stets unter Führung einheimischer Armenier über die leichten Südhänge von Ewerek aus. Weil sie manche Zusammenhänge beleuchten, sind hier in gedrängter Form die Notizen wiedergegeben, die ich mit der Karte Dr. Penthers in einer Blechdose verschlossen am Fuß des Gipfelturmes fand. Die Notizen der Einheimischen waren in türkischer Sprache, aber armenisch geschrieben.

Aug. 1905
W. S. Dodd, W. M. Post, H. M. Irwin, Alick Dodd, Wilson Fowle, Hagop Awezan, M. Mihran Mihranian, Hagop Solahyan, Haig Haroutmain, Hohannes.

Aug. 23, 1906
Miß Stella Loughridge und Rahel North, Dr. Wilfred M. Post, Boghos-Hosp Merse.

July 20, 1907
Miß Constance Stickol, Rachel B. North und Susan W. Orvis, Mr. Chas W. Fowle, Will W. Peet, Vahan Vartanian, H. M. Irwin.

July 21, 1907
in the morning early On Saturday morning 9—11 ½ h Mr. „Mathot", Toros Hanjian, Azdik Gulbejian, Harutune Kahvamian, Markar Markarian, Diran Markarian, Garabed Haleblian.

Aug. 3, 1907
Mr. Marriott, Toros H. Yesaian, Asdig H. Ghenzbenyukiah, Korabed Haleblian, Mihran M. Mihranian, Hapog N. Cavcasian, Markar u. Diran Markarian.

Sept. 21, 1907
the Cornell Expedition a Asia Minor, Barometer 13500. A. J. Ollenstead, G. E. Wrench, B. B. Charles.

Aug. 8, 1908 europäischen Kalenders
sind unter Führung des Hagop Kalvahzian wir, Haratune Effendi Kalfayan und Sizak Manougian hier zu Besuch gewesen. Aber bevor wir den Gipfel erreichen konnten, ist die Sonne aufgegangen und wir mußten von diesem einen Vorzug Abstand nehmen, aber wir sind von der sonstigen Landschaft sehr zufrieden.
Beim Aufstieg nach hier haben wir gelernt, daß der Vorangehende, den Hintermann mitnehmend, darauf bedacht sein muß, durch seine Tritte keine Steine ins Rollen zu bringen. Wie bei diesem Vorsatz, so ist es auch beim körperlichen und geistigen Leben: darauf mit ganzer Kraft zu achten, daß der Vorangehende dem Hintermann niemals einen Schaden zufügen soll. Ebenso muß jeder Bezwinger dieses Berges beim Vorangehenden in Betracht ziehen, daß derselbe unbedacht der Vorschrift vielleicht einen Stein ins Rollen bringen kann; deshalb muß der Hintermann immer allein und etwas abseits gehen.
So muß man im täglichen Leben das wissen, daß auch die Vorangehenden sich irren können. Dieser muß also seine ganze Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die Nachkommenden niemals einen Schaden erfahren. Man muß achten, andere nicht zu schaden und unseren hilfsbereiten Gott Jesus Christus im Herzen auf der Spur des Vorangehenden hinauf steigen. Da wir die Lehre empfangen haben, bitten wir unseren himmlischen Vater, diese Vorsätze auf uns wirken zu lassen.
O Freund, der Du dieses lesen wirst!
Achte der nutzbringenden Seiten der Bibel. Luka Bibel 9:28—36.

[1]) Amerikanische Missionsstationen sind mehrfach in Kleinasien; so auch in Talas, einem Ort bei Kaisserie; sie dienten in der Hauptsache zum Schutz der Armenier und Griechen.

Aug. 12, 1908
vor Sonnenaufgang haben wir diese Stelle erreicht um dies zu sehen und die Erhabenheit des Erdjias zu verstehen; wir sprechen vornehmlich Hulis 22/24 und über den Freiheits-Proklamationstag der Türkei.
... Haigazoun Hagopian, Kaprilian, Sinanian, Hagop Kakvazian, Krikor u. Haji Ouzoun Garabedian, Hagop Kalfayan, Yeghia Arakelian, Nigoghos de Yegheserian, Dükran Kalfayan Krikor Sarayian, ..
Aug. 5, 1909
Dr. W. S. Dodd, H. M. Irwin, Wilson Fowle, Miß Lorraine Duval, Miß North.
Aug. 15, 1912
Mit meinen Brüdern und zwei Freunden sind wir aus Kaifferie hierher gekommen.
M. Mihranian, Dikran und O. S. Mihranian, Ohan Delalian, Dikran Koudozian.
ohne Datum (Visitenkarte)
V. Faillian, Taillor, New York.

Aus den Notizen ist ersichtlich, daß in diesen 7 Jahren eine kleine Gruppe einheimischer Armenier aus den Orten Ewerek, Feneser, und Kaifferie die amerikanischen Forscher und Missionare aus Tarsus, Talas und Konstantinopel zum Gipfel führten. In manchen Jahren kamen die Armenier auch allein und nicht als Führer und Begleiter der Fremden, dies beweist, daß sie auch begeisterte Bergsteiger waren. Kaum einer dürfte in den Orten noch leben. Soweit sie in den Nachkriegsjahren nicht dem chauvinistischen Fanatismus der Türken zum Opfer fielen, wurden sie aus ihrer Heimat vertrieben.

Der Weltkrieg unterbrach auch hier die Reihe der Ersteigungen; erst am 28. August 1924 gelangte eine türkische Militärabteilung mit dem Patenthauptmann Hüssein Remsi v. Bergama und dem Kommandanten der 41. Division der türkischen Republik Oberst Djemil Djahid und 7 weiteren Offizieren zum östlichen Vorgipfel. Es waren dies die bisher einzigen Personen türkischen Stammes, von denen ich feststellen konnte, daß sie den Berg bestiegen hatten.

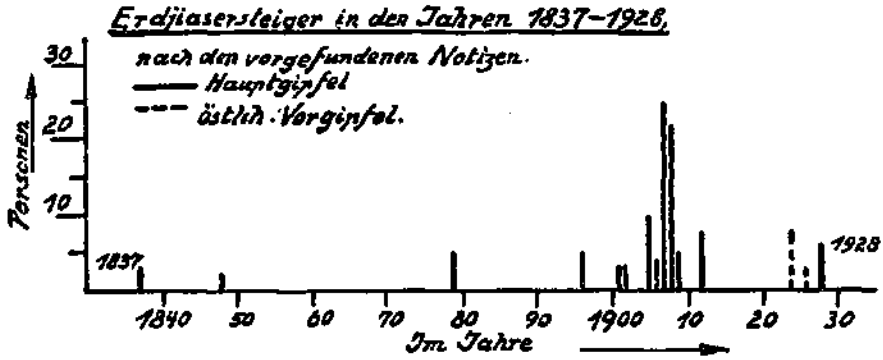
Spät in der Jahreszeit, am 5. November 1926 versuchte die Partie A. Hiller, F. Berchtold und G. Fritzmann, München, eine Wiederholung des Anstieges über den Südostgrat auf Penthers Weg. Unter großem Zeitverlust umgingen sie den Sperrfelsen, allerdings weit absteigend südseits, und erreichten bei fast einbrechender Dunkelheit ebenfalls nur den östlichen Vorgipfel, wo sie die Fahne der türkischen Offiziere gegen eine neue austauschten.

Der Hauptgipfel selbst wurde erst nach einer Zeitspanne von 16 Jahren wieder erreicht. Am 8. Juni 1928 überschritt die deutsche Partie E. J. Ritter, H. Bauer und A. Kempf den Südostgrat unter direkter Erkletterung des Sperrfelsens und drang bis zum Hauptgipfel vor. Ein Angriff auf den Gipfelturm jedoch schlug fehl. Im Abstieg wurde erstmalig der schwächer ausgeprägte Nordostgrat begangen und damit ein neuer Zugang zum Berg eröffnet. Mit dieser Begehung des nordseitigen Kraterrandes war gleichzeitig somit die gewaltige Ostkraterumrahmung in ihrer ganzen Länge überklettert worden.

Am 13. Juli 1928 erfolgte ein weiterer Aufstieg über den Südostgrat durch die Herren G. Haase und A. Schönborn unter Führung von E. J. Ritter, wobei der letztere endlich den bisher unbezwungenen Gipfelturm des Berges erkletterte, ein Gipfelbuch hinterlegte und sich über die Ostflanke des Turmes abseilte; — 91 Jahre waren seit den ersten Versuchen Hamiltons inzwischen vergangen. Der Abstieg erfolgte vom östlichen Vorgipfel direkt hinab zum Ostkrater.

Versuche in der Nordseite unternahmen am 29. Mai 1902 Dr. Penther und Genossen, sie erreichten dabei 3650 *m* Höhe, mußten jedoch, wegen vorgerückter Zeit und zunehmender Schwierigkeit aufgeben. Ein schon früher unternommener Versuch eines Amerikaners schlug fehl; näheres wurde jedoch darüber nicht bekannt. Auch der Felsgrat im Westen über die Kapa Tepe fand meines Wissens noch keine Begeher; er dürfte eine fesselnde und schwierige Felstur darstellen.

Die übrigen untergeordneten Gipfel des Erdjias Dag-Gebietes stellen im allgemeinen den Bergsteiger vor keine nennenswerten Schwierigkeiten; zur Mehrzahl wurden sie auch von Dr. Penther bestiegen und eingehend beschrieben. Einige von ihnen auf der Nordseite, so weit sie günstiges Gelände boten, erstiegen wir im Winter mit Skiern; die höchste erreichte Höhe dabei war 3100 *m*, an der großen Mulde unter dem Felsmassiv der Nordseite.



Ersteigungsdiagramm

IV. Erlebnisse

In den Jahren 1927/28 führte uns berufliche Tätigkeit nach Anatolien. Viele Monate hielten wir uns in der Stadt Kaisserie auf und lebten so unmittelbar am Fuß des Erdjias Dag.

Das einstige Selamlik (Männerhaus) eines alten graubärtigen Türken hatten wir uns für die Zeit unseres Aufenthaltes gemietet; ihn zwangen die Nöte der Zeit, sich in das Haremlik zurückzuziehen, und dort wachte er argwöhnisch über seine Frauen. Die fragwürdige Schönheit der beiden hätte solchen Schutzes nicht bedurft; — wie alle Frauen des Hochlandes waren sie verhärmt und früh gealtert; durch Tradition zum Arbeitstier und Spielzeug bestimmt — nie Gefährtin des Mannes. Die Wirklichkeit orientalischen Lebens redet eine andere Sprache als Märchen aus „Tausend-und-einer-Nacht" erzählen.

Oft saßen wir an milden Abenden auf dem grasbewachsenen Flachdach unseres Hauses. In den späten Stunden des Tages schien die Landschaft wie von traumschwerer Müdigkeit bedrückt — der rote Sonnenball tauchte am Rande der fernen Steppe unter; schnell verstummte dann das lebhafte Treiben in den weiten Basarhallen, und die Trutzmauern der Seldschukenburg umhüllte bereits die Dämmerung ...; doch wenn man den Kopf in den Nacken warf, dann sah man die höchsten Zinnen des Erdjias Dag noch erglühen — leuchtend rot — wie die Berge unserer Alpenheimat... Die aber waren fern und von den Minarettürmen riefen Muezzins[1]) die Gläubigen zum Gebet: Lob sei Allah, dem Weltenherrn...!

Zuweilen gingen da unsere Gedanken den langen Weg der Jahrhunderte zurück —, die dieses Land erschütterten — die ihre Bewohner emporhoben über die Primitivität nomadisierender Steppenvölker und alles wieder in unsagbare Bedeutungslosigkeit ver-

[1]) Gebetsrufer.

finken ließen; — nur eine Bestätigung des Gesetzes der Wellenbewegung aller Kulturen.

Und immer wieder kehrte unser Blick zum Berge zurück; — tastend suchte das Auge seine Flanken ab, erwog Möglichkeiten und Ziele... So wurde uns der Berg schon zum Erlebnis — ehe wir noch um seinen Gipfel warben — *erwuchsgleichsam in unser tägliches Leben hinein!*

Erdjias-Flüge

Im Westen vor der Stadt, unterhalb der Hänge, an denen einst das alte Cäsarea stand, hatten wir die dürftige Grasnarbe des Steppenbodens zu einem Flugfeld hergerichtet.

Den ersten Vorstoß in die alpinen Höhen unternahmen wir am 9. Dezember 1927. Die Luft war verhangen, noch ehe wir starteten, krochen jenseits des Erdjiasmassives Nebelschwaden empor — der Berg verhüllte sein Gipfelhaupt vor uns — so, wie er es offenbar täglich von den Frauen Kaiseries gesehen hatte. Schon als wir das Vorgelände erreicht hatten, waren wir von brodelnden Nebelbänken umgeben; vergeblich suchten wir nach oben durchzustoßen, Vertikalböen drückten die leichte, einmotorige Maschine in gefährliche Nähe der Schneefelder auf der Nordseite herab. Da zogen wir es vor, wieder zu landen.

Vier Tage später — Morgendämmerung und Tau über dem Flugfeld.

Noch verschlafen, und trotz Pelzstiefel und Mäntel fröstelnd, vertraten wir uns die Beine und erledigten die letzten Vorbereitungen an unserm großen dreimotorigen Metallvogel, den wir diesmal zum Flug in die Höhen benützen wollten.

Als die ersten Sonnenpfeile durch den dämmergrauen Luftraum schossen und die Morgenröte an den Schneeflanken des Berggipfels langsam herabglitt — waren wir startklar. Die Motoren sprangen an — einer nach dem andern — kurzer Probelauf — die Bremsklötze beiseite — Vollgas! Staub aufwirbelnd — erst unbeholfen schwankend über die Erdrisse des ausgetrockneten Bodens — dann aber mit träger Sicherheit zog die schwere Maschine davon. Wir jagten über die Flachdächer der Häuser und dicht über die Minarettnadeln der Huen Moschee und Ulu Dschami — die heisere Stimme des Gebetsrufers verschlang der donnernde Rhythmus der Motoren.

Kurze Zeit folgten wir dem gewundenen Flußlauf des Kysil Irmak, dessen silbergraue Windungen sich irgendwo im Dunstkreis der Ferne verloren. Kreisend gewannen wir 1800 *m* Höhe und hielten dann Richtung auf die verschneiten Wellenkuppen der Nordseite des Erdjiasmassives. Bauer zeigte nach unten, ich wußte, was er sagen wollte: Schau dort diese weiten Schihänge!

Unter uns versanken die noch schneefreien Hügel des Vorgeländes in der tellerflachen Ebene — die herrlichen Vulkankegel des Lifos und Südtondura, die wie junge Triebschößlinge aus den Bergflanken wachsen, erschienen nur mehr als Termitenhaufen. Erdfalten und Erosionsrinnen durchzogen die Steinhalden — des Berges müdes und altes Greisengesicht; wie ein wucherndes Geschwür erschien von oben gesehen das riesige Blocklavafeld des Kartyn.

Wir kurvten um Höhe zu gewinnen. Die Monteure in der Kabine reichten uns die griffbereiten Kameras in die Navigationsstände — schon vor dem Start hatte ich eine Tabelle der Belichtungszeiten für 2000—6000 *m* berechnet.

4000 *m* —! Wir fliegen westseits um den Erdjiasgipfel und dann jenseits des Massives nach Osten zu. Am südlichen Horizont werden die Schneeketten des Taurus sichtbar. Unter uns ungeheure Geröllhalden — die Südhänge des Berges — von zahllosen Rinnsalen durchfurcht. Aus großen Höhen gesehen erscheinen sie wie die Falten eines Gewandes — weich und fließend — um sich draußen in der Salzsteppe allmählich zu verlieren... Welch ein Gegensatz zu den Steilflanken der Nordseite!

Die Nadel des Höhenmeſſers ſchwingt über der Zahlenſkala: — 4500 — 4800 — 5000 *m* —! Kurvend überfliegen wir nordwärts das Hochtal Derwent — zur Rechten unter uns öffnet ſich die Mulde des gewaltigen Oſtkraters. Sie ſtarrte zu uns empor — ein glotzendes Rieſenauge!

Halbgas — Leerlauf der Motoren —! Im Gleitflug ſchweben wir dem Bergmaſſiv zu, verhüllende Nebelwölkchen umziehen den Gipfelbau und werden von der Sonne emporgeſogen. Die Felsgrate der Nordſeite ſtreben wie Himmelsleitern empor — ſteiler noch als ſie in Wirklichkeit ſind. Raſch wechſelt die Szenerie — klamm gefrorene Finger können die Kamera kaum bedienen — wir arbeiten ſo ſchnell es geht. Leichte Böen laſſen die Metallflügel der Maſchine erzittern — vorſichtig fühlen wir uns an die Gipfelfelſen heran.

Wehte nicht dort am Fuß des ſchmalen Schneegrates, im Steinmann des öſtlichen Vorgipfels eine Fahne? Die roten Tuchfetzen ſtanden ſteif im Winde. Wir wußten damals noch nichts von den Erſteigern des Berges und alles war für uns Neuland dort unten.

Immer enger wurden unſere Runden — zum Greifen nahe der hochragende Gipfelturm; friſch iſt der Bruch ſeines Trachytgeſteins — leuchtend rot und gelb.

Wir kreiſten — unentwegt — wie Raubvögel über einer Beute — geſpannt und erregt — tief tauchte der Flügel in der Kurve, lag nicht ſein Ende faſt unbeweglich in der Luft —? Und wir mit ihm, — unter uns drehte ſich langſam der Berggipfel mit ſeinen Flanken und Felsgraten — drehte ſich die ganze Erde bis an den fernen Steppenhorizont...

Es war einer unſerer eindrucksvollſten Flüge, — eines jener ſeltenen Erlebniſſe, die in der Erinnerung nie erlöſchen...

Noch viele Male umflogen wir das Bergmaſſiv, erkundeten ſeine ſchituriſtiſchen Möglichkeiten und planten manch gelungene Fahrt an Hand aufgenommener Lichtbilder. Selten dürfte in der Geſchichte des Alpinismus das Flugzeug in ſo weitgehendem Maße für Vorerkundungszwecke benützt worden ſein.

„Tajare" — Vogelmaſchinen nennt der Orientale das Flugzeug. Oft krochen unter uns auf den uralten Steppenpfaden die Karawanen durch den Wüſtenſtaub — wie lange noch — und die modernen Karawanen der Luft fliegen am Schneegipfel des Erdjias Dag vorüber — der Luftlinie Konſtantinopel—Bagdad folgend!

Orientaliſche Skifahrten

Lächelt nur, Ungläubige vor Allah dem Herrn, die Ihr glaubt, die Freuden der weißen Kunſt blühten uns nur auf Europas mondänen Sportplätzen oder auf den Gefilden alpiner Höhenſeligkeit; uns ſchenkte das Glück einen märchenhaften Winter, droben auf den Firnfeldern Erdjias, hoch über den Kuppeln und Minaretten Kaiſeries. Faſt eine Woche fegten die Stürme über die Steppe, dann flauten ſie ab und in der Stille der Nacht fiel der Schnee; leiſe und in großen Flocken, die zögernd zur Erde ſanken...

Schweren Herzens hatten wir ſeinerzeit für ſechs Schipaare an 60 Türkenpfund grinſenden Zollbeamten bezahlen müſſen; — jetzt lachten wir.

Die Hanumlar gingen fröſtelnd durch die Gaſſen, zogen den Tſcharſchaf enger um die Schultern, neugierig und wenig nur lüfteten ſie den Schleier, um den Franken, dieſen Giaurs, nachzublicken, wenn ſie auf den ſeltſamen langen Hölzern mit weichen Bewegungen flüchtig über den Schnee glitten.

Eine alte, wackelige Gummiräderkutſche, die einſt beſſere Zeiten auf der Wiener Ringſtraße geſehen hatte, und auch von den Straßen Konſtantinopels durch das Automobil verdrängt, ihren letzten gezählten Tagen in kleinaſiatiſcher Wegeloſigkeit entgegenging, brachte uns hinauf nach Hadſchilar, dem Ausgangspunkt für die meiſten

unserer Schituren. Terrassenförmig ist dieses alte Bergnest an einen der Nordausläufer des Erdjias Dag hingebaut. In den Steinhütten, deren Fugen nur mit Lehm verschmiert sind, hausen unglaublich armselig Mensch und Vieh unter einem Dach. Ein schmaler Pfad führt durch die Weingärten und Obstpflanzungen empor zu dem freien, baumlosen Gelände, auf dem im Sommer bis in 2000 *m* Höhe spärliches Getreide gedeiht. Und heute — frei und weit — ein ideales Schigelände; erst sanft in leichten Bodenwellen ansteigend, später zu alpinen Steilhängen sich aufschwingend am Fuß der Felswände des Gipfelmassivs. Diese mehrere Kilometer weiten Hänge wurden nur durch einige von oben herabkommende stellenweise 30 *m* tiefe Erosionsrinnen durchfurcht. Das Kartyn, 2450 *m*, war meist das Ziel für unsere Mittagsrast. Ein unvergleichlicher Blick bot sich dem Auge; — in weitem Rund standen Lifos — Kefelik — Südtondura — Karasegkyr und wie sie alle heißen. Ihre im Sommer von spärlichem Graswuchs umkleideten Nordflanken boten heute — in jeglicher Neigung — ein einzigartiges Gelände für alpinen Schilauf. Wenige Gebiete wüßte ich in den Alpen, die auf so verhältnismäßig kleinem Raume gleichviele Möglichkeiten eröffnen...

Fast immer war der Schnee von günstiger Beschaffenheit, in jenem Winter selbst zu den Tagen des Scheker—Bajramfestes (Ende März). Sieben Sorten Wachs hatten wir mitgebracht, aber kaum zwei gebraucht. Nicht einmal erinnere ich mich, starkklebenden Schnee vorgefunden zu haben; die intensive Sonnenbestrahlung verwandelte ihn bald in körnigen Firn.

In den Stunden des Spätnachmittags erreichten wir meist einen der Gipfel, einmal auch den Fuß der Felswände des Hauptmassivs in 3100 *m* Höhe. Viel Zeit blieb nie — kurze Rast und Umschau —, dann ging die ungehemmte Fahrt hinab — durch Mulden und auf Höhenrücken — vorbei am Kartyn — an den verlassenen Steinjurten der Hirten und mit zahllosen Schwüngen über die weiten Hangflächen des unteren Teiles. Die kurze Strecke durch die steinigen Gassen der Weinberge war eine erbärmliche Quälerei. Drunten in Hadschilar, um unsere Kutsche versammelt, standen schon einige hundert männliche Dorfbewohner. Wir waren das Ereignis des langen Winters und der Belediе reissi (Bürgermeister) des Ortes ließ es sich nicht nehmen, uns mit aller Förmlichkeit und Geste — die selbst dem ärmsten Orientalen zu eigen ist — in sein Haus zum unvermeidlichen Mokka zu bitten. Unter viel Geschrei zog alles dorthin, der Raum war voll Neugieriger, aufmerksam verfolgte man jede unserer Bewegungen, — noch mehr wurden die langen Wunderhölzer der Franken bestaunt und betastet, — immer wieder und kopfschüttelnd...

* * *

Zuweilen auf unseren Fahrten kamen wir hinauf zum Dorfe Asardschik, 1450 *m*. Abseits, in Gärten, unter kahlen, entblätterten Nuß- und Aprikosenbäumen liegen die Sommerhäuser der Kaisserieaner. Hinter der hohen Mauer im Garten Omer Beys, — wo sonst die Fontäne im Becken plätschert, war es still. Wir ließen den Wagen zurück, verfolgten ein Stück die uralte Paßstraße hinauf zum Derwent. Schneeverweht der steinige Pfad, zur Sommerzeit ziehen hier Kamelkarawanen entlang, — lautlos und auf weichen Hufen und schwankend unter schweren Lasten.

Bald verließen wir den mehr geahnten als sichtbaren Pfad und wandten uns dem Rücken des Lifos zu. Hier im Osten ist der Schnee meist verharscht, die Sonne brannte heiß, mühsam und nur langsam kamen wir vorwärts, denn die Strecken sind weit, — man unterschätzt die Entfernungen leicht in dieser baumlosen Landschaft, in der ein Vergleichsmaßstab fehlt. Der Aufstieg zu diesen alpinen Höhen und die Talfahrt mußten im Zeitraum zwischen Sonnenauf- und -untergang durchgeführt sein; — mehr als einmal wünschten wir uns eine der vielen Hütten der Alpen hierher... Doch was bleibt uns alpinen und schifahrenden Epigonen als seltenstes Erlebnis: dort die

schmale Spur über Höhenkämme zu ziehen, wo nie vordem ein gleitender Schi unberührte Weißen durchschnitt...

Die kurzen Südhänge, mit denen die Gipfel der Nordseite aus der Flanke des Massives emporwachsen, waren infolge der dauernden Sonnenbestrahlung fast immer aper, weshalb wir die Schier am Fuß der Kuppe des Lifos stehen ließen und den höchsten Punkt am Rande der kleinen schneeerfüllten Kratermulde erstiegen. Dort oben waren die Stunden harter Arbeit bald vergessen; kein Berg im Umkreis schenkte uns einen besseren Blick in dieses seltsame Land. Immerhin, die ausgleichende Schneedecke mildert den Gegensatz im Vergleich mit den Bergen der Alpen. Ungeheuer wäre die Sicht in die Weite der anatolischen Hochebene, — würde nicht am fernen Horizont Himmel und Erde Grau in Grau verfließen. Wir aber konnten uns nicht immer erwärmen am Bild dieser Landschaft —, das Auge suchte in den Tiefen der Nordhänge — unbewußt, instinktiv — die Baumgrenze, suchte vergeblich den Winterwald, die Harmonie der Heimatberge —!

In unserer menschlichen Gebundenheit neigen wir immer zu Vergleichen, oft mehr als uns bewußt wird, — warum nur —?

Was wir heute schön nennen, ist vielleicht nur eine Auffassung, eine Einstellung unserer Zeit. Die Eigenart dieser Landschaft duldet keinen Vergleich und kaum einen Maßstab, — sie ruht in sich selbst und wir wandeln uns schneller — als diese Berge, die durch Jahrhunderte ihr Antlitz kaum merkbar veränderten.

Draußen die letzten fernen Hügelketten, — schon von allem Schnee entblößt — nackt und braun — verebben in der uferlosen Steppe...

* * *

Rund um den Ali Dag und zu den Nordhängen des Ostteiles führten unsere Schilangläufe. Auf diesen Fahrten kamen wir hinauf zu den Bergnestern Kiranardi und Endürlük. Meist kehrten wir bei unserm alten Freunde Duran-Aga ein; der weit bekannt als Führer einer Freischar ist, die unter Kemal Pascha mit um die Befreiung Anatoliens kämpfte. Unvergeßliche Stunden verlebten wir im Selamlik unseres Freundes am wärmenden Mangalfeuer. Vielleicht sollte ich davon schweigen, nicht um unseres Freundes willen, der noch zu den wenigen Glücklichen gehört, denen die Freuden eines Harems zuteil werden, — wir haben ja die Schwelle seines Haremliks nie betreten und selbst nach seinen Frauen zu fragen verbot der Takt; — doch unter seinem gastlichen Dache nahmen alle Schilangläufe eine frühes Ende, — feuchtfröhlich ging es meist her, mehr noch als bei einer Tur im nassen Frühjahrsschnee. Die Mahlzeiten dauerten oft Stunden; immer neue Gänge brachte man aus dem Frauenhause, die der zweitgeborene Bruder — selbst schon über 50 Jahre — voll Ehrfurcht servierte, dann zog er sich wartend vor die Türe zurück. Wollte uns der Hausherr eine besondere Ehre erweisen, dann zerriß er ein Huhn mit den Händen und schob uns Stücke davon mitsamt einem Löffel Pilav in den Mund. Das ging so weiter, — vom Patlydschan Silkmesy (fleischgefüllte Eieräpfel) bis zu gerösteten Erbsen. Dazu gab es Raki, einen Schnaps, der die Eingeweide wie Feuer brennt. Endlich lagen wir hingestreckt auf den weichen Kelims der Minda und rauchten aus den langen Schläuchen der Nargilehs. Manchmal erzählten wir unserem Freunde vom Schilauf und von sportlichem Tun; — er hatte dafür nur das leise kaum merkliche Lächeln des Orientalen, seine Welt und sein Gesichtskreis waren zu verschieden von dem unseren, als daß er uns hätte verstehen können, und wenn er auch nie darüber sprach — es war — als wollte dies stille Lächeln besagen: was wißt ihr ruhelosen Europäer von den wirklichen Freuden dieser Erde...!

Durch die Gitterfenster des Selamliks sah man die ferne dunkelblaue Silhouette des Illany Dag; seine kahle Gratschneide stand unglaublich scharf gezeichnet vor dem

rotglühenden Abendhimmel. Nie sah ich in europäischer Schneelandschaft die Stunde der Dämmerung mit solchem Farbenreichtum und Farbenspiel vorüberziehen wie hier.

* * *

Es kamen die Tage des Frühlings — plötzlich und ohne Übergang —, die Aprikosenbäume schossen Triebe, droben am Erdjias Dag kroch die Schneedecke mit jedem Tage höher, und unter dem warmen Hauch der Steppenwinde zerfloß dieses unser orientalisches Wintermärchen ...

Sommerliche Gipfelfahrten

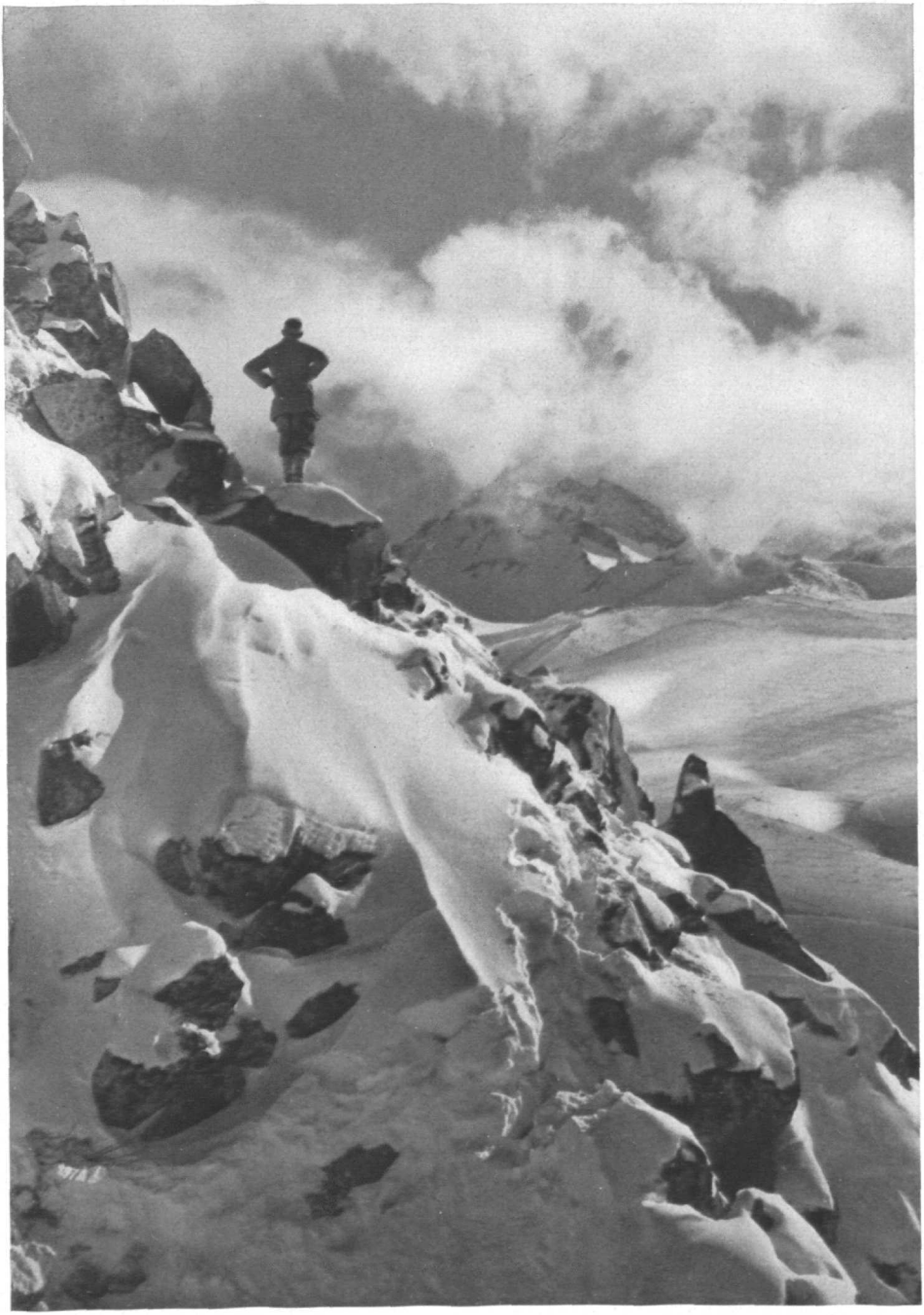
Der Sommer kam, die Herden zogen zum Derwent auf und am 30. Mai 1928 ritten wir vormittags 8 Uhr 45 Min. auf unseren Pferden die Paßstraße über Asardschik hinauf. Das Gepäck führten wir auf einer Araba, dem landesüblichen hochgebauten Wagen mit. Er trug ein Planendach als Sonnenschutz und schaukelte auf seinen Federn bedenklich über den Abgründen am Straßenrand. Überall auf den Hängen standen die braunen Jurtenzelte der Hirten und als wir den Derwent nachmittags 4 Uhr erreichten, wurden gerade die Schafherden an die Lagerplätze getrieben. Die alte Polizeistation war nur noch eine Ruine, immerhin boten die modrigen Räume einigermaßen Schutz. Vor dem Gebäude rauschte ein starker Brunnenquell. Unser Holzkohlenfeuer erwärmte bald den Raum, den wir mit den Leuten einer Eselkarawane teilten, die anderntags nach Ewerek weiterziehen wollte. Den Blick zum Erdjiasgipfel verhüllten Wolken, gegen Abend fiel Regen, der bald in Schnee überging. Wir trieben die Pferde zu den Eseln im Hintergrund des Stalles, selbst die Hirten suchten Schutz und mit ihnen drängten durch das türlose Gebäude Hunderte von Jungschafen herein. Die Hirten, verwilderte Burschen, nahmen eine bedrohliche Haltung an und fluchten in allen Tonarten auf die Giaurs, — doch wir kannten zur Genüge die Feigheit dieser Gesellen und lockerten nur zur Vorsicht die Revolver in den Taschen. Unaufhaltsam — wie eine Lawine — unter- und übereinander ergoß sich der Strom der Jungschafe in den engen Raum; Esel und Pferde standen so gedrängt, daß sie kein Bein mehr heben konnten. Machtlos waren wir gegen den Zustrom dieser ungebetenen Gäste, die sich auf unseren Decken breit machten; — wir waren begraben — dem Ersticken nahe — unter einer Masse von Schafleibern.

Nie werde ich diese Nacht vergessen, — erfüllt von einem wahnsinnigen Konzert, gemischt aus Pferdegewieher, Eselsgeschrei und tausendstimmigem monotonem Schafgeblöke; — dazu erfüllte ein bestialischer Gestank den Raum. Um Mitternacht suchte ich vergeblich den rettenden Ausgang zu gewinnen, im Schafmorast und Gedränge blieb ich hilflos stecken; doch der Fatalismus des orientalisierten Europäers ließ uns auch diese Nacht überwinden.

Am Morgen lag Schnee bis auf 2100 *m* herab, — ein Angriff auf den Berggipfel hatte keinen Sinn, zudem war es auch zu spät geworden. Wir machten nur eine Erkundungstour hinauf zum Ostkrater. Während wir die Hänge emporstiegen, hörten wir — noch stundenlang — das heisere Geschrei der Hirten, die drunten am Derwent die zusammengehörigen Schafherden „sortierten".

* * *

Am 7. Juni kam ich mit meinen Gefährten H. Bauer und A. Kempf wieder; diesmal hatten wir unsere nervösen Pferde zu Hause gelassen, drei Reit- und zwei Packesel samt Ali, dem Eseltreiber, gemietet. Wenn auch Esel bessere Berggänger sind — für Europäer ist das lange Sitzen auf den unglaublich hohen und breiten Sätteln eine Kasteiung. Es ist auch eine Kunst, die Esel dauernd in flotter Gangart zu halten,



Ausblick auf das Hauptmaſſiv des Erdjias Dag von den Blocklavafeldern des Kartyn etwa 2400 *m*, an der Nordſeite

Ausblick von den Nordhängen des Erdjias Dag auf das anatolische Hochland. Links Keselik, 2440 *m*

die Einheimischen erreichen es, indem sie mit einem zugespitzten Holzpflock den Tieren in den Hals stochern. Bauer stieg bald aus dem Sattel, umklammerte mit beiden Händen die Quaste des Eselschwanzes und im Schlepptau ging es so rüstig aufwärts. Warum der eine Packesel so störrisch war, merkten wir erst droben am Derwent, denn dort zeigte es sich, daß aus dem einen Primuskocher das ganze Petroleum ihm über den Rücken gelaufen war.

Die Schafherden waren höher hinaufgezogen, wir hatten das alte Gebäude diesmal allein für uns. Lange noch beobachteten wir vier Adler, die in lautlosem Segelflug, vollendet und kühn ihre Kreise zogen, hoch über den Herden der Jungschafe.

Bei klarem Sternenhimmel und abnehmendem Mond brachen wir nachts 12 Uhr auf. Getreu einem alten Grundsatz, „vor Neutouren in unbekanntem Berggelände erst die klassischen Anstiege kennenzulernen", war unser Ziel der Südostgrat, — der Weg Dr. Penthers und Gefährten.

Wir verfolgten jedoch nicht — wie dieser — ein Stück die Bergstraße südwärts, sondern stiegen gleich hinter dem Gebäude die Hänge zum Ostkrater empor. Schlaftrunken stolperten wir über kahle Geröllfelder und ausgetrocknete Wasserrinnen; nach 1 Stunde 45 Min. erreichten wir den Fuß der Steilhänge des Südostgrates, der hier in einer leichten S-Kurve emporführt. Über Schrofen und rutschende Gesteinsmassen ging es zwar mühsam, aber schnell höher. Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang waren wir bereits am Punkt Kar Tepe, 3625 *m*, dem südlichsten Teil des Kraterrandes.

Die Sonne ging im Osten auf, in der Ferne — aus graublauer Dämmerung — erwachten die wilden Berge Kurdistans und Armeniens. Im Süden stand die mächtige Mauer des Anti-Taurus, aus ihr hoben sich wundervoll die Bergkuppen des Ala Dag hervor.

Unser Weg nach Westen führte auf dem nun horizontalen Grate — dem alten Kraterrande —, der nach Süden in Steinhalden abfällt, während er nordseits mit felszahndurchsetzten Trümmerfeldern dem Kraterkessel entsteigt. Das Ende unseres Grates bildet der Sperrfels, über den sich die schneeigen Hänge zum Felsgipfel des Berges hinaufziehen. Nur zeitweise war dieser sichtbar, Nebelwolken umbrauten ihn.

Wir verfolgten den teilweise stark überwächteten Grat; zur Sicherung zog ich die Steigeisen an. Unter der Wand des Sperrfelsens hielten wir Rast. Dr. Penther hatte sie seinerzeit nordwärts auf der Kraterseite umgangen und die Partie Hiller nach einem vergeblichen Überkletterungsversuch auf der Südseite und unter großem Höhen- und Zeitverlust. In einer kleinen Felsmulde nach rechts arbeiteten wir uns empor und wenige Meter unterhalb der losen Blöcke, die teils überhängend die Spitze des Sperrfelsens bildeten, querten wir nordseits auf einem vollkommen vereisten Bande hoch über den Kraterkessel hinaus. Diese hundert Meter kosteten uns an drei Viertelstunden, dann galt es noch einen kurzen Schneehang emporzusteigen, die Gratwächte zu durchschlagen und um 9 Uhr 10 Min. standen wir — ohne Höhenverlust — wieder auf dem Kraterrand. In seiner Fortsetzung führte er zum östlichen Vorgipfel hinauf, den wir in weiteren 30 Min. erreichten.

Hier steckte die eisenbewehrte Fahnenstange unserer Vorgänger im Steinmann; — damals auf einem Flug über den Berggipfel sahen wir sie im Winde flattern. Die Notizen der einzigen türkischen Ersteiger — einer Militärabteilung — fanden wir in einer Zigarettendose verschlossen. Wir hinterlegten in einer Kassette ein Gipfelbuch.

Lehrreich ist der Blick in die zerklüftete Nordseite, aus deren Tiefe zuweilen das Prasseln eines Steinschlages drang.

Uns trennte ein kurzer, leicht geneigter Eisgrat von den Felsen des Hauptgipfels. Das harte Eis erforderte Stufenschlagen und ständige Sicherung, — dann schnürte

sich eine kurze Stelle zum Reitgrat — gebildet aus blankem Eis — zusammen. Über ihn rutschten wir, wie über den First eines Daches. Das rechte Bein hing in die 900 *m* tiefe Nordflanke, die Südhänge zur Linken waren wesentlich zahmer; — eine kurze aber prickelnde Stelle. Dann standen wir schon in den Felsen des Hauptmassives und bald darauf in der Scharte unter dem Gipfelturm, — jenem Punkte, den auch die früheren Ersteiger erreichten.

Wie aber hinauf zu dem Gipfelturm, der höchsten und bisher unbetretenen Zinne des Berges?

Die überhängenden Felsen der Ostflanke waren unangreifbar, — doch schließlich hat jedes Ding seine Achillesferse!

Vom Gipfelturm stürzt fast senkrecht die Nordwestflanke mehrere hundert Meter hinab.

Zog nicht in ihr eine kleine Rinne von oben herab?

Wenn man sich aus der Scharte weit vorbeugte, konnte man sie mehr ahnen, als sehen, und einige Spreizschritte auf schmalem Gesims hinaus in die freie Wandflucht brachten mich auch hinein in die „erfühlte" Rinne.

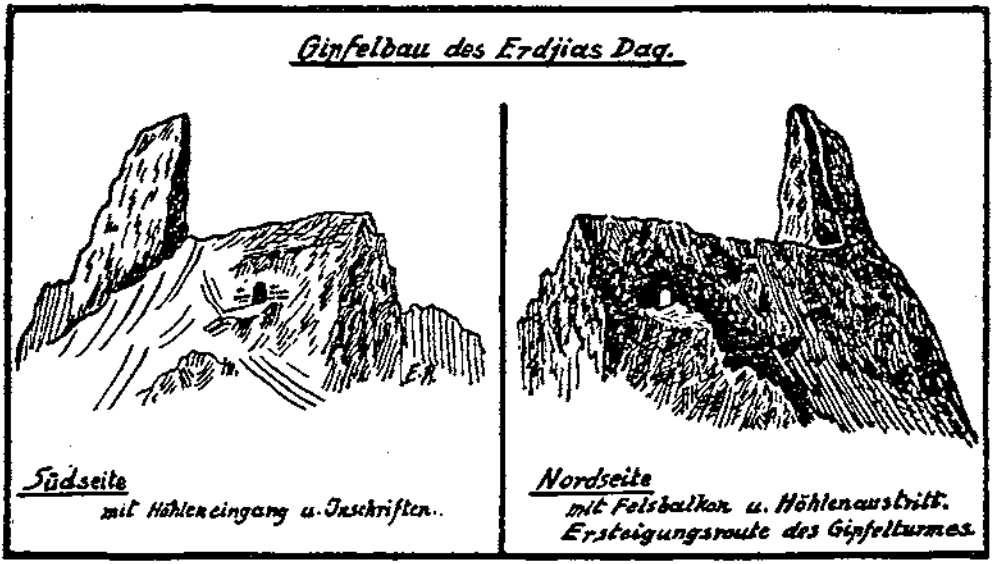
Doch wie dort weiter...? Mürbe das Gestein, rotgelb in frischem Bruch — die Griffe lose wie Rosinen im Kuchen! Und einen Mauerhaken, der die freie Pendelstrecke des Seiles verkürzt hätte, den hatten wir leichtsinnig vergessen.

Langsam arbeitete ich mich empor — nur noch 5 *m* Fels über mir; durch die verspreizten Beine blickend sah ich tief unten die Scharte an der Kapa Tepe.

Und dann brach unter den Fingern ein Griff, eng an den Fels gedrückt hielt ich mich; über den Nacken hinweg polterten die Gesteinsbrocken — lange — minutenlang dauerte es, bis sie drunten auf den Geröllhalden aufschlugen.

So nahe vor dem Ziel, nur noch wenige Meter...! Doch daran dachte ich weniger, als an den Rückzug; er war nicht leicht, und etwas erschöpft, aber froh stand ich endlich wieder bei meinen aufatmenden Gefährten in der Scharte.

Dort hinterlegten wir ein zweites Gipfelbuch, in derselben Felsmulde, in der wir die Blechdose mit den Notizen Dr. Penthers und der anderen Ersteiger gefunden hatten.



Zeichnung des Gipfelturmes

Dann untersuchten wir noch den Höhlentunnel, der bereits im Abschnitt „Ersteigungsgeschichte" eingehend behandelt wurde. Das Innere war zum Teil noch schneeerfüllt und von der Decke hingen Eiszapfen herab. Wir zweifelten nicht daran, — es war die Höhle, die schon die Geschichtsschreiber der ältesten Zeit erwähnten und die dem Berg den Nimbus des Geheimnisvollen gibt. Nur von Menschenhand und in vieltägiger Arbeit konnte sie gegraben sein. Zwecks späterer Entzifferung photographierten wir noch sämtliche armenische Inschriften an den Felswänden.

Die Aussicht des Berges ist infolge der isolierten und überhöhten Lage ungemein frei und weit, wenn auch nicht malerisch. Man sieht zwar nicht, wie Strabo anführt, die Gestade des Pontischen und Issischen Meeres, dies ist schon wegen der dazwischenliegenden Randgebirge Kleinasiens unmöglich, aber die unendliche Sicht löste in uns ein kosmisches Gefühl. Eigenartig die Tatsache, daß man infolge des Aufbaues des Hauptmassives viele kleine Gipfel nicht sehen kann.

Um 11 Uhr 40 Min. stiegen wir zum Ostgipfel zurück und kletterten in seiner östlichen Fortsetzung am zunächst horizontal verlaufenden Kraterrand entlang. Einige Felstürme waren leicht zu umgehen, dann setzte der, gegenüber dem Südostgrate schwächer ausgeprägte Nordostgrat in zerklüfteten Felsbildungen sich nach unten fort. Ein mächtiger Abbruch machte uns noch zu schaffen, seine Überkletterung war unmöglich, da das tuffartige Gestein vollkommen griffloß und schon erdig vermorscht war. Der letzte horizontale Teil des Kraterrandes reizte, da er fast flach verlief, zur weiteren Begehung nicht mehr. In einer Schneerinne fuhren wir zum Kraterkessel ab und folgten einem Wasserlaufe über Rinnen und Schluchten zur Paßstraße hinab, die wir 4 Uhr 30 Min. erreichten. Dort erwartete uns schon Ali mit der Eselkarawane.

Die Umrahmung des gewaltigen Ostkraters war in ihrem gesamten Verlauf erstmalig überschritten worden.

* * *

Tag für Tag — viele Monate lebten wir nun schon im Schatten des Bergriesen. Durch Nebelwolken und bei Sonnenschein waren wir mit unseren Metallvögeln über seine Kraterkessel hinweggejagt. Wir sahen ihn nach grimmigen Winterstürmen in weißer Pracht, hatten unsere Schispuren über seine Nordhänge gezogen, und endlich — als an heißen Sommertagen seine rotbraunen Felsgrate zu zittern schienen in der erhitzten Luft, wie sie der Gluthauch der Steppenwinde erzeugt, — da hatten wir uns zu seinem Gipfelbau emporgekämpft.

Doch es stand — noch unbezwungen — die Gipfelzinne!

Immer wieder starrten wir mit dem Feldstecher hinauf; das Ziel unserer heißen Wünsche verfolgte uns in schlaflosen Nächten, selbst in den Träumen unter dem Moskitonetz; — wir überlegten, wie sie zu bezwingen wäre.

Mancher wird darüber lächeln, daß diese wenigen Meter unbezwungenen Gipfelfelsens dort oben unser Leben in diesen Tagen erfüllte, aber es war nun einmal so!

Die Zeit drängte, meine Gefährten Bauer und Kempf hatten bereits Kaisserie verlassen, mir blieben nur noch wenige Tage.

Mit zwei anderen Begleitern, den Herren G. Haase und A. Schönborn, fuhr ich am 12. Juli wieder hinauf zum Derwent. Diesmal benützten wir unseren kleinen Ford-Wagen, der wie ein Asthma-Leidender die Serpentinenstraße nach Asardschik emporkeuchte. Im weiteren Verlauf der Fahrt wurde es schlimmer — der Kühler leckte — Dampfwolken zischten; doch in weiser Vorsicht hatten wir drei Wasserkanister auf die Trittbretter geschnallt. Das Fragliche gelang, dank dem hochgebauten Chassie und unseren schubkräftigen Armen: zur Dämmerstunde war der Derwent erreicht. In einer feudalen Anwandlung hatten wir sogar — Strohmatten für den Fußboden mitgebracht.

Nachts 12 Uhr, bei vollkommener Dunkelheit, brachen wir auf, und ich führte meine Gefährten auf bekanntem Wege über den Südostgrat empor.

Machten uns damals die Eisverhältnisse zu schaffen, so hatte die intensive Sonnenstrahlung der fünf seither vergangenen Wochen genügt, die Grate fast schneefrei auszuapern. Immerhin — 10 Uhr war es — als ich mit meinen weniger berggewohnten Begleitern auf dem östlichen Vorgipfel stand. Der nun folgende — damals schmale Eisgrat — hinüber zu den Felsen des Hauptgipfels war zu einem kleinen Spazierweg ausgeschmolzen. Um 11 Uhr 40 Min. standen wir in der Scharte unter dem Gipfelturm.

Wir kamen diesmal mit dem Rüstzeug moderner Klettertechnik.

Der erste Mauerhaken mit breit ausgeschmiedeter Schaufel fuhr in das lockere Gestein und sicherte den Quergang zur Rinne. Dort ging es langsam empor, Meter um Meter, gesichert von meinen Gefährten — sehen konnten sie mich nicht —, die nur gespannt meinem keuchenden Atem und den kleinen Steinchen lauschten, die sich unter den Kletterschuhen lösten und pfeifend über die Wandflucht in die Tiefe jagten. Wieder ein sichernder Mauerhaken — das Seil lief durch den eingeklinkten Karabiner. Den fehlenden Griff der letzten zwei Meter ersetzte ein dritter Haken.

Das Ziel der Sehnsucht vieler Tage war erreicht! Ein Traum erfüllt: hinabzublicken von der unberührten Gipfelzinne des Mons Argäus der Alten, zu dem durch Jahrhunderte viele Völker emporschauten, — in dessen Bannkreis sich das Schicksal wechselnder Kulturen erfüllte ...

In einem schnellgebauten Steinmann hinterlegte ich das heraufgefeilte Gipfelbuch, umwickelte — in Ermangelung eines anderen Gipfelmales — den vorspringenden Felsblock mit meiner roten Lawinenschnur; dann trieb der Hammer einen letzten Ringhaken in den knirschenden Fels und an der überhängenden Ostflanke des Turmes feilte ich mich zu meinen Gefährten hinab.

Durch den Höhlentunnel krochen wir auf den Felsbalkon der Nordseite, hielten kurze Rast und letzte Umschau und stiegen dann zum östlichen Vorgipfel zurück, um über die Schneehänge zum Ostkrater abzufahren, den wir 15 Uhr 50 Min. erreichten. Vom Derwent brachen wir 18 Uhr 40 Min. auf; und nach einer tollen Fahrt am Rande der Abgründe entlang, erreichten wir im Dunkel der Nacht Asardschik und Kaisserie wieder.

* * *

Wenige Tage später nahmen wir Abschied! Die uferlose Steppe erglühte in erbarmungslosem Sonnenbrand; über ihrem Dunstkreis — bereits in weiter Ferne — schwebte hauchzart, unwirklich, scheinbar der Erde schon entrückt, des Berges einsamer Schneegipfel.

Wir ließen ihn hinter uns und zogen nordwärts, den blauen Gestaden des Mittelländischen Meeres zu, neuem Erleben entgegen ...

Literatur:

Größere Veröffentlichungen über das engere Gebiet des Erdjias Dag sind seit der Abhandlung Dr. Penthers noch nicht erschienen, weshalb auf das dort angeführte Literaturverzeichnis hingewiesen sei.

Kartenmaterial:

Der Abhandlung Dr. Penthers beigefügt ist:

Dr. A. Penther und Jg. Tschamler, Wien 1903. Karte des Erdjias-Gebietes. Maßstab 1:80 000.

R. Kiepert, Karte von Kleinasien. Maßstab 1:400 000. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 1916. Vierte berichtigte Ausgabe Blatt C IV Kaissarije.

Mezzotinto Bruckmann

Alhambra und Sierra Nevada

Universitäts · Bibliothek
Innsbruck

Die Sierra Nevada

Von Dr. Erich Schmidt, Breslau

Allgemeines

Wenn man sich aus den sonnendurchglühten Straßen Granadas unter die schattigen Platanen und Ulmen des Salón flüchtet, an dem der trübe Genil entlangrauscht, dann sieht man in der Ferne blau und riesenhoch den Hang der Sierra Nevada aufsteigen, die in ihren höchsten Teilen selbst im heißen Sommer noch Schnee trägt, denn fast 3000 *m* beträgt der Höhenunterschied von Granada aus. Mit 3481 *m* gipfelt sie im Mulhacén und ist damit nicht nur das höchste spanische Gebirge, denn die Pyrenäen bleiben mit 3404 *m* etwas dahinter zurück, sondern sie steigt überhaupt zu der größten Höhe in den gebirgigen südeuropäischen Halbinseln empor.

Als ein Glied der betischen Cordillere, im weitesten Sinne der jungen Faltengebirge, zu denen auch die Alpen gehören, beginnt sie im Westen an dem tiefen Einschnitt, der nach einer Episode beim Abzug des letzten Maurenkönigs Suspiro del Moro — Seufzer des Mauren — heißt, erreicht schnell bedeutende Höhen, in dem von Granada sichtbaren Picacho de Veleta, 3470 *m*, schwingt sich im langen, wilden Grat nach Osten zu dem noch höheren Mulhacén, 3481 *m*, auf, erreicht in dem stolzen Trapez der Alcazaba noch einmal 3400 *m* und sinkt dann im langen, unbedeutenden Kamme nach Osten zu dem tiefen Einschnitt des Rio Almeria ab. Von dem Hauptkamme strahlen nach Norden und Süden kurze Seitenkämme aus, die Lomas, die im zentralen Teil nach Norden steil zum Rio Genil absinken, im Süden sich aber länger und massiger entfalten und dort am Rio Guadalfeo enden. Dieses ganze Gebiet im Süden sind die Alpujarras, der letzte Zufluchtsort der Mauren nach dem Verluste ihrer Freiheit im Jahre 1492 und noch im 16. Jahrhundert der Herd gefährlicher Aufstände.

Das Gestein besteht in der Hauptsache aus alten Tonschiefern, die von Süden überschoben sind. Nur im Westen, in den Lomas von Dilar und Monachil und in vereinzelten Fetzen noch anderswo, findet sich Triaskalk, der in seinen Formen von denen der Schieferberge auch dem Laien erkennbar abweicht. Die Kalkberge sind schroff und steil, nicht unähnlich den Nördlichen Kalkalpen, während der Schiefer meist zu sanfterer Hangbildung neigt. Nur nach Norden, nach dem Geniltal zu, finden sich gewaltige Abstürze, Felswände von 500 und mehr Meter Höhe, wo die Überschiebungsdecken abbrechen, von Süden dagegen steigt das Gebirge dachartig an, so daß es von hier aus leicht zu besteigen ist.

Trotz ihrer bedeutenden Höhe weist die Sierra Nevada nur wenig Hochgebirgsformen auf, wie wir sie aus den Alpen gewohnt sind. Vor allem fehlen ihr die Gletscher, denn auch der sogenannte südlichste Gletscher Europas im Corral de Veleta ist nur ein ausdauernder Firnfleck, der seine Erhaltung der äußerst günstigen Lage im Schatten der hochaufragenden Gipfelwände verdankt. Dieser Mangel an Gletschern ist auf die südliche Lage, mehr noch auf die geringen Niederschläge von etwa 400—600 *mm* zurückzuführen. Auch in der Eiszeit war die Vergletscherung nicht gerade bedeutend. Nur die obersten Teile der Täler, die von dem Hauptkamm ausstrahlen, bargen Gletscher, von denen der nach Westen gerichtete Dilargletscher der größte war, so daß er noch seinem nördlichen Nachbarn, dem Monachilgletscher, einen Zuschuß über einen niedrigen Sattel schicken konnte. Immerhin schufen diese Gletscher Kare in der Hochregion, in deren Böden sich noch heute Seen befinden, Lagunen genannt. Die größte

und bekannteste, die Laguna de las Yeguas, 2870 *m*, befindet sich eben im Hintergrund des Dilartales. Mit ihren blaugrünen Wassern, in denen sich noch im Sommer die Firnflecken spiegeln, bilden sie einen Schmuck des Gebirges.

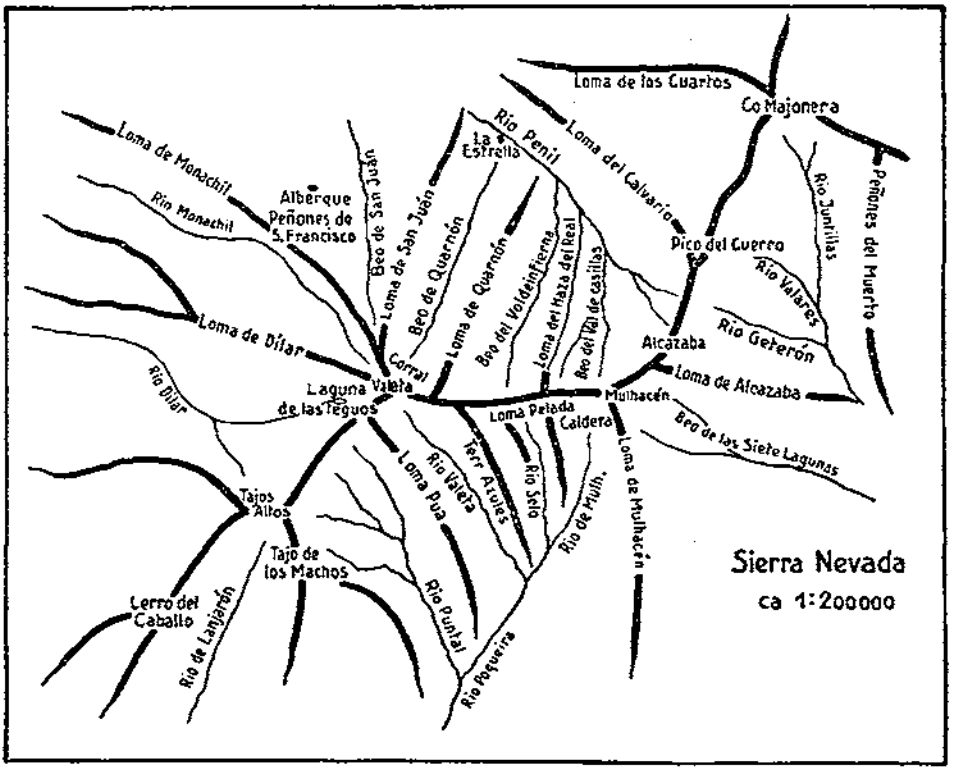
Dafür fehlt ihm ein anderer Reiz, der die Alpen ziert und unsere Begriffe landschaftlicher Schönheit in so hohem Maße bestimmt, das ist das dunkle Grün des Waldes, das helle der Wiesen und Matten. Nichts von alledem gibt es. Schon im Altertum hat die Entwaldung wie in den übrigen Teilen der Mittelmeerländer begonnen. Man brauchte das Holz als Brenn- und Bauholz und zum Betriebe der zahlreichen Bergwerke. Mittelalter und Neuzeit setzten die Verwüstung fort mit dem Erfolge, daß es einen Wald in unserem Sinne überhaupt nicht mehr gibt. An den Abhängen der Täler findet man höchstens lichte Haine von Kastanien und Steineichen, die aber so vereinzelt stehen, daß jeder Baum als Individuum in der Landschaft wirkt. Ein übriges tun noch die Ziegen, die das Aufkommen des bescheidensten Strauches hindern, und der Mensch, der in seiner Brennstoffnot sich nicht scheut, die spärlichen Wacholderbüsche mit der Wurzel auszureißen, so daß nur an entlegenen Stellen sich kleine Felder des kriechenden Wacholder halten.

Die Folgen sind nicht ausgeblieben: das Gebirge ist von einer grausigen Öde, die sich bis zur Erhabenheit steigern kann. Hänge und Hochflächen sind mit Schutt bedeckt, der aus Wassermangel nicht mehr von den Bächen abgeführt wird, so daß das Gebirge sozusagen im eigenen Schutt erstickt. Nur kümmerliche Hälmchen wagen sich dazwischen hervor, und niedrige Büsche bilden Polster mit handlangen Stacheln, die sie nicht einmal ganz vor den gefräßigen Ziegen schützen. Wo Quellen austreten, da findet sich wohl auch zusammenhängender Rasen, aber nur wenige Quadratmeter groß, denn gleich ist das Wasser wieder nutzlos im Schutt versickert. Nach Osten zu, wo die Trockenheit zunimmt, wird das Gebirge daher völlig zur Steppe und Schuttwüste.

Darunter leidet natürlich die Bewohnbarkeit des Gebirges. Zwar erlauben die klimatischen Verhältnisse den Anbau der Hauptgetreidearten noch in bedeutenden Höhen, Weizen z. B. bis 2500 *m*, aber der Mangel an Wasser und an fruchtbarem Boden verhindern die Ausbreitung des bebauten Geländes. Nur wo in manchmal stundenweiten Kanälen das Wasser zugeleitet wird, findet man bewässerte Terrassen von geringer Flächenausdehnung, und die Arbeit des Bauern oder besser Kleinpächters besteht den ganzen heißen Tag darin, hier eine Lücke im Kanal zu öffnen, dort eine zu schließen, um seine Feldstücke möglichst gleichmäßig zu bewässern. Trotz aller Mühe ist der Ertrag nur gering, die Zahl der Siedlungen niedrig und ihr Äußeres von so unbeschreiblicher Dürftigkeit, daß man sich manchmal nach dem Inneren Asiens versetzt glauben könnte.

Mit der Unterkunft ist es daher schlecht bestellt. Mit Ausnahme des sehr behaglichen Hotels Sierra Nevada, das über der Genilschlucht in etwa 1500 *m* Höhe liegt, gibt es keine einzige Herberge in der ganzen Sierra, die mitteleuropäischen Ansprüchen genügt. Das Albergue San Francisco in 2350 *m* Höhe ist nur auf besondere Bestellung geöffnet und auch nicht frei von den kleinen Tierchen, die in Südspanien überall auftreten. Der Spanier ist eben nach seinem Volkscharakter kein Bergsteiger, nicht einmal Wanderer, und so sind die schönsten Landschaftspunkte selbst in der Umgebung der Großstädte vollkommen leer. Niemand hat Verständnis für Wandern oder Bergsteigen um seiner selbst willen; erst die Angabe etwa, nach Erzen zu suchen, liefert ein einleuchtendes Motiv.

Wer die Sierra Nevada besteigen will, wobei man sich gewöhnlich mit dem Veletagipfel begnügt, mietet sich Maultiere mit Zelt und Decken, übernachtet an der Laguna de las Yeguas und erledigt die Besteigung in zwei Tagen. Wer die Sierra Nevada richtig kennen lernen will, muß auf diese Bequemlichkeiten verzichten und sich selbst mit Zelt und Zubehör versehen. Ist die Last auch schwer, so ist er dafür ganz freizügig und



nicht durch die Unzuverlässigkeit anderer gehindert. Denn der Spanier neigt gern zum Aufschieben, und mañana — morgen — ist ein beliebtes Wort in seinem Sprachschatze.

Sehr zum Unterschied von den Alpen kann man von Mitte Mai an bis Anfang September immer auf gutes Wetter mit heißen Tagen und kühlen Nächten rechnen.

Als Eingangstor empfiehlt sich am besten Granada, da von hier eine elektrische Bahn in großartiger Landschaft durch die wilde Schlucht des Genil bis zum Charcón führt. Hier ist man dem Hauptteil des Gebirges schon ziemlich nahe gerückt. Als Abstieg käme auch der Weg nach Órgiva oder Lanjarón im Süden des Gebirges in Frage. Dabei durchschreitet man die Alpujarras mit ihren eigentümlichen, noch halb maurischen Dörfern. Von den beiden genannten Orten besteht Autobusverbindung nach Granada.

Mit Karten für das Gebiet sieht es trübe aus. Die amtliche spanische Mapa militar hat den Maßstab 1 : 200 000 und ist ohne Terrainzeichnung. Die Karte von Rein ist sehr unzuverlässig in den Lagebeziehungen. Aber bei der Offenheit des Geländes ist es bei einiger Bergerfahrung nicht allzuschwer, sich zu orientieren, und so vermißt man die Karte nur beim vorherigen Planen.

Besteigungen

(28. Juni 1928.) Von der Endstation El Charcón der elektrischen Bahn tief unten im Tal des Genil gehe ich die staubige Straße zum Hotel hinauf. Seit sechs Wochen hat es nicht mehr geregnet, die spärlichen Kastanien und Pappeln sehen schon ganz grau aus, und die Luft ist trotz der frühen Morgenstunde ziemlich warm. Aber ich bin schon so lange im Lande, daß ich die Wärme nicht lästig empfinde und nur ab und zu den Rucksack verwünsche. Der ist schwer genug, denn da ist alles drin, mein Haus, mein

Bett, meine Küche. Da ist das Bergsteigerzelt, nicht wegen des Regens, den gibt es nicht, aber wegen der starken nächtlichen Abkühlung; dann der Schlafsack, der Kochtopf und Proviant für sechs Tage; dazu photographische Ausrüstung, Zeichenmaterial, Geologenhammer und noch mehr, eine hübsche Last. Immer langsam voran also geht es zum Hotel, das etwa 1500 *m* hoch angesichts der gewaltigen Nordabstürze der zentralen Sierra Nevada liegt. Die deutsche Geschäftsführerin gibt mir noch einige Ratschläge für den Weg mit. Als ich meinen Kaffee trinke, höre ich, wie sie einigen Gästen meine sonderbare Ausrüstung erklärt — „Es costumbre en Alemaña" (so ist's Brauch in Deutschland). Der weitere Aufstieg vollzieht sich zunächst an der westlichen Talflanke des Barranco de San Juán. Das Gehänge ist stellenweise terrassiert und bewässert, und aus einigen Bauernhöfen stürzt der unvermeidliche Spitz kläffend auf mich los, weicht aber vor dem drohend geschwungenen Rohrstöckchen, das ich mir in den Dickichten am Meer von Motril geschnitten habe. Dann wird alles kahl und öde bis auf die stachligen Sträucher, die Ziegen und Schafen kärgliches Futter bieten. In einer Höhe von etwa 2200 *m* treffe ich auf den Camino de los Neveros, den Weg, auf dem man früher in die Berge zog, um Schnee von den Firnflecken nach Granada zu holen. Dieser Weg wurde auch vor der Eröffnung der elektrischen Bahn zum Anmarsch nach dem Veletagipfel benutzt. Jetzt liegt er verödet.

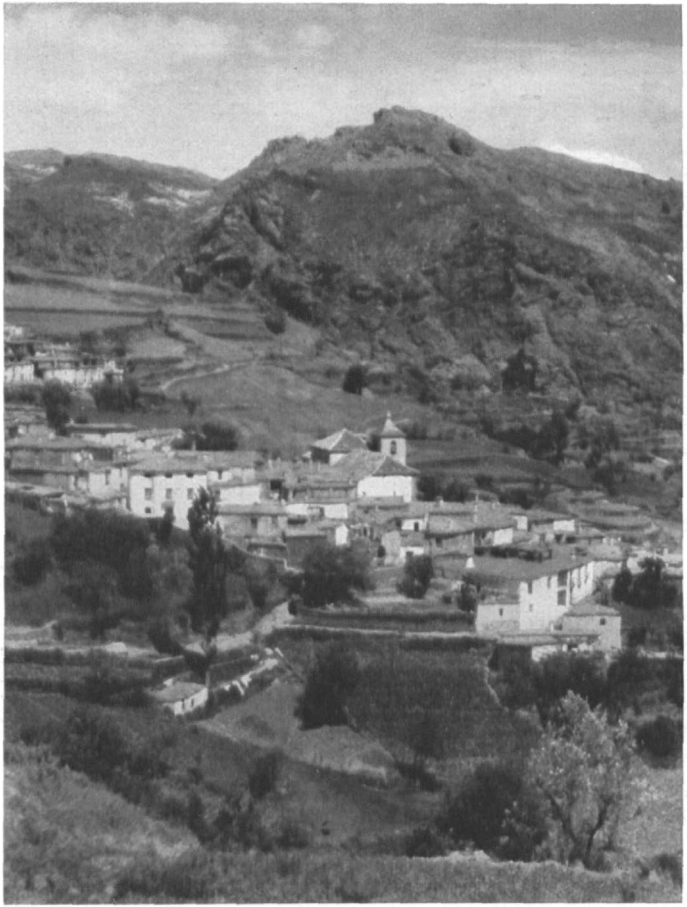
Etwas höher liegt das Albergue de S. Francisco, der Stützpunkt des Granadiner Club Alpino für die Veletabesteigung. Mit seinen gewölbten Kuppeln sieht es von weitem wie eine Sternwarte aus. Es ist nicht geöffnet, und man muß sich den Schlüssel von Granada mitnehmen. Aber man hat mich vor seiner Benützung gewarnt: da es selten benutzt wird, sind die ständigen kleinen Bewohner um so blutdürstiger. Ich steige daneben über eine diluviale Moräne zu einem Sattel südlich der Peñones de San Francisco, 2700 *m*, hoch. Diese Felsen — denn das bedeutet Peñones — bestehen aus grauem Kalk und stechen mit ihren scharfen Formen gewaltig von den sanften Schiefern der Umgebung ab.

Im Südosten an den Wänden der Alcazaba hängen düstere Wolken, aber es kommt kein Unwetter, und als ich ins oberste Monachiltal quere, lacht dort die Abendsonne. Bald habe ich einen Lagerplatz gefunden, wo ein kleiner Bach eiskalten Wassers sprudelt und ich mein Zelt auf dem Rasen aufschlagen kann. Dann wird der Kochtopf aufgesetzt, aber die Mahlzeit wird erst richtig gar, als ich den Deckel mit Steinen beschwere. Denn Luftdruck und Siedepunkt sind schon erheblich erniedrigt bei einer Lagerhöhe von etwa 2600 *m*. Die Nacht ist lang und kalt.

(29. Juni.) Bäbä weckt es mich am Morgen aus dem besten Schlaf. Eine riesige Herde, die am vorigen Tag weiter unten weidete, hat mich umzingelt und scheint entrüstet, weil ich ihr den besten Futterplatz besetze. Schnell packe ich zusammen und steige auf, Waschen und Frühstück auf einen einsamen Platz weiter oben verschiebend. Der Hirt im warmen Schafpelzwams gibt mir noch ein paar Minuten das Geleit, fragt mich nach Woher und Wohin und verabschiedet sich mit dem landesüblichen Vatecondi (Vaya usted con Dios, Geh mit Gott). Im Moränengebiet des diluvialen Monachilgletschers kann ich dann in Ruhe meinen Kaffee kochen.

Mein nächstes Ziel ist die Laguna de las Yeguas, bis zu der man bei der Veletabesteigung reiten kann. Sie liegt, jetzt noch ganz in Eis gehüllt, als ein Karsee im Hintergrunde des Dilartales, das in der Eiszeit einen der mächtigsten Gletscher der Sierra Nevada barg. Weit draußen glänzt eine offene Lagune, die ein von den Tajos Altos herabsteigender Gletscher geschaffen hat.

Da die Lagune de las Yeguas, 2870 *m*, nebst ihrer Umgebung noch ganz in Eis und Schnee begraben liegt, wende ich mich alsbald nach Osten in direktem Aufstieg zum Gipfel des Veleta. Das ist ganz unschwierig, nur sehr mühsam, denn die ganze Flanke des Berges ist eine einzige ungeheure Trümmerhalde, die sich noch 600 *m* hoch empor-



Busquístar in den Alpujarras. Siedlung auf maurischer Grundlage

Barranco des Río Guarnón mit Corral del Veleta

Trevenque, 2350 *m*. Triaskalk durch Erosion ziseliert

Barranco des Genil, im Hintergrund Veleta, 3470 *m*

zieht. Ich halte mich etwas nördlich vom Gipfel und erreiche so den Grat, der als Teil der Loma de San Juán heraufzieht und einen Teil der mächtigen Umrahmung des Corral de Veleta bildet. Hier liegt 500—600 *m* unter mir, geschützt von den fast senkrechten Wänden des Veleta, das steile Firnfeld, das lange für den südlichsten Gletscher Europas galt. Es ist aber nur ein perennierendes Firnfeld, kein Gletscher. Denn was für Merkmale eines solchen bleiben übrig, wenn weder Zunge, noch Moränen, noch Bewegung existieren?

Von hier aus stehe ich in wenigen Minuten auf dem abgeflachten Gipfel, 3470 *m* hoch. Wie anders ist die Aussicht als in den Alpen! Dort sähe man über Gletscher und Felsen in die begrünten Täler, in denen die Wasserfälle glitzern. Von den Almen trüge der Wind den Schall der Herdenglocken herauf, und man wüßte Menschen überall. Hier aber ist bis tief hinunter eine Wüste. Nach Süden dehnt sich zwar weithin der Schnee, aber sonst ist alles schuttbedeckt, in den Tälern sind keine Wälder, die spärlichen grünen Flecken der Felder verschwimmen in der Entfernung, Stille herrscht in dem schwachbewohnten Gebirge. Weit nach Nordwesten, 30 *km* entfernt, verschwimmt die Vega von Granada im Sonnenglast als graugrüner Fleck, und im Süden blitzt der Spiegel des Mittelmeeres. Dort ist Leben, aber näher in der Tiefe des Corral und in den Tälern im Süden ist Öde, viel mehr Öde als in den Alpen.

Wenn ich gehofft hatte, vom Gipfel des Veleta direkt nach Osten zum Mulhacén gelangen zu können, so belehrt mich ein Blick, daß das ohne einen berggewandten Gefährten, ohne Seil und Pickel, unmöglich ist. Das wäre eine ebenso würdige alpine Aufgabe wie die Ersteigung der Hochgipfel über die abschreckenden Nordwände. Vom Veleta müßte man zunächst etwa 400 *m* absteigen, dann über die wilden Felsköpfe der Raspones im Auf und Ab oder sie im Süden umgehend bis zu der Scharte über der Laguna Caldera gelangen und dann in 500 *m* Aufstieg den Gipfel des Mulhacén erreichen. Die Entfernung in der Luftlinie beträgt etwa 8 *km*.

Ich entschließe mich, über die steilen Firnhänge nach Süden in das weite oberste Talbecken des Rio Poqueira abzusteigen, dann über einige Trennungsrücken ins Tal des Rio Mulhacén zu queren und von hier aus den Hauptgipfel der Sierra Nevada zu ersteigen. Beim Abstieg sind einige leichte Felswände zu passieren. Unten quere ich die weite schneebedeckte Mulde, in der noch die zahlreichen Lagunen begraben liegen, in der Richtung nach Südosten. Das Gelände apert erst Anfang September vollständig aus. An den Felsen des östlichen Randes ist durch die Rückstrahlung eine richtige Randkluft entstanden, deren Überschreitung mir, da ich ohne Pickel bin, erst nach mehreren Versuchen gelingt. Bald danach schlage ich mein Lager auf einem Vorsprung hoch über dem Rio Mulhacén auf. Es ist noch zeitig genug zu einer Farbskizze des Blickes nach Süden. Braun, gelb und rot leuchten drüben die Bergflanken, von wenig Grün durchzogen. Tiefdunkelblau ist schon der Talboden. Violett lagert sich als Abschluß im Süden die niedrigere Sierra de Lújar, 1800 *m*, vor. Solange ich zeichne, brodelt der Kochtopf, dann wird es rasch dunkel und kühl, und ich krieche in mein winziges Zelt.

(30. Juni.) Behaglich dehne ich mich noch in der Wärme, die die Morgensonne in meinem Zelt verbreitet. Dann werden die Geschäfte des Morgens erledigt, das Waschen, Kochen, Packen, und ich trete den dritten Tagesmarsch an. Zuerst geht es fast eben zum Rio Mulhacén, der mir mit mächtiger Wasserfülle entgegentost. Nachdem ich ihn auf einer Schneebrücke überschritten habe, steige ich steile Hänge an, die mit etwas Gras und stachligen Büschen bewachsen zu dem Südpfeiler des Mulhacén führen, der Loma de Piedra Colorado. Oben geht es über das Blockgewirr in mäßigerer Steigung weiter. Als ich den Maultierpfad berühre, der von Trevélez heraufkommt, sehe ich in geringer Entfernung einen Hirten sitzen, den ersten Menschen seit gestern morgen. Er hat mich beim Ansteigen schon lange erspäht und seine Herde, die tiefer unten weidet, im Stiche gelassen, um den ungewohnten Fremden zu sehen, der in sein

Reich eingedrungen ist. Er bleibt auf seinem Platz und grüßt nur herüber, ohne mich weiter zu befragen, dann springt er wieder in großen Sätzen von Block zu Block hinunter.

Etwa drei Stunden nach meinem Aufbruch bin ich auf dem Gipfel des Mulhacén, der mit seinen 3481 *m* auch die Pyrenäen noch etwas überragt und somit der höchste Berg der iberischen Halbinsel ist. Einige steinerne Hütten stehen oben, die vor etwa 50 Jahren errichtet wurden, als sich eine Expedition dort aufhielt, um an einem der seltenen Tage mit klarster Fernsicht einen Gipfel Nordafrikas an das Netz der spanischen Landesvermessung anzuschließen. Eine einzige Hütte hat noch ihr Dach bewahrt. Dafür ist ihr Inneres ein einziger Eisklumpen, der handbreit von den Wänden absteht, wo er abgeschmolzen ist.

Die Aussicht ist ähnlich wie vom Veletagipfel, aber noch öder und wilder. Die Sonne brennt aufs dunkle Schiefergestein, ein kühler Gipfelwind treibt Hunderte von Schmetterlingen vorbei, Ruhe und Totenstille herrschen. Tief unten im Westen ist die kreisförmige Laguna Caldera, noch tiefer im Norden das Tal Valdecasillas mit den Silberfäden seiner Bäche, deren Rauschen nicht bis hier herauf tönt. Weiter nach Norden schweift der Blick über die Lomas de las Cuartos und de las Herrerías, die dem Hauptkamm parallel laufen, über das Vorland zu der Sierra Harana, auf deren wilden Kalkbergen ich vor zwei Monaten herumgeklettert bin. Jetzt wird sie noch öder und wasserärmer sein. Im Westen wird die Aussicht vom Veleta begrenzt, dessen Aussicht sie im Süden gleicht. Im Osten erblickt man den gerundeten, wasserärmsten und ödesten Teil der Sierra Nevada, der touristisch reizlos ist. Vor einem Monat lagen dort noch Schneefelder, als ich auf dem Kamm und den Nordhängen herumstieg, um die Ausdehnung der diluvialen Vereisung festzustellen. Greifbar nahe im Nordosten, nur durch einen tiefen Einschnitt von meinem Standpunkt getrennt, liegt die schöne Alcazaba, 3400 *m*. Soll ich sie auch besteigen? Aber die Rücksicht auf meinen Proviant, der nicht zu ergänzen ist, verbietet es mir. Außerdem liegen meine Ziele in den Tälern. Ich brauche noch die Kenntnis der Glazialspuren des Goterón- und Juntillastales, daher muß ich verzichten. Der Aufstieg wäre am besten von Südosten zu nehmen.

Nach einer Stunde wende ich mich zurück und steige, teils abfahrend, über steile Schneefelder zu den Siete Lagunas ab. Dort gibt es endlich wieder Wasser, nach dem ich schon seit Stunden lechze, da die Feldflasche längst leer ist. Nach kurzer Wanderung über die Loma de Alcazaba stehe ich vor dem Goteróntal, in dem ich zelten wollte. Aber meine Karte gibt kein Terrain und nur wenig Höhenangaben: 300 *m* stürzt die Felswand von meinem Standpunkt ins Tal ab, hier ist kein Durchkommen. Nachdem ich die Moränen gezeichnet habe, die wie aus der Vogelschau unter mir liegen, wende ich mich am Hang entlang nach Osten, bis er sich etwas abflacht. Auf einer kiesigen Stelle neben einem Wässerchen steht bald das Zelt. Das Lager ist hart, aber warm.

(3. Juli.) Vorgestern kam ich ins Juntillastal, immer den Moränen nachspürend, gestern vom Co. Mojonera über einen leichten Blockgrat zum Pico del Cuervo, 3150 *m*. Weil er dem Hauptzug etwas vorgelagert ist, bot er den herrlichsten Einblick in die Bergwelt, die hier ihre stolzeste Seite, die Nordabstürze, bietet. Aber noch schöner ist mein Lager etwas tiefer. Zur Linken im Südosten die Alcazaba, die das Bild beherrscht. Im Süden etwas zurück der Mulhacén, ihr ähnlich mit der Trapezform und den dunklen gebänderten Wänden. Dann der lange Grat nach Westen zum Veleta, der von hier ganz spitz aussieht. Unter mir laufen die Täler wie die Finger einer Hand zusammen. Am Abend sah ich die Sonne untergehen, bis alle Berge violett schimmerten. Dann lohte noch lange mein Feuer, von den dürren Stämmen eines Wacholderfeldes genährt. Nach der Nacht im warmen Zelt sitze ich noch lange hier und kann mich nicht trennen von dem Panorama. Ich muß heute noch 2000 *m* tief zum Charcón absteigen, um abends wieder in das heiße Granada zu tauchen. Aber bis Mittag bleibe ich hier in der heißen südlichen Sonne sitzen. Dann schlage ich den Fußpfad ein, der

über den Pto. de Vacares herüberkommt und ſich an den glühendheißen Hängen in die tiefe, dunkle Genilſchlucht ſenkt. Natürlich gibt es keine Brücke, denn wer würde in Spanien zu Fuß gehen. Ich muß Schuh und Strümpfe ausziehen und den reißenden Genil ſchräg durchwaten — nicht das erſtemal, daß ich einen der Bäche der Sierra Nevada ſo paſſiere. Dann führt ein beſſerer Weg, der von der verlaſſenen Mina Eſtrella herabkommt, immer am linken Ufer des Genil entlang zum Charcón. Immer drückender wird die Luft in der Tiefe, obwohl es Abend iſt. Als ich um 10 Uhr in Granada ankomme, ſind noch 27°; am Tage waren 41° im Schatten! Da denke ich ſehnſüchtig zurück an die reine, friſche Luft der Berge und das eiskalte Waſſer der Bäche.

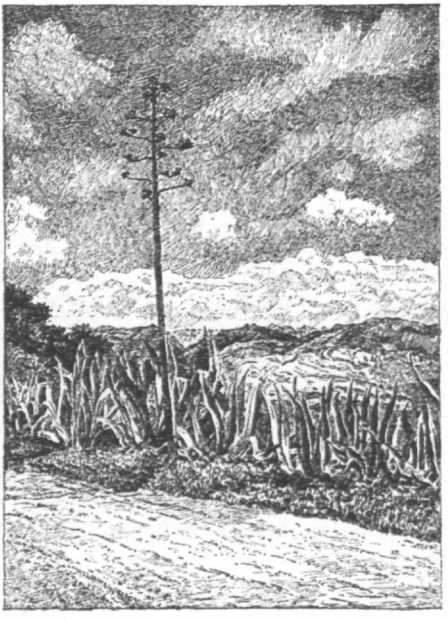
Literaturverzeichnis:

I. Geologie: 1. A. Brouwer, Zur Geologie der Sierra Nevada. Geol. Rundſchau 1926. 2. Rud. Staub, Gedanken zur Tektonik Spaniens. Vierteljahrsſchr. Naturf. Geſ. Zürich, 1926. 3. Excursión A. 5. XIV Congr. Geol. Intern. Madrid 1926.

II. Eiszeit: H. Obermaier und J. Carandell, Los Glaciares Cuaternarios de Sierra Nevada. Trab. Mus. Nac. Madrid 1916.

III. Landeskunde: 1. J. J. Rein, Beiträge zur Kenntnis der ſpaniſchen Sierra Nevada. Abh. k. k. geogr. Geſ. Wien, 1899. 2. O. Quelle, Beiträge zur Kenntnis der ſpaniſchen Sierra Nevada. Ztſchr. Geſ. Erdk. Berlin, 1908. Weitere, auch ältere, Literatur in Otto Maull, Länderkunde von Südeuropa. Leipzig und Wien 1929.

IV. Erſteigungsgeſchichte: 1. M. Willkomm, Zwei Jahre in Spanien und Portugal. 1855. 2. J. Ormsby, The Sierra Nevada. The Alpine Journal, London 1867. 3. C. Pache, The Sierra Nevada. The Alpine Journal, London 1870. 4. Dr. Bide, Excursion à la Sierra Nevada. Annuaire du Club alpin français, Paris 1892. 5. Dr. Bide, Deuxième Excursion dans la Sierra Nevada. Annuaire d. Cl. a. f. Paris 1893.



Eine Bergfahrt in das nordalbanische Gebirge (1930)

Von Dr. Georg Heinsheimer, Dr. Egon Hofmann und Prof. Dr. Heinrich Schatz

Land und Leute

(Dr. Georg Heinsheimer)

Wenn wir im folgenden von der Bergfahrt berichten wollen, die drei Innsbrucker (Haid, Heinsheimer und Schatz) und ein Linzer Bergsteiger (Hofmann) im Sommer 1930 in das Hochgebirge Nordalbaniens unternommen haben, wird es wohl notwendig sein, über Land und Leute unseres Arbeitsgebietes einiges vorauszuschicken. Denn merkwürdigerweise ist über Kaukasus und Pamir, Karakorum und Himalaja — zumal in Bergsteigerkreisen — zuverlässig mehr bekannt als über Albanien, das doch von großen Touristenstraßen und beliebten Reisezielen (Dalmatien, Griechenland, mehr und mehr auch Montenegro) nur wenige Meilen entfernt ist.

Erklärungen für diese sonderbare Erscheinung sind natürlich nicht schwer aufzufinden. Bis 1913 war Albanien türkische Provinz. Doch hatten die türkischen Behörden, namentlich im Gebirge, kaum Einfluß. Der Reisende war daher mehr oder minder auf den guten Willen der Bevölkerung angewiesen. Diese Bevölkerung aber spricht zunächst einmal eine sehr schwer erlernbare Sprache, die zwar dem indogermanischen Sprachstamme angehört, aber — eine Fortbildung der illyrisch-thrakischen Sprachengruppe, dazu mit Lehnworten der verschiedensten Herkunft überdeckt, mit schwierigen, uns fremden Lauten ausgestattet, — mit den Weltsprachen kaum Ähnlichkeit hat. Schon die Verständigung ist daher eine recht schlimme Angelegenheit. Dazu kommt noch, daß die Bergstämme zwar brav und grundehrlich, aber auch stolz und selbstbewußt sind. Und dazu haben sie auch allen Grund: Es war keine geringe Leistung, dieses kleine Stück unwirtlichen Berglandes durch mehr denn ein halbes Jahrtausend ohne Hilfe und Unterstützung von außen vor der türkischen Flut zu bewahren, die es rings umspülte. Die Aufgabe wurde gelöst, aber sie hat dem Volke ihren Stempel aufgedrückt. Es sind rauhe Menschen; ohne Hilfsmittel, aber auch fast ohne Bedürfnisse; ihre Waffen sind ihnen Heiligtümer, die sie kaum je aus der Hand legen. Nimmt man noch dazu, daß zwischen den zahlreichen Stämmen bis vor kurzem fast ständig Fehde und Blutrache im Gange war, so kann man sich leicht vorstellen, daß dieses Land für englische und amerikanische Vergnügungsreisende, die scheinbar nun einmal die Bahnbrecher des Weltverkehrs sein müssen, nichts Anziehendes hatte; vollends wenn aus den Schilderungen phantasievoller Berichterstatter noch eingebildete Gefahren zu der tatsächlich bestehenden Unwirtlichkeit Albaniens hinzutreten.

Auch nach der Befreiung des Landes vom Halbmonde hat sich nicht allzuviel geändert: die halbjährige „Herrschaft" des Prinzen von Wied (1914) mußte sich, kläglich genug, auf einen ein paar Kilometer breiten Küstenstreifen beschränken, ohne je in das Innere des Landes eindringen zu können. Dann folgte der Weltkrieg, der Serben, Österreicher, Italiener ins Land brachte, natürlich nicht in der Eigenschaft von Vergnügungsreisenden. Erst Ahmed Zogu, dem genialen Präsidenten, später König des Landes, scheint wieder zu gelingen, was seit den glanzvollen Tagen Skanderbegs

(Georg Kastriota, 1443—1468) der unerfüllte Traum der Albaner ist: die Einigung der Stämme und die Bildung eines starken Staates, den er von auswärtigen Einflüssen unabhängig zu machen sucht. Allerdings sind der Gefahren und Schwierigkeiten noch viele zu überwinden, ehe dieses Ziel wird erreicht werden können. Immerhin ist im Innern des Landes eine Wandlung deutlich erkennbar: Stammesfehde und Blutrache sind eingeschränkt; an die Stelle der Todfeindschaft zwischen den Stämmen tritt wachsend die Erkenntnis der Schicksalsverbundenheit aller Albaner und damit zunehmende Ordnung und Sicherheit. Der Anschluß an den Weltverkehr wird zwar an der fürchterlichen Armut und tiefen Lebenshaltung dieser Menschen bessern, leider aber auch die Ursprünglichkeit und Eigenart des Landes verwischen.

Noch liegt jedoch der Zauberschleier der Unzugänglichkeit über dem Lande, noch hat nicht einmal die wissenschaftliche Forschung recht ernstlich begonnen, die Nebel zu durchdringen. Ein Beispiel dafür: Fünf ernste Werke[1]), alle aus 1928/30, liegen mir vor. Drei davon geben die Größe Albaniens mit 27 538 *km²*, die beiden anderen mit 44 997 *km²* an. Auf Grund einer oberflächlichen Kartenvergleichung möchte ich der erstgenannten Zahl den Vorzug geben. Es scheint mir aber bezeichnend für die Unkenntnis über Albanien, daß um 70 v. H. auseinandergehende Größenangaben unterlaufen können. Ob dies wohl sonstwo auf unserem Erdballe noch vorkommt, wenn wir etwa von den Ländern jenseits der Polarkreise absehen?

Unsere Annahme bezüglich der Größe, als richtig vorausgesetzt, ist Albanien etwas kleiner wie Belgien, etwas größer wie die preußische Provinz Niederschlesien. Das Land ist sehr gebirgig, mit Ausnahme des fruchtbaren, aber malariaverseuchten Schwemmlandes im Westen. Die höchste Erhebung trägt das nordöstliche Randgebirge, das im Korab, 2725 *m*, gipfelt, jedoch — soweit ich Bilder zu Gesicht bekam — runde, den Bergsteiger wenig erfreuende Linien zeigt. Der Norden des Landes aber ist von einem Kalkgebirge erfüllt, das 2700 *m* erreicht, also wenig niedriger ist, und wilde, alpine Formen aufweist. Ihm galt unser Unternehmen.

Anmarsch, Standorte, Lagerplätze

Da war nun vor allem die Frage zu lösen, wie wir überhaupt an unsere Berge herankommen konnten. Als Ausgangspunkt kam natürlich nur Skutari (Shkodër) in Frage, die zweitgrößte Stadt des Landes (23 800 Einwohner) und Sitz der Verwaltungsbehörde (Präfektur) für Nordalbanien. Skutari ist verhältnismäßig leicht zu erreichen und zwar auf drei Wegen: die schnellste Verbindung führt über Bologna nach Bari in Süditalien und von dort zu Schiff nach San Giovanni di Medua, das durch eine recht gute Autostraße mit Skutari verbunden ist. Den angenehmsten und wohl auch schönsten Zufahrtsweg stellt die Schiffslinie Susak-Kotor (Cattaro) — San Giovanni dar. Endlich kommt auch die — landschaftlich ebenfalls größtenteils hervorragende schöne — Eisenbahnfahrt Agram—Bosnisch-Brod—Sarajevo—Mostar—Ercegnovi in Betracht, von wo Skutari entweder über See (Kotor—S. Giovanni) oder über Cetinje—Rjeka (Auto) und über den Skutarisee (Schiffslinie) erreicht werden kann. In ganz Albanien gibt es derzeit keinen Kilometer Eisenbahn. Dagegen sind Skutari, Tirana, Korça, Valona, Gjinokastra untereinander und mit Brindisi (Italien) durch Flugzeugverkehr verbunden. Ferner bestehen eine Anzahl von Autoverbindungen, z. T. auf Straßen, die nach mitteleuropäischer Anschauung für Kraftwagen kaum befahrbar wären. Indessen fahren die einheimischen Wagenführer mit großer

[1]) Geogr. Zeitschrift 1930, H. 9, S. 553 (27 539 *km²*), Hübners geogr.-statist. Tabellen 1929 S. 96, ebenso auch Baedeker, Dalmatien und die Adria, 1929, S. 227 (27 538 *km²*). The Statesman's Yearbook 1929, S. 641 (17 374 *QM*) und ähnlich „Die landwirtschaftliche Produktion der Welt", 1928, herausgegeben vom kgl. ung. Ackerbauministerium, S. 29 und 523 (44 997 *km²*).

Sicherheit und Geistesgegenwart; die Automobile, vielfach Fordwagen ehrwürdigen Alters, die schon mancherlei Ungemach überstanden haben, sind unglaublich ausdauernd und endlich nehmen die Reisenden auch Störungen minderer Art — etwa Durchfurten eines Gewässers oder Überwinden einer verschütteten Straßenstelle unter tätiger Beihilfe sämtlicher Beteiligten — als etwas Selbstverständliches mit aller Gemütsruhe hin. Dieser Art des Kraftwagenbetriebes gegenüber ist Pferde- und Ochsenfuhrwerk kaum ausgedehnter anwendbar, daher ziemlich auf den Ortsverkehr beschränkt. Es fällt nur auf, daß auch diese Fuhrwerke ebenso wie Fahrräder und Kinderwagen, die in der Bannmeile Skutaris anzutreffen sind, mit Autohupen zur Warnung des lieben Mitmenschen und zur Belebung der Straßen versehen werden. Alle Wege niederer Ordnung sind in der Trockenzeit gewöhnlich vor allem als Anhäufung von Steinen aller Größen erkennbar. Das soll aber nach Aussage verläßlicher Kenner des Landes Grundlosigkeit während der Regenzeit nicht hindern. Auf diesen „Straßen" ergehen sich nun Menschen, Reit- und Zugpferde, Ziegen und viele Schafe mit bemerkenswerter Geschicklichkeit, denn Anlage und Beschaffenheit dieser Pfade ist mitunter derart, daß wir sie ohne weiteres als leichte Kletterstellen zu bezeichnen geneigt wären.

Von Skutari nun liegt Thethi (th ist wie im Englischen auszusprechen — 750 *m* Seehöhe), der günstigste Standplatz für Bergfahrten im nordalbanischen Gebirge, etwa 45 *km* Luftlinie entfernt. Der tatsächlich zu nehmende Anmarschweg ist natürlich bedeutend länger. Sehr günstig ist es, daß eine sehr bedeutende Strecke dieses Weges, bis Shkreli, 510 *m* Seehöhe, mit Auto in etwa zwei Stunden zurückgelegt werden kann. In Shkreli ist eine römisch-katholische Kirche und ein großes Gebäude, das im Sommer dem Jesuitengymnasium von Skutari — Lehrern und Schülern — Zuflucht vor der Hitze der Stadt und Erholung in gesunder Bergluft gewährt. Der Ort heißt eigentlich Brzeta, doch wird hier wie überall in Nordalbanien, zur Bezeichnung der Kirche der Name des Stammes, eben Shkreli in unserem Falle, gewählt. Von hier gelangt man in etwa 4 Stunden Marsch auf z. T. recht guter Straße nach Bogë (920 *m* — Stammname; Ortsname Precaj), wo uns der Pfarrer, Franziskanerpater Clementi, aufs gastlichste Atzung und Obdach gewährte. Auf Gastfreundschaft aller, besonders aber der Franziskaner, die großenteils in Tirol studiert haben, kann man unbedingt rechnen; weniger allerdings auf materielle Mittel. Die Pfarrherren sind kaum viel wohlhabender als ihre Pfarrkinder und auch die Unterkunft fanden wir häufig so bestellt, daß wir die Nächtigung im Freien vorzogen.

Der nächste Tagmarsch — wir haben übrigens den Weg in umgekehrter Richtung gemacht — führt über einen Paß von 1850 *m* Höhe, Shtegu i Dhenvet, zu deutsch Schafsücke, genannt, zu unserem Ziele Thethi. Wir verlassen damit das Flußgebiet des Proni i Thát und gelangen in das des Lumi i Shalës und damit des Drin.

Der erstgenannte Fluß, dessen Name etwa Dürrenbach bedeutet, führt, in der Trockenheit mindestens, seinen Namen zurecht, insoferne sein Bett keinen Tropfen Wasser zeigt. Das muß aber in der Regenzeit wohl erheblich anders sein oder doch mindestens in früheren Zeiten anders gewesen sein, als noch die Gletscher vorhanden waren, deren Spuren man allenthalben im Gebirge sieht. Der Bach hat sich nämlich streckenweise eine schauerlich tiefe und wilde Schlucht eingerissen, über die man auf einfachen Holzbrücken nicht ohne leises Grauen dahinrumpelt. Der Proni i Thát mündet nordwestlich von Skutari in den Skutarisee und seinem Tale folgt der Weg von der Ebene bis zum Shtegu i Dhenvet. Er ist von Bogë an recht mäßig; besonders in einem schönen Buchenwald, der die Steilstufe des Tales zwischen 1200 und 1600 *m* Seehöhe bedeckt, geradezu elend. Der Paß selbst ist ein schmaler, tief eingerissener Spalt; sein Abfall auf der Westseite, weit mehr aber noch auf der nach Thethi absinkenden Ostseite sehr steil.

Thethi selbst liegt prachtvoll. Ich möchte es mit seinen herrlichen, lichtgrünen Alpenmatten, zu denen steile Felswände jäh niederstürzen, am liebsten mit unserem schönen Seefeld i. T. vergleichen. Aber der Vergleich fällt genau genommen zuungunsten des weltbekannten Tiroler Bergdörfchens aus: freilich der kleine See, der im Winter eine spiegelnde Eisfläche, im Sommer kühles, labendes Bad bietet, fehlt dem albanischen Weiler, es sei denn, daß man einen klaren, forellenbelebten Bergbach mit eiskaltem Wasser als Ersatz dafür ansehen will. Aber der Talboden liegt in Thethi tiefer, die Berge dagegen sind höher und näher, so daß das Landschaftsbild noch großartiger und ergreifender wirkt. Ich werde die Abendstimmung in Thethi — das Tal bereits in Schatten getaucht, die Wände der Kalkberge im Norden noch hell von der Sonne beleuchtet — niemals vergessen. Ein paar armselige Hütten ducken sich in die sorgfältig gepflegten Maisfelder, nur Pfarrhof und Kirche, wie gewöhnlich ein Gebäude, ein Neubau für den vor wenigen Jahren dem Feuer zum Opfer gefallenen, macht einen bescheiden-behäbigen Eindruck.

Der Pfarrer P. Leonhart, ein Franziskaner, nahm uns — in Albanien selbstverständlich — mit offenen Armen auf. Er hat unserem erkrankten Gefährten jede nur mögliche Hilfe gewährt, ihm sogar das eigene selbstgefertigte Bett überlassen. Wir möchten ihm für seine uneigennützige, wahrhaft menschliche Hilfe und Anteilnahme auch an dieser Stelle bestens danken. Auch sein nur während der Sommermonate anwesender Ordensbruder, der feingebildete Studienpräfekt des Skutariner Franziskanergymnasiums, der zwei Dutzend künftige Franziskanerlein hier in den Ferien zu betreuen hatte, war uns nicht nur ein angenehmer Gesellschafter, sondern unterstützte uns, wo es nur in seinen Kräften stand.

Thethi kommt, wie gesagt, als Standort für den höheren östlichen Teil des nordalbanischen Gebirges vor allem in Frage. Von hier ist in einem halben Tagmarsch der Qafa e Pejës (sprich Djafa [j wie im Französischen] e Pejs, Sattel von Ipek — etwa 1700 *m*) leicht zu erreichen, in dessen unmittelbaren Umgebung wir unser Standlager für Bergfahrten in die Jezeragruppe[1]) (höchster Gipfel der nordalbanischen Berge) östlich und in die Radohinësgruppe[2]) westlich des Passes gewählt haben. Das ganze Gelände dieser Berge ist verkarstet, besonders die westliche Gruppe eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Mulden und Trichtern, die durch scharfe Rippen voneinander getrennt werden. Da der Baumwuchs hier schon bei etwa 1500 *m* seine obere Grenze findet, wären wir auf recht erhebliche Schwierigkeiten in der Zubringung von Holz gestoßen, hätten uns nicht unsere Benzinkocher davon unabhängig gemacht. Auch die Wasserverhältnisse sind ungünstig, denn fließendes Wasser ist nirgends zu finden. Der Qafa e Pejës hat zwei annähernd gleich hohe Übergangsstellen, zwischen denen ein Becken etwa 70—80 *m* eingetieft ist. Hier befinden sich zwei kleine, anscheinend zu- und abflußlose Seelein mit trübem, ziemlich warmem Wasser, in dem wir schwarze und graue Lurche bemerkten. Da diese Seen etwa ¼ Stunde von unserem Lager entfernt waren und wir außerdem wenig Gefäße hatten, blieben sie unbenützt. Ferner liegt im ersten großen Kar auf der Jezerafeite ein Tümpel, der Rest eines fast verlandeten Sees, aus dem die Almbewohner und die Soldaten der Grenzwache den größten Teil ihres Wasserbedarfes decken. Da die Lache, wie die Spuren zeigten, auch Schafen und Ziegen zur Tränke und Schwemme dient, zogen wir es vor, ihr Wasser nur in gekochtem Zustande zu genießen. Endlich holen die Almbewohner ziemlich weit her Firnschnee, von dem sie auch uns gerne mitteilten. Aber auch in dem Schmelzwasser ist nicht wenig Schmutz zu finden und der Geschmack ist, mindestens durch Kleider und ebenso ungewaschene Hände der Träger, ungünstig beeinflußt.

[1]) Von uns erstiegene Gipfel: P. 2580 südl. der Jezera, Jezera, 2692 *m*, Mali i Thât, 2610 *m*.
[2]) Von uns erstiegene Gipfel: Mali i Shtogut, 2250 *m*, Mali i Nishkut, 2600 *m*.

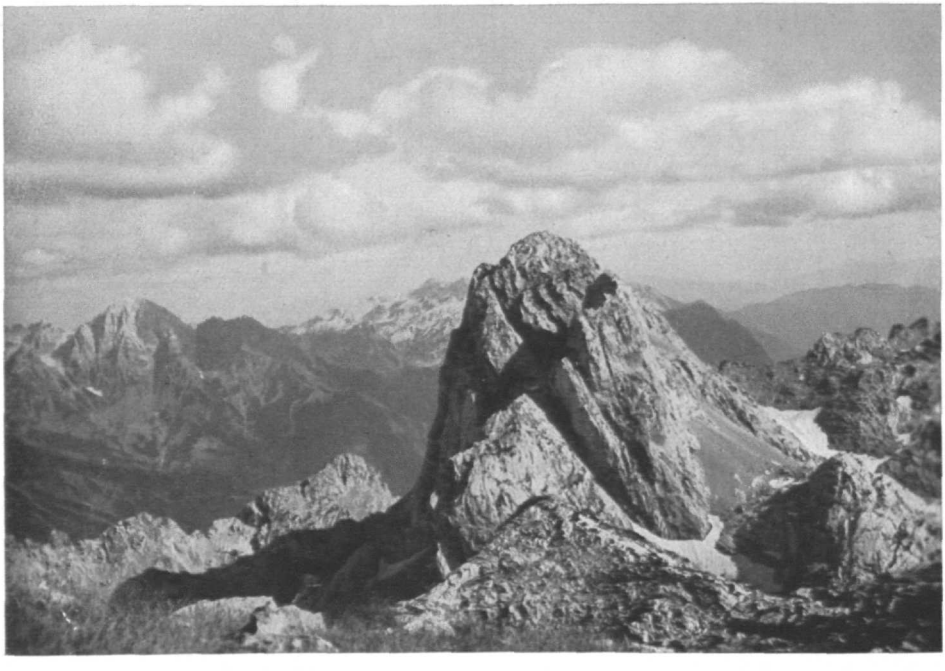
Ein weiterer Nachteil des Passes ist der Wind, der ihn ständig, besonders nachts, überflutet. Hauptsächlich seinetwegen, denn wir haben allnächtlich erbärmlich gefroren, trotz warmer Kleidung und verhältnismäßig hoher Lufttemperatur (8—10° C Schleuderthermometer), würde ich, falls ich wieder in die Lage käme, auf den Vorteil der mittleren Lage zwischen beiden Berggruppen, die eine Verschiebung des Lagers unnötig macht, verzichten. Die erste Jezeramulde, etwa ½ Stunde östlich und ebenso eine Mulde am Ostfuße der Maja e Shtogut (Hollerspitze), etwa 1½ Stunden, westlich des Passes, würden sich für ein Zeltlager gut eignen. Ein paar Hütten nahe der letzteren mit überaus freundlicher, gefälliger Bewohnerschaft wären ein besonderer Vorteil. Auch nördlich des Passes haben wir auffallend schöne Berggestalten gesehen. Sie befinden sich jedoch schon auf jugoslawischem Gebiete und ihre Besteigung von Albanien her würde bei dem feindseligen Verhältnisse der beiden Staaten hüben und drüben Mißtrauen und Spionageverdacht erregen.

Bei Thethi mündet ferner in das Haupttal ein von Osten absinkendes kurzes Seitental, das über einen mit 1346 *m* (Louis) kotierten Übergang in das Valbonatal hinüberleitet. Eine ganze Reihe schön geformter Berge haben wir gesehen, die von hier aus angegangen werden müßten. Endlich bildet das Valbonatal den Zugang zu den entfernteren Berggruppen der Maja e Hekuravet (Eisenspitze) und des Shkëlzen, die zwar flachere Formen aufweisen, aber nach der Louiskarte noch ganz unerforscht sind. Auch für diese Bergfahrten wäre demnach Thethi ein geeigneter Standort.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß für den südlichen Teil der Radohinëgruppe auch ein Lager nördlich des Shtegu i Dhenvet in Betracht käme. Es hätte den Vorteil, daß man hier viel höher ansteigenden Baumwuchs vorfindet, vielleicht auch Wasser. Wenigstens gibt es unweit des Passes eine Tropfquelle. Als Standort käme dafür neben Thethi auch Bogë in Betracht.

Ich habe schon erwähnt, daß wir von Skutari aus einen ganz anderen Weg für den Anmarsch nahmen. Wir folgten dem Laufe des Kiri, eines Nebenflusses des Drin. Die ersten 7 *km* unseres Weges, soweit er nämlich durch die Skutariebene führt, sind mit Auto zur Not fahrbar. An der Ura e Mesit (Brücke von Mes), einem schönen, alten Bauwerk aus der Venetianerzeit, beginnt dann ein recht mäßiger Saumweg, der hart neben dem Fluß bis Prêkali führt. Hier macht man, am besten im Schutze der Kirche und ihres freundlichen Pfarrherrn, Rast und Nächtigung. Der Fluß beschreibt hier einen Bogen, indem er — flußwärts betrachtet — seinen vorher im allgemeinen nordsüdlichen Lauf um etwa 45° gegen Westen ablenkt. Kurz oberhalb des Drehpunktes, an dem eben Prêkali liegt, wenden wir uns in das Tal eines von Nordost kommenden Seitenbaches und gelangen, steil ansteigend, an den spärlichen Hütten von Bricë vorbei, zum Passe Guri (oder Mali) i Kuq (roter Fels oder Berg — 1177 *m*), etwa 4—5 Stunden von Prêkali. Ein Abstieg von etwa drei Stunden, z. T. recht steil, bringt uns dann nach Koder e Shën Gjergj (St.-Georgs-Hügel), etwa 450 *m*, dem Sitze der Unterpräfektur für das Shalatal. Wir haben damit, wie oben erwähnt wurde, das Tal von Thethi erreicht, wohin man von Koder e Shën Gjergj in einem Tagmarsch gelangen kann. Doch ist dieser Anmarsch, da er länger und unbequemer ist, nur dann zu empfehlen, wenn von Koder e Shën Gjergj oder von dem am (flußwärts) linken Talufer in 2½ Stunden Entfernung gelegenen Abatë, 720 *m*, Bergfahrten unternommen werden sollen. In Betracht kommen dafür die Berggruppen der Maja e Nermajës (Zwischenbergspitze) und Maja e Ershalit im Osten, die über 2200 *m* hoch sind und die wildesten Formen zeigen, die wir in Albanien zu Gesicht bekommen haben. Hauptgipfel sind hier allerdings nach der italienischen Vermessung, die den höchsten Ershalitgipfel mit einem Steinmann versah, und nach der Bezwingung des höchsten Punktes des Nermajëskammes durch uns nicht mehr zu holen. Die westlich gelegenen Gruppen der Mali i Elbunit und Biga e Gimajt erheben sich wenig höher und sind

Blick vom Shtegu i Dhenvet gegen Bogë (Weſten)



Mali i Shtogut

Blick vom Shtegu i Dhenvet gegen Thethi (Osten)

wesentlich einfacher aufgebaut. Ob sie bereits erstiegen sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Große Schwierigkeiten sind hier jedenfalls nicht zu erwarten.

Der zwischen Maja e Nermajës und Maja e Ershalit gelegene Paß Lugu i Nermajës (Zwischenbergpaß), Aner. 1670 *m*, vermittelt einen Übergang von Koder e Shën Gjergj bzw. Abatë nach Gjon Pepaj oder Curaj i eperm an der Südseite der Maja e Hekuravet, doch scheint mir auch hier wieder der in den Norden dieses Bergstockes führende Weg über Bogë—Theti—Valbonë günstiger zu sein. Abschließend möchte ich bemerken, daß Drin und Lumi i Shalës, sein Nebenfluß, teilweise in unwegsamen Schluchten ihren Lauf nehmen, so daß ihre Täler keine in Frage kommenden Anmarschwege bilden.

Maja e Nermajës

(Dr. Egon Hofmann)

Vom Guri i Kuq, dem Roten Stein, der aber ein grüner Hochpaß ist — gepriesen sei sein Name —, sahen unsere Augen zum ersten Male das albanische Hochgebirge. So war unsere Ahnung kein leerer Wahn gewesen, so war unsere Fahrt ins Shalatal von einem glücklichen Stern begleitet. Wußten wir doch vorher nicht, wo wir auf die Berge stoßen sollten, welche die Sage umwob; denn nicht nach bloßen Höhen stand unser Verlangen, nach Karstrücken, sondern nach Gipfeln, die gleich denen in unserer Heimat Spannung auslösen und das Geschenk des Erlebnisses als Frucht der Fahrt geben sollten. Was wir am andern Ufer des Shalatales sahen, waren Kalkberge, gegliederte Formen, die in der Sonne leuchteten, Wände und Abbrüche, ein ganz anderes Bild als alle die Berge, die uns bisher begleiteten, einen Berg vortäuschten, aber in der Nähe gleichsam zusammenschrumpften, wo die Kämme, die unnahbar aussahen, bis hoch hinauf vereinzelnte Krüppelbäume trugen.

Die Müdigkeit war von uns gewichen, denn nun stand ein Ziel vor uns, und die sengende Hitze focht uns nichts mehr an. So stiegen wir hinunter, unserem Tragtier nach, durch den Hochwald der Buchen, über grüne Hänge auf lehmigen Pfad, durch steinige Schluchten, den weiten Kessel von Shala ausgehend, über den Rücken zu dem Vorsprunge, auf dem unser nächstes Ziel, Koder e Shën Gjergj, lag. Auf deutsch heißt diese Siedlung Hügel St. Georg. Ein verfallener alter Wachtturm ist da, der nach der Angabe von Baronin Godin, der besten Kennerin der Malsija[1]), aus dem Mittelalter stammt, ein langgestrecktes Haus, der Sitz der Unterpräfektur, ein einstöckiges Gebäude, die Gendarmeriestation, wo ein starker Posten liegt, — das Shalatal war bis vor kurzem der unruhigste Landstrich Albaniens — und dann die ebenerdige Schenke, die wir das Splendid-Palace-Hotel tauften: Jedes Beisel bei uns ist ein Großgasthof im Vergleiche dazu, aber, es gab tatsächlich, wir trauten unseren Augen kaum, Münchner Flaschenbier, wenn auch dieses Gebräu so warm war wie der Tümpel einer Froschlacke. Auf den Wiesen am Hügel bezogen wir unser Freilager. Wundervoll war die Sternennacht und sie wäre poetisch gewesen, hätten die Stechfliegen nicht für Unruhe gesorgt.

Früh standen wir auf. Wir tranken in der Schenke den unvermeidlichen schwarzen Kaffee, das köstlichste Getränk Albaniens, aus winzigen Tassen, aßen ein Stück Maisbrot dazu, drehten uns aus dem ebenso wunderbaren albanischen Tabak eine Zigarette und schoben los. Unser Ziel war der Lugu i Nermajës.

Die Berge, die uns am Vortage begeistert hatten, waren hier bekannt. Links vom Lugu i Nermajës der lange felsige Rücken, der eine gewisse Ähnlichkeit mit der Heiterwand aufwies, war die Maja e Nermajës. Rechts von diesem Paß, dessen Zu-

[1]) Die im ausländischen Schrifttum übliche Schreibung ist „Malissia"; das Wort bedeutet Bergland.

gang keine Schwierigkeiten zu bieten schien, die Maja e Ershalit. Zu unserem Mißvergnügen hatten wir erfahren, daß die italienische Vermessungskommission kurz vorher bereits hier gewesen wäre. Den letzteren Berg hatten sie bestiegen, am ersten waren sie abgeblitzt. Das war natürlich für unsere Klettergelüste eine ganz gewaltige Verlockung.

Auf schmalem Pfad, längs der Hecken und umfriedeten Maisfelder, unter Nußbäumen durch, schlängelten wir uns zum Lumi i Shalës, dem Shalabache hinab. 300 *m* gingen uns so verloren. Eine primitive Brücke führte uns nahe am Durchbruch, wo die Wände der beiderseitigen Flanken fast zusammenstoßen, an das andere Ufer. Der Aufstieg zu unserem Passe lag verborgen hinter einem gewaltigen Querriegel, wo in eine Bucht zwischen diesem und unseren Bergen Weideflächen in Terrassen, später in grüne Almhänge übergehend, sich zum Passe hinaufzogen. Ein guter Pfad nahm uns auf.

Der Weg führt in die Höhe, überwindet die Steilstufe des Shaladurchbruches und führt dann längs des Ufers eben durch das wieder breiter werdende Tal. Eine kleine Kapelle steht am Pfade, nicht anders als bei uns in den Bergen, und die Malissoren[1]) haben ja auch den gleichen Glauben wie die Tiroler Bauern. Und jetzt steigen wir über den Berghang hinan, ein steiniger Weg, an Haselnußstauden und Brombeerhecken vorbei, ein elender Weg, von dem man nicht glauben würde, daß er zu einem der wichtigsten Orte des Tales führt. Orte in unserem Sinne freilich nicht. Denn die Häuser sind kleine Hütten und die liegen weit verstreut, viele hunderte Meter weit auseinander, versteckt zwischen den Terrassen der Maisfelder, die von Steinmäuerchen eingefriedet sind. Und so ist es hier wie überall in den Bergen Albaniens. Je näher wir dem Orte kommen, desto schlechter wird der Pfad, er ist mit Steinen übersät, bei uns entfernt man diese von den Straßen, hier wirft man sie aus den Feldern auf diese hinunter.

Bei einer Biegung tauchen ein paar mächtige Ahornbäume auf, da steht ein kleiner freier Platz, das ist der Friedhof mit winzigen Hügeln, die keine Inschrift ziert, und auf einem Gerüste hängt frei in der Luft eine Glocke. Und da ist auch die Kirche und das Pfarrhaus, in das wir eintreten. Denn ein Pfarrhaus ist in der Malsija eine Gaststätte, an der ein Mitteleuropäer nicht vorübergeht.

Und da begrüßt uns auch schon der Franziskanerpater und lädt uns ein. Wir gehen über die Holztreppe hinauf in seine gute Stube. Da ist nichts drinnen wie eine hölzerne Bank, ein Tisch und ein paar Stühle. Aber es dauert nicht lange und schon steht der schwarze Kaffee vor einem und wir bieten uns gegenseitig unseren Tabak an, wie es die Sitte verlangt. Der Pater hat Besuch. Ein Ordensbruder von ihm ist da, der bei ihm auf Sommerfrische weilt, und dort schon fleißig botanisiert hat. Er zeigt uns seine Beute, über 120 verschiedene Pflanzen sammelte er in diesem kleinen Umkreis und wird sie nach Skutari hinunternehmen, um sie dort bestimmen zu lassen. Auch uns ist diese Flora zum großen Teile fremd, oder zumindestens sind es Abarten unserer Blumen. Unser Gastgeber, der Franziskanerpater spricht Deutsch. Denn er hat, wie so viele von seinem Kloster in Skutari, einige Jahre in Österreich studiert, in Schwaz, Bozen und Salzburg, und er erinnert sich gerne dieser Zeiten, und bedauert, daß er uns kein Bier vorsetzen könne. Es sind viele Jahre her, seitdem er das letzte deutsche Wort gehört. Er trägt wie alle Geistlichen dort einen martialischen Schnurrbart, die albanische Zierde des Mannes und ist wie alle Franziskaner ein glühender Patriot. Stammt aus dem Gebiete, das ein unsinniger Vertrag den Serben zugeschlagen hat, und mußte seiner Zeit seiner Gesinnung wegen dort im Gefängnis sitzen. Er ist das Bild eines Mannes und Kriegers, ein leidenschaftlicher Jäger, sobald es seine Zeit

[1]) Albanisch: Malsorët = Bergbewohner.

gestattet. Denn der Pfarrer ist in diesen Bergnestern nicht nur Seelsorger, der ein viele Meilen großes Gebiet zu betreuen hat, er muß auch den Arzt und Schulmeister ersetzen und als Richter die Streitigkeiten seiner Gemeinde schlichten.

Mit Dankesworten verlassen wir Abatë, wie dieser Ort heißt, wo einst schon im Mittelalter eine Abtei gestanden sein soll, die dem Orte den Namen gab, und wo sich nach Baronin Godin Reste der versprengten Goten angesiedelt hätten. Man könnte es glauben, denn so manche Kinder haben flachsblondes Haar und blanke blaue Augen.

Über den Weiterweg sind wir uns so ziemlich klar. Wir wissen die Richtung, in welcher der Lugu i Nermajës liegt, und wir haben erfahren, daß es dort kein Wasser gibt, wohl aber Schnee in den Schluchten der Berge. Das kam uns zwar etwas spanisch vor, denn diese Berge waren schätzungsweise nicht höher als 2300 *m* und wir schrieben August und waren im tiefen Süden. Daß man sich auf Angaben nicht verlassen konnte, hatten wir bisher bereits des öfteren gesehen. In praller Hitze gehen wir einen steinigen Weg. Die Terrassen der Siedlung lassen wir hinter uns, dürftiges Buschwerk wirft kargen Schatten auf das Gestein. Es wird langsam Zeit zu einer Mittagsrast und wie gerufen taucht eine kleine Schlucht auf, in deren Absätzen ein Bach herunterspringt. Dort setzen wir uns nieder und freuen uns der Kühle.

Der Weg, der zur Höhe führt, verläuft auf einer Blöße und wir schlagen uns durch den Wald und klettern am Hang oberhalb des ausgetrockneten Geröllbettes, das sich in den Buchen verliert. Es kam uns sehr zu paß, daß wir im Unterholz Stimmen hörten. Es waren junge Hirten, die ihre Geißen aufwärts trieben. Ein paar Zuckerln stellten ein freundliches Einvernehmen her und der älteste von den kleinen, ein bildhübscher Bursch, erbot sich uns den Weg zu zeigen, der zum Paß hinauf leitet. Den richtigen Pfad hatten wir nach seiner Aussage schon längst verloren, gleich bei Abatë hätten wir rechts abbiegen müssen, auf der anderen Seite der breiten Furche, die wir zu unseren Füßen sahen.

Das Krüppelholz wird von Weideflächen abgelöst. Herrliche Weiden, ein saftiges Grün, wie es sich in Albanien schwer vorstellen läßt, freilich war auch dieser Sommer nach dortigen Begriffen feucht und kühl gewesen. Da stehen ein paar Laubhütten, Unterstand für die Hirten, und die Streu ist auf Pfähle und Bäume gehäuft, gerade so wie ich es in Serbien im Feld seinerzeit gesehen hatte. Immer mächtiger wird die Kette und der Abfall der Maja e Nermajës. Gerade das Gegenteil früherer Beobachtung. Sonst enttäuschten die Berge in der Nähe, hier entfaltete sich der unsrige, zumal beim Aufstieg, zu immer größerer Wucht und Größe. Er dünkt nicht fremd, er könnte in unseren Alpen stehen, scharfer Grat, Abbrüche und Kanten, pralle Wände, von Rinnen durchzogen.

Und wie ich stehen bleibe um mit dem Glas die Angelegenheit zu beaugapfeln, werde ich durch ein Gepolter aufgeschreckt und sehe meinen Rucksack den Hang hinunterrollen. In wilden Sprüngen sause ich dem Ausreißer nach, selten in meinem Leben bin ich derart gelaufen. Aber trotzdem glückte es mir, den Ausreißer, allerdings erst unten auf den flacher werdenden Weideböden, zu erhaschen, indem ich mich auf ihn stürze und dabei herfalle. Fast 200 *m* hoch mußte ich wieder emporsteigen, meine Kameraden wunderten sich schon über mein langes Fernbleiben. Ich sprach von Rekognoszierung und Schönheit der Gegend, um nicht außerdem ihren Spott zu ernten.

Ein Pferch taucht auf und eine kleine Lacke, das sind die Almen in dieser Gegend und hier verlassen uns die Hüterbuben, denn schon ist der Paß in Sicht. Jetzt ist ein schöner hochstämmiger Buchenwald da, eine uns ungewohnte Welt, denn bei uns verkümmern die Bäume je mehr die Höhe zunimmt, und zwischen den hohen Stämmen führt ein tadelloser Weg hinauf zum Engpaß, der wieder von Buchen flankiert wird. Aber gleich ober ihm sind ein paar grüne Flecke, schöne Grasböden, die zu einem Lager wie geschaffen erscheinen, und unterhalb des Passes findet Kolë (Nikolaus), unser Dolmetsch, eine

herrliche Quelle, welche uns kaltes Wasser liefert. Wir werfen unsere Rucksäcke ins Gras und begeben uns auf Rekognoszierung.

Die Maja e Nermajës sieht unnahbar aus. Ihr Vorbau bricht in ungegliederten Platten zu einer Art Kar ab. Natürlich, mit modernen Hilfsmitteln wäre ihr sicher beizukommen. Aber wenn man in ein ganz unerforschtes Gebiet geht, das absolutes Neuland darstellt, dann verstrickt man sich in keine Experimente, sondern sucht den sichersten und aussichtsreichsten Weg zu einem jungfräulichen Gipfel. Wir erblicken an den Vorbau anschließend einen Seitengrat mit einer Scharte, die vielversprechend aussieht. Unserem Gefühl nach mußte dort die Lösung des Rätsels liegen.

Auch die Maja e Hekuravet schauten wir von dort. Sie interessierte uns, weil wir in Koder e Shën Gjergj gehört hatten, daß auch sie von Italienern vergeblich belagert worden wäre. Wir konnten jedoch keine Schwierigkeiten entdecken, lediglich der Anmarsch war das Fragezeichen, die Zeit, nicht die Fährlichkeiten. Drei Tage mindestens hätte uns dieser für alpine Begriffe uninteressante Klotz gekostet. Wir strichen ihn kurzerhand vom Programm.

Dann schnitten wir Buchenzweige ab und bereiteten uns ein Lager. Breiteten darauf unsere Zdarskysäcke, kochten ab und entfachten aus den massenhaft herumliegenden dürren Ästen ein mächtiges Feuer. In seinem Scheine saßen wir lange, rauchten, und Kolë erzählte uns von den Sagen und Gebräuchen seiner Heimat. Seine Wiege stand ja auch im Shalatal.

Es wird viel von der Poesie des Freilagers gesprochen. Bei aufgezwungenen Beiwachten oder solchen in der Hochregion der Gletscher hatte ich noch nie das Gefühl der lyrischen Stimmung gehabt, welche diese auslösen sollen. Ich fand es da nur immer gemein kalt und sehnte das Ende der Nacht herbei. Aber hier war es ein wirklicher Genuß, die Augen zum Sternenhimmel in die Höhe zu heben, umschmeichelt von der Nachtluft des Südens, köstlich die Ruhe, in der man lag, gleichsam auf unbekannter Insel, in fremdem Meere.

Prachtvoll war der Morgen. Wenn man sich gutes sicheres Wetter im Sommer wünscht, muß man in die albanischen Berge gehen. Kolë ließen wir beim Lager zurück. Noch hatten wir einen Pfad. Er schlängelte sich längs des Scheiderückens, der Abatë von Gjon Pepaj trennt, die der Lugu i Nermajës verbindet. Durchs Buschwerk der Buchen kamen wir auf freie Hänge, deren Gras hinter einem Kamm in ein steiniges Kar überging. Ein Hase sprang auf, das einzige Wild, das wir während der ganzen Wochen in Albanien zu Gesicht bekamen. Ein Gerölljchinder brachte uns zu einem Seitengrat. Über uns die Ostwand der Maja e Nermajës vom Vorgipfel herabziehend. Wir hatten Glück mit unserem Standplatz. Durch eine tiefe Schlucht getrennt erhob sich auf der anderen Seite der Hauptgipfel. Mit dem Zeißglas zog ich seine Wand heran, sie war gangbar und ähnelte in ihrer Struktur einem Berge des Karwendels. Eine grüne Schrofenterrasse sahen wir im Gewänd. Durch eine Rinne von einem anderen Seitengrate her war sie zu erreichen. Und dann hieß es einfach aufwärts, Rinnen und Risse schienen verschiedene Möglichkeiten zu bieten. Der Grat auf der anderen Seite hatte ganz alpines Gepräge. Er setzte mit kühnen Türmen und zersplitterter Schneide zur Tiefe. So weit wir die Schlucht überblicken konnten, die zu unseren Füßen lag, eine Schlucht von gewaltigem Ausmaß, erschien sie gut gangbar. Nur glaubten wir von unserem Schärtchen nicht direkt in sie hinabgelangen zu können. Beim Aufstieg hatten wir uns verteilt, um das Gelände auszukundschaften, da wir nicht wußten, auf welche Weise wir am bequemsten auf die Höhe unseres Grates kommen würden. Und da war Dr. Schatz an einer Stelle gewesen, von der er auch die Schlucht in ihrem unteren Ende überschauen konnte. Wir stiegen also ab und gelangten vom Kar aus durch eine brüchige Rinne in diese Schlucht, in welcher wir wieder aufwärts kletterten.

Unserem Vorwärtsstürmen bot sie kein Hindernis. Aber als wir ungefähr ihre

Mitte erreicht hatten, war hier der Weiterweg durch einen riesigen eingeklemmten Block versperrt, der überhing und mit der Sohle der Schlucht eine kleine Höhle bildete. Eine glatte Wandstufe trennte uns vom oberen Rande, den wir nicht überblicken konnten. Das war zweifellos der Schlüssel der Ersteigung und wir warfen uns daher in die Kletterschuhe. Ein Umgehungsversuch nach links, den ich unternahm, scheiterte in unzugänglichen ungemein brüchigen Felsen. Noch bevor ich über eine heikle Traverse zurück war, hatte sich schon Dr. Heinsheimer in die direkte Wand verbissen und schob sich Meter für Meter in schwerer Arbeit hinauf.

Hinter dem Block sitzend warf er uns das Seil zu und wir hißten einen Rucksack nach dem andern zu dessen Höhe. Und dann folgte Mann für Mann einzeln der ganzen Seillänge nach. Die Schlacht war gewonnen.

Wieder lag die ungeheure Schlucht offen vor uns, zu deren beiden Seiten die Wände emporstrebten. Der Abstieg über die überwundene Stelle bereitete uns freilich Kopfzerbrechen. Eine Abseilmöglichkeit fehlte und Haken hatten wir keine mit. Das war kein Stück, welches man ruhigen Gewissens frei klettern konnte.

Von jetzt an ging alles wie im Programm vorgesehen. Wir verließen die Schlucht, dort wo wir es ins Auge gefaßt hatten, kletterten durch eine Rinne zur Höhe des rechten Seitengrates empor und standen dann vor der Schlußwand. Sie war steil und brüchig. Aber trotzdem war die Kletterei anregend, Griffe und Tritte fügten sich nacheinander, Rinnen nahmen uns auf und als wir am Hauptgrate der Maja e Nermajës standen, bot sich uns ein unerwartetes Bild. Auf der anderen Seite fiel sie in einem leicht begrünten schrofigen Gürtel ab, unter dem sich wohl die Wandstellen, die von der Alm so unnahbar ausgeschaut hatten, verbargen.

Wir hinterlegten das Seil, überschritten mehrere Köpfe, immer glaubten wir dem Gipfel nahe, bis sich endlich hinter drei solcher Vorposten die Spitze zeigte. Kein Zweifel, wir hatten den höchsten Punkt des ganzen Kammzuges erreicht, und mit ausgedörrten Kehlen und heraushängender Zunge ließen wir uns auf mächtigen Steinen nieder. Die Mittagszeit war nicht mehr ferne, heiß brannte die Sonne und klar standen alle Berge um uns.

Nun sahen wir, daß unsere Bergfahrt auch den besten Einblick in das albanische Hochgebirge gewährte. Wir waren am südlichsten Ausläufer desselben. Was um uns lag, im Osten und im Westen waren vereinzelte Gebirgsstöcke, rechts das mächtige Massiv der Maja e Hekuravet, links an der anderen Seite des Shalatales, die Biga e Gimajt und die Maja e Elbunit, stattliche Höhen, aber keine Herausforderung für den Hochturisten. Nur die Maja e Ershalit drüber dem Lugu i Nermajës hätte uns noch reizen können. Aber auch sie war nicht schwer, wir erblickten ihre Gliederung, die sich früher unserem Auge hinter den Wandstufen entzog. Sie hatte eine Form wie ein Berg der Miemingerkette.

Im Norden jedoch lagen unsere Ziele. Wie eine Insel erhob sich ringsum aus den verschiedenen Kammzügen, wie eine Burg, die von niederen Wällen umgeben ist und hoch über der Niederung thront, der Zentralstock der nordalbanischen Alpen. So wurden sie einstmals von den Forschern genannt, die sich in diese Gegend verirrten. Und dieser Name paßt ausgezeichnet. Es sind alpine Berge, nicht lediglich große Höhen. Ein in sich abgeschlossenes Massiv, scharf getrennt von allen den Kämmen, die sie in verwirrender Richtung ringsum einschließen, Karstrücken, die einen ganz anderen Typus tragen als dieser Gebirgszug vor uns, dem auch unser Berg als Ausläufer angehörte.

Es sind einige Ketten, die sich hintereinander aufbauen, wir sehen ihre Abfälle, Kare und Hochplateaus. Sie sind hoch, mindestens um einige hundert Meter höher als unser Gipfel und ihre Kulmination, die Jezera, ist deutlich erkennbar. Andere Höhen waren ja nach unserem Kartenmaterial nicht zu bestimmen, weil ja bezeichnete Gipfel auf dieser in nur ganz geringer Anzahl eingezeichnet sind.

Jedenfalls wußten wir nun, wohin wir unsere Schritte in den nächsten Wochen zu lenken hatten, wir prägten uns ihre Formen ein, denn Bilder für die Platten gab diese Aussicht nicht, dazu waren diese Berge zu weit und im Dunst des Mittags verschwammen ihre Umrisse mit der Luft. Es fehlt in dieser Beleuchtung auch die Plastik, die ihre Formen schärfer hervorgehoben hätte.

Und dann bauten wir, ächzend und stöhnend, denn die Hitze war groß und das ungewohnte Klima hatte uns zugesetzt, einen gewaltigen Steinmann aus den Riesenblöcken, die auf unserer Spitze herumlagen. Unbetreten schien diese. Wir freuten uns, daß wir die ersten gewesen, die auf den Scheitel dieses fernen Berges ihre Füße gesetzt, und daß es Deutsche waren, die hier in diesem Bergland als alpine Forscher auftraten.

Dieser innere Jubel erlitt jedoch einen Dämpfer. Wir fanden gleich unterhalb der Spitze ein leergeschossenes Patronenmagazin, anscheinend aus einem Militärgewehr. Die Albaner sind leidenschaftliche Jäger, deshalb gibt es auch in ihren Bergen, wo Schonzeit und andere den Wildstand fördernde Einrichtungen unbekannt sind, kein Wild mehr. In Abatë hatten wir gehört, daß in unserem Bergzug wilde Ziegen hausen sollten. Denen hatten auch wahrscheinlich diese Grüße aus Stahl gegolten. Daß auf unserem Wege, auf diesem ausgesprochenen Kletterpfade für Alpinisten, ein Einheimischer heraufgekommen war, schien uns mit Recht für ausgeschlossen; so mußte es einen leichteren Anstieg zu unserer Spitze geben, den wir freilich von hier aus nirgends entdecken konnten. Schroff fielen nach allen Seiten die Wände zu tiefen Schluchten ab und auch der Grat vor uns, der sich hinabschwang, trug eine zersplitterte Schneide.

Wir hinterlegten unsere Anstiegsdaten in einer leergewordenen Schachtel und wanderten über die verschiedenen Vorkuppen hinab bis zum Gratköpfl, wo unser Seil lag. Aber da der Abfall des Berges auf dieser Seite so gutartig schien, glaubte ich diesen Weg beibehalten zu können, um so schneller die große Schlucht zu erreichen. Ihre Mündung am Grat sahen wir zwar nicht. Sie war durch einen großen Steilabfall verborgen. Über Gras und Schrofen sprangen wir hinab. Der Instinkt hatte recht. Ohne Schwierigkeit erreichten wir die Senke. Auch der unbesteiglich erschienene Vorgipfel wäre uns von hier aus ohne große Mühe zur Beute gefallen. Aber wir bedurften seiner nicht mehr, er war nur ein Trabant, den man verschmäht, wenn man dem König seine Aufwartung gemacht hat.

Auf der Seite nach Abatë zu leitete eine Grasrinne zwischen Wandfluchten hinab. Ihren endgültigen Verlauf konnten wir nicht überblicken. Aber wahrscheinlich mündete sie als leichter Aufstieg oberhalb der Almen in den Halden, die wir gesehen hatten und die uns für diesen Zweck schon ins Auge gestochen hatten. Aber auch die Rinne, die zu unserer großen Schlucht absetzte, war eine angenehme Überraschung. Sie brachte uns in den obersten Teil der sich auch hier mächtig ausbauchenden Schlucht. Brüchig war sie überall und die Steine polterten hinab in den Orkus.

Schon beim Aufstieg hatten wir die eine Steilwand der Rinne ins Auge gefaßt, um das böse Stück mit dem eingeklemmten Block zu umgehen. Die Begrenzungswand vom Grate hinauf, auf dem wir gesessen waren, ergab auch an einer Stelle einen Durchstieg, den wir von oben nicht hatten schauen können.

Hier trat aber das Seil wieder in seine Rechte. Schade, daß wir ein einziges mithatten, denn die 30 *m* waren hier zu kurz. Die Kletterei war wohl weniger schwer als gefährlich. Jeder Griff blieb in meiner Hand, jeden Stand mußte ich erst ausräumen, bevor ich meinen Fuß weitersetzen konnte. Aber das Seil lief aus und ich mußte meine Gefährten nachkommen lassen. Notdürftig konnten sie sich, an die Wand des Risses gedrückt, bei einem kleinen Überhang decken. Nur Dr. Heinsheimer stand zum Teil ungeschützt da und von den Steinen, die losbrachen, traf ihn ein Teilstück am Kopf. Das Blut rann über seine Stirn. Da hieß es schnell handeln. Einer mußte ihn versorgen, der andere band sich an mein Seil und ich kletterte seine ganze Länge hinauf,

bis ich durch einen engen Spalt den Grat erreichte. Und dann kamen die anderen der Reihe nach zu meiner Warte. Nun hatten wir Zeit, unserem Kameraden einen regelrechten Verband anzulegen, in welchem sein Kopf sehr dekorativ aussah, eine ernste Verletzung war es gottlob nicht.

Gerade dort, wo wir den Aufstieg auf den Maja e Nermajës ausspekuliert hatten, mündete durch einen versteckten Spalt unser Aufstieg. Eine Überschreitung im Kleinen dieses Berges war also vollzogen, der weitere Abstieg zum Lagerplatz lag klar vor uns und in einer knappen Stunde waren wir wieder bei Kolë angelangt. Dort tranken wir sämtliche Feldflaschen leer, die er mit dem köstlichsten Wasser der Quelle gefüllt heraufholen mußte, und brauten uns dann zum Abschied einen duftenden Kaffee. Dr. Haid hatte noch solchen Durst, daß er zur Quelle hinabstieg, und berichtete dann freudig, daß ihm ein paar rastende Albanerfrauen sogar eine herrliche Gurke geschenkt hätten. Unser Paß wird ja bisweilen als Übergang vom Shalatal nach Gjon Pepaj benützt und wäre sogar mit Tragtieren begehbar. Als Gegensatz zu dieser Feststellung hatten wir in Skutari gehört, daß es auf dieser Seite des Gebirges überhaupt keine Übergänge gebe, und daß nur einmal während der Kriegszeiten ein Flüchtling von dort herübergekommen wäre, ein Rätsel und ein ganz ungeheures Wagnis. So ist es eben in einem Lande, das der Baedeker mit ein paar Seiten abtut, der ja dieses Königreich auch erst 1929 in seinen Reiseführer aufnahm. Hier erleben wir eben die Zeiten, wie sie die Pioniere in unseren Alpen nicht vor 50, sondern vor mindestens 150 Jahren antrafen.

Es gelang uns merkwürdig leicht, beim Abstieg den richtigen und kürzeren Weg nach Abatë zu finden. Freilich auf den Weideflächen, wo er im Grase verlief, mußte Kolë als Dolmetscher in Aktion treten, damit wir wieder zur richtigen und verdeckten Spur gelangten. Dies wiederholte sich ein paarmal. Die Dunkelheit brach ein, als wir in Abatë landeten.

Um 5 Uhr 30 Min. in der Früh, waren wir zur Besteigung unseres Berges aufgebrochen. Den Gipfel hatten wir um 11 Uhr 30 Min. erreicht und zum Abstieg 3 Stunden benötigt. Vom Lugu i Nermajës bis Abatë gebrauchten wir 2 Stunden. Also eine 11stündige Tur bei einem Berge, der nur 2220 *m* maß; diese Zeiten allein sprechen Bände für den Aufwand, den eine Bergfahrt in Bergen benötigt, von denen man nichts weiß und in denen man auch erst den Gipfel feststellen muß, den man sich zum Ziele gewählt.

Der Pfarrer von Abatë nahm uns wieder freundlich auf. Er setzte uns ein einfaches, aber kräftiges Essen vor, das unseren ausgehungerten Mägen außerordentlich gut tat, und bei dem unvermeidlichen schwarzen Kaffee rauchten wir zahllose Zigaretten und plauderten bis in die späte Nacht hinein. Wir freuten uns aus dem Munde eines berufenen Kenners von Land und Leuten der ursprünglichsten Gegend Europas authentische Nachrichten zu bekommen, er wiederum war froh, Gäste aus Mitteleuropa zu beherbergen, die ihm einen Gruß aus verschwundenen glücklichen Tagen brachten.

In seiner guten Stube waren ein paar Matratzen aufgelegt. Aber die Nacht war trotz dieser köstlichen, ungewohnten, weichen Unterlage höchst unruhvoll. Selbst Kolë, der doch als Albaner einiges gewohnt sein mußte, verbrachte einen Teil der Nacht auf- und abwandernd im Zimmer und sagte in der Früh mit Leidensmiene: „viel Flohen".

Mit Dankesworten schieden wir am nächsten Tag. Wir gingen den steinigen Weg hinunter zum Tal und überschritten die wippende Holzbrücke am Shalabache. Dort fanden wir eine köstliche Stelle, die zu einem Bade herausforderte. Dieses hatten wir auch dringend nötig, denn seit fast einer Woche hatten wir uns nicht mehr gewaschen. Und im Wasser vollzogen wir auch die Zeremonie allgemeinen Rasierens. Frisch gestärkt und sauber stiegen wir dann in der Mittagsglut höchst befriedigt von der ersten gelungenen Bergfahrt nach Koder e Shën Gjergj hinauf.

Vorbereitung, Ausrüstung

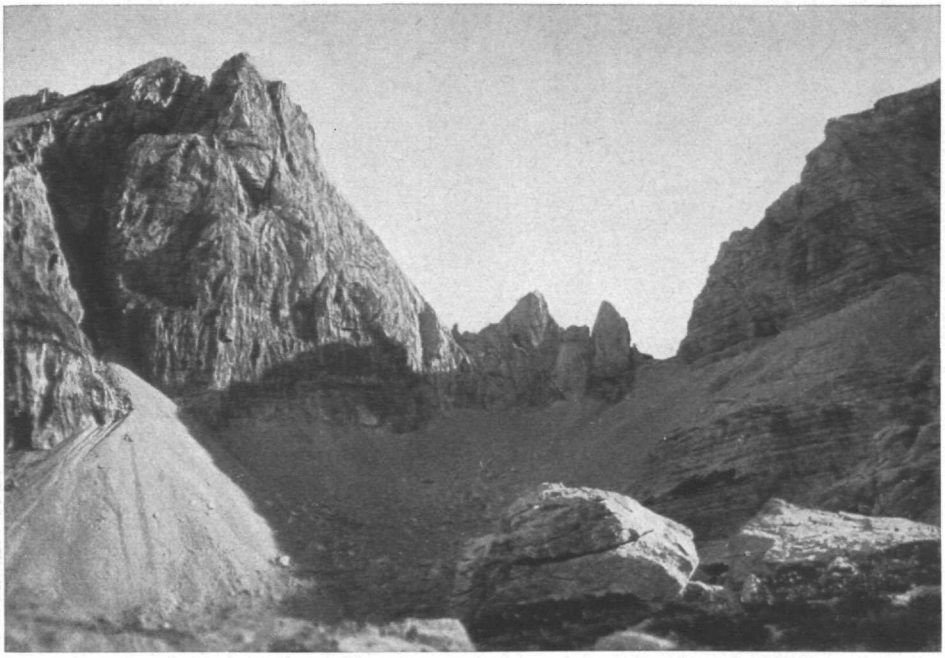
(Prof. Dr. H. Schatz)

Eine Reise ins Innere Albaniens muß gut vorbereitet werden, wenn man vor Enttäuschungen und Mißerfolgen bewahrt bleiben will. Der Grund dafür liegt in der Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Der fast völlige Mangel an Verkehrswegen und an brauchbaren Verkehrsmitteln erfordert sorgfältige Zusammenstellung der Ausrüstung, weil man außerhalb der Städte ganz auf sich selber angewiesen ist. Der orientalische Charakter des Landes, seine unruhige Vergangenheit und die Nähe der jugoslawischen Grenze erfordern besondere Vorkehrungen, wenn man gefährliche Abenteuer vermeiden will. Endlich ist es unbedingt nötig, durch persönliche Vorsprachen die maßgebenden Stellen von seinen Absichten zu unterrichten und damit Mißverständnisse zu verhüten. Man ist als Deutscher und vor allem als Österreicher in Albanien ein gern gesehener Gast, man hat aber die unbedingte Pflicht, durch entsprechendes Auftreten und durch taktvolles Benehmen auf das feine Gefühl der Albaner gerade in diesen Dingen Rücksicht zu nehmen. Leider wird dagegen viel gesündigt: ich war selber mehrmals Zeuge, wie sich Fremde durch Kaffeehausbettel die Mittel für die Weiterreise verschafft haben, und nach Aussage vieler Albaner kommt diese Würdelosigkeit sehr oft vor. Wenn man hinreichend vorbereitet und ausgerüstet ist, so sind Reisen in Albanien sehr interessant und genußreich, weil in diesem Land auf kleinem Raum die größten Gegensätze nebeneinander wohnen.

Unser Plan zu Bergfahrten in Nordalbanien ist schon alt. Er nahm feste Formen an, als ich im Frühjahr 1929 von der Lovcenstraße aus zum erstenmal die nordalbanischen Berge gesehen hatte. Die ersten wertvollen Auskünfte und Empfehlungen verdanken wir Herrn Dr. Ernst Nowack, dem geologischen Erforscher des Landes. Das kgl. albanische Konsulat in Wien versprach uns bereitwillig die Förderung unserer Absichten und hat dieses Versprechen auch treu eingehalten. Im Laufe der weiteren Vorarbeiten zeigte es sich immer mehr als notwendig, bei einer vorbereitenden Reise im Lande selber mit den zuständigen Behörden Fühlung zu nehmen und sich an Ort und Stelle Auskünfte über Ausrüstung, Verpflegung usw. zu holen. Dazu fuhr ich im Frühjahr 1930 mit zwei Begleitern über Bosnien und Montenegro nach Skutari, von wo die Bergfahrten ihren Ausgang nehmen sollten. Ich besprach unsern Plan zunächst mit den Franziskanern, die als Pfarrer die Verhältnisse im Gebirge genau kennen; sie konnten auch unsere Absichten verstehen, weil sie fast alle in Tirol ihre Studienzeit verbracht hatten. Sie gaben uns wertvolle Winke für die Zusammenstellung unseres Planes und versprachen uns die Vermittlung eines landeskundigen Begleiters, der uns auch als Dolmetsch dienen sollte. Im Grand Hotel in Skutari fanden wir einen sehr brauchbaren Standpunkt für unsere Vorarbeiten und nicht zuletzt auch eine ausgezeichnete Verpflegung, die später nach dem primitiven Leben im Inneren recht notwendig war. — In der Hauptstadt des Landes, in Tirana, nahm sich unser vor allem Herr Generalsekretär Krok Gera an; er übernahm die Verständigung der nötigen Stellen und verschaffte uns ein Empfehlungsschreiben an die nordalbanischen Behörden, das uns sehr wertvolle Dienste geleistet hat. Er vermittelte ferner die zollfreie Einfuhr unserer Ausrüstung; das klaglose Gelingen unserer Unternehmung ist hauptsächlich der wertvollen Hilfe Herrn Geras zu verdanken.

Nach diesen Vorbereitungen konnten wir in Innsbruck die Ausrüstung und die Verpflegung zusammenstellen und im August auf dem schnellsten Wege, über Bari und St. Giovanni di Medua, nach Skutari fahren.

Es sei nun ein kurzer Überblick über die Vorstudien und über unsere Ausrüstung, sowie auch einige Hinweise auf die Eigenarten des Reisens in Albanien gegeben, die für spätere Besucher der Gebirge des Landes vielleicht von Wert sein könnten.



Aus dem Jezerakar

Shalabach — Weſtliches Quelltal

Radohinës

Qafa e Pejës gegen Norden

Literatur. Die für den Bergsteiger brauchbare Literatur ist recht spärlich. Die nordalbanischen Gebirge sind eben bergsteigerisches Neuland, worüber auch in den — eigentlich über Erwarten zahlreichen — Veröffentlichungen nicht viel Verwendbares gefunden werden kann. Vor Antritt unserer Reise waren uns vor allem folgende Bücher für die Anlage unseres Reiseplanes nützlich: Baedeker, Dalmatien und die Adria, Leipzig 1929, S. 227 ff. (mit Literaturverzeichnis), Louis, Landeskunde von Albanien — Pencks geogr. Abh., 2. R., H. 3, Stuttgart 1927, Nowack, die diluvialen Vergletscherungsspuren in Albanien, Zeitschr. f. Gletscherkunde 1929, S. 122 ff. (mit Literaturangaben, S. 166/7).

Nach unserer Rückkehr erst wurde uns die grundlegende Arbeit von Baron Nopcsa, Geographie und Geologie Nordalbaniens (mit einem Anhange von H. v. Mžik: Beiträge zur Kartographie Albaniens nach orientalischen Quellen) bekannt, die 1929 vom kgl. ung. geolog. Institut als Band III der geologischen Reihe der „Geologica Hungarica" herausgegeben wurde. Dieses Werk enthält neben einer ausführlich geographischen und geologischen Darstellung Nordalbaniens auch ein umfassendes Literaturverzeichnis (S. 223—228 und 518—525).

An neuerem dort nicht aufgenommenem Schrifttum ist uns noch bekannt geworden:

Markgraf, In Albaniens Bergen, Stuttgart 1930.

C. M. Sleeman, Die Berge Albaniens, Alpine Journal Nr. 340 vom Mai 1930 (mit Literaturangaben).

Karten[1]). Als Karte kommt zunächst die österreichische Generalkarte 1 : 200 000 in Betracht (Bl. Skutari und Prizren), die allerdings manchen weißen Fleck aufweist. Im gleichen Maßstab gibt es eine Karte von Louis (Karte von Albanien, Kartogr. Inst. Wien, in zwei Blättern). Diese Karte wurde auch mit einem geologischen Aberdruck (von Nowack) herausgegeben. Recht gut brauchbar ist auch die neue jugoslawische Karte (1 : 100 000, Blatt Skadar); diese Karte ist in cyrillischer Schrift gedruckt. (Belgrad, militärgeographisches Institut.) Einen guten Überblick über das Gebirge gibt das Relief in Cetinje, das in den Jahren 1916—1918 von österreichischem Militär aufgestellt worden ist.

Die Namengebung auf diesen Karten ist vielfach voneinander abweichend. Das hat mehrere Gründe: die österreichischen Militärkarten für diese Gebiete benutzen ausschließlich die kroatische Schreibweise, die neueren Karten von Louis haben die albanische Schreibung, die übrigens auch nicht ganz einheitlich ist und die auch manche Fehler aufweist. Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Bezeichnung der Ortschaften. Die Bevölkerung im Norden zerfällt in mehrere Stämme und es wird für die Kirche des Stammes, wie bereits erwähnt, vielfach der Stammesname verwendet, so daß dieser als Ortsname auftritt (z. B. Shkreli). Andrerseits haben die einzelnen Gehöftgruppen eigene Namen, also auch die mit Kirche, so daß manchmal auch dieser Name geschrieben wird. Da nun diese Namen außerdem oft falsch gehört werden, sind die großen Abweichungen in der Bezeichnung erklärlich. Wir haben uns mit Hilfe der Pfarrer und Einheimischer um möglichst richtige Schreibweise der Namen bemüht.

Als Reiseführer für die Zufahrtswege und für die Hauptwege in Albanien ist der Band „Dalmatien und die Adria" des Baedekerhandbuches (1929) ein ausgezeichneter und verläßlicher Berater; er ist zugleich auch der einzige brauchbare Reiseführer in dieses Land. Seinem Zweck entsprechend kommt er für das Innere nicht in Betracht. Für Fahrpläne, Fahrpreise usw. auf den Zufahrtsstrecken hat uns das Kursbuch „Austria Verkehr" des österr. Verkehrsbüros gute Dienste geleistet. Da es in Skutari derzeit kein Verkehrsbüro gibt, ist es gut, wenn man sich diese Reiseliteratur zu Hause sichert. Für die Zufahrtswege hat mir die österr. Generalkarte (auch für Altserbien und Mazedonien) viel genützt.

[1]) Ein sehr umfassendes Kartenverzeichnis bei Nopcsa a. a. O. S. 699—703.

Als Reisezeit eignet sich für Bergbesteigungen der Hochsommer (August) am besten. Man kann in dieser Zeit bis auf kleinere Gewitter mit beständig trockenem Wetter rechnen. Regenfälle können wegen der damit verbundenen Vermurungen der Wege und infolge des Anschwellens der Flüsse zu einem ernsten Hindernis werden. Im Frühjahr und im Herbst macht eine fast tropische Regenzeit mit zahllosen Gewittern die meisten Wege ungangbar. Im Frühling muß auch mit den ungeheuren Schneemengen gerechnet werden, die in den Gebirgstälern jede Verbindung unterbrechen (und auch die Zufahrten, z. B. über Montenegro, unmöglich machen können).

* * *

Von Krankheiten kann im Sommer die Malaria gefährlich werden. Sie verheert hauptsächlich die sumpfigen Küstengegenden bei Alessio und Durazzo, kommt aber auch in die Gebirge hinein. Wir haben durch regelmäßigen Chiningenuß mit Erfolg vorgebeugt. Einige Vorsicht erfordert auch die für uns ungewohnte Landeskost, es empfiehlt sich daher die Mitnahme der meisten Lebensmittel aus der Heimat.

Die Hitze ist in den tieferen Lagen, vor allem in der Umgebung von Skutari, manchmal unangenehm; auf Bergfahrten empfiehlt sich die Einlage einer größeren Ruhepause um Mittag, die man auch wegen der im allgemeinen schlecht verbrachten Nächte gut brauchen kann. Die Nächte hingegen können recht kühl werden, es ist daher warme Kleidung ein unbedingtes Erfordernis.

In den meisten Tälern der nordalbanischen Berge gibt es ausgezeichnetes Trinkwasser (auch Skutari hat gutes Grundwasser). In größeren Höhen trifft man vielfach Schnee, manche Gegenden (vor allem die Gegend um Bogë) ist wasserarm. Man kann sich auf die Auskünfte der Bauern über Wasservorkommen gut verlassen, die Einheimischen wissen auch abseits der Wege oft ausgezeichnete Quellen. Auf jeden Fall ist die Mitnahme einer hinreichenden Zahl von Feldflaschen notwendig.

Von Schlangen wird vor allem die Hornviper gefürchtet. Wir hatten uns mit Schlangenserum versehen, haben aber bis auf eine Kreuzotter überhaupt keine Schlange zu Gesicht bekommen. An Raubwild soll es noch vereinzelte Bären geben, Wölfe sind in Mittelalbanien im Winter gefürchtet. Außer einem Adler und einem Hasen haben wir überhaupt kein Wild gesehen; es ist das meiste ausgerottet, weil die Bevölkerung seit Jahrhunderten Waffen trägt.

Dem gefürchteten Ungeziefer kann man ganz gut ausweichen, wenn man die Häuser möglichst vermeidet und möglichst im Freien übernachtet. Gegen die zahlreichen Flöhe empfiehlt sich die Mitnahme von Flit; gegen die vielen Mücken kann man sich durch ein Moskitonetz einigermaßen schützen.

Die Bevölkerung ist dem Fremden, vor allem dem Österreicher gegenüber sehr entgegenkommend, wenn man auf ihre Bräuche Rücksicht nimmt und den nötigen Takt wahrt. Gerade im Verkehr mit den Bergbauern ist der Dolmetsch unentbehrlich, da bei jeder Begegnung eine Anzahl von Fragen zu beantworten ist. Die Gastfreundschaft steht auf einer hohen Stufe; von der (übrigens fast ausgestorbenen) Blutrache wird der Fremde und Gast nicht betroffen. Wir haben überall eine weitgehende Hilfsbereitschaft und ein freundliches Entgegenkommen gefunden. Man ist selbstverständlich verpflichtet, diese Gastfreundschaft nicht auszunutzen und auf eine Art, die den Stolz des Bauern nicht verletzt, durch ein Gegengeschenk einen Ausgleich zu suchen.

Da in den grenznahen Gebieten vielfach unsichere Elemente anzutreffen sind, soll man bei Dunkelheit nicht mehr viel herumgehen, da sonst durch ein Mißverständnis leicht eine Schießerei verursacht werden kann. Die Mitnahme eines Revolvers empfiehlt sich schon aus dem Grunde, weil der Besitz von Waffen als etwas Ehrenvolles angesehen wird. Es ist auch geraten, daß man mit den entsprechenden Empfehlungen der Behörden versehen ist. Die Gebiete in der Nähe der Grenze haben starke Gendarmerie-

besatzungen und man erleichtert den Leuten ihren oft schweren Dienst, wenn man unnötiges Mißtrauen vermeidet.

Wegen des Mangels von Unterkünften im Inneren des Landes hat man sich auf das Übernachten im Freien einzurichten. Es ist zu beachten, daß in diesen südlichen Gegenden der Tag im Sommer kürzer ist als bei uns und daß die Dämmerung nur kurz ist. Es muß daher immer rechtzeitig ein Lagerplatz ausgesucht werden.

Die Geldverhältnisse in Albanien sind ziemlich kompliziert. In den Städten gibt es ein staatliches Geld (ein albanischer Franken gleich einem Schweizerfranken, der hundertste Teil eines Franken heißt Quindar, 20 Quindar geben einen Lek). Ein Napoleon sind 20 Franken. Im Inneren werden aber nur Silbermünzen genommen, vor allem die alte österreichische Krone. Daneben stehen noch andere Silbermünzen, vor allem solche der lateinischen Münzunion, im Umlauf und werden nach ihrer Größe als ganze, halbe oder Doppelkronen bewertet. Der Wert der Krone selbst schwankt je nach dem Silberwert, bei unserer Reise galten 84 Kronen gleich einem Napoleon, also 1 Krone etwa gleich 24 Quindar.

Auf Zeitangaben kann man sich nur selten verlassen. Da vielfach noch die türkische Zeitmessung verwendet wird, sind sich die Leute über den Begriff der Stunde nicht im klaren. Man verläßt sich da am besten auf die Karten.

Es seien nun noch einige Bemerkungen über die Ausrüstung und Verpflegung gemacht, die vielleicht für Nachfolger von Wert sein könnten.

1. Kleider, Wäsche; alpine Ausrüstung. Es ist vor allem warme Bergkleidung notwendig. Daneben leichtere Sachen, die man je nach Geschmack bei der größeren Hitze untertags tragen kann. Mit den Bergschuhen kommt man auf den Wegen ganz gut durch; die Talwege weisen vielfach glattgeschliffene Steinplatten auf, die fast am besten mit Kletterschuhen zu begehen wären. Die landesüblichen Opanken sind für uns zu dünn, die an ihrer Stelle jetzt im ganzen Orient verwendeten Sandalen mit Sohlen aus Autoreifengummi sind zu warm. Besonders sorgfältig ist das Reparatur- und Reservezeug zusammenzustellen, weil man mit diesen Dingen ganz auf sich selber angewiesen ist. Für das helle Gestein und den Schnee sind dunkle Brillen angenehm. An alpiner Ausrüstung ist die gewöhnliche Ausrüstung für schwerere Kalkturen mitzunehmen. Besonders wichtig ist das Orientierungsmaterial, also Markierungspapier, Bussole, Höhenmesser.

2. Lagerausrüstung. Außer unseren Schlafsäcken hatten wir noch zwei Zdarskysäcke, ein österreichisches Militärzelt und ein Dachzelt aus Segelleinen mitgenommen. Da nach unseren Erfahrungen einige Kilo Mehrgewicht keine Rolle spielen, wäre ein anderes Mal wohl die Mitnahme eines größeren Zeltes zu erwägen, da die Zdarskysäcke wohl nur mehr als Notbehelf bei unvorhergesehenen Beiwachten in Betracht kommen. Als sehr bequem hat sich eine Gummimatratze mit Luftfüllung erwiesen, die Hofmann mithatte. Ebenso sind leichte Decken praktisch.

3. Kochausrüstung. Wir hatten zwei schwedische Benzinkocher (vom Sporthaus Schuster in München, von wo wir auch die Zdarskyzelte bezogen hatten), die sehr verläßlich gearbeitet haben. Ein kleiner Nachteil ist es, daß die verschlossenen Benzinlampen im zusammengelegten Kocher nicht Platz haben und daher eigens verpackt werden müssen. Wir haben mit 10 Liter Benzin für 14 Tage das Auslangen gefunden. Da gegen unsere ursprüngliche Vermutung vielfach Holz gefunden wird, so wäre ein zweitesmal die Mitnahme eines einzigen Kochers als Reserve ausreichend, dafür wären zwei bis drei Aluminiumpfannen zu besorgen. Sehr wichtig ist eine ausreichende Zahl von großen Feldflaschen. Ein Gummischlauch erleichtert das Wasserholen bei schwachen oder ungünstig gelegenen Quellen.

4. Verpflegung. Im Lande erhält man fast überall Schafkäse, Eier, Schaf- und Ziegenmilch (Kuhmilch ist selten!), Hühner, Schafe, ferner einen guten Schnaps (Raki). In Skutari gibt es einige (italienische) Konserven, ferner Mehl, Zucker und Kaffee.

Das albanische Salz ist schlecht. Alles andere besorgt man sich am besten in der Heimat. Wir haben uns bei Hörtnagl-Innsbruck die Lebensmittel in kleine Säckchen packen lassen. Wir hatten ziemlich viel Knäckebrot mitgenommen; es wird aber abgesehen von der ungünstigen Verpackung (es nimmt viel Raum weg) auf die Dauer langweilig. Da sich im Gebirge fast jeder Bauer sein Maisbrot selber bäckt, wäre es vielleicht ein anderes Mal besser, wenn man sich Mehl mitnimmt und das Brot in einem Hauptlager für einige Tage selber herstellt. Wir haben den Fehler gemacht, daß wir uns beim Anmarsch zu sehr auf die Landeskost verlassen haben. Man sollte sich für jeden Tag außer der Stadt die Verpflegung in einem Proviantsack vorbereiten und die Produkte des Landes nur als Ergänzung und Zuschüsse in Rechnung ziehen. Der Begleiter verpflegt sich am besten selber; es ist auch darauf zu achten, daß die Mohammedaner strenge Speisevorschriften haben, die sie auch einhalten. Wichtig ist die ausreichende Versorgung mit Salz, weil dieses manchmal schwer zu haben ist.

5. Geschenke. Man braucht eine größere Menge feingemahlenen Bohnenkaffee und viel Zucker, ferner 2—3 kleine Mokkatassen. Dann sehr viel Zigarettentabak (etwa 2 Kilo) und Zigarettenpapier. Alles ist in Skutari gut und billig zu haben (auch Streichhölzer). Als Geschenk ist vor allem Chinin begehrt, auch die Pfarrer, die vielfach den Arzt ersetzen müssen, sind für Chinin immer dankbar. Viel Freude kann man mit einfachen Taschenmessern, Rasiermessern und elektrischen Taschenlampen (mit Batterie) machen. Für Kinder eignen sich als Geschenke kleine Geldmünzen (halbe Kronen). Immer erwünscht sind natürlich überflüssige Ausrüstungsgegenstände und Werkzeug; auch Stricke kann jeder Bauer gut brauchen.

6. Apotheke. Neben der gewöhnlichen Turenapotheke ist notwendig: Viel Verbandzeug (man kann damit auch den Bauern oft helfen), Tee, Jod, Chinin, Opium, Aspirin, Vaseline usw. Gegen Schlangenbiß hatten wir einige Ampullen Schlangenserum und die zugehörigen Spritzen mitgenommen, wir haben sie aber nie gebraucht.

7. Photoausrüstung. Als Plattenkamera hatten wir eine Voigtländer „Bergheil" 6½ : 9, ferner mehrere kleine Filmapparate mitgenommen. Die Perutzplatten und Feinkornfilms haben sich auch in der Hitze sehr gut bewährt. Einen Teil der Aufnahmen hat Marubbi in Skutari, den Rest Seka in Innsbruck entwickelt. Es empfiehlt sich, in Skutari einige Dutzend Probeaufnahmen zu machen und gleich entwickeln zu lassen, damit man sich in die Belichtungsverhältnisse einarbeiten kann.

8. Instrumente. Mehrere Bezardbussolen, einige Aneroide, sowie drei Schleuderthermometer. Dann natürlich einige Feldstecher.

9. Waffen. Wir hatten kleine Trommelrevolver mit einheitlicher Munition mitgenommen (6'35 *mm* Browning), die von Peterlongo, Innsbruck, geliefert worden waren. Ein 9 *mm* Mannlicher-Schönauer Jagdgewehr von Dr. Hofmann ist nie in Verwendung gekommen.

10. Zur Verpackung hatten wir mehrere große Rucksäcke und Packsäcke besorgt. Eine ausreichende Zahl von Stricken ist notwendig. Beim Verteilen der Tragtierlasten ist darauf zu achten, daß immer zwei ungefähr gleich große und gleich schwere Lasten für je ein Pferd vorbereitet werden.

Transporte und Pferde: Für die größeren Lasten besorgt man sich am besten Tragpferde; wegen der schlechten und steilen Wege tragen sie etwa 70—80 *kg* Nutzlast; sie kosten mit Führer pro Tag etwa 20—30 K. Ein Träger nimmt etwa eine halbe Pferdelast. Träger und Pferde gehen sehr schnell, so daß man vor allem bergauf Mühe hat, mitzukommen. Reittiere sind gewöhnlich orientalisch gesattelt, sie gehen sehr ruhig und sicher, so daß für den Anmarsch das Reiten dem Gehen sicher vorzuziehen ist.

Die Manndlwand an der Übergossenen Alm

Von Kaspar Wieder, Salzburg

Fast scheint es gewagt, im Zeitalter außereuropäischer alpiner Erschließertätigkeit, dessen hervorragende Leistungen restlose Anerkennung finden, einer Berggruppe, wenig bekannt und wenig besucht, ein Fürsprecher in unserem Jahrbuche sein zu wollen. — Dennoch aber dünkt es mich ersprießlich und geboten, erhabenen Zielen im engen Rahmen unseres Heimatlandes in längeren Ausführungen zu gedenken.

Weihevoller, szenischer Offenbarung gleich, streben die Zinnen der Manndlwand ins freie All, dem Lichte, der Sonne zu. Ist's nüchterne Verstandesleistung, ist's phantastische Koloratur, das mich und Gleichgesinnte in diesen Höhen das große Leuchten legendärer Seligkeit finden läßt? Seltsames Fluidum beglückender Erneuerung läßt uns ihnen die Tage tatfroher Jugend und geruhsamen Alters weihen. So sei es, so bleibe es!

* * *

Die aus zehn, durch tiefe Taleinschnitte getrennten Gebirgsstöcken bestehenden Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, finden in der südöstlichst gelegenen Gruppe der Übergossenen Alm, zwar nicht ihre ausgedehnteste, jedoch höchste Erhebung. Der Dreitausendergrenze nahegerückt, trägt dieses Gebirge edlen Firnschmuck. Mächtige Grate strahlen von der Firnhochfläche nach den vier Himmelsrichtungen aus. Ein Gebirge für sich — ein Gleichnis hierzu ist der prachtvolle Gosaukamm in der Dachsteingruppe — bildet die im Südosten der Übergossenen Alm aufragende Dolomitenwelt der Manndlwand. Wuchtige Türme, schlanke Zinnen, phantastisch geformte Zacken sonder Zahl, lassen dort ein Abbild verlorener Südlandspracht erschauen. Frei und kühn ragt dieser steinerne Säulenwall über der Wälder und Täler Tiefen in den Äther.

Doch sonderbar: vereinsamt, ja förmlich gemieden von all den vielen Bergfahrern, die allsommerlich den „König" auf einem seiner sieben Wege erklimmen. Nur ganz wenige fühlen sich veranlaßt, den erlesenen Schönheiten dieses Felsenreiches mehr denn bloß platonische Beachtung zu schenken. Unseres großen Meisters Ludwig Purtscheller unermüdliche Forschertätigkeit brachte erstmals Kunde von den Türmen der Manndlwand. Bereits in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, bis nicht allzulange vor seinem Hingange, betätigte sich Purtscheller, teils allein, teils mit seinen Freunden Heinrich Heß, Adolf Holzhausen, Ed. Höllriegl, Hans Gruber, mit bekannter Gründlichkeit in diesem Gebiete. Purtscheller war es auch, der nach Fühlungnahme mit Jägern und Sennen, die vollkommen verworrene, unklare Namensgebung zu klären und auf die heute allgemein eingebürgerten Bezeichnungen festzulegen vermochte. Die in Band 1 der „Erschließung der Ostalpen" gebrauchten irrigen Gipfelbenennungen dürften kaum von Purtscheller stammen.

Haupteintrittspunkt, nächster und bequemster Zugang ist die Schnellzugsstation Bischofshofen im Salzburger Pongau. Der nun ständige Autoverkehr Bischofshofen—Mühlbach kürzt den Anmarsch zum eigentlichen Ausgangspunkt für alle Turen im Manndlwand- und Hochkönniggebiet, dem Alpengasthof Mitterberg, um 2 Stunden. Vom Dorf Mühlbach im gleichnamigen Tale führt eine Straße nördlich in 1½stündiger Gehzeit zum Arthurhaus auf Mitterberg. Außerdem steht das Mietauto des

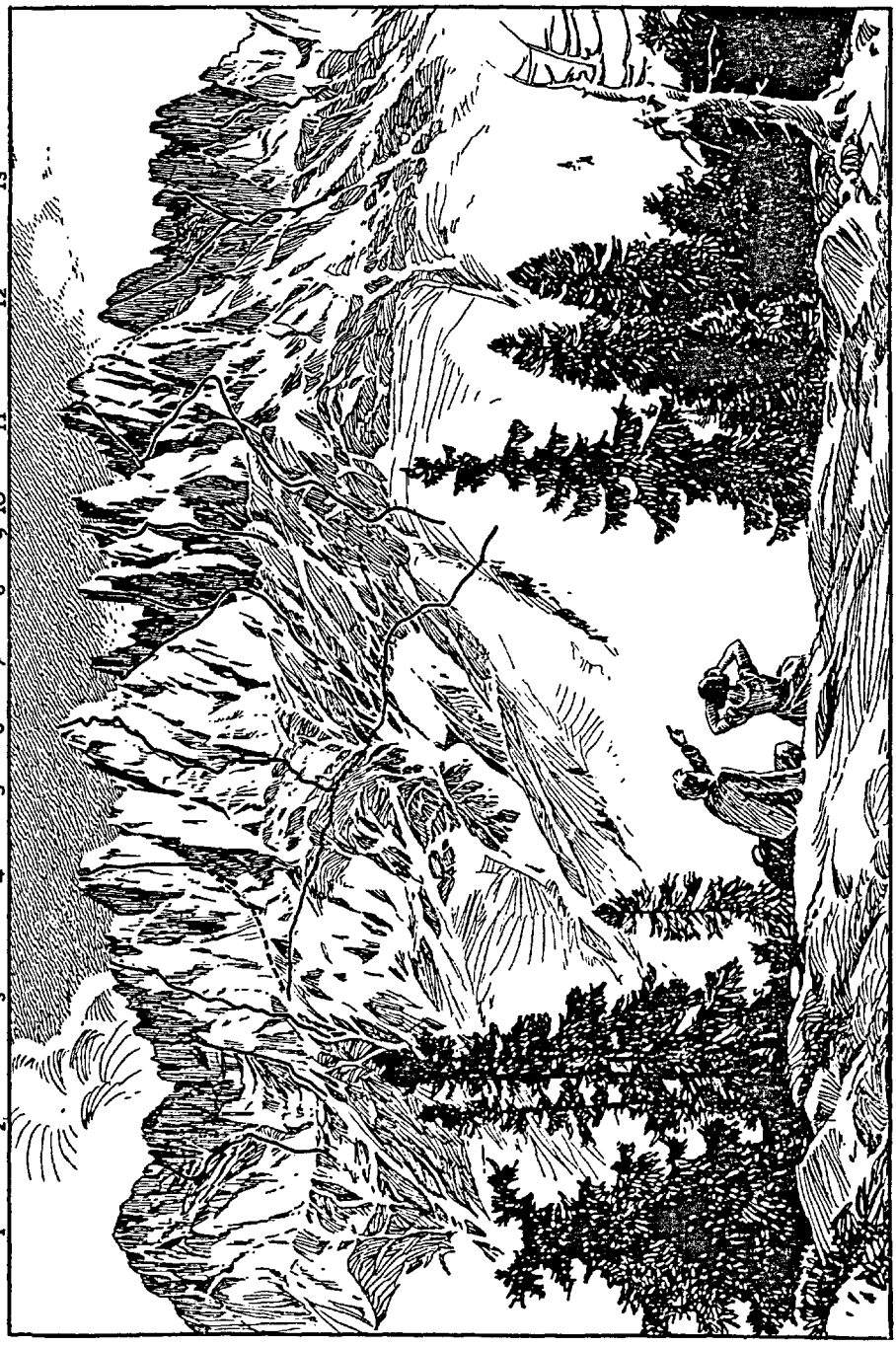
Pächters dieses Hauses, Peter Radacher, zur Verfügung. Der bezeichnete Anstieg durch die tief und breit ausgeschwemmte Furche des Gainfeldgrabens führt in 3 Stunden von Bischofshofen auf durchwegs gutem Wege nach Mitterberg. Der ebenfalls bezeichnete, mehr schattige Anstieg von Bischofshofen über den Haidberg und Vorder Keil, zugleich der bezeichnete Schiweg, führt in der selben Zeit zum Arthurhause. Ein anderer Zugang führt von der Schnellzugsstation Markt Werfen in 3¾ Stunden durch den Höllgraben zur Höhe des Mitterbergsattels. In den umliegenden Hütten der Stögalm, Mitterfeldalm oder der am Südfuße der Wetterwand gelegenen Widersbergalm, ist nicht immer mit Sicherheit auf ein (Heu-)Lager zu rechnen. Das Schutzhaus am Hochköniggipfel als Ausgangspunkt für Turen in der Westhälfte der Manndlwand zu nehmen, lohnt sich wohl nur im Falle eines vorherigen anderweitigen Anstieges.

Als östlicher Gebirgsast an der tiefen Senke der Schrammbachscharte vom Massiv der Übergossenen Alm abzweigend, zieht der unvermittelt zu wuchtigen Massen und kühnen Formen gestaltete Felswall, mehr denn 30 Türme, Zinnen und Zacken auf seinen luftigen Scheiteln tragend, gegen Ost zu den Almweiden von Mitterfeld. Nordwärts dämmert tief der riesenhafte Einbruchstobel des geröll- und blockerfüllten, vegetationsarmen Ochsenkares. Im Süden umsäumen die herrlichen grünen Alpenmatten von Riding und Mitterberg, den langgezogenen vielgestaltigen Felswall.

Den Ostflügel der Manndlwand bildet die siebengipfelige Gruppe der Rinnenköpfe. Turistisch werden nur fünf gezählt. Ihr schließt sich, durch die schmale westlichste Rinnenscharte getrennt, das schiefe Felshorn des Kleinen Törlwieskopfes an, und durch die Törlwiesscharte davon geschieden, erhebt sich die vieltürmige Felsburg des Großen Törlwieskopfes. Es folgt die zwischen Großem Törlwieskopf und Großem Schneeklammkopf tief eingeschnittene Schneeklammkopfscharte und westlich dieser, bis zur Gamsleitenscharte reichend, die Gruppe der Schneeklammköpfe, einschließlich des Melkerlochkopfes. Westlich der Gamsleitenscharte erhebt sich der Große Gamsleitenkopf. Ihm schließen sich, durch weniger tiefe Scharten voneinander getrennt, die Kleinen Gamsleitenköpfe an. Gratförmig sinken die Felsen des Westlichen Gamsleitenkopfes zu der mit einem scharfen Zacken bezeichneten Sattelkopfscharte ab. Steil erhebt sich aus dieser mit hohen Wänden und scharfen Graten die Gruppe der Sattelköpfe und endet westlich in der Senke der Stangenkopfscharte. Zwischen letzterer und der den Abschluß des Manndlwandmassivs bildenden Schrammbachscharte, stehen Stangenkopf, Hochstellkopf, Königsköpfl und der Kleine Bratschenkopf. Seine westlichen Sockelfelsen fußen bereits in der Schrammbachscharte.

Die Übergossene Alm, mithin auch das Gebiet der Manndlwand, besteht aus denselben Gesteinsarten wie die westlich benachbarten Gruppen des Steinernen Meeres und des Hagengebirges. Werfener Schichten als gebirgstragender Sockel, darüber dunkler dolomitischer Kalk, Ramsaudolomit und Raibler Schichten. Als oberster, gipfel- und formenbildender Baustoff der Dachsteinkalk. Wer sich des näheren mit geologischem und tektonischem Aufbau, Wesen und Struktur unseres Gebirges befassen will, dem seien R. v. Klebelsbergs „Geologische Einführungen", in sämtlichen Bänden des „Hochtourist in den Ostalpen", Ausgabe 1926, enthalten, angelegentlichst empfohlen. Insbesondere sei auf Band 1 ob seiner dort niedergelegten eingehenden und leicht faßlichen Ausführungen verwiesen.

An der turistischen Erschließung nahm, außer Rupert Deutinger und Arnold Awerzger, da ja diese ausschließlich von führerlosen Alpinisten durchgeführt und abgeschlossen wurde, kein Führer teil, obschon es an unternehmungslustigen und befähigten Leuten, damals wie heute, nicht mangelte. Allein, es kam keinem Führerturisten in den Sinn, seine Schritte solch völlig unbekannten, keinen „Namen habenden" Zielen zuzuwenden. Ähnlich liegen die Dinge auch heute noch.



1. Hochstellkopf. 2. Stangenkopf. 3. Kleine Sattelköpfe. 4. Großer Sattelkopf. 5. Kleine Gamsleitenköpfe. 6. Großer Gamsleitenkopf. 7. Teufelsturm. 8. Westlicher Kleiner Schneeflammkopf. 9. Melkerlochkopf. 10. Großer Schneeflammkopf. 11. Großer Törlwieskopf. 12. Kleiner Törlwieskopf. 13. Vierrinnenköpfe.

I. Rinnenköpfe, etwa 2290 und 2300 *m*,
II. Großer und Kleiner Törlwieskopf, 2553 und 2400 *m*

Hufeisenförmig umsäumen diese lockend niederblickenden Felsgestalten das südwärts offene Rinnenkar. Der sogenannte Westlichste Rinnenkopf, eine äußerst schlanke Felssäule, gehört, strenge genommen, der stark verkümmerten Ostkante des Kleinen Törlwieskopfes an. Da nun aber dieses kühne Gebilde im Schrifttum bereits als solcher eingeführt ist, möge es so bleiben. Nach Norden, ins Ochsenkar, stürzen sämtliche Rinnenköpfe in einer einzigen gemeinsamen Mauer, wohl an die 500 *m* hoch ab. Weniger schroff, dennoch sehr steil, sinkt ein zackenbesetzter Grat, der u. a. auch die seltsame Felsgestalt des „Mühlbacherturms" trägt, östlich zu den Hängen des „Sonnleitscherm" und nach Mitterfeld ab.

An einem herrlichen Sommermorgen strebten Richard Gerin und der Verfasser jenen lockenden Zinnen zu, die uns neue Ziele und Wege boten. Nach wenig geruhsamer Nacht war mir der harmlose Anstieg über die Grashänge am Südfuße unserer Türme eine recht unfreudige Angelegenheit. Doch der Freund ließ nicht locker, galt es doch der ersten Ersteigung des letzten noch unbetretenen Gipfels im Bereiche der Manndlwand. Außerdem sollte auch die erste Begehung des Südostkamines am Östlichsten Rinnenkopfe zur Durchführung gelangen. Beide Vorhaben gediehen zu restlosem Erfolge. Anstrengende, teilweise auch erheblich schwierige Arbeit im Kamine, luftiges Höherklimmen an den Gipfelfelsen, ließ Geist und Leib im freudetrunkenen Höhensieg erstarken. Noch stand der unerstiegene Turm in verlockendster Nähe. Fest und treu seine Felsen, entzückend die Schau auf Nah und Fern. Ein unbekannter Abstieg hieß uns alsbald weiterziehen. Ausgesetzter, an einer Stelle sehr schwieriger Fels, brachte uns zur Scharte vor dem östlichen Gipfelturm. Völlig unschwierige Gratfelsen leiten in luftiger Kletterei zum Gipfel. Abermals führen steile Felsen westwärts zu schmaler Scharte und aus dieser auf schmaler Schneide zum Gipfelhaupt des Mittleren Rinnenkopfes. Beim Blick in die unheimliche Tiefe des Ochsenkares klammert sich unwillkürlich die Hand fester an ihren Halt angesichts der drohend ins Leere vorragenden Gipfelkronen. Alles scheint hier den Gesetzen von Statik und Schwerkraft zu spotten. Schon um dieser Tiefenschau willen sollten die Rinnenköpfe besucht werden!

Südöstlich geschichtete gutartige Felsen bringen rasch und unschwierig wieder in Karnähe, ein Quergang auf leichten Schrofen führt wieder in eine zackengeschmückte Scharte vor dem Westlichen Rinnenkopfe. Abermals ein packender Tiefblick in die von krachenden Steinschlägen erdröhnenden Nordabstürze. Doch zur Höhe zieht's und nicht zu lebensfeindlicher Tiefe. Das griffige Gestein läßt uns rascher als erwartet unser Ziel gewinnen. Doch halt! Ein kolossaler Riesenspalt, fast durch die ganze Höhe und Breite des Turmes klaffend, trennt uns vom wenig höheren Nordgipfel. Ungesäumt, mit tüchtigem Spreizschritt darüber hinweg, gute Griffe am jenseitigen Rande geben sicheren Halt, und gewonnen ist nun wirklich das Ziel. Alfred v. Radio gilt als erster Ersteiger. Wir wissen, welch lockende Ziele der breite Bau des Kleinen Törlwieskopfes unseren begehrlichen Blicken verbirgt, daher halten wir keine Gipfelrast. Abermals wird der Riesenspalt überspreizt — wer hier den Halt verlöre! — und südwärts steuern wir zur schlanksten Gestalt der Rinnenköpfe. Über den ungewöhnlich scharfkantigen Fels der Ostkante erreichen wir die äußerst schmale Spitze. Auf gleichem Wege kehren wir zurück. Wer nun an der beendigten Überschreitung der Rinnenköpfe sein Genüge findet, kann sowohl durch das Rinnenkar als auch durch eine westlich davon abstreichende Rinne unschwierig nach Mitterberg gelangen.

Die schwerste und kühnste Fahrt in der Gruppe der Rinnenköpfe, die Durchkletterung der steinfallgefährlichen unheimlichen Nordwand, erstmals durchgeführt

von den Salzburgern Andrä Hennig, Toni Hillinger und Viktor Raitmayr am 7. August 1927, soll hier kurz angedeutet werden. Vom großen Schuttkegel, fast in der Gipfelfallinie des Westlichen Rinnenkopfes einsteigend, führt der weitere Anstieg zunächst über einen Pfeiler, dann in meist freier, durchwegs sehr schwieriger, z. T. äußerst schwieriger Wandkletterei zum Gipfel des Westlichen Rinnenkopfes. Der Südgrat des Östlichen Vierrinnenkopfes fand am 6. Juni 1926 in Erwin Schneider und Hans Wenger seine ersten Begeher. Die im allgemeinen nicht sehr schwierige Kletterei wird durch einen äußerst schweren Quergang unliebsam unterbrochen. Der Südgrat des Östlichsten Vierrinnenkopfes wurde am 1. Nov. 1927 durch Rich. Gerin, Georg Hecht und Roman Szalay erstmals begangen.

Einen neuen, äußerst schwierigen Anstieg durch den etwa 400 *m* hohen, prachtvollen Nordabsturz des Östlichen Rinnenkopfes (Nordkante) eröffneten am 14. Sept. 1930 Edi Rainer und Willi Schaufler, Salzburg. Die beiden stiegen vom Hochkönigwege im Unteren Ochsenkar, links des Schuttstromes, welcher aus der Schneeklamm herabzieht, aufwärts und betraten die in ausgesprochener Kantenform aufstrebenden Felsen am tiefsten Punkte. Die fast durchwegs höchst ausgesetzte Kletterei leitet in geradezu idealer Linienführung zum Gipfel. Der Einstieg liegt fast genau in der Gipfelfallinie, und der weitere Wegverlauf hält die völlig naturgegebene Richtung getreulich inne. E. Rainer, einer der besten Eis- und Felsgeher der Gegenwart, schreibt darüber: Einstieg in der Fallinie der Kante. Zunächst eine Seillänge gerade empor, dann etwa 20 *m* links zu einem Schrofengürtel, welcher, von links nach rechts gequert, auf den ersten Absatz führt. Von hier, stets an der Kante haltend, zum zweiten Absatz. Die Kante schwingt sich nun in etwa 50 *m* höher, schmaler Plattenwand senkrecht auf. Ein „fast unmöglich aussehender" Riß durchzieht diese. Vom Absatz nach links und zum Einstieg in den Riß. Durch diesen tief ins Berginnere eindringenden, spaltähnlichen Riß, in äußerst schwerer Kletterei (schwerste Stelle des Anstieges) zu einem Standplatz und von diesem eine Seillänge zu einem vorwölbenden Überhang empor. Über diesen sehr schwer und ausgesetzt hinauf, dann, wieder auf der Kante, zum dritten Absatz. Die vollkommen lotrechte, etwa 40 *m* hohe Gipfelwand wird über reichlich griffigen, doch brüchigen Fels sehr schwierig direkt erklettert. Dauer der Kletterei 3 Stunden. Mit Ausnahme der Gipfelwand fester griffiger Fels.

Der Kleine Törlwieskopf, 2400 *m*

Der westliche Nachbar der Rinnenköpfe, von diesen durch die westliche Rinnenscharte getrennt, zeigt sich von Nord und Süd als schiefes Felshorn. In senkrechten Platten stürzt sein Gipfelbau zunächst nach Norden zu steiler Terrasse ab, um sodann mit den Nordabstürzen der Rinnenköpfe scheinbar eine gemeinsame Front bildend, im Schutte des Kares zu versinken. Der Westgrat, von beachtenswerten Überhängen durchsetzt, bricht namentlich in seiner Mitte und im unteren Teile senkrecht bis überhängend zur Törlwiesscharte ab. Dessen erste, sehr schwere, Begehung gelang am 15. Oktober 1926 Karl v. Kraus und Ernst v. Siemens, München. In sehr beträchtlicher Steilheit erhebt sich aber auch der ziemlich hohe, im unteren Teile durch einen tiefen Riß gespaltene Ostabsturz des Gipfels. Dr. H. Pfannl und Th. Maischberger vollführten, gelegentlich der ersten Überschreitung der Rinnenköpfe von Osten nach Westen, am 15. Oktober 1899, bei Neuschnee und Vereisung, die erste Begehung der Ostwand. Die Mitterberg zugekehrte Südwand, in ihrer Osthälfte von der den üblichen und auch leichtesten Anstieg darstellenden Rinne durchzogen, läßt an steilster Böschung des Geländes keine weiteren Wünsche offen. Über diese Flanke erstiegen L. Purtscheller und Ed. Höllriegl im Jahre 1894 erstmals den Gipfel.

Der Ostwandweg (Pfannl—Maischberger), bei Überschreitung dieser Teil-

gruppe der nächstliegende Anstieg, beginnt in der westlichen Rinnenscharte und führt zunächst durch den die Ostwand in etwa 50 *m* Höhe durchsetzenden engen Riß empor. Die Kletterei ist, falls man sich nicht etwa aus Luftigkeitsscheu unklugerweise in sein Inneres verkriecht, um dort kläglich stecken zu bleiben, ganz besonders schön und, infolge der steten Möglichkeit sich zu verstemmen, auch keinesfalls gewagt. Allerdings, wer nicht vorher gelernt hat, in Rissen und Stemmkaminen mit etwas Reibung hochzukommen, ist selbst auf solch mäßig schwierigem Gelände fehl am Orte.

Wir verlassen den Riß an seiner obersten, allzubedrückenden Verengerung und klettern über rasendurchsetzten Fels zu einer knapp unter dem steil abbrechenden Gipfelkopfe vorragenden Schulter empor. Hier bauen wir einen Steinmann oder legen ein Markierungspapier, vermittelt ja diese Schulter den Einstieg in die Südwandrinne. Von der Schulter rechts aufwärts querend, erklettert man über sehr steile, stark rasendurchsetzte Schrofen den Gipfel. Die Rundschau? Umfassend ist sie nicht. Doch der Blick auf die bleichen starren Gipfelkronen der Rinnenköpfe, auf die nahen und fernen Berge und Täler, ist Gewinn genug. Vorsichtig überwinden wir auf dem Wege des Aufstieges die Gipfelfelsen, betreten wieder die Schulter und steigen die nicht eben schwierigen, doch vorsichtheischenden Felsen der Südwandrinne unseres Berges ab.

Die etwa 400 *m* hohe Nordwand, mit ihrem 70 *m* hohen, unbegangenen und scheinbar unersteiglichen Gipfelabbruch fand am 19. August 1928 ihre Meister. Toni Hillinger, Viktor Raitmayr, Salzburg, und Frl. Mia Schaffranek, New York, gelang unter Überwindung sehr bedeutender Schwierigkeiten die erste Ersteigung. Der nicht veröffentlichte Bericht Raitmayrs möge hier kurz wiedergegeben werden. Der Einstieg ist in der Fallinie der nördlichen Gipfelschulter zu nehmen. Leichter Fels leitet vorerst eine Seillänge gerade empor, dann folgt ein Quergang links in eine seichte Rinne und durch diese auf ein mit einem Steinmanne bezeichnetes Band hinauf. Auf diesem quert man etwa 10 *m* links bis man über sich eine äußerst steile, oben stark vorhängende Verschneidung erblickt. Durch diese nun 35 *m* zu einer Schutterrasse empor. Von hier ist der weitere Anstieg deutlich sichtbar. Über gut gangbaren Plattenfels stets schräg rechts aufwärts haltend, gelangt man auf die Terrasse am Fuße der auffallend glatten, gelben Gipfelwand. Abermals rechts querend, und durch einen feinen, seichten, die ganze rechtsseitige Wandhälfte senkrecht durchziehenden Riß äußerst schwer empor zu einer Scharte. Nun Quergang links zum Gipfel. Die ersten Begeher benötigten drei Stunden reine Kletterzeit. Bei unsicherem Wetter, nassem Fels, unterlasse man der Steingefahr wegen das Betreten der Nordwand.

Einen Anstieg über die unmittelbare Südwand beschreibt Hubert Peterka im „Gebirgsfreund", Folge 1, Jahrgang 1929. Der Weg Peterkas, zum Teil identisch mit jenem von L. Edelmayer † und P. Radacher, führt zunächst in der Törlwiesschlucht (zwischen Großem und Kleinem Törlwieskopf) empor. An geeigneter Stelle rechts über Schrofen ansteigend, erreicht man die Scharte zwischen der eigentlichen Südwand und einem abgesprengten Vorbau. Vorerst nun gerade empor, dann links aufwärts haltend, erreicht man in stets schwerer werdender Kletterei eine völlig senkrechte glatte Platte, die überaus schwierig durch eine rißartige glatte Verschneidung überwunden wird. Durch die folgende kurze Steilrinne in leichtem Fels und rechts beliebig zum Gipfel. 1—1¼ Stunden vom Einstieg.

Einen weiteren, touristisch neuen Anstieg durch die Felsen der Nordwand des Kleinen Törlwieskopfes, vollführte Bergführer Arnold Awerzger am 28. August 1930 im Alleingange. Awerzger stieg westlich von der oberen Galsnase am bezeichneten Hochkönigwege über die Schutthalde zum Fuße jener Schlucht empor, welche zwischen Großem und Kleinem Törlwieskopf herabzieht. Links von dieser ist eine Rinne eingeschnitten. Durch diese empor, bis sie sich in der darüber aufbauenden Wand verliert. Über diese Wand, welche durch zwei mit Holzpflöcken verkeilte Eisenstifte ver-

sichert ist — Überreste der vor einem halben Jahrhundert hier abgehaltenen Treibjagden — aufwärts. Schließlich über eine abermals mit Stiften versehene Wand zur Scharte zwischen Westlichstem Rinnenkopf und Kleinem Törlwieskopf. Die Kletterei ist durchwegs schön und, mit Ausnahme der Schlußwand, als leicht zu bezeichnen. Kletterzeit etwa 1 Stunde 45 Min.

Der Große Törlwieskopf, 2553 *m*

Ein sechstürmiger, wildzerklüfteter Riesenobelisk. Dessen Südwestflanke weist nahezu ein Dutzend großartiger Schluchten, Rinnen und Kamine auf. Drei Türme krönen den Westgrat, ebensoviele den Südostgrat. Die nach Osten zur Törlwiesscharte absinkende Flanke bildet eine breite, teils aus Platten, teils aus rasendurchsetztem Fels bestehende hohe Wand. Die **Nordwand**, eine der höchsten der Gruppe, in ihrer Mitte etwas vorgewölbt, teilweise senkrecht, von Rinnen und Rissen aufgeschlossen, zählt zu den schönsten der Manndlwand. Eine mächtige, meist von Schnee erfüllte Schlucht, trennt Gr. und Kl. Törlwieskopf und endet im firnigen Winkel der Nordwandbucht. Die Begehung erheischt der Steinschlaggefahr wegen bedeutende Aufmerksamkeit. Die Durchkletterung der etwa 600 *m* hohen Nordwand, erstmals durchgeführt von Toni Hillinger und Viktor Raitmayr, Salzburg, am 29. August 1926, muß als fast ununterbrochen sehr schwere, teilweise äußerst schwere Kletterfahrt, den ernstesten und bedeutsamsten Leistungen in der Erschließungsgeschichte der Manndlwand angereiht werden. Eine ausführliche Beschreibung dieses Anstieges enthält Band 8 des „Hochtourist" (Nachträge zu Bd. 2, S. 26) und Österr. Alpenzeitung 1927, Nr. 1066, weshalb hier nur andeutungsweise wiederholt werden soll, daß sich der Anstieg im allgemeinen in der rechten westlichen Hälfte der Nordwand vollzieht.

Von Mitterberg auf dem Hochkönigwege etwa 1½ Stunden zum Fuße der Wand empor. Der Anstieg erfolgt über den Schutthang, welcher aus dem Winkel Törlwieskköpfe—Schneeklammkopf und dem nördlich ins Ochsenkar vorspringenden Schneeklammrücken, bzw. seines östlichen gratähnlichen Ausläufers, herabzieht. Erstes Ziel eine gut sichtbare Höhle, die durch eine Rinne erreicht wird. Mittels Riß- und Rinnenkletterei etwa 120 *m* zu einer 40 *m* hohen Plattenwand hinan. Über diese durch einen Riß und weiter bis zu einer senkrechten Wandstufe von der ein Band nach rechts zu einem Schuttkegel führt. In einer Kaminreihe weiter und links über eine Platte zu einem Kamin. Diesen durchkletternd, erreicht man eine geröllige Terrasse, die, schräg rechts aufwärts durchquert, unter die Gipfelwand führt. Durch drei sehr schwere Kaminreihen wird schließlich der Gipfelblock gewonnen. Kletterzeit 4—5 Stunden.

Der **Südostgrat**, erstmals begangen von Richard Gerin und Georg Hecht, Wien, am 14. September 1927, bietet prächtige, doch sehr schwere Kletterei. Vom Anstiege, den Th. Maischberger, Wien, im Jahre 1898 über den „Südgrat" im Alleingange eröffnete, besitze ich keine nähere Kunde. Eine ausführliche Beschreibung des Weges über den Südostgrat findet sich in der Österr. Alpenzeit. 1927, Nr. 1067 und Band 8 des „Hochtourist". Die Begehung dieses prächtigen, von kühnen Türmen besetzten Grates, dessen oberster Turm an Wucht und Form dem Hauptgipfel gleichkommt, erfordert zwecks Bewältigung einer 25 *m* hohen Abseilstelle die Mitnahme von reichlich 50 *m* Seil. Der Aufstieg bewegt sich teils auf, teils neben dem Grate und ist durch 9 von den Erstbegehern angebrachte Mauerhaken „gesichert".

Die **Südschlucht**[1]). Der schönste Anstieg. Das Gestein ist durchwegs fest, daher vorzügliche Griffe und Tritte. Wir steigen die in durchschnittlich mäßiger Neigung gegen Mitterberg absinkenden Hänge des Kaserfelds hinan, durchschreiten mühelos den schmalen schütteren Legföhrengürtel, und stehen nach etwa einer Stunde Steigens am

[1]) Genauer bezeichnet Südwestschlucht.

Fuße der Felsen. Zwei Möglichkeiten zur Gewinnung der Südschlucht, stehen uns offen. Wir wählen jedoch nicht die von der Schneeklammkopfscharte herabziehende Schlucht, benützen vielmehr, weil landschaftlich lohnender, die am Südwestsockel, unter den Türmen des Südostgrates liegende Rampe. In anregender Kletterei erreicht man die Rampenhöhe, strebt über diese, teils gehend, teils kletternd, zu einem auffallenden, mit festen Rasenpolstern bekleideten Sattel empor. Der Aufstieg bis hierher lohnt bereits die aufgewendete Mühe überreich. Wir stehen im Herzen prachtvoll entfalteter Felsenwelt.

Man lasse sich nur nicht verleiten, vorzeitig durch einen der vielen mächtigen Kamine, welche zur Höhe des Südostgrates emporziehen, hinanzuklettern. Kürzlich nutzlos vergeudete Plage und Zeit, soll anderen wohlgemeinte Mahnung sein. Unseren Sattel verlassend, leitet ein bequemes Band unschwierig aufwärts, biegt um eine Ecke, und die Südschlucht ist gewonnen. Mäßig steil, in der Mitte durch einen wuchtigen Felshöcker in zwei Äste geteilt, zieht die Schlucht zur obersten Scharte im Südgrat empor. Zur Linken derselben erhebt sich die schroffe Südwand des Gipfels. Genußvolle Kletterei in der rechtsseitigen Schluchthälfte läßt in etwa ¾stündiger Arbeit die Scharte gewinnen. Hier treffen sich die Wege von Südost, Südwest und Nordost.

Über die allerdings etwas ausgesetzte, doch gut gestufte stumpfwinkelige Südkante wird in schöner freier Kletterei unser hohes Ziel gewonnen. Wer einigermaßen Tempo hält, vermag es in 2½—3 Stunden vom Arthurhause zu erreichen. Die Aussicht zählt zu den dankbarsten in unserer Gruppe. Auch dieser erhabene Gipfel, dessen erste Besucher Heinrich Heß und Ludwig Purtscheller im Jahre 1886 gewesen waren, prangt in stiller Einsamkeit.

Neuer Anstieg von Süden. Einen neuen, sehr schwierigen, teilweise äußerst schwierigen Anstieg durch die Südkamine vollführte am 21. Oktober 1928 Hubert Peterka, Wien. Vom Arthurhause über das Kaserfeld zu der unter den Südabstürzen eingelagerten Terrasse. Auf dieser, einzelne leichte Kletterstellen überwindend, weiter und aufwärts bis zum dritten, unmittelbar die Höhe des Südostgrates erreichenden Kamin. Über den weiteren Anstieg berichtet H. Peterka: Man gelangt so zu einem Turm, der von einem mächtigen Kamin durchzogen wird. Links von demselben ist eine Schlucht eingeschnitten. Einige Meter links dieser Schlucht liegt der Einstieg in den Kamin. Über ein niederes Wandstück erreicht man einen kurzen Kamin, der in einen langen gleichlaufenden leitet. Durch diesen zu einem gewaltigen Aufschwung, der von einem überhangenden Riß durchzogen wird. Schwierig durch diesen bis zu einem Überhang und nach rechts in einen Riß, der auf einen Absatz leitet. Durch eine Rinne zu einem blockgesperrten Stemmriß und durch diesen zu einem schiefen Kamin. Unter einer Felsbrücke durch und über die rißdurchzogene Wand überaus schwierig auf einen Turm. Einige Meter abwärts, schwierig von links nach rechts aufwärts zu schlechtem Stand in der Turmwand. Nun schwerer Quergang nach links und überaus schwierig auf den Turmgipfel. Mittels leichter Kletterei in die Scharte vor dem Hauptgipfel und aus dieser in etwas ausgesetzterem, doch unschwierigem Fels zum Gipfel. Dauer der Kletterei 2½ Stunden vom Einstieg.

Einen Versuch, über die senkrechten Abbrüche des Westgrates abzusteigen und jenseits der Schneeklammscharte über die Ostwand des plattengepanzerten Schneeklammkopfes zu dessen Gipfel hinanzuklettern, vereitelte wütender Sturm — bei blauem Himmel. Über die Nordostflanke entweichen wir dem unablässig heulenden Sturme.

Der Nordostweg. Mäßig schwierige Kletterei. Einfachere Wegführung als in der schluchtenreichen Südwestflanke. Doch weniger schöner Fels. Wir wählen, gleich dem Anstiege zur Südschlucht, das Kaserfeld zum Start, halten oben mehr rechts und

steuern am Saume eines Schuttfeldes der Törlwiesschlucht zu. Teils in ihrem Grunde, teils an den Seitenwänden hin, erreicht man ohne Schwierigkeit die Törlwiesscharte. Ein wilder Ort! Schier erdrückend, übergewaltig hängen die kolossalen Felsmassen des „Kleinen" Törlwieskopfes auf das nichtige Menschlein nieder. Eine Riesenschlucht, deren sonnenloser Grund von hartem Firn erfüllt ist, sinkt nordwärts in schwindelnde Tiefe. Vor uns das Ziel, der Berg, die Sehnsucht. Mit plattiger Stufe erhebt sich der Fels aus der Scharte. Wir klettern nun schräg rechts daran empor und landen alsbald in niederer kleiner Höhle. Diese links verlassend, hält man wenige Meter aufwärts und unternimmt auf etwas plattigem Fels einen hübschen Quergang nördlich. Man sieht am Beginne rinnenähnlich vertiefter Felsen. Freunde ergreifender Tiefblicke mögen noch mehr nördlich wandern! In stets wechselndem Gelände, Rinnen, Platten, Schrofen, geht's nun höher und höher. Es ist darauf zu achten, nicht an die Nordflanke des Gipfels anzurennen. Man hält besser, sobald man der südlich des Gipfels eingesenkten Scharte ansichtig wird, unentwegt auf diese zu. Wer's anders macht, erlebt nicht viel der Freuden. Über bald plattigen, bald rasenbewachsenen Fels, erreichen wir die Scharte. Hier vereinigen sich, wie bereits erwähnt, Südost-, Südwest- und Nordostanstieg. Den Abblick in die Südschlucht, genauer bezeichnet: Südwestschlucht versäume man nicht. Er mag in diesem Irrgarten von Rinnen und Rippen, insonderheit bei einfallendem Nebel, von großem Nutzen sein; denn der Weg durch die Südschlucht ist unter allen Umständen der günstigste. Auf dem Südwege erklimmen wir das zersplitterte Gipfelhaupt.

Wie viel der Stockwerke mögen im Laufe der Jahrmillionen von dieser Felsenfeste in die Tiefe gedonnert sein? — Kurz sei bemerkt, daß beim Abstieg von der obersten südlichen Gipfelscharte nach Nordost zur Törlwiesscharte, sehr darauf zu achten ist, Richtung stets knapp links der Schartenkehle zu halten. Etwa 20 *m* über dem Schartengrund bringt ein Quergang südlich zu der bereits erwähnten Höhle und aus dieser über etwas kleingriffigen Plattenfels in wenigen Minuten zur Scharte hinab. Wer im oberen Wandteil zu früh südlich hält, bekommt es mit Schwierigkeiten zu tun, um schließlich von senkrechten Abbrüchen unliebsam aufgehalten zu werden.

Nordwestwand. Einen ebenfalls neuen Weg durch die Felsen der Nordwestwand begingen, irregeleitet durch dichten Nebel, am 4. August 1930 Edi Rainer und Karl Dumböck, Salzburg. Der Anstieg vollzieht sich im wesentlichen in der Nordflanke des turmbesetzten Westgrates. Der Zugang erfolgt über die Schutthalde der Schneeklamm. Gleich nach Eintritt in die Firnschlucht links empor in den großen, von schwarzgelben Wänden begrenzten Winkel. An der rechten Seite dieser Buchtung zieht ein bereits vom Kare aus sichtbarer Riß überhängend empor. Durch diesen führt der äußerst schwierige Anstieg. In diesem Riß zunächst 30 *m* zu einem Felsvorsprung. Nun einige Meter rechts und weitere 20 *m* empor, bis man mittels kleingriffigen Querganges die rechtsseitige Rippe einer Wand erreichen kann. Über diese in weniger schwerer abwechslungsreicher Kletterei, stets links haltend, zum obersten Turm im Westgrate und südlich davon zum Gipfel.

Auf neuem Wege bewerkstelligten die Obgenannten mit Willi Marx, Salzburg, am gleichen Tage auch den Abstieg durch die zwischen Großem und Kleinem Törlwieskopf nördlich ins Ochsenkar abstreichende Schlucht. Die Durchkletterung dieser großartigen, düster-ernsten Steilschlucht ist teilweise sehr schwierig und erfordert der unterste Abbruch etwa 20 *m* Abseilarbeit. Damit soll nicht behauptet sein — Behauptungen sind bekanntlich keine Beweise —, daß der erwähnte Abbruch nicht doch im Aufstiege begehbar sei. Jedenfalls dürfte es aber ein sehr heikles Unternehmen sein.

Die senkrecht bis überhängend westlich zur Firnschlucht der Schneeklamm abstürzenden Platten des Großen Törlwieskopfes sind noch unbetreten.

III. Der Große Schneeklammkopf, 2550 m

Ein plattenbewehrter, allseits schroffer Turm. Er stürzt zu den ihn begrenzenden Scharten mit fast senkrechten Platten ab. Die sehr steile Südwand ist von Rissen und Kaminen durchsetzt, welche den nach heutigen Begriffen nur mehr mittelschweren Anstieg vermitteln. Ein Schaustück großartigster Plattenbildung stellt seine Nordwand dar. Gewaltig hoch, mauerglatt, stürzt die Wand des Westgipfels in die Firnschlucht der Schneeklamm ab. Die Nordwand des Ostgipfels durchzieht eine Art Band, das jedoch ungefähr in Wandmitte etwa in der Fallinie der Gipfelscharte endet. Aus düsterem Winkel zieht eine Plattenverschneidung zu ihr hinan. Wann werden in diesen Wänden die Haken klingen? Ich wage nicht ihre Unersteiglichkeit zu behaupten. Zwischen Großem Törlwieskopf und Großem Schneeklammkopf ragt eine schöne Turmgestalt auf — dem Westgrat des Großen Törlwieskopfes angehörend — und stürzt ebenfalls mit hoher Wand zur Schneeklamm ab. Nördlich der Gruppe Großer Schneeklammkopf—Melkerlochkopf—Kleine Schneeklammköpfe erhebt sich, durch die Schneeklamm von diesen getrennt, ein mächtiger Felsstock, mit schrägem Dache und hohen Wänden ins Ochsenkar abfallend. Seine Verbindung mit dem Massiv der Manndlwand erfolgt erst am Stocke der Kleinen Schneeklammköpfe.

Die Südwand. Am Ausgange der zwischen Großem Törlwieskopf und Großem Schneeklammkopf südwärts abstreichenden Schneeklammkopf-Rinne queren wir westlich und erreichen somit eine tief eingeschnittene Kaminreihe. Durch diese soll heute unser Weg zum Gipfel führen. Historischer Boden. Vorerst in durchaus leichter Felsarbeit höher kommend, rücken allmählich die beiderseitigen Kaminwände näher und näher. In gleichem Maße steigert sich auch deren Glätte. Mit sicht- und hörbarem Unbehagen stellt auch mein minder schlanker Freund dies fest. Doch unbeirrbar spreizen und stemmen wir darinnen empor. Endlich befreit, streben die Kamine des Gipfelturmes vor uns zu luftiger Höhe. In der linken Wandhälfte findet sich die Eintrittspforte. Ideales Felsgelände läßt uns fast unbehindert am Plattendache unsern des wuchtigen Gipfelhauptes landen. Unverweilt streben wir über ausgesetzten prächtigen Kletterfels dem lockenden Ziele zu. Welch befreiende sonnige Höh'! Wer vielgerühmte Dolomitenpracht kennen lernen will, ersteige diese Türme. Eine Welt aus Stein, aus Höhen und Tiefen. Der Ernst der Umwelt läßt uns besinnlich werden.

Dr. Heinrich Pfannl, Hans Biendl und Thomas Maischberger betraten als Erste vor nunmehr 34 Jahren das Gipfelhaupt des Schneeklammkopfes. In tiefer Verehrung gedenken wir ihrer.

Welch nichtige Spanne Zeit im Weltgeschehen, welch unvergeßliches Ereignis im Bergsteigerleben ist die Gipfelstunde, die rasch enteilt! Auf dem Anstiegswege geht's wieder zur Tiefe, neuen Taten, neuen Zielen zu.

Die Ostwand. Mit fast senkrechten Platten baut sich die Ostwand aus der Schneeklammkopfscharte auf. Die unmittelbar aus dieser aufstrebenden Felsen sind infolge ihrer Glätte und Steilheit nicht so ohne weiteres erkletterbar. An der südlichen Kante der Ostwand jedoch findet sich zuunterst ein Band, welches zu einer rißähnlichen Kaminreihe leitet, welche sich in den Platten des Gipfelkopfes verliert. Etwas unterhalb desselben wird in die Osthälfte der Südwand gequert. — Die Überschreitung des Großen Schneeklammkopfes in Richtung Ost-Süd ist sehr lohnend und möge eine gedrängte Schilderung derselben ergänzend angefügt werden.

Eines ausnehmend schönen Sommertages im regen- und nebelgesegneten Jahre 1930 wanderte ich mit Freund Willi Marx, Salzburg, die Matten des Kaserfelds hinan. Die zwischen Großem Törlwieskopf und Großem Schneeklammkopf südwärts herabziehende Schlucht, bildete unser erstes Ziel. Den günstigsten Anstieg hiezu bot der Weststrand des Kaserfelds, östlich der Furche des Breittalgrabens; in der Alpen-

vereinskarte mit Kote 1702 bezeichnet. Ein nicht allzubreiter Legföhrengürtel ist bei einiger Umsicht leicht zu durchsteigen. Über Geröll und Schrofen wird bald hernach die Schluchtmündung erreicht. Die Schlucht selbst wird zu fast zwei Drittel durch einen zackenbesetzten Felssporn in eine breitere östliche und eine stark verengte, von Überhängen durchsetzte, westliche Hälfte geteilt. Durch beide Schluchthälften ist die Schneeklammkopfscharte erreichbar. Wir wählten die westlichere, schwierigere Hälfte, die zugleich den üblichen Südanstieg zum Großen Schneeklammkopf und Melkerlochkopf vermittelt. In der Schluchtsohle ging's nun in unschwieriger schöner Felsarbeit empor, bis, unfern deren Ende, ein wüster Felsklotz drohend jeden Weiterweg zu sperren schien. Nach rechts ausbiegend, leitet ein langer festgriffiger Kamin in prächtiger Kletterarbeit auf die Höhe des schluchtteilenden Felsspornes. Über leichtes Gehgelände ward alsbald die Scharte gewonnen. Hier galt es zu rasten und überwältigender Schau zu fröhnen. Kaum zu übertreffen an wilder Großartigkeit ist der Blick gen Nord, in die jäh abschießende Firnschlucht der Schneeklamm. In grauen, roten, gelben Felsen stürzen die Wände senkrecht und überhängend in gewaltige Tiefen. Schwer nur trennten wir uns von solcher Sicht in jahrmillionenlange Arbeit aufbauender, zerstörender Kräfte. Wir mußten fort, höher noch lag unser Endziel. Die festgefügten Platten der Ostwand verwehren unmittelbares Höherstreben zum Gipfel. Wir gaben deshalb an Höhe etwas auf, und gewannen somit ein links in die Ostwand führendes Band. Leicht war dessen Begehung und bald standen wir am Beginne seichter, fast senkrechter rißähnlicher Kamine. Die Erkletterung derselben gestaltete sich trotz genügender Haltpunkte zur Vorsicht heischenden Sache. In ausgesetzter seichter Nische fanden sich dann Stand und Sicherung. Der Tiefblick in unsere scheinbar ins Leere versinkende Aufstiegsschlucht, die Schau zur turmbewehrten, kamin- und gipfelreichen Prachtgestalt des Großen Törlwieskopfes, lohnt allein hierherzukommen. Wie bisher, durchfurcht auch weiterhin unsere allmählich zum Riß umwandelnde Kaminreihe die gewaltigen Platten, und endet etwa eine Seillänge höher bei vorragendem schwarzem Spalte. Dorthin zu kommen dünkte uns das Gebot des Augenblicks. Die dabei zu bewältigenden Hindernisse gaben jedoch alsbald vernünftigeren Erwägungen Raum. Wir stiegen ein kurzes Stück ab, und versuchten einen Ausfall nach links zur Südkante. An fast lotrechtem Fels mit nur spärlichen Griffen und schlechten Tritten, querten wir in mehr schöner als erwünschter Ausgesetztheit, zur befreienden Kante hinaus und empor. Eine über mächtigem Abgrund ragende Kanzel nimmt uns auf.

Wunschgemäß zieht an vorwölbenden Felsen ein plattiges Band in die Südwand hinein. In idealer Ausgesetztheit leitete es in eine Folge gut gangbarer Risse und Kamine. Diese führten leicht, schön und sicher in die Gipfelscharte. Östlich stand die höchste Zinne. In völlig senkrechtem Fels erkletterten wir das einsame Gipfelemporium des Großen Schneeklammkopfes. — Mächtige Felsgebirge begrenzen den Horizont im Norden und Osten, schimmernde Eisberge in gewaltigem Reigen den Süden und Westen. Trümmererfüllte Kare, grünende Täler in flimmernden Tiefen. —

Wie bereits des öfteren vermochte ich auch heute wieder die Unrichtigkeit der seinerzeit bestimmten Gipfelhöhen im östlichen Teile der Manndlwand festzustellen. Der Große Törlwieskopf z. B. wird vom Großen Schneeklammkopf überragt und *nicht* umgekehrt, wie denn überhaupt — auch ohne Meßinstrumente — ein Ansteigen der Gipfelhöhen von Ost nach West (bis zur Haupterhebung) deutlich wahrnehmbar.

Den *Abstieg* nehmen wir über die süd- und südwestlichen Felsen unseres Gipfels. Die Kletterei zählt zu den abwechslungsreichsten und schönsten in der gesamten Turm- und Zackenwelt der Manndlwand. Bei stets gleichbleibender Ausgesetztheit, geht's durch eine bunte Folge von Rissen, Kaminen und Wandstufen in durchwegs verläßlichem Fels abwärts zur Ausmündung jener Steilschlucht, welche den abenteuerlichen Zweizack des Melkerlochkopfes von unserem Turme trennt. In breiter Steilmulde,

welche südwärts mit senkrechten Felsen abstürzt, steigen wir östlich ab, und erreichen, schließlich durch ein Gewirr kurzer Rinnen und Stufen, das untere Drittel der zur Schneeklammkopfscharte emporführenden Schlucht. Teils in der Schlucht, teils an den westlichen Begrenzungsfelsen haltend, erreichen wir den Ausstieg und betreten ungefähr bei Punkt 1945 der Alpenvereinskarte die obersten Hänge des Kaserfelds. Ein müheloser aussichtsreicher Abstieg ließ uns in kaum einer Stunde das Arthurhaus erreichen.

Westkante. Über die am 17. Oktober 1930 erfolgte, touristisch wichtige Begehung der **Westkante** des Großen Schneeklammkopfes durch Hubert Peterka, sei eine knappe Anstiegsschilderung beigefügt. Von der schmalen Scharte zwischen Melkerlochkopf und Großem Schneeklammkopf, gerade zum Ansatz der steilen Westkante. Über lotrechten Fels empor bis unterhalb eines, von einem losstehenden Türmchen gebildeten Überhangs. Direkt über diesen hinweg und durch eine kurze Verschneidung auf einen Geröllfleck. Durch einen etwa 20 *m* langen Riß mit einigen plattigen Schließungsstellen weiter. Oben nach rechts heraus auf die Kante und empor zum vorstehenden Turmzacken. Nach links in die Scharte und zum Gipfel. Der Anstieg ist sehr ausgesetzt und stellenweise äußerst schwierig. — Die Scharte, in der die Westkante fußt, ist am besten vom Melkerlochkopf mittels Abstieg über dessen Ostwand erreichbar, kann aber auch direkt von Süden durch die lange Kaminreihe des Schneeklammkopf-Südanstieges erreicht werden. Die Westkante ermöglicht die unmittelbare Überschreitung von West nach Ost, identisch mit H. Feichtners Weg 1919.

Einen weiteren unmittelbaren Anstieg über die die Ostwand von der Südwand trennende **Kante** eröffnete ebenfalls Hubert Peterka am 18. Oktober 1930. Dieser durchwegs sehr ausgesetzte und teilweise äußerst schwierige Kletterei erfordernde Anstieg nimmt seinen Ausgang von der Zustiegsrinne des üblichen Südwandweges. Der Einstieg ist gekennzeichnet durch einen runden, plattigen Pfeiler am tiefsten Punkte der Trennungskante zwischen Ost- und Südwand. An den links vom Pfeiler zutiefst hinabreichenden Felsen ankletternd, gelangt man in eine Scharte bei einem Türmchen am Pfeiler. Über die steiler werdenden Felsen der Kante zu einer Platte empor. Links davon über den Überhang und halbrechts hoch zu einer Verschneidung. Diese endet an einer Platte. Nun rechts über kleine Überhänge auf die Kante und auf derselben zum Gipfel.

Der Melkerlochkopf, 2545 *m*

Die abenteuerlichste Felsgestalt der Mannlwand. Am Südfuße der Türme aufwärtssteigend, gewinnen wir die vom Melkerloch herabziehende tiefe Rinne. In Gipfelnähe hat äonenlange Tätigkeit des „ewig Gehenden" des Turmes starken Leib durchbrochen. Zwei Löcher klaffen im Bergeshaupte. Ein luftiger Bogen wölbt darüber und bildet seinen kühnsten Pfad. Der Weg ist kaum zu fehlen. Er führt im wesentlichen durch die vom Melkerloch herabkommende Rinne. Hat man den staunenerregenden Durchbruch des Melkerloches erreicht, wendet sich der etwas leichtere Anstieg links und führt, über immerzu sehr steilen und luftigen Fels, gerade hinauf zur Spitze. Wir nehmen heute den vor allem bedeutend ausgesetzteren Weg über den Südgrat. Einzelheiten anzuführen, erübrigt sich. Die Kletterei, gleich schön wie ausgesetzt, ist nichts für ängstliche Gemüter. Ein erlesen prächtiges Wegstück ist die Überschreitung des im kühnen Schwunge das Melkerloch überspannenden Felsbogens[1]). Einmal von Westen kommend, kletterte ich über steilen brüchigen Fels zur Scharte westlich des Turmes hinab, querte von dort südlich und erreichte durch ungemütlich steile Kamine, deren nicht allerorts vertrauenswürdiges Gestein zu größter Vorsicht nötigt, die Spitze. — Das Gestein am Melkerlochkopf erfordert übrigens auf allen Wegen bedeutende Achtsam-

[1]) Die erste Begehung vollführten Dr. H. Pfannl und Theodor Reibel 1897.

Osthälfte der Mannlwand von Norden. Von links nach rechts: Vierrinnenköpfe, Kleiner Törlwieskopf, Großer Törlwieskopf, ein Gratturm, Großer Schneeklammkopf, Melkerlochkopf (durch Nebel verschleiert), Östlicher Kleiner Schneeklammkopf (links davon abstreichend der Schneeklammrücken mit der Schneeklamm), durch Nebel schwach sichtbar der Große Gamsleitenkopf, ganz rechts der Große Sattelkopf. In der Tiefe das Ochsenkar
→ bedeutet: Eingang in die Schneeklamm

Blick vom Ridingkar auf den Großen Bratſchenkopf, 2852 *m*, mit der Wetterwand
Links die Wetterriffel, 2656 *m*, rechts die Schrammbachſcharte

Mannd1wand von Südoſten. Von links nach rechts: Hochſtellkopf, Stangenkopf, Kl. Sattelköpfe, Gr. Sattelkopf, Kl. Gamsleitenköpfe, Gr. Gamsleitenkopf, Teufelsturm, Kl. Schneeklammkopf, Melkerlochkopf, Gr. Schneeklammkopf, Gr. Törlwieskopf, Kl. Törlwieskopf, Vierrinnenköpfe

keit. Er ist eben infolge des geringen Besuches nicht „abgeräumt". — Dr. Heinrich Pfannl, Hans Biendl und Thomas Maischberger betraten, wenige Stunden nach der ersten Ersteigung des Großen Schneeklammkopfes, auch dieses drohende Gipfelhaupt als Erste. Sie nahmen ihren Weg durch die Südrinne, stiegen knapp unter dem Melkerloch links und erkletterten über die ausgesetzten südlichen Felsen des westlichen Gipfelzackens die Spitze. Auf diesem Wege nehmen auch wir den Abstieg. Die Nordwand, fast lotrecht zur Schneeklamm abstürzend, durchfurcht von einem gewaltigen Kamine, ist ein herrliches Bild.

Ihre senkrecht gestellten Gipfelplatten sind vom doppelten Ausbruche des markanten Melkerloches höchst auffällig unterbrochen. Die Nordwand wurde am 4. August 1930 durch Bergführer Arnold Awerzger und Roman Szalay, Wien, erstmals begangen. Die anscheinend nicht erkletterbaren Gipfelplatten nötigten die Erstbegeher, den Ausstieg in die Scharte westlich des Gipfels zu nehmen. Der Gipfel wurde schließlich auf dem üblichen Südwestwege erreicht. Awerzger berichtet über diesen, durch den wildesten und landschaftlich großartigsten Teil der Mandlwand führenden Anstieg: Vom bezeichneten Hochkönig-Wege westlich der Oberen Gaisnase über den Schutthang in die Schneeklamm und in dieser solange empor, bis man unmittelbar unter dem zum Großen Schneeklammkopf und Melkerlochkopf führenden Vorbau steht. Östlich des Vorbaues zieht eine teilweise unterbrochene Rinne zur Scharte östlich des Großen Schneeklammkopfes hinan. Durch diese Rinne führt zunächst der Anstieg Dumböck-Rainer an die Nordwestabstürze des Großen Törlwieskopfes. Der Einstieg in die Nordwand liegt rechts der erwähnten Rinne. Man klettert vorerst über leichten Fels rechts aufwärts zu einem Zacken und weiter auf eine kleine Plattform. Über die von hier aufstrebende Wand, bezeichnet von einem schräg links hochziehenden Riß, eine Seillänge in Richtung Melkerlochkopf empor. Über gutgriffigen Fels, rechts haltend, zu einer Schlucht, welche in ihrer Fortsetzung in die Scharte westlich des Melkerlochkopfes und zum Ausstiege führt. Die durchschnittlich mittelschwere Kletterei beanspruchte 2½ Stunden Felsarbeit.

Die Kleinen Schneeklammköpfe, 2540 *m*

Es sind vier Erhebungen, die zwischen Melkerlochkopf und Großem Gamsleitenkopf aufragen. Der Östlichste reicht unmittelbar an die Sockelfelsen des Melkerlochkopfes und stellt ein längliches Felsriff mit hohem, stark erodiertem Südabsturze dar. Am Ost- und Westende des Riffs steht je ein schlanker Zacken. Östlicher Schneeklammkopf. Von Süden ein ungemein kühner, vollkommen lotrechter Turm mit vierzackiger Gipfelkrone. Dessen ebenfalls lotrechte Südwestwand durchzieht vom Scheitel bis zur Sohle ein überhanggesperrter Riesenspalt. Seine zu Pfingsten 1930 erfolgte erste Durchkletterung war ein felstechnisches Meisterstück.

Zwischen dem niederen Ostturm und dem höheren Hauptturm zieht eine von Peter Radacher begangene Kaminreihe herab. Die zwischen ersterem und dem östlich davon stehenden Zacken herabziehende schluchtartige Rinne dürfte einen unmittelbaren Anstieg auf die Kleinen Schneeklammköpfe ermöglichen. Mittlere Schneeklammköpfe. Zwei pyramidenförmige, wenig auffallende Erhebungen, die gegen Norden stark zurücktreten. Westlicher Schneeklammkopf (Teufelsturm). Von Süden eine kühne Säule und in seiner fast ganzen Höhe von zwei parallel laufenden Riesenspalten durchzogen. Er bildet zugleich die östliche Begrenzung der Gamsleitenscharte. — Die nach Norden ins Ochsenkar abstürzenden Wände der Kleinen Schneeklammköpfe, von Schluchten und Rinnen durchfurcht, weisen kaum geahnte Mächtigkeit auf. Als riesiges gewölbtes Felsmassiv, knapp unterhalb der geradezu gewaltsam aufgestülpten Gipfelkronen ansetzend, bilden sie vorerst ein breites schräges Dach, dann fallen sie mit hohen Wänden ins obere Ochsenkar ab. Der höchste Gipfelaufsatz, west-östlich

ansteigend, von architektonisch völlig einzigartigen, senkrecht gestellten säulenförmigen Plattentafeln gestützt, bildet eine Sehenswürdigkeit. Zwischen westlichem Schneeklammkopf und Großem Gamsleitenkopf zieht eine mächtige Steilschlucht herab. Die Ersteigung bzw. Überschreitung der Kleinen Schneeklammköpfe wird als Bergfahrt für sich wohl kaum durchgeführt, sie werden vielmehr bei Teilüberschreitungen „mitgenommen". Die Ersteigung der Gipfel bietet keine Schwierigkeiten. Die eigentliche Grathöhe ist sowohl durch die unteren glatten Anstiegskamine des Schneeklamm- und Melkerlochkopfes, als auch von Westen her, aus der Gamsleitenscharte durch den Turmspalt, oder über die links davon befindliche Plattenlage zu erreichen.

An Neuanstiegen seien vermerkt: die erste Begehung der Westwand des Östlichen Schneeklammkopfes durch Sepp Falkensteiner und Heinz Rauchenschwandtner, Salzburg, im Sommer 1921, und die am 7. Juni 1930 durchgeführte erste Durchkletterung des überhanggesperrten Riesenkamins in der Südwestwand desselben Gipfels durch die Salzburger Hans Kout und Alexander Sardelic (Kout-Sardelic-Kamin). Hierüber wurde dem Verfasser nachfolgender Bericht übermittelt: „Die Südwestwand des Östlichen Schneeklammkopfes wird von zwei parallel laufenden engen Kaminen von oben bis unten gespalten. Der linke vermittelt den Durchstieg. In der Gamsleitenschlucht, die vom Teufelsturm herabzieht, empor bis zu seiner Gabelung. Von hier scharf rechts zum Einstieg. Durch brüchige Rinnen und Risse, zuletzt sehr schwer über kleingriffigen Fels empor zum Überhang mit Haken, der den Kamin unten abschließt (links und rechts auffallend gelbe Wandstellen). Über den Überhang äußerst schwer empor und in den Kamin (nach 6 *m* rechts Buchnische). Nun den Kamin verfolgend, bis er in einer Platte verläuft. Von hier vermittelt rechts ein enger Riß den Durchstieg durch die mächtigen Überhänge des Gipfelaufbaues und führt nach zwei Seillängen zur Spitze. Durchwegs sehr schwere und ausgesetzte Kletterei mit äußerst schwerer Stelle. Wandhöhe 250 *m*. Die Erstersteiger benötigten 5 Stunden Kletterzeit." — Wer diesen blockgesperrten lotrechten Riesenspalt gesehen hat, staunt ob solch wagemutigen Könnens. Sollte die Zeit der „Detailerschließung" gekommen sein, fände sich nord- und südwärts mancherlei Schönes.

Mittlerer Kleiner Schneeklammkopf (Südschlucht). Die mit Ausnahme der Nordflanke allseits in völlig senkrechten Platten abstürzende Zinne des Mittleren Kleinen Schneeklammkopfes entsendet östlich einen gipfelbesetzten, wildzerscharteten Grat. Die Südflanke des Gipfels nun und des erwähnten Grates werden von hohen, teils blockgesperrten, teils überhängenden Kaminen und Schluchten durchrissen. Mehr oder minder schwierige Anstiege durch diese Kaminreihen wurden von L. Edelmayer, P. Radacher, J. Kout, A. Sardelic und H. Peterka durchgeführt. Ebenso wurde die Südostkante des östlichen Vorgipfels durch R. Gerin, G. Hecht und R. Szalay begangen. Der Weg Peterkas durch die Südschlucht nimmt seinen Einstieg in der Gipfelfallinie, knapp rechts der Südkante. Er führt durch einen Kamin zum Beginne der langen Südschlucht. Diese empor, bis eine etwa 20 *m* hohe Wandstufe den Weiterweg versperrt. In derselben sind zwei Kamine eingeschnitten. Durch den rechts gelegenen Kamin in die obere Schluchthälfte und, in deren Grunde oder rechts daneben, durch viele kleine Kamine bis nahe zur obersten Schluchtmündung. Nun links in einen engen Kamin, der durch zwei Klemmblöcke bezeichnet ist. Durch ihn empor und in der oberen rinnenartigen Fortsetzung direkt zum Gipfel. Die 1½ bis 2 Stunden erfordernde Kletterei ist als sehr schwierig zu bezeichnen.

Die Schneeklamm. In der Nordflanke der Mannlwand, im Winkel Großer Schneeklammkopf — Melkerlochkopf — Östlicher Kleiner Schneeklammkopf, löst sich, mit breitem Dache beginnend, ein scharf ausgeprägter wuchtiger Grat ab und streicht, parallel dem Hauptkamm, in das Ochsenkar vortretend, östlich, und endet unfern des Weges Mitterfeld—Ochsenriedel—Torsäule. In der Alpenvereinskarte 1 : 50 000 ist

der Grat deutlich sichtbar. Da eine Benennung für diesen Grat nicht besteht, möge er unter dem Namen Schneeklammrücken in das alpine Schrifttum eingeführt werden. Zwischen diesem nun und dem Hauptkamm liegt die Firnschlucht der Schneeklamm eingebettet. Ihre Höhe dürfte etwa 400 *m* betragen. Deren Neigung, von wechselnder Schneelage abhängig, 45—50°. Die Schneeklamm zählt zu den großartigsten Schaustücken der Manndlwand. Einen günstigen Einblick in diese gewährt die Wegstrecke Mitterfeldalm—Ochsenriedel. Als turistisch völlig unbekannter Anstieg, zudem eine reizende Kombination von Fels und Firn bietend, lassen sich damit auch beliebige Gipfelersteigungen verbinden. Die Schlucht selbst, als auch der nördlich begrenzende Schneeklammrücken, bieten nur mäßige Schwierigkeiten. Bei hartem Firn kann in der Schlucht allenfalls Stufenschlagen nötig werden. Wer übrigens die vollständige Begehung derselben vermeiden will, kann bei Punkt 2280 (An.) über unschwierige Felsen in einer Art breiter Rinne rechts anklettern die Höhe des Schneeklammrückens und über diesen die von den Kleinen Schneeklammköpfen nördlich abstreichende, breite Hochfläche erreichen. Mit hoher Plattenwand stürzt letztere in das Ochsenkar ab.

Über die erwähnte Hochfläche südlich ansteigend, erreicht man unschwierig den Gipfel des Östlichen Kleinen Schneeklammkopfes, etwa 2540 *m*. Von hier östlich abkletternd sind die beiden schwierigsten Gipfel der Manndlwand, der Große Schneeklammkopf und der Melkerlochkopf, in luftiger Kletterei zu gewinnen. Westlich wendend überschreitet man das in seinen Entwicklungsstadien höchst gegensätzlich geartete Trio der Kleinen Schneeklammköpfe, klettert von deren westlichster Erhebung, dem Teufelsturm, zur Gamsleitenscharte ab und betritt nach kurzem leichtem Anstieg den Großen Gamsleitenkopf. Der Abstieg von diesem nach Osten durch die wilde Gamsleitenschlucht, oder westlich über die der Hochfläche des Schneeklammrückens benachbarte Gamsleiten bietet keine Schwierigkeiten. Die — übrigens nicht vordringliche — Gefahr fallender Steine ist weniger Schuld der umstehenden Felsen, als der Gemsen, die den Schneeklammrücken überwechseln. Bei geplantem Abstieg durch die Schneeklamm ist die Mitnahme eines Eispickels geboten. Ausgleiten auf dieser jäh zur Tiefe schießenden Firnhalde ist selbstverständlich zu vermeiden.

Als topographische Ergänzung sei die etwas schwierig feststellbare Nomenklatur in der Gipfelumrahmung der Schneeklamm angefügt. Ihre nördliche Begrenzung bildet der von zwei gipfelähnlichen Erhebungen gekrönte Schneeklammrücken, der an den gegen Norden weit ausladenden Vorbau des Östlichen Kleinen Schneeklammkopfes stößt. Dieser selbst, kenntlich an seinen rötlichgelben Ostabbrüchen, bildet ihre westliche oberste Begrenzung, während östlich streichend, zunächst der an seinen beiden Durchbrüchen erkenntliche Melkerlochkopf, und diesem unmittelbar benachbart, der schroffe Plattenturm des Großen Schneeklammkopfes folgt. Von letzterem durch eine tiefe Scharte getrennt, schließt der von zackigen Türmen besetzte Gipfel des Großen Törlwieskopfes an, an dessen nördlichem Fußpunkte sich der 2020 *m* hoch gelegene Einstieg in die Schneeklamm befindet. Ausgedehnte, doch gut begehbare, vorerst rasendurchsetzte Schutthänge ziehen zum Hochkönigwege herab. Über diese führt der Zugang. Man verläßt den Weg nach dreiviertelstündigem Anstiege von der Mitterfeldalm, in 1740 *m* Höhe, und erreicht in etwa 35 Minuten den Schluchteingang. Höhenabstand vom Einstieg bis zu den Gipfeln 500—550 *m*. Für den Abstieg zu beachten: Vom Gipfel des Östlichen Kleinen Schneeklammkopfes nördlich über den Schutthang zum Beginne der Klamm, und unmittelbar durch diese hinab. Das obere Fünftel der Schneeklamm bildet eine Felsstufe, die weiteren vier Fünftel eine Firnrinne. Möge die bislang völlig unbekannte ernste Schönheit der Schneeklamm fürderhin die gebührende Beachtung finden.

IV. Die Gamsleitenköpfe

Der Große Gamsleitenkopf, 2560 *m*. Eine, Mitterberg steil und schroff überragende, pyramidale Felsburg. Seine Südostwand, zum Großteil senkrecht, wird von einem das ganze mittlere Wandmassiv schräg querenden, im unteren Teile schluchtähnlichen Bande durchzogen. Die stumpfwinkelige Südkante und die plattenbewehrte Südwestwand weisen nicht die ungewöhnliche Schroffheit des Südostabsturzes auf — auch nicht deren leuchtende fesselnde Schönheit. Der Südkante ist ein kurzer zackiger Grat vorgelagert, welcher südlich mit überhangenden Felsen in einen wilden Tobel, östlich mit platter Wand zu den schiefrigen Stufen des Wandsockels abbricht. Von Norden gesehen weist unser Gipfel nicht so prächtige Formen, obschon die Gesamthöhe seines Absturzes die der Südseite übertrifft. Der Eindruck des Drohenden, Unnahbaren — der Mannlwand vielfach eigen — wird hier durch eine unfern des Gipfels ansetzende, westlich bis fast in die oberste Karhälfte reichende Terrasse, „Gamsleiten" benannt, wesentlich gemildert. Über diese Terrasse führt auch der übliche, völlig unschwierige Anstieg zum Gipfel. Kenntlich ist die rundliche Gipfelkuppe des Großen Gamsleitenkopfes an einer auffälligen, durch die Mitte der Gipfelkuppe bis zum oberen Rand der „Gamsleiten" herabziehende scharfe Rippe. Ein unschwierig zu begehender Grat verbindet ihn mit den westlich anschließenden Kleinen Gamsleitenköpfen.

Seine Ersteigung bietet, wie bereits erwähnt, von Norden keinerlei Schwierigkeiten, aber auch von Süden stellen sich dem einigermaßen in Felsschrofen geübten Berggänger kaum nennenswerte Hindernisse entgegen. Von Mitterberg ausgehend, streben wir der zwischen Östlichem und Westlichem Schneeklammkopf (Teufelsturm) herabziehenden Schlucht zu. In dieser vorerst gerade, später dem linken Schluchtaste folgend, unter dem drohend vorhängenden Felsen des Teufelsturmes, über steiler werdendes Gefelse entlang und aufwärts zur Gamsleitenscharte. Leichter Fels leitet nun links zur Höhe des kurzen Nordostkammes, und diesen entlang schreitend stehen wir, drei Stunden nach unserem Abgang von Mitterberg, auf der Spitze. Die Aussicht, umfassend, lehrreich und lohnend, bedarf nicht meiner stammelnden Lobpreisung.

Die Südostwand des Großen Gamsleitenkopfes. Ausgeglichene edle Linienführung weisend, dem Mattensaum von Mitterberg in lotrecht kühnem Fels entsteigend, stützt scharf gezahnter Unterbau des Gipfels Last und Größe. Daß dem hehren Bilde nun die allzu ruhige Note nicht etwa Eintrag tue, durchzieht, in launenhaftem Schnörkelschwunge, ein tiefer Felsenspalt des Berges schönste Flanke. Hermann Amanshauser und Hansl Feichtner bahnten sich am 28. September 1919 über diese Wand den Weg zum Gipfel. Schweres und Schönes haben die beiden Freunde damit geschaffen. Es fanden sich indes kaum Nachfolger. Eine Wegänderung im schwersten Teile der Wand bewerkstelligte H. Schwarzgruber, Salzburg, im Alleingange. Dieser Anstieg, welcher sich ausschließlich im S-förmig die Wand durchziehenden Kamine hält, verdiente sicher mehr Beachtung. Der Radachersche Anstieg über die nördliche Hälfte der Südostwand führt, unterhalb der Gamsleitenscharte beginnend, in zwar schwieriger, doch schöner Kletterei zum Gipfel. Als sehr lohnender Anstieg ist weiters der Edelmayer-Radachersche Weg über die Südkante zu bezeichnen. Sein Verlauf ist von rühmenswerter Einfachheit. Die zackenbesetzte Schneide eines Vorbaues erkletternd, erreicht man auf dieser, nördlich haltend, den Fußpunkt der Kante. An dieser nun, teils auf, teils neben ihr, bis zum vorgewölbten Gipfelkopfe empor. In den linksseitigen Felsen weiter zu einer Schulter und von dieser auf gratähnlicher Schneide leicht zum Gipfel.

Die Südwestwand. Durch die Südwestwand zieht, knapp unterhalb westlich der Spitze bei einem Zacken beginnend, durch die ganze Wand ein tief eingerissener Kamin herab. Er endet etwas oberhalb des Wandfußes über zweifellos erkletterbaren Überhängen. Dieser entging seinerzeit meiner Aufmerksamkeit.

Mißgünstiger, grämlicher Regenhimmel geleitet zwei nächtliche Wanderer gen Mitterberg. Über taufeuchte, von den vielartigsten und mannigfaltigsten Kindern unserer herrlichen Alpenflora gezierte Hänge erreichen wir die östlichen Sockelfelsen der Südkante. Ein Fehler, wie ich kurz vor Niederschrift dieser Zeilen mich an Ort und Stelle zu überzeugen Gelegenheit hatte. Nicht eben schwierig, doch unerwünscht steil, gestaltete sich die Erkletterung der zackigen Schulterhöhe. Überrascht blickten wir westwärts in erkleckliche Tiefe. Ein kleines Kar, der Fußpunkt unserer Wand scheint dort beheimatet zu sein. Es hätte nun wohl nahegelegen, dorthin unsere Schritte zu lenken. Dagegen jedoch sprachen gewichtige Gründe. Ist's schon an und für sich mißlich — in den Bergen wie im Leben — bereits gewonnene Höhe wieder zu verlieren, drängte vor allem des Wetters düstere Miene zu unverweiltem Handeln, wollten wir nicht den Kampf verlieren, noch ehe er begonnen. Und so glaubten wir des wohl möglichen und auch nicht allzu tiefen Abstieges entraten zu können. Und das war wohlgetan. Der Weg liegt klar vor uns. Ein Quergang, zunächst etwas abwärtsleitend, läßt uns dem nicht allzufernen Ziele unserer Wünsche näherkommen. Um vieles steiler als vom Tale gesehen, erweist sich hier der Wandaufbau. Doch findet sich ein Klettergelände, wie ich's abwechslungsreicher und schöner vorher auf keiner Felsfahrt traf. Eine Folge von Platten, durchsetzt von Rissen und Kaminen, läßt uns in selten schöner Felsarbeit fast hindernislos an Höhe gewinnen. Allein, welch unlogische Gegensätzlichkeit. Mit den Erfolgen wuchsen unsere Sorgen. Gewitterwolken wogten über den Bergen und ließen mich besorgt nach oben blicken. Doch mein jugendlicher Gefährte, Otto Neumayr, Salzburg, erstmals Führender auf gemeinsamer Neutur, achtete in urgesundem Phlegma kaum der drohenden Himmelsgesten. Unentwegt ging's aufwärts in herrlichstem Kletterfels. Ein scheinbar kritisches Hindernis tritt störend in den Weg. Rampenähnlich vorgewölbt, bäumt sich der Fels nun stockwerkhoch. In wannenförmiger Höhlung findet sich beste Sicherung. Mit Kletterschuhen angetan, gelingt die Bewältigung dieser eigentlich schwierigsten Wegstrecke, trotz Steilheit und Kleingriffigkeit, besser als erwartet. Abermals stehen wir in bergender Buchtung. Einfach wie bisher lag auch der Weiterweg. Allein, immer düsterer wurden die Farben, immer dämmeriger das Licht, kein Zweifel mehr, wir schritten Gefahren entgegen, deren Unberechenbarkeit keinerlei Grenzen gezogen sind. Wir aber wollen trotzdem versuchen über den Berg zu kommen, weil in diesem Sturzbachlabyrinth an Schutz und Rettung kaum zu denken wäre. Darum aufwärts in dem vor uns hochziehenden Kamine, und weiter darinnen bis zu seiner höchst überflüssigen, irreführenden Gabelung. Hier nun ernste Beratung. Zunächst wußten wir nicht, welcher der beiden Kaminäste seine gangbare Fortsetzung habe, dann aber — beklemmender Anblick — hängt, anscheinend jeglichen Weiterweg restlos versperrend, der Gipfelkopf mit förmlich erdrückender Wucht über unsern Häuptern. Ein Versuch im rechtsseitigen Kaminaste schlug fehl. Entdeckerfreuden! Daher unverzüglicher Versuch bei seinem linksseitigen Artgenossen. Erfolg! Also, a tempo durch ihn empor und schräg links an gut gangbarer Wand entlang zum Riesenüberhang. Peinvolle Spannung wich gesichertem Erfolge. Zwischen dem überhängenden Vorgipfel und dem rechts davon stehenden, nicht sichtbaren Hauptgipfel zieht eine Rinne empor. Trotz Wetterunbill jubelnde Freude im Herzen. Leicht und wohlgesichert in der Rinne tiefem Grunde, klimmen wir darin, unter einem Klemmblock durchkriechend, empor, und, von Donnergrollen, Regen und Graupeln begrüßt, lassen wir uns am Gipfel nieder. Erkältender Wind braust über den Höhen, doch wonnevolles Glücksgefühl läßt uns nicht darauf achten. Es schien mir Undank, zu murren, ob solch naturgemäßen Geschehens. — Wir treten einen heiklen Abstieg an. O, tausendmal vermaledeite Bequemlichkeit! Wir hatten unsere Nagelschuhe 500 *m* tiefer liegen. Nichtig dünkte uns aller Erdenbesitz, gegen den Wert genagelter Fußbekleidung.

Vom Gipfel nun auf kammähnlicher Höhe nordöstlich absteigend, schwenken wir bei

einem vorbildlich „bodenständigen" Steinmann — ich sah diesen „Jungen" bereits 15 Jahre vorher an selber Stelle — rechts ab und erreichen über leichten Fels die Gamsleitenscharte. Leicht ginge es von hier nordwärts über die „Gamsleiten" ins Ochsenkar. Wir aber mußten südwärts. Stets ward mir der Gang durch diese wildernste Steilschlucht besonderes Erlebnis. Heute besonders! Schienen uns doch die vielen steinernen Wächter um uns zu verhöhnen, daß wir mit Kletterschuhen angetan, regenfeuchtes, graupelnbedecktes Fels- und Schrofengelände, schließlich sogar einen steilen, harten Schneehang meistern mußten. Endlich Geröll! So dankbar ist wohl selten Steingetrümmer begrüßt worden.

Südwestschlucht. Das letzte bedeutende Problem an diesem Gipfel lösten am 7. September 1930 Rupert Häupl und Franz Balkanova, Salzburg, mit der Durchkletterung der mächtigen Südwestschlucht. Vom Arthurhause über das Kaserfeld oder den Breittalriedel ansteigend, erreicht man unschwierig den zackenbesetzten Sporn der Südkante. Man umgeht diesen links und gelangt, schließlich etwas absteigend, in eine Rinne und, an deren westlicher Flanke ankletternd, zu dem auffallend gelben Einstiegskamin (fünf Viertelstunden vom Arthurhause). Nun durch den mit Klemmblöcken verrammelten Kamin zu einer mehrere Meter hohen senkrechten Stufe und über diese zu einem Standplatz. Ein Quergang über eine glatte Platte leitet zu Schrofen, über diese rechts aufwärts haltend erreicht man eine parallel ziehende Nebenrinne. Diese knapp vor ihrem Abschlusse links verlassend in eine weitere Rinne, welche zu einem überhängenden Spalt emporführt (Haken). In diesen emporstemmend, und weiter in der nun kaminähnlicheren Hauptschlucht, durch welche man zu großer überdachter Felsnische gelangt. Etwas rechts zu undeutlichem Bande absteigend, erreicht man eine Felsschulter. Von dieser über eine niedere Stufe (Haken) empor und durch die folgende Rinne in die knapp links des Gipfels eingeschnittene Scharte und leicht aus dieser zur Spitze. Die Erstersteiger benötigten, durch Nebel und Regen arg behindert, drei Stunden Kletterzeit. Bei günstigen Verhältnissen läßt sich die etwa mittelschwere, doch prächtige Kletterei bietende Felsfahrt in wesentlich kürzerer Zeit durchführen.

Die Kleinen Gamsleitenköpfe, 2540 *m*

Diese dreigipfelige, räumlich engbegrenzte Gruppe, bildet das Bindeglied zwischen Großem Gamsleitenkopf im Osten und Großem Sattelkopf im Westen. Der Westliche bricht südwärts in hohen, teilweise senkrechten Wänden ab; östlich davon zieht ein mächtiger, in der Mitte durch ein turmähnliches Felsgebilde unterbrochener Kamin herab. Eine am Gipfel beginnende Kante sinkt in einem Zuge zum Fuße des Berges ab. Ein schönes Felsbild. Seine Südostwand ist ein verkleinertes Ebenbild der Südostwand des Großen Gamsleitenkopfes. Der an Höhe seine beiden Brüder bedeutend überragende Östliche Gamsleitenkopf ist eine kuppenförmige Erhebung und bildet die prächtige Felsszenerie im Winkel zwischen ihm und der Südwestwand des Großen Gamsleitenkopfes. Von Norden gesehen, zeigen sich diese Gipfel als scharf ausgeprägte, formenschöne Pyramiden. Die Nordwand des Östlichen durchreißt ein tiefer, neuen Zugang gewährender Kamin. Als selbständige Ziele werden diese Erhebungen, gleich den Kleinen Schneeklammköpfen und Kleinen Sattelköpfen, kaum gewählt werden, wohl aber ist ihre Überschreitung bei Ersteigung von Hauptgipfeln, bzw. deren Verbindung, geboten und als sehr lohnend zu bezeichnen.

Südgrat. Den markanten, in seinen untersten Partien fast wandähnlich verbreiterten Südgrat beging erstmals Hubert Peterka am 26. Oktober 1928. Der hierüber im „Gebirgsfreund", Folge 1, 1929, erschienene Bericht sei, wesentlich gekürzt, angeführt. Vom Arthurhause entweder über die Wiesen des Kaserfelds in Richtung Melkerlochkopf ansteigend, oder auf den unmittelbar zum Großen Gamsleitenkopf

hinanziehenden Breittalrücken zum Beginne des Grates hinan. Der Einstieg erfolgt links des tiefsten Spornes. Man klettert vorerst neben der Gratschneide zu einer kaminähnlichen Rinne empor. Durch diese auf Schrofen. Rechts ansteigend zu einer Rinne, die zu einem Kamin führt, dessen Ende ein spaltdurchrissener Überhang abschließt. Durch diesen Kamin auf einen Felskopf. In schwieriger werdendem Fels an den folgenden Überhängen rechts aufwärts und Quergang links zu einer Kaminreihe. Diese leitet auf eine Kanzel unter gewaltigen Überhängen. Auf schmalem Bande rechts und auf eine Terrasse. Nun Quergang rechts um eine Kante, und in einer Rinne zu einem bogenüberwölbten Kamin und rechts zu einer Ecke. Über ein Band rechts und aufwärts in eine Gratscharte. Aus dieser links zum Gipfel. Die 2½—3 Stunden erfordernde Kletterei ist zum Teil sehr schwierig.

V. Die Sattelköpfe

Großer Sattelkopf, 2530 *m*

Er ist eine der schönsten Gipfelgestalten der Mannlwand. Heinrich Heß und Ludwig Purtscheller erstiegen 1893 erstmals diese stattliche Zinne. Von der Sattelkopfscharte ausgehend, wurde die plattige, von zwei terrassenähnlichen Bändern quer durchzogene schroffe Ostwand zum Auf- und Abstiege erkoren.

Die Nordwand zeigt einen tektonisch merkwürdigen Bau. In der Westhälfte schräg west-östlich einfallende Schichten. Darüber, abermals schräg gestellt und bis fast zum Gipfel reichend, senkrechte Platten. Ein Band zieht vom oben vorstehenden Rand der Plattenzone schräg durch die Wand, mündet in schluchtähnlicher, oberhalb des Wandsockels über einen Überhang endender Rinne. Leopold Edelmayer und Peter Radacher vollführten am 20. September 1920 die erste Begehung dieser bildhaft schönen Wand. In der Gipfelfallinie einsteigend, erst einige kurze Quergänge auf Bändern, dann links haltend, und durch einen Riß zu einem Überhange. Eine niedere Wandstufe führt zu einem Plattenbande; dieses nur kurz verfolgend, leitet eine Kante in jenen Riß, welcher die obere Hälfte der Nordwand durchzieht. Zuerst durch diesen, dann auf rechts ziehendem Bande und schließlich durch eine Rinne zum Gipfel. Die etwa 1½ Stunden in Anspruch nehmende Kletterei ist zwar schwierig, doch sehr lohnend. Im Abstieg wurde die Nordwand erstmals von Erwin Schneider im Sommer 1926 begangen.

Nordkante. Die erste Begehung der namentlich von Westen scharf profilierten Nordkante gelang am 15. Juni 1930 Bergführer Awerzger und Peter Radacher. Die Kletterei, welche sich im allgemeinen an der Kante hält, ist von mäßiger Schwierigkeit und erfordert ungefähr einstündige Felsarbeit. Den günstigsten Zugang vermittelt das Obere Ochsenkar am Westfuße der Gamsleiten. Nicht zu empfehlen ist der Anstieg durch das von Felsblöcken und Geröll erfüllte Kar entlang der ganzen Nordflanke der Mannlwand. Vorteilhafter ist die Benützung des bezeichneten Hochkönigweges bis zur Torsäule. Von dort das Kar südlich querend, erreicht man ohne Schwierigkeit sowohl die Gamsleiten oder auch direkt den Fußpunkt der Nordkante.

Die Südostwand. Von der Mitte der siebenzackigen Gipfelkrone zieht aus muldenförmiger Einsenkung durch die teils senkrechte, teils überhangende Wand ein kaminähnlicher Einriß herab. Hermann Amanshauser und Hansl Feichtner suchten und fanden dort am 29. September 1919 in hartem Ringen den Weg zum Gipfel. Hansl Feichtner, mein treuer Gefährte in den Bergen und im Leben! Auf den Höhen von Mitterberg tauschten wir den letzten Bergsteigergruß. Der Besten und Kühnsten einer, ward dein junges Leben einzig unsern lichten Höhen geweiht — und geopfert. — In idealer Linienführung leitet der Amanshauser-Feichtnersche Weg zum Gipfel-

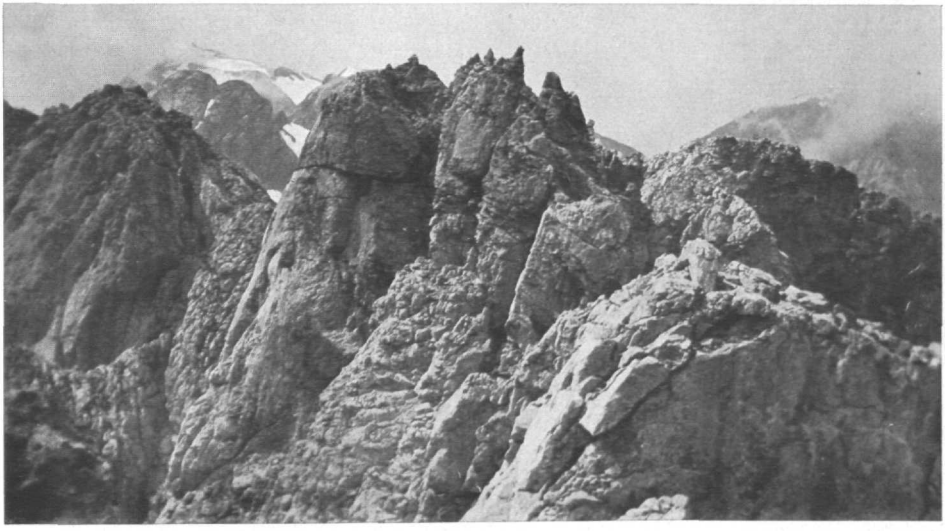
haupte. Er bedarf keiner näheren Beschreibung. Unbedingtes Erfordernis zu seiner Begehung ist einwandfreies felstechnisches Können. Wer sich jedoch näher unterrichten will, lese im Führerwerk „Der Hochtourist in den Ostalpen", Band 2, Seite 234, nach. Übrigens dürften die Schwierigkeiten dieser hervorragend großartigen Kaminkletterei auch modernen Ansprüchen noch längere Zeit standzuhalten vermögen. Die in ihrem mittleren Teile etwas vorgewölbte Südkante trennt Südost- und Südwestwand scharf voneinander. Für ihre Ersteiglichkeit dürfte wohl der vorhängende Gipfelaufsatz das bedeutendste Hindernis sein. Es wäre denn in den beiden, knapp unterhalb desselben ansetzenden Rissen ein Weiterkommen möglich. Der linksseitige Riß führt jedoch zum Westgrat, unfern des Gipfels hinaus.

Die Südwestwand ist ein ausgesprochener Plattenbau von senkrechtem Schnitt. Sie ist noch unbetreten. Doch scheint ihre Ersteigung mehr eine Frage der Zeit, denn des Könnens. Angriffspunkte sind gegeben. Wie jedoch der bedenklich vorwölbende Gipfelkörper überwunden werden soll, bleibt noch eine offene Frage.

Die Ersteigung des Großen Sattelkopfes, sowohl von Westen aus der Stangenkopfscharte über den stellenweise etwas schmalen und luftigen Grat der Kleinen Sattelköpfe und den Westgrat, als über die Ostwand, auf dem Wege Heß-Purtscheller, bietet durchwegs schönste Felsarbeit mit herrlichen Tief- und Fernblicken. Einzeln vorkommende Stellen mit etwas weniger festem Gestein dürfen dem geübten Felsgeher kein Hindernis sein. Nicht bloß in der Beschränkung, auch im Können zeigt sich der Meister. Unvergeßliche, erinnerungsreichste Stunden waren mir auf diesen einsamstillen Türmen und Graten beschieden. Äußere Schau, inneres Erleben — beglückende Harmonie.

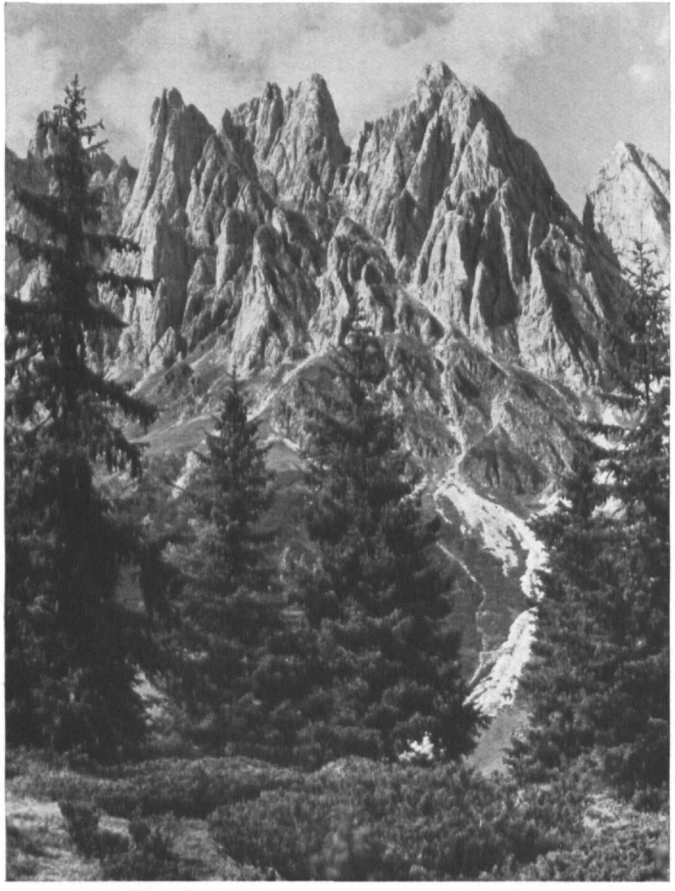
Die Kleinen Sattelköpfe, 2500 *m*

Von Süden gesehen, eine Pfeilerreihe von neun mehr oder minder stark ausgeprägten, in hohen Wänden abstürzenden Erhebungen. Die oberen Felspartien weisen starke Zerklüftung, die unteren, namentlich in der Osthälfte, vielfach senkrechte Abbrüche auf. Der, von West gezählte, vierte Gipfel stürzt mit besonders hoher, schöngeschwungener Kante nach Süden ab. Die westlichste Erhebung ist durch Erosion vom eigentlichen Bergkörper losgelöst und neigt sich, als förmlich drohendes Felsungetüm, aus dem ihm gewiesenen Rahmen heraus. Rechts davon erblickt man eine breite, mauerglatte Wand. Die zwischen der westlichsten Erhebung und dem kuppelförmigen Stangenkopf herabziehende Schlucht bildet die westliche Begrenzung der Kleinen Sattelköpfe. Die Nordflanke der Sattelköpfe steht an Höhe und Wucht der Erscheinung der Südflanke etwas nach, obschon auch hier Steilheit des Aufbaues, tektonische Gestaltung der Wände, ein durchaus fesselndes Felsbild weisen. Der Hauptreiz liegt eben auch hier in der Gegensätzlichkeit. Aus denselben Baustoffen bestehend, Art und Antlitz jedoch völlig wesensfremd. Die Ersteigung dieser Gipfel, ausgehend vom obersten Winkel des Ochsenkares, über die nördlichen Felsabbrüche, erfordert wegen des teilweise etwas lockeren Gesteins erhöhte Vorsicht. Der günstigste und kürzeste Anstieg leitet aus dem Ochsenkar zunächst zur Scharte östlich des Stangenkopfes, und aus dieser östlich über wohl etwas steile, doch kaum nennenswert schwierige Felsen zur westlichsten Erhebung empor. Der Abstieg von der Westscharte vor dem Großen Sattelkopf nördlich zur Gamsleiten und ins Ochsenkar ist nicht zu empfehlen. Ebensowenig der Abstieg von der Stangenkopfscharte durch die nach Süden abfinkende Schlucht. Eignet und lohnt sich nur im Aufstieg. Einen neuen Anstieg durch die Südabstürze der Kleinen Sattelköpfe vollführten am 30. Oktober 1927 Richard Gerin, Georg Hecht, Wien, und Roman Szalay, Klagenfurt. Diese sehr schwierige, doch prächtige Felsfahrt leitet etwas links des Mittelgipfels durch eine Reihe von Schluchten, Rinnen und Bändern, die durch die Mitte einer sonst allerorts glatten Wand

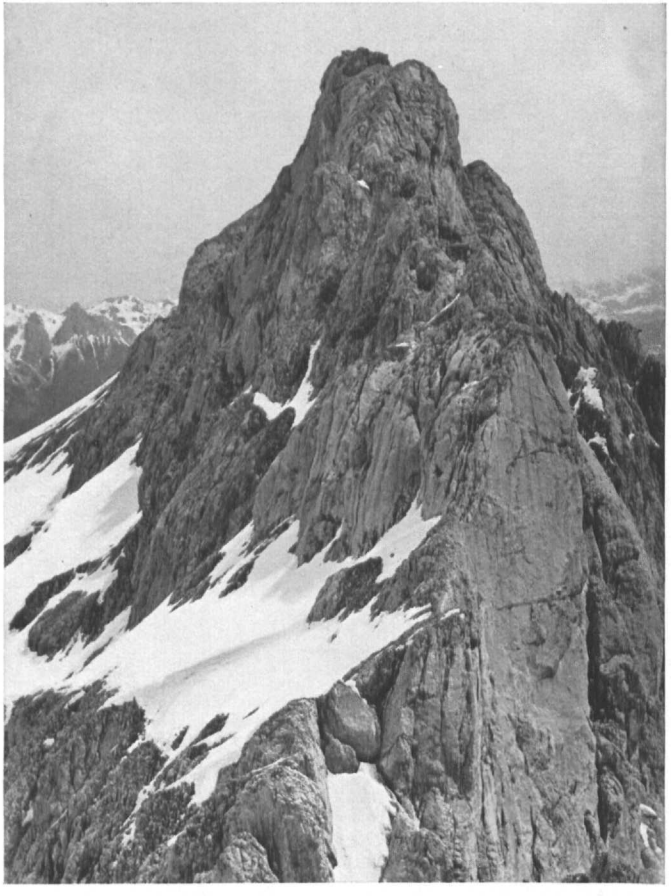


Manndlwand. Blick vom Großen Schneeklammkopf auf die Gipfelkronen des Melkerlochkopfes (Bildmitte), Kleine Schneeklammköpfe (rechts und links davon). Im Hintergrunde (links) Hochkönig, rechts Schoberkopf im Imlaugebirge

Manndlwand von Süden. Von links nach rechts: Schrammbachſcharte, Kl. Bratſchenkopf, 2683 *m*, Königsköpfl, Hochſtellkopf, Kl. Sattelköpfe, Gr. Sattelkopf, Kl. Gamsleitenköpfe, Gr. Gamsleitenkopf. In der Tiefe das Ridingkar. Über den weißlichen Steilwänden (in der Bildmitte) die Terraſſe der Halsriedeln (Heißriedeln) K = Klamml; ⌐ = Umkehrſtelle am Südweſtgrat des Hochſtellkopfes



Manndlwand v. Süden. Von l. nach r.: Teufelsturm, Kl. Schneeklammkopf, Melkerlochkopf, Gr. Schneeklammkopf, Gr. u. Kl. Törlwieskopf



Großer Sattelkopf von Westen
Manndlwand, links Tennengebirge, rechts Dachsteingruppe

emporzieht. Eine ausführliche Beschreibung dieser Tur findet sich in Nr. 1068 der „Österr. Alpenzeitung" und im „Hochtourist", Band 8, 1930 (Nachträge).

Westlicher Kleiner Sattelkopf (Südgrat). Den sehr schwierigen Südgrat des Westlichen Kleinen Sattelkopfes beging erstmals Hubert Peterka am 24. August 1930. Der Weg Peterkas über den Südgrat des Westlichen Kleinen Sattelkopfes, sowie der Anstieg Gerin-Hecht-Szalay durch die Südwand des Östlichen Kleinen Sattelkopfes, haben denselben Ausgangspunkt. Peterka wandte sich jedoch sofort vom Einstiege über Schrofen links, überwand eine Ecke, stieg einige Meter ab und kletterte jenseits eines überhängenden Risses, über eine steile Platte nach links zum Ansatze des Grates empor. Knapp links davon anklletternd, später am Grate weiter zu einer steilen Platte. Nun links in eine kleine Schlucht absteigend und aus dieser durch überhängende Risse zu leichteren Felsen. Wieder auf dem scharf ausgeprägten Grate, oder knapp rechts daneben über einige kleine Überhänge und plattige Stellen weiter, zuletzt links haltend in die Ausstiegsscharte am langen Gipfelgrat. Peterka benötigte vom Einstieg bis zum Gipfel drei Stunden. Regen und Nebel erschwerten Kletterei und Zurechtfindung ganz erheblich.

Stangenkopf, ca. 2450 *m*

Eine gegen Süden in hellgrauen, in der Gipfelfallinie besonders hohen und glatten Wänden abstürzende Erhebung. Eine Schlucht durchzieht nahezu den ganzen Wandabsturz. Auf breitem, wuchtig aus dem Ochsenkar emporgetriebenem Unterbau lagert die rundliche, nicht sehr hohe Gipfelkuppe. Seine Ersteigung bietet weder östlich von der Stangenkopfscharte, noch von Norden aus dem Ochsenkar, ebensowenig westlich vom Hochstellkopf her irgendwelche Schwierigkeiten. Über die Fährlichkeiten seiner Südostabstürze weiß niemand zu berichten. Die Zahl seiner Besucher kann als geradezu kläglich bezeichnet werden, obschon seine Gipfelschau nicht wesentlich gegen seine höheren Nachbarn zurücksteht.

VI. Stangenkopf, Hochstellkopf, Königsköpfl, Kleiner Bratschenkopf

Der Hochstellkopf, ca. 2496 *m*

Er ist der westliche Eckpunkt der Mandlwand. Eine überaus massige Erhebung, die mit breiten hohen Wänden südöstlich gegen Mitterberg, südwestlich ins Ridingkar abstürzt. Die Gipfelpartien sind von zahlreichen Rinnen und Kaminen durchzogen. Sein insbesondere von Mitterberg imposanter, von zwei turmähnlichen Gebilden gekrönter Südpfeiler fällt durch Höhe und Schroffheit seines Absturzes auf. An dessen Südfuße tritt ein dunkler, aus brüchigem Ramsaudolomit bestehender Vorbau auf, der Halsriedl, 1879 *m*. Dieser setzt gegen Mitterberg und ins Ridingkar mit rasengesprenkelten Wänden ab. In etwa zwei Drittel Höhe der Südostwand ist eine Terrasse eingelagert, zu welcher aus der Scharte zwischen Hochstell- und Stangenkopf eine Schlucht herabzieht. Diese Terrasse bricht unmittelbar in hohen, von einzelnen Rissen durchzogenen Wänden ab. Östlich davon führt über rasendurchsetzten Fels ein Anstieg zur Terrasse und durch die erwähnte Schlucht zur Scharte zwischen beiden Gipfeln. Nach Westen sinkt der Gipfel mit mäßig geneigtem Hange zu einem flachen breiten Sattel ab. Die westliche Begrenzung dieses Sattels bildet das Königsköpfl. Eine „verkehrte" Flanke nun ist auch diesem Felskoloß zu eigen, nach welcher zu seliger Urgroßväter Zeiten kein solider Wandersmann begehrlich seine Hände streckte: die Südwestwand. An der Südkante des Hochstellkopfes beginnend, reicht dieser auf hohem Dolomitsockel ruhende, mächtig entwickelte Wandbau bis zu der Königsköpfl und Hochstellkopf trennenden Einsenkung des „Klammls". 600 *m* schwingt dieser bleiche

steinerne Gigantenschild zu machtvoller Höhe. Solch herrlicher Felsbau nötigt zu eingehender Schau. In etwa Gipfelfallinie ansetzend, strebt vom Wandsockel eine völlig senkrechte, ziemlich hohe Wand zu einem links ziehenden Bande empor. Nach dessen wohl möglicher Begehung senkrecht weiter unter eine die Wandbreite schräg durchziehende zusammenhängende Reihe von Überhängen. Am östlichen Ende der Überhänge zieht eine Felssenke zum Gipfelmassiv empor. Die linksseitige Hälfte der Südwestwand wird von zahlreichen Rinnen durchzogen, deren Erkletterung wohl ebenfalls möglich sein dürfte. Lothar Patéra betätigte sich dereinst hier.

Südkante. Vom Hochstellkopf sinken zwei von Absätzen und Türmen unterbrochene Grate zur Terrasse des Halsriedls ab. Die scharf ausgeprägte Schneide des Südwestgrates und die — von Osten gesehen — am Südwestgrat aufdeckende, daher weniger auffällige Südkante. Die Felsen der Kante verflachen im oberen Drittel des in kamindurchfurchten Wänden aufbauenden Gipfelmassivs.

Über diese in Kantenform hochstrebende Bergrippe erreichten Hanns Landegger, Innsbruck, und Hubert Peterka, Wien, am 1. September 1929 den Gipfel. Vom Arthurhause ausgehend, über den Brandholzrücken, mit der Unterstandshütte für das Weidevieh („Brandholzscherm", dialektisch Scherm =Schirm), und einer bergwärts ziehenden Mauer entlang zur Höhe des Halsriedls und westlich zum Ansatz der Kante. Ein Felsturm bleibt links. Über rasendurchsetztes Gestein, zuletzt durch einen Kamin auf einen Absatz, von dem sich die Kante lotrecht aufschwingt. Nun links um die Ecke und durch einen hohen spiralförmig gewundenen Kamin zu einem Standplatz unter einem überhängenden Riß. Die schwerste Stelle des Anstieges. Nun rechts auf die Kante und auf dieser bis zu ihrem Ende. Von hier schräg rechts durch eine Rißtraverse zu einem zweiten überhängenden Riß. Durch diesen in einen Kessel. An die linke Wand und durch einen Riß wieder zur Kante zurück. In gutgestuftem Fels zum abermaligen Kantenaufschwung, und links davon, durch einen hohen Kamin, zum Gipfel, welcher knapp östlich des Steinmannes betreten wurde. — Die Erstersteiger benötigten zu dieser namentlich im untersten Riß äußerst schweren Kletterei 2½ Stunden.

Bergführer Awerzger und Roman Szalay fanden gelegentlich der zweiten Begehung der Kante einen teilweise neuen und leichteren Weg, welcher u. a. auch die unterste, äußerst schwere Rißreihe vermeidet. Ebenso liegt der prächtige Kletterei bietende Ausstiegskamin der Beiden mehr östlich als der unmittelbar am Gipfel ausmündende Kamin der Partie Landegger-Peterka. Bergführer Awerzger berichtet über diesen sehr lohnenden Anstieg: Vom Arthurhause über den Brandholzrücken auf den Halsriedl, zuletzt über Grasschrofen auf jenen Absatz, von dem die Südkante senkrecht aufstrebt. Von hier westlich um die Kante zu einem weiteren begrünten Absatz. Nun rechts haltend, über mittelschweren Fels zu einem etwa 5 *m* hohen glatten Kamin und durch diesen auf ein schwach ausgeprägtes Rasenband. Hier zieht eine Rißreihe an einem kleinen Turm entlang zu einer glatten Platte, die links von einem Überhang begrenzt wird. Schwierig über die Platte auf ein Rasenband, über welches man die Höhe der Südkante knapp oberhalb seines senkrechten Aufschwunges betritt. Nun auf der von einigen Steilabsätzen unterbrochenen Kante an das Gipfelmassiv. Etwa 50 *m* unterhalb (östlich) des Gipfels endet die Kante in dessen Ostwand. Ein durchlaufender Kamin führt in ausnehmend schöner Kletterei zur Spitze. Dieser Anstieg, fast durchwegs in festem Fels, erforderte drei Stunden, doch dürfte sich bei Kenntnis des Weges eine kürzere Zeit erzielen lassen.

Alle Flanken dieses fünfgipfeligen wuchtigen Felsdomes waren betreten. Der Südwestgrat allein vermochte noch einen letzten, neuen Weg zum luftigen Bergesscheitel zu vermitteln. Mächtig und eindrucksvoll baut sich diese gigantische Gipfelstütze zu ragender Höhe. Schultern und Zacken geben ihm unruhige Linien, und sein kühnes

Profil fesselt den Blick von Ost und West, und sperrt, von Mitterberg gesehen, jegliche Sicht zum prachtvollen Schluß der Manndlwand im Ridingkar. Einen Blick von erlesener Schönheit auf den Grat und seine ost- und westwärts davon aufstrebenden hohen Wände bietet der aussichtsreiche Mattenkamm des Widersberg-riedels.

Mit dem ebenso tüchtigen wie unternehmungslustigen Bergführer Arnold Awerzger vom Arthurhause wanderte ich eines Septembermorgens dem Ziele unseres Begehrens zu. Bequem und hindernislos erreichten wir, über den Brandholzrücken und die herrliche Terrasse der „Halsriedeln" ansteigend, die zerklüfteten, von seltsamen Türmen besetzten Sockelfelsen „unseres" Grates. Etwa 2020 *m*. Fünf Viertelstunden vom Arthurhause. Weil nun der unmittelbare Anstieg zum Grate über diese schwärzlichen, ungünstig geschichteten Felsen zu zeitraubend und schwierig schien, querten wir noch etwas westlich und strebten durch türmetrennende Rinnen zu einer Scharte nördlich des zuhöchst stehenden Turmes empor. Ein Auslug besagte, daß wir zu stark westwärts geraten seien und nur die Erkletterung eines vor uns aufstrebenden, etwa 50 *m* hohen Abbruches zum Fußpunkte des Grates führen könne. Unverzüglich schritten wir an die durchwegs sehr luftige und nicht allzu leichte Bewältigung dieser schroffen Mauer. Ungetreu empfahl sich hierbei — vielleicht in Ahnung der Dinge, die da noch kommen sollten — mein aus bäuerlichem Besitz entlehnter „Alpenpfahl" und entschwand mit klagenden Tönen den leidvoll nachgesandten Blicken. Auf schmalem Nebengrate gelangten wir in den bergseitigen Rücken der dem Wandfuße vorgelagerten Türme. Die besondere Vorsicht erfordernde Kalkschieferzone war nun überwunden, wir befanden uns im Bereiche des festen großbankigen Dachsteinkalkes. Westlich unseres Grates zieht eine riesige Schlucht herab, deren Grund zwei parallel laufende Kaminreihen durchfurchen. Ein noch ungelöstes Problem! Die Ostflanke des Grates zeigt fast durchgehends senkrecht gestellte, von Absätzen unterbrochene Platten. Auf leichtem Schrofengelände gewannen wir, ostwärts querend, ein am Fußpunkte der bereits erwähnten Schlucht befindliches kleines Geröllkar. Es hätte nun nahegelegen, in gleicher Richtung zum Ansatze des Grates weiterzuqueren. Die platten Felsen seines unteren Drittels jedoch ließen es vorteilhafter erscheinen, zunächst an der Westflanke desselben, durch den etwa 70 *m* hohen, kaminähnlich verengten Teil der obenerwähnten Schlucht anzuklettern, um solcherart den zutiefst stehenden großen Gratturm zu erreichen. In abwechslungsreicher Stemm- und Spreizarbeit gelangten wir zu überhängender, glitschig-nasser Verengerung. Eine böse Stelle! Haken und Karabiner schafften die gebotene Sicherung, die mangelnden Tritte ersetzten meine Schultern und derart „gestellt", meisterte Awerzgers einwandfreie Klettertüchtigkeit das uns bereits ungebührlich lange aufhaltende Hindernis. An geeigneter Stelle die nun zur Schlucht verbreiternde Rinne nach rechts verlassend, leiten vorerst leichte Schrofen, schließlich eine breite Rinne zur Grathöhe empor. Wir standen in schmaler Scharte nördlich eines schroffen Gratturmes. Senkrechte Abbrüche und Aufschwünge gewähren eine Schau in eine Felswelt, deren Entfaltung, Wucht und Größe den Menschen wohl zu stummer Bewunderung zwingt.

In äußerster Steilheit erhebt sich der Grat mit festgefügten Platten. Seine Abstürze mahnen zu größter Vorsicht. Ein Versuch, in den unheimlichen Platten der Ostflanke höherzukommen, scheiterte. Der uns zugekehrte Gratabsturz jedoch weist einen durchlaufenden, allerdings fast mehr angedeuteten als tatsächlich vorhandenen seichten Riß auf. Awerzger meisterte auch diese sehr heikle und schwere Sache mit vollendeter Sicherheit. Es bedurfte höchster Achtsamkeit, um an dieser nur Fußspitzen und Fingern dürftigen Halt und Raum gewährenden Kannelüre nicht abzugleiten. Auf nicht geräumigem noch sonderlich sicherem Platze fand ich den Freund postiert. Die Gratschneide bot hier keinen Weiterweg. Doch links derselben zieht eine anscheinend gang-

bare Rinne etwa anderthalb Seillängen empor. Leicht ist der Beginn, schwierig das Ende. Brüchiger, überhängender Fels gestaltet den Ausstieg zu einer harten Probe des Könnens und der Sicherheit. Abermals standen wir auf der Schneide des nun in etwas gemäßigter Steilheit höhenwärts strebenden Grates. In unschwierigem Plattenfels, über gewaltigem Abgrund klommen wir auf luftiger Schneide weiter und erreichten alsbald die Felsen der Gipfelkrone. Unvermittelt endet nun unser Grat an schmaler, von vorwölbenden Felsen unterbrochener, senkrecht gestellter Kante. Enttäuscht, verblüfft standen wir vor diesem unerwarteten, unheimlichen Bollwerke. Vergeblich alles Suchen nach einigermaßen günstigem Kletterfels. Allerorts glattgescheuerte senkrechte Platten, zu deren — wenn überhaupt möglicher — Bewältigung „Schlosserei" und ein zweites Seil nötig gewesen wäre, die uns fehlten. Mit diesen Hilfsmitteln wäre es auch gelungen, durch eine östlich des Grates in die Gipfelscharte emporziehende Rinne zur Spitze zu gelangen, oder vom Grate westlich durch eine Rinne abkletternd, die eingangs erwähnte Schlucht und durch diese vielleicht den Gipfel zu erreichen. Allein, vorgerückte Zeit, drohender Wetterumschlag verboten weitere Erwägungen und Experimente. Finstere Wolken umbrauten, unheilkündend, bereits den Felskoloß des Großen Bratschenkopfes. Schweren Herzens beschlossen wir, kaum 50 *m* vor dem Ende aller Schwierigkeiten, den Rückzug. Wir wollten, besser gerüstet, wiederkommen! Vier Stunden Tageslicht standen noch zur Verfügung. Damit glaubten wir aus den Felsen zu kommen. Die geradezu tückische Steilheit des Geländes, die stellenweise sehr bedeutenden technischen Schwierigkeiten, hielten ganz ungewöhnlich auf. Erst in der Dämmerung erreichten wir den 70-*m*-Kamin. Verdutzt blickten wir in diesen finsteren Schlund hinab. Doch weiter! Eile war das Gebot der Stunde. Ein Ringhaken ward seiner Bestimmung dienstbar gemacht; einem freundlichen Wegweiser gleich, rollte das helfende Seil der verdämmernden Tiefe zu, und hinab strebten wir über den abdrängenden Überhang, verstemmten uns bei leidlich Halt gewährender Verengerung unseres allmählich etwas unbehaglich werdenden Kletterpfades und zogen das Seil ein. Mit fleißiger Spreiz- und Stemmarbeit erreichten wir seine Mündung. Die anfängliche Hoffnung, bei Tageslicht noch in Sicherheit zu kommen, war trügerisch gewesen. Völlige Finsternis erstickte den letzten Dämmerschein. Also Beiwacht oder Nachtkletterei? Nebel sanken von den Höhen, stiegen aus den Tiefen. Ein gewaltiger Wettersturz schien sich vorzubereiten. Darum weiter. Ohne jegliche Beiwacht-Ausrüstung, ohne Schutz durch Felshöhlen oder Überhänge, konnte von freiwilliger Waffenstreckung keine Rede sein. Die Einhaltung unseres verwickelten Aufstiegsweges machte in den folgenden Stunden schwer zu schaffen. Wir querten nun westlich, erreichten unseren turmbesetzten Sattel, stiegen jenseits ab und landeten dann auf absinkender Felsschneide. An deren linker Flanke ging's vorerst tiefer. Waren wir h i e r frühmorgens durchgekommen? Tiefe Finsternis benahm fast jegliche Sicht. Die zunehmende Steilheit unserer bislang gut gangbaren Schneide ließ das Herannahen eines Steilabsturzes vermuten. Wir standen auch bald vor diesem höchst unerwünschten Hindernis. Kein Zweifel — wir befanden uns am Beginne der etwa 50 *m* hohen Wand, in der ich beim Aufstiege den Stock verloren hatte. Emsiges Suchen, felsauf, felsab, nach einem Einstieg in die Wand. Der Zufall ließ mir, als Erstabsteigenden, ein im Aufstiege hinterlegtes Markierungspapier ertasten. Willkommen, Wegweiser, ja Retter aus schwerer Bedrängnis im Hochgebirge! Den im Aufstiege benützten, an einer Stelle überhangenden Kamin mieden wir und fanden, durch weiteres kurzes Abklettern auf der Schneide, eine Möglichkeit, in den Steilabbruch hineinzukommen. Der nun folgende Abstieg, ein ebenso schwieriger als gefahrvoller „Gang ins Dunkle", zählte zu den „großen Momenten" des damaligen Tages. Über eine senkrechte Stufe abwärtshangelnd, erreichten wir eine schmale Scharte. Was nun in dieser Finsternis? Unsere Laternen lagen geruhsam im Arthurhause. Doch uner-

wartet erhellten sekundenlang Blitze das nächtliche Düster. Also westwärts hinunter in einer Art Rinne. Auf leidlich sicherem Stande hielten wir inne und harrten des nächsten „freundlichen" Lichtes. Nach einer Seillänge unschwierigen Abstieges hielten uns neuerlich Abstürze auf. Wir schwenkten links ab, gewannen, halb mit Glück, halb mit Verstand, eine gut gangbare Felsrippe. An diese klammerten sich Griff wie Zuversicht. Leise fallen die ersten Tropfen. Ein Felsloch mit abschüssigem Boden schien uns kein geeignetes Obdach. Die Rinne östlich unserer Rippe wird bei Unwetter zur Geschoßbahn gefährlichster Art werden. Drum fort von solch ungastlichen Stätten. Unsere Tatkraft war noch ungebrochen. Erneutes Suchen nach Griffen, Tasten nach Tritten, Seillänge um Seillänge. Wir kletterten in der Rinne tiefer, näherten uns, wie abgeworfene Steine kundtaten, abermals einem Steilabbruch. Wir einigen uns daher schließlich — auf gut Glück — zu einem Ausfall nach links.

Und dies war wohlgetan. Ohne weitere Schwierigkeit leitete gut gangbarer Fels zur Tiefe, und wir landeten auf der Terrasse der Heißriedeln. Über Grashalden tasteten wir abwärts, fanden endlich den über die Terrasse führenden Jagdsteig und strebten auf ihm gen Ost. Ein Weg der Qual! Wiederholt ihn verlierend, auf schlüpfrigen Grashalden, harten Schottergrus suchend herumstolpernd, dabei mit den Händen ungezählte Male in schmerzhaft stechende Bergdisteln geratend, hielt uns dieser nächtliche Marsch noch Stunden in Spannung. Die hohen Abbrüche unserer Terrasse ins Ridingkar, die Querung tief eingerissener breiter Gräben, erforderten nach wie vor gespannte Aufmerksamkeit. Doch allem Widerwärtigen zum Trotze strebten wir weiter, in Regen und Finsternis. Anderthalb Stunden nach Mitternacht krochen wir unter einen Felsblock von gigantischen Ausmaßen. Entronnen allen Fährlichkeiten, allen Mühen! Unablässig klatschte der Regen auf unser „Hüttendach". Kalter Nebel zog durch unsere Höhle, scheuchte Schlaf und Beiwachtpoesie von hinnen, und ließ uns in frierend-nüchterner Prosa des werdenden Tages harren. Fahles, trübes Licht drang endlich in unser Buen retiro; der Morgen nahte. In unsichtigem Düster schritten wir talwärts. Dunkels Gewölk verhüllte die Höhen, der Winter begann die herbstlichen Berge in Weiß zu kleiden.

Der älteste, von Jägern bereits vor Jahrzehnten begangene Anstieg durch das „Klamml", einem schluchtähnlichen Einbruch zwischen Hochstellkopf und Königsköpfl, leitet vom Hintergrunde des Ridingkares an den untersten östlichen Ausläufern der Schrammbachscharte rechts aufwärts zum sogenannten „Jägersteig". Die Existenz dieses Steiges ist übrigens vom Hochstellkopf westwärts streckenweise bald mehr Fragment als Wirklichkeit. Hier müht sich eben weder Jagd noch Turistik sonderlich. Auf dem Steige nun weiter bis vor den Rücken des Halsriedls, 1879 *m*. Dort nördlich abschwenkend und über steiles Gras- und Schrofengelände zum Beginne einer tief eingenagten Schlucht, welche unmittelbar zum „Klamml" emporführt. Dieser etwas abgelegene, nicht eben leichte und so ohne weiteres auffindbare Anstieg, kann trotz seiner landschaftlichen Schönheit nicht allgemein empfohlen werden. Dieses wildzerklüftete Gelände dort kann bei einfallendem Nebel auch zum bösen Irrgarten werden.

Das Königsköpfl, 2630 *m*

Entspricht gleich dem Hochstellkopf und dem Kleinen Bratschenkopf in Bau und Form *nicht* mehr der allgemeinen Gipfelgestaltung der Mannlwand; denn sie streben in breiten wuchtigen Massen auf und gipfeln in Kuppenform. Dieser Gipfel bildet jedoch mit dem westlich anschließenden Kleinen Bratschenkopf den Angelpunkt und das Verbindungsglied mit dem Massiv der Übergossenen Alm. Sein dem Hochstellkopf angeschlossener Südabsturz weist dieselbe Art und Mächtigkeit wie jener auf. Die Höhe der aus Dachsteinkalk bestehenden Felsen beträgt 500 bis 600 *m*, diejenige des aus Ramsaudolomit und in den untersten Lagen bereits aus Schiefer gebildeten

Sockels etwa 600 *m*. Zwischen Königsköpfl und Kleinem Bratschenkopf zieht von der Kammhöhe eine breite Schlucht herab, welche auf einem am Fuße der Südwand des Kleinen Bratschenkopfes emporziehenden Bande erreicht werden kann. Ihre, von Jägern durchgeführte Begehung ist bekannt. Als Gipfelerscheinung wesentlich lockender erscheint das Königsköpfl dem Besteiger des Hochkönigs durch das Ochsenkar. In vier schräg einfallende Schichten gebankt, beherrscht der Gipfel das Blickbild im Südwesten des Kares. Seine an sich bestimmt lohnende Besteigung bietet auf dem Verbindungskamme keinerlei Schwierigkeit. Die unmittelbaren Zugänge von Norden sind wegen ihrer Schuttmassen am Wandfuße nicht empfehlenswert.

Kleiner Bratschenkopf, 2685 *m*

Wird als Hauptgipfel der Gruppe hier behandelt, da seine an der Schrammbachscharte beginnende Loslösung der Manndlwand vom Stocke der Übergossenen Alm, als topographisch wichtiger Abschnitt, eine knappe, wissenswerte Ausführung geboten erscheinen läßt. Der Gipfel fällt südlich mit 600 *m* hoher Wand ins Ridingkar ab. Seine gegen das Ochsenkar gewendeten Flanken sind stark aufgeschlossen und weisen nur teilweise senkrechte Neigung auf. Die zur Schrammbachscharte absinkende, 455 *m* hohe Westflanke, von Bändern und Wandstufen durchsetzt, gewährt, vom oberen Teile des Schartensteiges ausgehend, den besten Zugang. Sein Nordabsturz wird von zwei gewaltigen Kaminen durchrissen.

Die im Sommer 1926 durch Hans Slezak und Ed. Schmidt durchgeführte erste touristische Erkletterung der Südwand erfordert zum Teil schwierige Kletterei. Der Anstieg führt, von der unteren Hälfte der Schrammbachscharte ausgehend, später die Wandmitte haltend, einem Rinnensystem folgend, unmittelbar zum Gipfel. Eine ausführliche Wegbeschreibung findet sich in den „Nachrichten der S. Austria" 1926, Nr. 9, S. 13, und im „Hochtourist", Band 8, Ausgabe 1930 (Nachträge).

Die Halsriedln

Obige, in allen diesbezüglichen Führern und Kartenwerken aufscheinende Bezeichnung für die der Westhälfte der Manndlwand südlich vorgelagerte mächtige Terrasse widerspricht der ortsüblichen Benennung. Diese überaus sonnige Hochfläche wird sowohl im Mühlbachtal, als auch von Jägern und Almbesitzern, sehr treffend als die „Hoaßriedln" = heiße Riedeln, heiße Rücken, bezeichnet. Auch hat der gesamte Bau dieser Art Bergraft nirgends auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit einem „Halse". In seiner Form eher noch einem dachförmig aufgetriebenen Gewölbe vergleichbar. Doch möge, um Unklarheiten hintanzuhalten, der nun einmal bestehende Name auch weiterhin belassen bleiben.

Die langgezogene, von sattem Grün bedeckte Plattform der Halsriedln, beginnt im Osten unter den Felsen des Stangenkopfes, zieht westlich mit stets höher werdenden Abbrüchen ins Ridingkar weiter, und endet schließlich mit den vielfach senkrechten Felsabstürzen der Klammbachfälle unter der Schrammbachscharte. Die Alpenvereinskarte kotiert die Höhe der Halsriedln mit 1909 und 1879 *m*. Ihre durchschnittliche Höhe jedoch schwankt zwischen 1800 und 2000 *m*. Einzelne, von schwarzem Kalkschiefergrus belegte, mehr breite als tiefe Gräben durchfurchen die Oberfläche dieses Felsmauer-Fundaments. Auf diesem baut sich der schluchtenreiche prächtige Hochstellkopf, das gewundene hochragende Felstrapez des Königsköpfls und der massige breitwandige Koloß des Kleinen Bratschenkopfes auf. Über die Höhe der Halsriedln führt der östlich bei der Mitterfeldalm beginnende, unter den Sockelfelsen der Manndlwand zur Schrammbachscharte leitende Jagdsteig. Seine westliche Fortsetzung führt zur Höhe des Widersbergriedels (Firstriedel der Alpenvereinskarte) und zur Widersbergalm. Dieser touristisch völlig unbekannte Weg zählt zu den dankbarsten, landschaft-

lich schönsten im gesamten Gebiete der Übergossenen Alm. Es wäre hier einer in diesen Bergen tätigen Alpenvereins-Sektion dankbare Gelegenheit geboten, einen höchst abwechslungsreichen, mit einer Fülle malerischer Felsbilder ausgestatteten Anstieg zum Hochkönig zu schaffen. Wer dann weder durch die Teufelslöcher nach Saalfelden, über oder um den Hochseiler zur Torscharte ins Blühnbachtal, oder durch das Birgkar nach Mühlbach oder Dienten will, dem stehen eben als Abstiegswege nach Werfen oder Bischofshofen sowohl der riesige Felstobel des Ochsenkares oder das durch eine Steiganlage gut gangbare Steinkar offen. Dieser Höhenweg, vom Arthurhause am Mitterberg ausgehend, könnte, den Almweg über den Brandholzrücken benützend, zunächst zu Kote 1775 der Alpenvereinskarte, und von dort über schwach geneigte Rasenhänge zum östlichen Beginn der Terrasse geführt werden. Am weiteren Weg über die Terrasse bis zum Kar unter der Schrammbachscharte könnte es mit einigen unbedeutenden Aushubarbeiten und Korrekturen in der Führung desselben sein Bewenden haben. Der Anstieg durch die von zwei Absätzen unterteilte großartige Schlucht der Schrammbachscharte erfordert dann allerdings zu den bereits vorhandenen Erleichterungen noch einzelne künstliche Stufen und entsprechende Sicherung durch einige Klammern oder Eisenstifte an den beiden erwähnten Absätzen. Der bisherige Anstieg über den unteren Absatz führt über die westseitigen Felsen; vorteilhafter und kürzer wäre, nach leichterer Gangbarmachung einer Platte, der Anstieg über die östlichen Felsen des Absatzes. Die Steinfallgefahr auf diesem Wege ist nicht vordringlicher als *allerorts* inmitten steilwandiger gewaltiger Felsmassen. Von der Schartenhöhe auf leichtem Felsgelände nordwestlich querend, erreicht man den Heinrich-Schweitzer-Weg und bald darauf den Gletscher. — Möge der bis nun kaum bekannte Höhenweg zum gletscherumbrandeten Felshaupt des Hochkönigs mit seiner wundervollen Schau auf die Firnenwelt der Hohen Tauern, den grünen Kuppen der Dientner Schieferberge, in die wild aufbäumenden Wände und Türme der Manndlwand, gebührende Beachtung finden!

Die Schrammbachscharte, 2230 *m*

Mit 800 *m* Höhe durchreißt diese ungewöhnlich mächtige Steilschlucht das südliche Gewände zwischen Kleinem und Großem Bratschenkopf. Ersterer bildet ihre östliche, letzterer ihre westliche Begrenzung. Dunkle Dolomitfelsen bilden ihr Fundament. In hohen Wänden streben die ostseitigen Felsen zu gratähnlicher Schneide auf. Ein rundlicher, oben abgeplatteter Felskopf lagert am Westeingang der Steilschlucht. Mit überhängendem Fels bricht die unterste Stufe zum Boden des Ridingkares ab.

Vom Ridingkar oder vom Widersbergriedl (Firstriedl, 1684 *m*, der Alpenvereinskarte), unter den Wänden des Großen Bratschenkopfes entlang haltend, erreicht man zunächst ein fast quadratisches Geröllfeld und, an dessen linkem Rande ansteigend, den Schluchteingang. Nun, eine niedere Felsstufe von links nach rechts anklettternd, betritt man die breite Schluchtsohle. In dieser nun zur zweiten Steilstufe empor. Diese wird ebenfalls an ihrer linken Seite in kaum als schwierig zu bezeichnender Kletterei überwunden. Nun wieder leicht aufwärts zum dritten Absatz. Auch dieser wird an seiner linken Seite überwunden, dann auf rechts führendem Bande in die Schluchtmitte und beliebig über teils gerölliges, teils felsiges Gelände zur Schartenhöhe. Als nicht zu knappe Zeitangaben mögen gelten: Mitterberg—Schrammbachscharte etwa 3½ Stunden, von Mühlbach ausgehend 4½ bis 5 Stunden. Der Anstieg von der Widersbergalm beansprucht knapp 3 Stunden. Der Anstieg von Norden, vom oberen Teile des Schartensteiges aus, bietet keinerlei Hindernisse. Von der Schartenhöhe eröffnet sich eine Reihe höchst lohnender unschwieriger Gipfelfahrten. Leicht und mühelos vermögen wir nun sowohl den Gletscher und über ihn den Gipfel des Hochkönigs oder, abwärts wandernd, den Schartensteig zu erreichen.

Einer der eindrucksvollsten und dankbarsten Fahrten im gesamten Hochköniggebiete soll hier noch in gedrängter Kürze gedacht werden. Zwar betreten wir dabei keinen Gipfel der Manndlwand, doch sind die Einblicke in deren Bau und Gefüge überaus aufschlußreich und zur genauen Kenntnis der einzelnen Gipfel völlig unerläßlich. Es gilt eine Umkreisung der Manndlwand. Von Mitterberg ausgehend wandert man den bezeichneten, zur Erichhütte führenden Höhenweg entlang. Zur Rechten den Zinnenwall der Manndlwand, in der Tiefe zur Linken das wald- und wiesenreiche Mühlbachtal mit den sanften grünen Höhen und Kuppen der Dientner Schiefergebirge. Dientner Schieferberge, ihr Aussichtsgipfel von unübertroffener Schönheit! Eine volle Woche weilte ich auf euren Höhen, auf allen Gipfeln, und keines Bergfahrers Spur kreuzte meine Wege. Am südlichen Horizonte ragen, ernst und groß, die Tauernriesen der Uralpen. Ein herrlicher Nadelwald nimmt uns auf. Musterhaft sauber zieht der Weg durch ihn. Ein beglückendes Wandern! Wir gelangen zur Alm von „Widerachegg". Ihren holperigen Namen zu klären, will mir nicht gelingen. In der Karte finde ich ein „Windrauched". Ein anwesender Maurer schien auch kein Sprachgelehrter zu sein, und vermochte meine Wißbegierde für Namen und Formen nicht zu befriedigen. Weiter gen West führt der freie, stets wundervolle Ausblicke bietende Weg. In beschaulicher Sonnigkeit, in rhythmischem Gleichklang ziehen im nahen Süden die formenweichen Schieferberge ihrem Herrscher, dem Hundstein, zu. Wir betreten den Boden des nordwärts von gewaltigen Felsriesen umsäumten Ridingkares. Um mehr denn 1400 *m* überragt das Haupt des Großen Bratschenkopfes die grünen Matten der Ridingalm, 1000 *m* hoch türmt sich die Wetterwand zu firnumkränzter Höhe. Wer je von den Wiesen des Sellajochs den Riesenbau des Langkofels, oder vom Tale des Avisio die Wände der Pala bewundert, findet hier ein ebenbürtiges Gegenstück. Heimatberge! Wir steigen nun die harmlosen Hänge des Firstriedels hinan, queren unter den riesigen Abstürzen der „Wetterwand" der Schlucht der Schrammbachscharte zu. Über eine Wandstufe gelangen wir in den Schluchtgrund. Großzügigkeit in Raum und Masse! Leichtes Gelände führt an die nächste Steilstufe. Rasch ist linksseits ihre Widerstandskraft gebrochen, und lange klimmen wir noch über Felsgelände wechselnder Gestaltung der freien Höhe zu. Drei Stunden nach Verlassen des Ridingbodens ist die Scharte gewonnen. Man kann auch in kürzerer Zeit hierher gelangen. Eine neue Welt ist uns erstanden. Erhabene Ziele ragen in der Runde. Um mehr denn 600 *m* überragt im nahen Westen der Große Bratschenkopf unsern Standpunkt. Ihm streben wir zu. Gut gangbarer Fels leitet zu seinem Haupte, 2852 *m*.

Die Rundschau vom Gipfel des Großen Bratschenkopfes ist eine der malerischsten in den nördlichen Ostalpen. Andeutungsweise einige Worte hierzu. Im Osten die Dachsteingruppe mit ihren gewaltigen Südabstürzen, im Westen vorgelagert der prachtvolle Gosaukamm mit dem Zweizack der Bischofsmütze. In schier endlosem Zuge das gipfelgewaltige Heer der seenreichen, von mannigfaltigster Flora und Fauna belebten Niederen Tauern. Im Süden silberweiße Firnaltäre, eisblinkende Felsdome, wallende Gletscher — Sinnbild schöpferischer Urkraft, Symbol irdischer Erhabenheit. Den Westen umrahmen die höchsten Höhen unseres heimatlichen Felsgebirges. Der Abgrund allseits, er nahm dem Berge, was des Berges war und schuf Höhen und Tiefen. Wo liegen seine Urstoffe? In den Tälern, in den Flüssen, in den Meeren. Te saxa loquuntur! Mäßig geneigte Felsen leiten leicht und mühelos nordwärts zum Gletscher hinab. Auf gebahntem Wege schreiten wir dem wunderlichen Obelisken der Torsäule entgegen. Ein „normaler" und drei „verkehrte" Anstiege führen nun auf ihren Scheitel; und trotzalledem übersteigt die Frequenz seines Besuches nur sehr spärlich den Nullpunkt. In langer Front stehen die Türme der Manndlwand vor uns. Ein gewaltiger, abgeschrägter Felsbau lagert der Mittelhälfte vor. Das Dach der Manndlwand. Mit hohen Wänden bricht es nordwärts ab.

Abgeplatteten, stumpfen Kegeln gleich, ragen die Kleinen Schneeklammköpfe darüber empor. Wir steigen tiefer. In prachtvollen Wänden erheben sich Melkerloch- und Großer Schneeklammkopf zu machtvoller Höhe. Phantastisch zerzackt von Türmen und Zähnen, stürmen in wildem Felsgewoge die Törlwiesköpfe dem Lichte zu. Mit wuchtiger Steilwand beschließt der Rinnenköpfe zierlicher Hahnenkamm den tollen Reigen. Unsere Fahrt ist beendet. Auf den Mattenplan von Mitterfeld halten wir noch kurze Schau. Tiefen Einbruchstobeln gleich ziehen, durch Wiesen, Wald und spärliche Siedlungen vor öder Wüstenei verschont, Höll- und Gainfeldgraben dem Salzachtale zu. In weichen Linien erhebt der Hochkeil sein rostbraunes Haupt. Seit Jahrtausenden locken seine Erze, schürfen und bohren die Menschen nach seinen kostbaren Kupferschätzen. Wer jedoch in friedvoller Schönheit schwelgen will, ersteige seinen aussichtsreichen Scheitel. Die geringen Mühen des Weges lohnt ein prachtvoller Rundblick. In einem Zuge, ausgerichtet wie zu offener Schau gestellt, erheben sich die Türme der Manndlwand. Fast 800 *m* überragt ihre höchste Erhebung die Schieferkuppe des Hochkeil. Seltsames Felsgezack klettert im Westen zur schlanken Felssäule des Mühlbacherturms hinan. Leopold Edelmayer und Peter Radacher erklommen erstmals sein Haupt. Verschollen, unauffindbar, hat Leopold Edelmayer in den Klüften des Hochalmspitzgletschers ein eisiges Grab gefunden. Und mit ihm sein Gefährte Hinterauer. — Die Mitterfeldalm, bzw. Mühlbach, ward auch Ausgangspunkt einer besonderen Leistung. Erwin Schneider vollführte, von hier ansteigend, im Sommer 1926 die erste Überschreitung sämtlicher Türme der Manndlwand an einem Tage. Von West nach Ost erstmals H. Peterka, Wien, 1930.

Ich bin nicht so albern, etwa annehmen zu wollen, weil nun vorliegende Arbeit den Inhalt unseres Jahrbuches beschwert, einen allsommerlichen Massenzustrom erwirkt zu haben. Diese Absicht lag nicht vor. Doch wer sich in strammer Felsarbeit, in lauterster Ursprünglichkeit betätigen will, wer nicht gleich Simon Brawand rufen soll, „Jetzt hinterher klagt man über den Berg in Banden und den freien hat niemand gewollt", der besuche die Türme der Manndlwand.

Literaturverzeichnis (unvollständig):

Prof. Dr. Ed. Richter, Erschließung der Ostalpen. Band 1.
L. Purtscheller, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 13, und 1895, S. 167.
H. Biendl, Ö. A.-Z 1898, S. 177 ff.
Dr. H. Pfannl, Ö. A.-Z. 1901, S. 237.
R. Gerin, Ö. A.-Z. 1907, S. 226; 1927, Nr. 1067, S. 221; 1068, S. 251.
Dr. F. Benesch, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1917, S. 111 ff.
K. Wieder, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1920, S. 36.
H. Amanshauser, Ö. A.-Z. 1920, S. 94.
P. Radacher, Ö. A.-Z. 1920, S. 194.
E. v. Siemens, Ö. A.-Z. 1927, S. 35 ff.
V. Raitmayr, Ö. A.-Z. 1927, S. 202 ff.
Meyers Reisebücher, „Der Hochtourist in den Ostalpen", Band 2, S. 231 ff., Band 8, 1930. (Nachträge.)
M. Zellers, „Führer durch die Berchtesgadener Alpen", 1925

Auf Komperdell

Von Dr. C. Keller, Köln

Der nördlichste Teil der Samnaungruppe galt durch die auf ihrer Westseite im Jahre 1896 erbaute Ascher Hütte und durch die von ihr zu den bedeutsamsten Gipfeln, dem Hexenkopf, 3038 *m*, dem Furgler, 3007 *m*, und dem Rotpleißkopf, 2938 *m*, führenden Steiganlagen als erschlossen. Die dem Inntal zugewandte Seite mit ihren zwischen dem Hauptkamm und seinen Ausläufern liegenden Hochtälern wurde erst später als „des Schiläufers Märchenland, ungeahnt prächtig und unentweiht weiß" entdeckt. Im März 1910 kamen vier Innsbrucker Schiläufer als die ersten Wintergäste und Schituristen nach dem unmittelbar unterhalb der Komperdellalp gelegenen altertümlichen Bergdörfchen Serfaus. Sie waren ob „des echten und rechten Schilandes", das sie fanden, nach dem Bericht von Hans Handl in der Schichronik des gleichen Jahres[1]), hochentzückt. Im Jahrgang 1914 dieser Zeitschrift hat dann Leo Handl, der den Spuren des Bruders gefolgt war, von seinen Fahrten in das winterliche Neuland der Samnaunberge begeistert erzählt und im Verein mit Dr. H. Wopfner Klima, Aufbau, Besiedlung und Geschichte der Samnaunlandschaft in meisterhafter Weise behandelt[2]).

Das Fehlen geeigneter hochgelegener Standquartiere machte sich nach dem Krieg um so schmerzlicher fühlbar, als die Zahl der Wintergäste immer größer wurde. Es entsprach also schon einem Bedürfnis, daß die nunmehrige Sektion Österr. Touristenklub sich 1926 in einer im Lausbachtal stehenden Baracke, die bei der Wiederaufnahme des Bergwerksbetriebes am Erzköpfle den Knappen als Unterkunft gedient hatte und verwaist dastand, häuslich einrichtete. Im gleichen Jahr entstand mitten auf der Komperdellalp die kleine Schihütte des Kurhotels Obladis. Auf eine Anregung von Oberbahnrat a. D. Fritz Wotawa, der sich aus dem Getriebe der großen Welt nach Serfaus zurückgezogen hatte, machte unser Hauptausschuß die Sektion Stuttgart auf die Komperdellalp als Schigebiet aufmerksam. Sie faßte den Plan, dort oben in erster Linie, mit Rücksicht auf die Winterbesucher, ein großes und mustergültiges Heim zu schaffen. Nach Überwindung mancherlei Schwierigkeiten wurde Anfang Juli 1927 am Ende des vom Planskopf nach der Komperdellalp herabziehenden alten Moränenwalles der Grundstein zu dem stattlichen Hause gelegt. Schon im Oktober war es unter Dach, dann aber stockte das Unternehmen, bis im Herbst 1928 die Sektion Rheinland den Bau übernahm und im Sommer 1929 zu Ende führte. Am 1. September 1929, einem strahlend schönen Sonntag, fand mit einer allen Teilnehmern unvergeßlichen Feier die Einweihung des neuen Hauses statt. Touristenklubhütte wie Rheinländerhaus helfen einander gut nachbarlich aus, denn der Andrang ist manchmal so stark, daß ein Haus im Winter nicht mehr genügt.

Die Komperdellalp, nach Westen und Norden durch die Furglergruppe und den sich vom Planskopf über die Brunnenköpfe, den Sattel- und Zwölferkopf bis zum Schönjöchl erstreckenden Kamm geschützt, gibt nach Osten und Süden den Blick auf die Glockturmkette und den Kaunergrat frei. Die klimatischen Verhältnisse sind so günstig wie kaum irgendwo in den Alpen; bestand doch einmal die Absicht, auf der Ostseite des Alpkopfes, etwa 150 *m* unterhalb des Kölner Hauses, große Sanatorien

[1]) Von Landeck in die Samnaungruppe von Hans Handl, Schichronik 1909/10.
[2]) Die Samnaungruppe von Dipl.-Ing. Leo Handl und Univ.-Professor Dr. Hermann Wopfner, Zeitschr. 1914.

zu bauen. Seit einer Reihe von Jahren steht hier ein Observatorium, worin ein Meteorologe von Fach klimatische Beobachtungen macht.

Trotz der der Sonne ausgesetzten Lage der Komperdellalp kommt als Folge des ständig wehenden Bergwindes auch im Sommer drückende Schwüle nicht auf. Im Winter macht sich durch die starke Sonnenbestrahlung die Temperaturumkehr gegenüber dem Tal besonders angenehm bemerkbar. Nebel sind sehr selten; auch wenn im Tal Wolken liegen, sind die Höhen meist frei. Tauwetter während der Wintermonate ist so gut wie ausgeschlossen. Von Mitte Dezember bis Mitte April, in höheren Lagen auch noch länger, ist mit guter Schneelage und -beschaffenheit zu rechnen. Das Wetter beginnt schon Mitte Januar beständig zu werden.

Die Komperdellalp bietet dem, der sie im Winter durchquert, mit ihren Hügeln und Hängen, mit ihren Wächten und Schneeverwehungen mancherlei Abwechslung und Überraschung. Reizvoll verstreut liegen im unteren Teil zahlreiche Heustadel, von hohen Schneewällen umzogen, die Dächer mit der flockigen Last bedeckt. Dem weichenden Schnee folgen auf dem Fuße die Frühlingsblumen, Krokus, Alpenglöckchen, Kuhschellen und viele andere. Im Frühsommer glühen die Hänge im Schmucke der Alpenrosen, dann sind die Matten übersät mit Blumen von seltener Mannigfaltigkeit und Farbenpracht. Das ist ja das Kennzeichen der Alpenflora, daß sie unter dem Einfluß der kräftigeren Luft und der lichteren Sonne so überaus üppig gedeiht, daß satter ihr Grün und feuriger ihre Farben sind als drunten in den Niederungen. Eine wahre Fundgrube für Alpenblumen ist das zum Furgler hinaufziehende Lausbachtal. In diesem Gottesgarten hat Pfarrer Schöpf aus Serfaus mit großer Liebe und Sachkenntnis botanisiert und einen stattlichen Strauß von weit über hundert Alpenpflanzen zusammengebracht. Bis hinauf an die Grenze des ewigen Schnees ist er gestiegen, wo überaus prächtig Ranunculus glacialis blüht, von den Jägern Gamskreß genannt, weil die Gemsen der Pflanze die unverwüstlichen Lungen verdanken sollen.

Auch von dem, „was da kreucht und fleucht", weiß uns der Pfarrer gar manches zu sagen. An der Waldgrenze kann man am frühen Morgen und am späten Abend da und dort ein scheues Reh äsen sehen. In den Wäldern balzt der stolze Auerhahn, während der Birk- oder Spielhahn seine Balzplätze auf der Alp selbst sucht. Von der Birkhahnbalz könnte ich auch selbst etwas erzählen, aber ich will es lieber bleiben lassen, weil ich mich dabei nach dem sachverständigen Urteil meines Begleiters als ganz ungeeignet zum Jäger erwiesen habe. Der Teufel mag auch in bitterer Kälte von 3 bis 5 Uhr in der Früh, ohne sich zu rühren, im Schnee stehen! Die Jagd habe, so berichtet der Pfarrer, nicht mehr den Reiz wie früher, wo bei der Musterung jeder Bursch einen möglichst flotten Spielhahnstoß am Hut haben wollte.

Höher im Gebirge treffen wir den Alpenhasen und das Schneehuhn, die je nach der Jahreszeit ihr Farbenkleid wechseln. Ferner den Kolkraben und die schwarze Dohle, die bei Witterungsumschlägen in die Täler ziehen und dort das schlechte Wetter ankünden. Über den Gipfeln sieht man häufig hoch in den Lüften in majestätischem Flug den Steinadler, der von seinem Horst bei Hochfinstermünz oder am Mondin auf seinen Raubzügen bis zum Furgler hinüberkreist. Recht zahlreich ist auf der Komperdellalp und in den benachbarten Hochtälern das Murmeltier vertreten. Der Wanderer hört meist nur den schrillen Pfiff der wachsamen Tiere, aber der Jäger weiß sie schon zu beschleichen. Sie werden vor allem wegen des Fettes erlegt. Ein ausgewachsenes Tier („Katze") wiegt 4—5 *kg* und hat 1—1½ Liter Fett, das flüssig ist wie Olivenöl und vom Volke als Heilmittel gegen Krankheiten bei Mensch und Tier angewendet wird. Aus dem Fleisch jüngerer Tiere läßt sich ein schmackhafter Braten bereiten. Gemsen sind sehr selten in unserem Gebiet, nur oben in den Glockhäusern und im Bereich des Hexenkopfes bekommt man manchmal eine zu Gesicht. Das ist früher anders gewesen. Blinde Jagdleidenschaft hat das edle Wild fast ausgerottet.

Von Ende Juni bis Ende September ist die Alp von Viehherden belebt. Serfaus und das benachbarte Fiß gehören zu den wenigen Gemeinden, die das im Oberinntal bodenständige graue Gebirgsrind züchten, das ausgezeichnet in der Milchleistung, vortrefflich im Zuge, genügsam und fähig ist, sich dem steilsten Gelände anzupassen, also unschätzbare Vorzüge für den Gebirgsbewohner hat. Die kleinen grauen Kühe sind es also, die man allenthalben auf der Weide antrifft. In den höher gelegenen Gebieten, wohin das Rind nicht mehr kommt, weidet die Ziege, die als Feinschmecker sich nur die feinsten Gräser sucht und darum in ständiger Bewegung ist. Die Kühe ziehen am Abend in langer Reihe unter dem harmonischen Geläut der Glocken zur Sennhütte. Die flinken Ziegen müssen Abend für Abend hinab ins Dorf.

Serfaus

Wie die Alp zum Dorf, so gehört dieses zur Alp. Seitdem dort unten Menschen wohnen, haben sie ihr Vieh auch zur Sommerzeit auf die 600—1000 *m* höher liegenden Weidegründe der Komperdellalp getrieben. Es heißt, das Dorf gehe in seinem Ursprung auf einen Posten an der römischen Straße zurück, die von Tschupach aus dem Inntal heraus über die sonnigen Hänge des Mittelgebirges führte. Für die Besiedlung vom Süden her sprechen das Wort Serfaus und die vielen ans Lateinische anklingenden Flurnamen — so Komperdell von campus und pratellum. Die Bevölkerung wurde durch die später vom Norden her in die Täler kommenden Einwanderer germanisiert. Das Wahrzeichen des Ortes ist heute der alte gotische Glockenturm. Um ihn und die beiden Kirchen gruppieren sich alte Engadiner Häuser. In sich geschlossen, einheitlich und ursprünglich bietet dieser Teil des Dorfes mit seinen engen Gassen, den weit in sie hineinspringenden Dächern und den plätschernden Brunnen, ein Bild eigenartiger Prägung.

Die Engadiner Häuser, vor Jahrhunderten erbaut, stehen breit, behäbig mit der Giebelseite der Straße zu. Das sie kennzeichnende Rundtor ist groß genug, um einem mit Heu oder Garben beladenen Wagen die Durchfahrt durch das Haus in die unmittelbar hinter ihm liegende Scheune zu gestatten. Die Wohnräume liegen zu Seiten des hausquerenden Torweges.

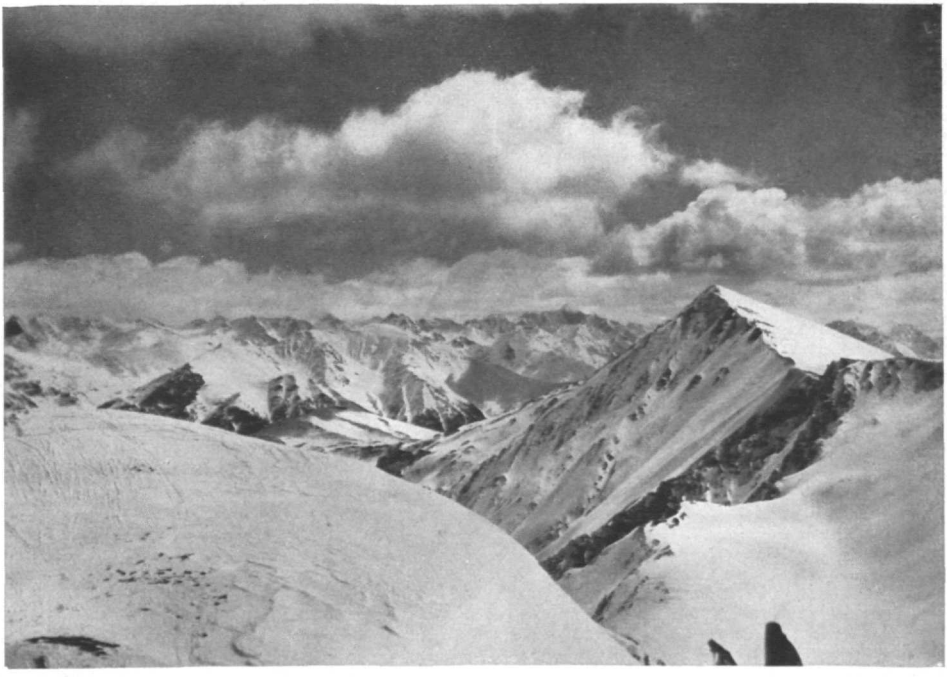
Serfaus ist ein alter Wallfahrtsort, talauf und talab bekannt. Die kleine Wallfahrtskirche birgt als kostbarstes Kleinod eine holzgeschnitzte Madonna mit dem Kinde, die wohl als die älteste Marienstatue Tirols[1]) angesprochen werden kann. Auf der Ostseite vor dem Dorfe liegt auf einem Hügel, sich ausgezeichnet in die Landschaft einpassend, die alte Pestkapelle. Wuchtig türmen sich jenseits des Inntales die Berge der Glockturmkette. Nach der andern Seite sieht man über die Dächer der Häuser hinweg, vorbei an dem zur Höhe strebenden Glockenturm, zur Komperdellalp bis zu dem das Dorf um 1200 *m* überragenden Kamm. Von der Kapelle aus sah ich die weiße Alp zuerst an klarem Wintertag in blendender Sonne und war begeistert.

Erste Eindrücke

Dezember 1928. Soviel Schnee war lange nicht mehr im Frühwinter gefallen. Im Schneetreiben sind wir zur Komperdellalp hinaufgegangen, aber am Nachmittag ist die Wolkendecke zerrissen und hat der Sonne wieder die Herrschaft überlassen. Wir stehen zu zweit gegen Abend auf dem Alpkopf. Zwischen mächtigen Wettertannen, die sich, die 2000-*m*-Grenze überschreitend, die Hänge um den Alpkopf heraufziehen und

[1]) Serfaus, Gedenkschrift zum Jubiläum 427—1927 von Dekan Lorenz. Verlag: Vereinsbuchhandlung Innsbruck.

Das Lausbachtal mit der Furglergruppe als Talſchluß



Die Glockturmkette vom Gſcheid aus — im Vordergrund rechts der Heuberg

Der Furglersee mit dem Raunergrat im Hintergrund

oft zu vieren und mehr in Gruppen zusammenstehen, sind wir aufgestiegen. Schwer drückt die Last des frischen Schnees auf die dichten Zweige der Bäume. Weit und weiß dehnt sich vor uns die Alp, weiß ist auch der Kamm, der steil aus ihr aufsteigt. Auf dem langen Rücken des Lazids und seinen gegen das Lausbachtal abfallenden Hängen unterbricht nichts die weiße Schneedecke. Stolz schaut der Furgler mit weißem Haupt auf die herrliche Winterlandschaft. Um Gipfel und Grat spielt gerade ein leuchtendes Band. Wir wenden uns um und sehen, wie die Sonne Abschied nimmt von den Bergen drüben über dem Inn: blaugrün der Himmel, davor rotleuchtende Gipfel und darunter violette Täler!

In der Obladiser Schihütte werden wir von Fritz Wotawa, der hier im Winter als Hüttenwart waltet, aufs herzlichste begrüßt.

Silvestermorgen. Beim Kölner Haus, dessen Fensteröffnungen damals noch Bretterverschläge ausfüllten, biegen wir in das Lausbachtal hinein und wandern eine halbe Stunde lang aufwärts dem Bach entlang, der sich bald zwischen Schneewällen, bald unter dem Schnee her seinen Weg suchen muß. Dann wenden wir uns südwärts in das zur Scheid hinaufführende Tal. Noch unkundig mit der Bodengestaltung kommen wir im Aufstieg zu weit nach links auf den Lazid zu und müssen, selbst im Schatten bleibend, zusehen, wie drüben auf dem Furgler und den von ihm absinkenden, mit Schnee förmlich überschütteten Hängen gleißende Sonne liegt. Nach einstündigem Anstieg haben auch wir auf der Scheid endlich unseren Platz im Licht. Über die Komperdellalp hinter uns ziehen schwarze Wolkenschatten. Hinter Wolken versteckt sich auch der Kaunergrat, aber über uns und vor uns sind Himmel und Berge frei. Durch das Moosbachtal, vorbei an den steil zu ihm abfallenden Heubergen, schauen wir hinaus auf die Glockturmkette. Prächtig ist der Blick nach Süden, wo zwischen dem zweiköpfigen Pezid mit seiner feingeschwungenen Gratlinie und dem Arrezkopf sich das kleine Moos gegen das Arrezjoch mit sanfter Steigung hinanzieht. Was beginnen? Arrezjoch oder Pezid? Zunächst einmal zum Joch, damit wir so schnell wie möglich erfahren, was dahinter liegt! Ein Stück weit fahren wir ins Tal hinab, dann steigen wir durch den leichten Pulverschnee an. Um die Mittagsstunde blicken wir über den Kamm nach Süden auf die Masneralp, ein überwältigendes Bild für den, der es zum ersten Male sieht. Wir blicken hinab auf weiße, wellige Gefilde und hinauf zu den aus ihr herauswachsenden Bergen. Da steht zur Rechten, ein mächtiger Koloß mit steilen Wänden, der Hexenkopf. Seine Trabanten daneben, der Masner- und der Minderskopf, tun es uns gleich auf den ersten Blick an, so verlockend sind ihre weißen Hänge. Über das bei der tiefstehenden Sonne schon im Schatten liegende Tal des Masnerbaches verliert sich der Blick zu weißen Gipfelketten jenseits des Inntales. Den Pezid in unserem Rücken haben wir vergessen. Ein andermal! Wir sind auch so zufrieden und lassen nach 1½stündiger Rast in warmer Mittagssonne die Schneeschuhe durch den pulverigen Schnee heimwärts laufen, eine herrliche Fahrt. Über die Scheid kommen wir nicht hinüber, ohne noch einmal die Aussicht auf die Berge, nun in anderer Beleuchtung wie am Vormittag, zu genießen. Indessen drunten im Lausbachtal die Bretter in der Aufstiegsspur gleiten, erfreuen wir uns des Anblicks der in der Sonne liegenden Gipfel des Kaunergrates, den die Wolken nun auch freigegeben haben.

Lazid, 2384 *m* und Pezid, 2770 *m*

Gerade als wir an einem Januarmorgen das Lausbachtal gleich unterhalb des Kölner Hauses durchfahren, treffen uns die ersten Sonnenstrahlen. Es beginnt eine fast zweistündige Wanderung in Licht und Sonne. Wir steigen den Osthang des Lazids hinan. Nur ein schmaler Streifen steht für den Aufstieg zur Verfügung. Da reiht sich Spitzkehre an Spitzkehre. Endlich ist der allmählich zum höchsten Punkt führende Kamm

erreicht. Nach einer guten Stunde stehen wir oben. Herrliche Bilder ringsum! Gleich zur Linken stürzen die wildzerklüfteten Nordhänge des Heuberges in das Moosbachtal hinab. Wie zum Ausgleich gegen die jähen Abstürze, liegen daneben die Schneefelder im kleinen Moos. Über das Arrezjoch schaut grüßend und lockend der Masnerkopf. Majestätisch, vom Licht übergossen, steht vor uns der Furgler. Zur Rechten umschließt ein Kranz weißer Berge ein riesiges Kar, zu dem die sanften Hänge der Komperdellalp wieder den wohltuenden Gegensatz bilden. Nach Osten zu geht der Blick in die Weite auf die Kämme und Ketten des Kaunergrates und der Glockturmgruppe. Unzählige Male haben wir seither diese Kammwanderung wiederholt, ohne daß sie an Reiz eingebüßt hätte.

Unser Weg führt weiter über den stellenweise recht schmal werdenden Grat hinüber zur Scheid. Die Verwehungen auf dem Kamm und die Wächten am Grat verraten schon, daß der Wind hier zeitweise sein Spiel treibt. Daß es nicht immer lustig ist, erfuhren wir einige Monate später, wo wir hier oben dem Sturm Trotz bieten wollten und recht kleinlaut heimgeschickt wurden. Über die Scheid fegt auch diesmal ein eisiger Wind. Da ziehen wir es vor, gleich ins kleine Moos hinabzufahren und hinter einem der mächtigen Felsblöcke, die mit hohen Schneehauben geziert sind, Schutz zu suchen. Nach kurzer Rast steigen wir in der Mulde zwischen Riesenkopf und Pezid hinan. Die Sonne müssen wir hier entbehren, aber warm wird's doch, besonders als es zu der Einsattelung zwischen den beiden Pezidgipfeln hinaufgeht. Kurz vor Mittag haben wir den westlichen der beiden Gipfel erreicht. Unter blauem Himmel weiße Berge, soweit das Auge sieht. Ötztaler, Ortler und Silvretta schauen wir hier zum erstenmal. Unter uns liegt die prächtige Masneralp. Der Hexenkopf wirkt von hier oben noch wuchtiger als drunten vom Joch. Durch eine Einsattlung zwischen ihm und dem Arrezkopf, Felsenloch genannt, blicken wir nun auch auf seine nördlichen Ausläufer. Gegen 1 Uhr verlassen wir den Gipfel. Eine köstliche Abfahrt durch besten Schnee macht das Glück des Tages voll.

Der Masnerkopf, 2827 *m*

Die Querung der Masneralp und die Besteigung des Masnerkopfes hatten wir uns oft genug vorgenommen, aber bald war das Wetter, bald der Schnee, bald beides nicht gut genug. Als wir schließlich unser Vorhaben ausführten, geschah es gänzlich unerwartet. An einem Aprilmorgen ziehen wir aus, um am Lazid zu üben. Zu mehr reizte das Wetter nicht. Wie aber die Wolken lichter werden, und ab und zu einen Blick auf die dahinter in der Sonne liegenden Berge gestatten, da wächst uns der Mut. Zu einem Spaziergang zur Scheid wird's schon langen. Der Schnee ist gut, das lockt uns von da auch noch zum Arrezjoch. Hier machen wir die Feststellung, daß die Wolken höher ziehen, und fahren zur Masneralp hinab. Mittag ist schon überschritten, aber wir wagen nun auch noch den Aufstieg auf den Masnerkopf, der zu einladend vor uns liegt. Als wir den felsigen Grat, der sich in einem langen Wall in die Alp fortsetzt, erreicht haben, lösen wir die Schneeschuhe von den Schuhen und klettern ein Stück, schnell an Höhe gewinnend, in den Felsen empor. Dann geht es mit den Schneeschuhen wieder das letzte Stück auf der Westseite zum Gipfel, den wir um 13 Uhr 30 Min. glücklich erreichen. Wir sind gut vier Stunden unterwegs, da hat man für gewöhnlich das Bedürfnis nach einer kleinen Gipfelstärkung. Jeder hofft vom andern etwas zu bekommen. Als wir unsere Vorräte zusammenlegen, ergeben sich: 5 Backpflaumen, 1 Apfelsine, 8 Haselnußkerne und 7 Zigaretten. Was ist das für uns Sechse! Da hilft alles Klagen nichts, wir schnallen den Leibriemen ein Loch enger und geben uns dem Naturgenuß hin, der allerdings von erlesener Art ist. Keine berückende Fernsicht, aber unter den dicht geballten Wolken, die hier und da den Himmel

freigeben, liegen in feinem Dunst die Berge im Schmuck des Neuschnees, ein einzigartiges, stimmungsvolles Bild. Nur die nähere Umgebung ist klar. Dazu gehört auch die südliche Samnaungruppe mit ihren prächtigen Dreitausendern, dem Mondin, dem Muttler und der Stammerspitze. Zum Hexenkopf meint man hinüberspringen zu können. Von der Steilheit seiner Hänge bekommt man erst hier die rechte Vorstellung. An dem massigen Berg ist nur eines zierlich: die aus dem Grat sich keck aufschwingende Gipfelpyramide.

Vom Masnerkopf fahren wir zur Hexenscharte hinab und tun hier noch schnell einen Blick auf das Schneebecken der Ochsenbergalpe, über die der Weg nach Kompatsch führt. Dann beginnt die Heimfahrt. Daß die Sonne dem frischgefallenen Schnee nicht viel anhaben könnte, hatten wir in Rechnung gestellt, daß aber die Fahrt bis zur Komperdellalp so genußreich sein würde, hatten wir bei der vorgerückten Jahreszeit nicht erwartet. Das war eigentlich die größte Überraschung des Tages. Am Arrezkopf zwingt uns die Masneralp, die in ungewohnter und eigenartiger Beleuchtung daliegt, zu kurzem Halt. Gegen 5 Uhr stehen wir daheim vor der Hütte. Hungrig zwar, aber hochbefriedigt. Am folgenden Morgen hatten die Wolken sich wieder auf die Berge gelegt, wir aber waren froh, daß wir den Tag genutzt hatten.

Der Furgler, 3007 *m*

Der Morgen des 1. Januars 1929 begann mit einem selten prächtigen Morgenrot, vor dem sich scharf und zackig die schwarze Linie des Kaunergrates herzog. Das war kein gutes Zeichen. Gleichwohl, am Neujahrsmorgen feierlich vom Furgler für die Sektion Besitz zu ergreifen, schien uns die Gipfelbesteigung auch bei weniger gutem Wetter schon zu rechtfertigen.

Wir brechen also auf. Als die ersten Schatten auf dem rötlich gefärbten Schnee erscheinen, wenden wir uns um und erwischen für einen Augenblick die Sonne, die im Begriffe ist, sich hinter einer Wolkenwand zu verkriechen. Während des ganzen Tages haben wir sie auch nicht mehr gesehen. Wir sind über die Komperdellalp gegen das Planseck angestiegen, wie sich später herausstellt, viel zu hoch, und queren, empfindlich an Höhe verlierend, die Südhänge des Planskopfs. Wenn auch Lawinen an diesem Morgen nicht zu befürchten sind, so stellen wir doch fest, daß es empfehlenswerter gewesen wäre, durch das Lausbachtal aufzusteigen, eine wertvolle Erfahrung für die Zukunft. Nach ungefähr drei Stunden stehen wir am Furgler Joch. Ein kalter Wind bläst uns entgegen. Nach Osten zu ist überhaupt keine Sicht, nach Westen liegen die Berge im Dunst. Es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt, daß wir nun doch unserem Plane untreu geworden wären. Was aber fehlte, das war die Stimme der kleinen entschlossenen Frau, die mit von der Partie war, und die wog die vier Männerstimmen auf. Also los! Die Schneeschuhe bleiben am Joch zurück. Wir klettern über den verschneiten Nordgrat und erreichen nach einer knappen Stunde den Gipfel. Für die Dauer unseres Aufenthalts, der übrigens wegen der empfindlichen Kälte recht kurz bemessen war, hissen wir an einem unserer Schistöcke ein kümmerlich kleines, rotweißes Taschentuch, um dem wichtigen Augenblick die nötige Weihe zu geben. Zu einer Aufnahme reicht es auch noch. Dann aber steigen wir eilends wieder zum Joch hinab, überzeugt, daß bei klarerer Sicht die Furglerbesteigung eine äußerst lohnende Sache sein müsse. Nicht mal die Abfahrt vom Joch durch die Mulde, in der man infolge des diesigen Lichtes die Geländeformen nicht erkennen konnte, war ein Genuß.

Einige Tage später laufen wir zu einer neuen Furglerbesteigung aus. Über dem Inntal liegen dicke Wolken, aber darüber sind die Berge frei. An dem schwarzblauen Himmel über uns glitzern und funkeln noch die Sterne, als wir, diesmal durch das Lausbachtal, aufwärts ziehen. In fahlem Weiß liegen die Hänge und Berge. Allmäh-

lich wird der Himmel heller, die Sterne verblassen, und die Gipfel überziehen sich mit einer rosigen Haube. Wunderbar jetzt der Furgler gegen den blauen Hintergrund! Schon hoch über dem Tal stehend, erwarten wir die hinter den Bergen im Osten hervorkommende Sonne. An einem windgeschützten Platz in der Furglermulde machen wir kurze Rast. Die Wolkendecke im Inntal ist unter dem Einfluß der wärmenden Sonnenstrahlen in Bewegung geraten, das ist ein Wallen und Wogen auf und ab. Am Furgler Joch ist es diesmal warm und windstill. Auch über dem Paznauntal liegen Wolken und über ihnen erhebt sich, sie in blendendem Weiß überstrahlend, die Fermallgruppe vom Riffler bis zur Kuchenspitze; weiße Berge, die aus weißen Wolken herauswachsen, das ist an diesem herrlichen Morgen das Merkmal der Gipfelschau vom Furgler.

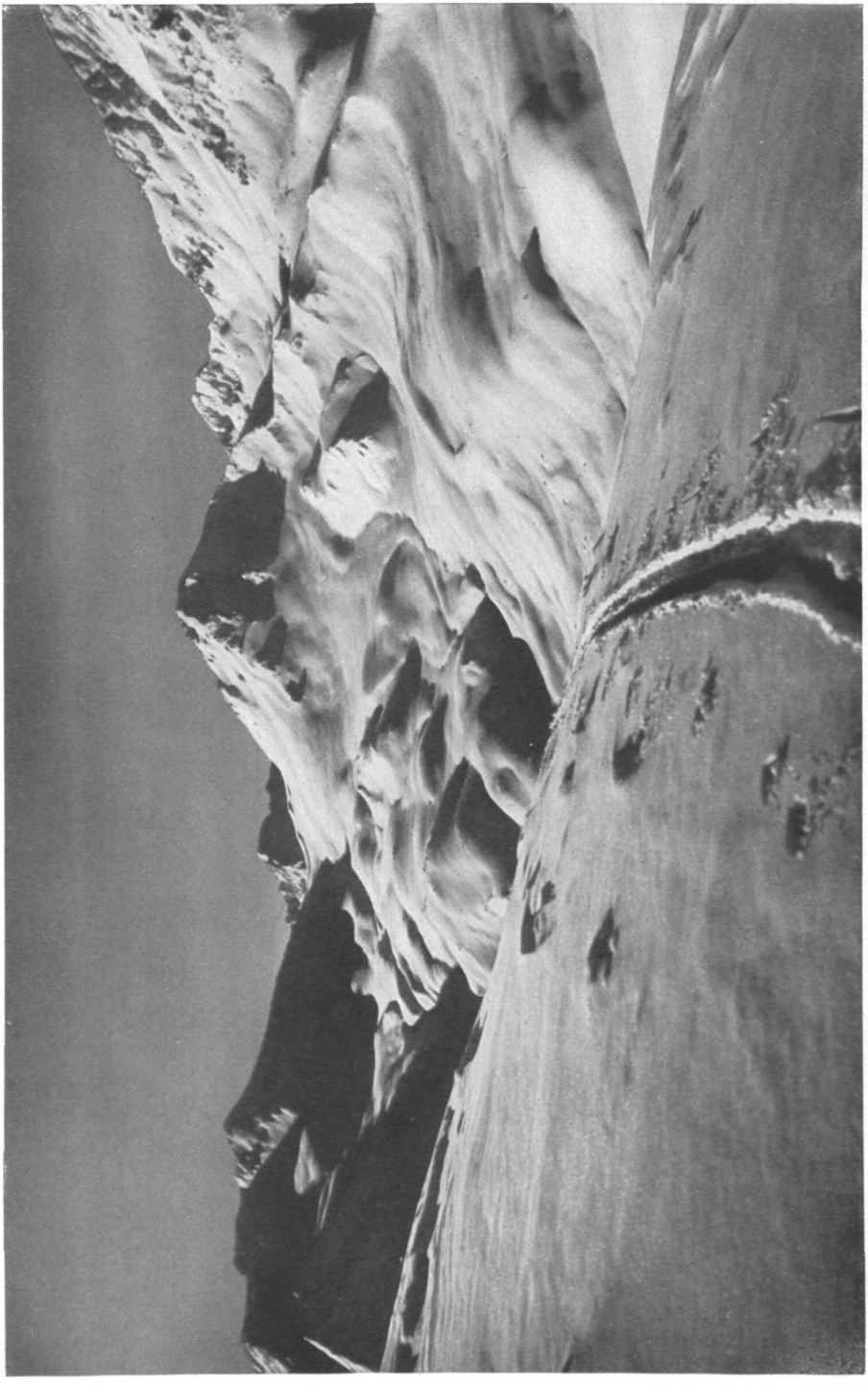
An einem Aprilmorgen 1929 sind wir wieder oben, blauer Himmel mit weißen Wolken. Eine Sicht, so klar und weit, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, und warm ist es dazu. Aus den schneefreien Tälern schickt der Frühling von leuchtend grünen Wiesen und Feldern seinen Gruß. Aber über dem dunklen Tann an den Hängen herrscht noch der Winter, wenn er auch, wie die allenthalben apern Felsen zeigen, in schwerem Kampf mit der Sonne liegt. Wieder und wieder drehen wir uns im Kreise, ab und zu zur Karte greifend, um die Rätsel zu lösen, die uns bei einer solchen Gipfelschau aufgegeben werden. Bald haftet das Auge auf den in nebliger Ferne aufsteigenden Riesen im Berner Oberland, bald streift es suchend und forschend über die nahen Berge der Samnaungruppe, die wir in ihrem ganzen Verlauf verfolgen können. Stunden möchte man an einem solchen Tage oben sitzen und sinnen und schauen. Aber die Zeit ist begrenzt. In der Furgler Mulde gefährden um die Mittagsstunde Schneerutsche die Fahrt, und über Mittag zu warten, ist auch nicht ratsam, weil hinterher der Schnee verharscht ist. Statt über den Nordgrat, den wir heraufkamen, wählen wir den Abstieg über das östlich von ihm liegende Firnfeld, über das einige der Gefährten mit den Schneeschuhen bis zum Gipfel hinaufgestiegen sind. Die sind jetzt schneller unten als wir.

Wem der Aufstieg vom Joch nicht schwierig genug ist, der gehe von der Scheid aus über den Ostgrat. Wir sind einmal im Sommer über ihn abgestiegen und glaubten feststellen zu sollen, daß er im Winter nicht so ganz einfach sein könne. Dr. K. Pretz, Köln, hat im April 1930 den Aufstieg als Alleingänger gemacht. Sein Fahrtbericht sei auszugsweise wiedergegeben:

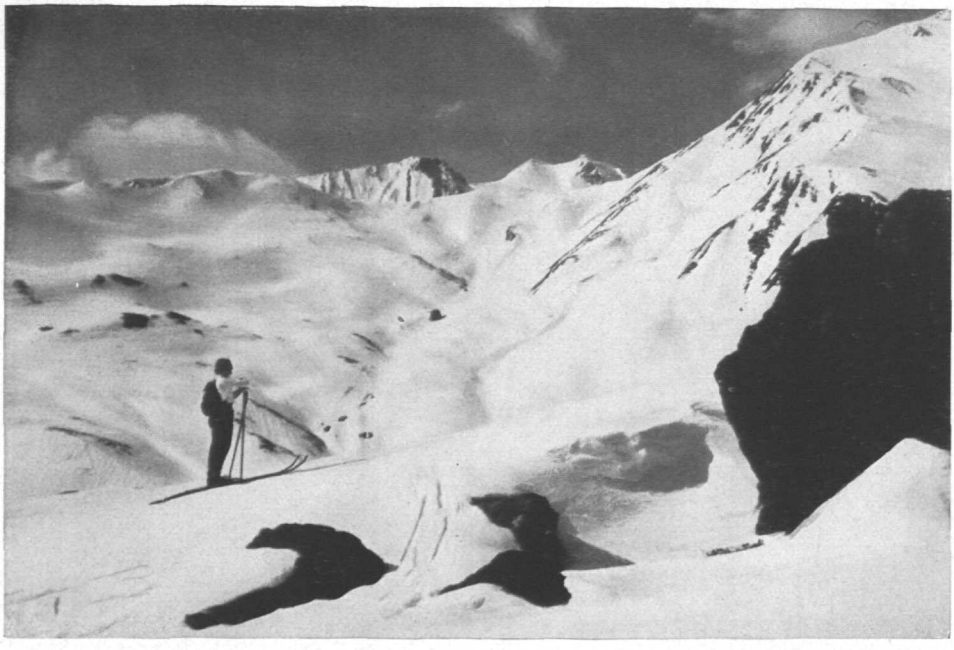
Von der Scheid mit Schiern steil den Grat hinauf. Der erste Gratturm wird nicht rechts umgangen, sondern erklettert. Jenseits 2 *m* Sprung in tiefen Schnee. Es wechseln nun Schistrecken ab mit Kletterstellen, die aus Grataufschwüngen und -türmen bestehen. Sie werden überklettert, bis auf einen Turm, der nach der Moosseite exponiert umgangen wird. Es folgen zwei Steilhänge, die unter Umständen lawinengefährlich sind. Man legt eine enge Zickzackspur in der Lawinenbahn hinauf bis an die Felsen und quert unter diesen nach links auf den Grat. Über eine Wächte gelangt man auf eine kleine Fläche. Nach rechts sieht man in die Gletschermulde hinab. Gerade vor sich hat man den Gipfelaufbau. Links oben hängt die Gipfelwächte weit über die Südwand hinaus. Man umgeht mit Schiern die Felsen nach rechts und erreicht über den Wächtengrat (wegen der Wächten rechts halten) den breiten Gipfel (Steinmann). Ergebnis: Drei Fünftel Schitur, zwei Fünftel Kletterei (teilweise ausgesetzt!). Schwierigkeit einer mittelschweren Sommertur. Sommerliche Eiserfahrung unerläßlich. Pickel und Seil erwünscht. Dauer: Von der Scheid zum Gipfel 3 Stunden.

Die Glockhäuser

Glockhäuser nennt der Volksmund jenes ausgedehnte Kar, das im weiten Halbrund vom Kleinen Furgler, dem Blanka-, dem Kübelgruben- und dem Planskopf um-



Die Masneralp vom Arrezjoch aus — in der Mitte der Masnerkopf



Das Gſcheid — darüber links der Rieſenkopf, rechts der Pezid

Der Furgler von den Glockhäuſern aus

standen ist und nach Süden zu durch einen vom Kleinen Furgler in Richtung auf den Planskopf hinziehenden Felskamm seinen Abschluß erhält. Einmal sind wir, am Furgler See uns nordwärts wendend, durch ein von hohen Felsen gebildetes Tor in die gewaltige Arena eingetreten und haben sie in westlicher Richtung durchschritten, um zu dem den Kleinen Furgler mit dem Blankakopf verbindenden Grat aufzusteigen. Die steilen Hänge auf der Ostseite dicht unterhalb des Grates wagen wir nicht zu betreten. Wir müssen über ihn hinüber auf die felsige Westseite und können dann erst hinauf. Von der Höhe turnen wir zu einer Scharte wieder hinab und steigen über den abgewehten Südhang zu dem überwächteten Gipfel des Blankakopfes, 2825 *m*. Die Sicht ist schlecht, aber der Blick in die Tiefe, nach Westen zu auf den verschneiten Kübelgrund, nach Osten in die Glockhäuser, die in ihrer ganzen Ausdehnung unter uns liegen, lohnt allein schon den Anstieg.

Ein anderes Mal haben wir nach Neuschnee im April die zum Furgler See hinaufführende Steilstufe nordwärts umgangen und sind über prächtige Schneefelder auf den östlichen Eckpfeiler des schon genannten Eingangstores der Glockhäuser gekommen. Der rechte Platz, von dem aus man die Einsamkeit und Ursprünglichkeit dieses selten großartigen Hochgebirgskessels auf sich wirken lassen kann! Von den Steilhängen der Gipfel und Grate fahren donnernd Lawinen zu Tal. Hinter dem Kleinen Furgler und dem Blankakopf versuchen mehrmals Nebelfetzen hochzusteigen, um wieder und wieder von der Sonne zurückgetrieben zu werden. Da kriecht über das Furgler Joch eine dicke Wolke und legt sich über die Nordseite des breit vor uns liegenden Berges. Wir bedauern die drei Menschen, die im Anstieg sind und nun im Nebel stecken, ohne zu wissen, daß über ihnen die Sonne lacht. Als die Wolke sich wieder verzieht, sehen wir sie im Abstieg. Sie hatten den Mut verloren.

Auch über dem Inntal hängen Wolken. Unter ihnen her schauen wir in von der Sonne beschienene weiße Täler, die sich in unendliche Weiten hinziehen. Die Riesen im Kauner Grat scheinen sich auf einmal zu recken. Mit ihren Häuptern schauen sie aus ganz unwahrscheinlich wirkender Höhe über die Wolken herüber. Wir können uns lange nicht zur Abfahrt entschließen, so stark ist der Eindruck von all dem, was wir rings um uns schauen. Schließlich beschert uns auch die Abfahrt noch ein eigenartiges Erlebnis: Bei einer Atempause unten im Lausbachtal leuchten und funkeln in großem Bogen vor uns die Schneekristalle in allen Regenbogenfarben. Ein mit seinem Feuer, seinen Farben geradezu märchenhaftes Bild.

Der Hexenkopf

Nach den Winterfahrten mag auch der Sommer zu seinem Recht kommen. An einem Augustmorgen des Jahres 1929 sieht uns die Morgensonne auf dem steilen Pfad, der zum Kreuz auf der Südseite des Lazids hinaufführt. Wir sind ganz froh, daß von dort ab der Weg ziemlich eben in das Tal hineingeht, so heiß läßt sich der Tag schon früh um 6 Uhr an. In die aufgerissenen Flanken des Heuberges leuchtet gerade die Sonne hinein. Steil fallen sie in die Nebeldecke, die im Tal liegt. Das eindrucksvolle Bild nimmt unsere Aufmerksamkeit gefangen. Im übrigen ist der Weg an den Südhängen des Lazids vorbei nicht überall schön. Stellenweise sinkt man bis über die Knöchel in den Morast. Darum nehmen wir die erste beste Gelegenheit wahr, über den Bach zu wechseln, um auf der andern Seite auf festerem Boden dem Arrezjoch zuzustreben. Kaum sind wir drüben, da schrillt ein Pfiff durch die Luft, ein zweiter folgt. Schon hier Murmeltiere? Darauf sind wir nicht vorbereitet. Das Warnungssignal haben wir an dem Tage oft gehört, aber zu Gesicht bekamen wir keines der scheuen Tiere. Wo sich in der Nähe des Joches im Winter prächtige Schneefelder dehnen, finden wir jetzt Geröll und spärlichen Graswuchs, der es aber immerhin noch lohnt, daß man die Kühe hinauftreibt.

Es ist ein herrlicher Morgen, das empfinden wir so recht, als wir die Masneralp queren und talaus schauen nach Südosten. Da liegt ein feiner Dunst zwischen den Bergen und läßt die Gliederung der Gebirgszüge so deutlich erkennen, wie sonst nie. Ötztaler und Ortler schließen das Bild ab. An dem am Fuß des Hexenkopfs gelegenen, von kantigen Felsblöcken umgebenen See, über den man im Winter ahnungslos hinwegfährt, machen wir kurze Rast. Am westlichen Ende steigen wir darnach an steiler Halde auf. Dann wenden wir uns nordwärts in die Blockfelder. Kein Lüftchen regt sich in dem Kessel. Es ist mörderisch heiß. Daß wir unter einem überhängenden Felsen etwas Schatten finden, empfinden wir schon als Wohltat. Ein steiles Geröllfeld, in dem man schlecht Stand findet, macht reichlich Mühe. Her und hin queren wir eine Schuttrinne und kommen endlich auf den vom Gipfel herabkommenden Grat. Da ist die Luft wenigstens wieder etwas in Bewegung. Vorsichtig klettern wir durch die Felsen. Zuletzt winden wir uns durch eine steile Rinne auf den schmalen Blockgipfel und nehmen auf dem zerklüfteten Gestein in luftiger Höhe Platz. Die Aussicht ist begeisternd schön. Am eindrucksvollsten scheint uns der Blick auf die südliche Samnaungruppe, die Silvretta und die Ferwallberge. Aber auch sonst, wohin man schaut, hat man unübertreffliche Hochgebirgsbilder.

Wir haben uns beim Aufstieg nicht sonderlich beeilt und bis zum Gipfel gut 6 Stunden gebraucht. Auch oben nehmen wir uns reichlich Zeit und kosten das Gipfelbild aus. Dazu kommt man, man mag sagen, was man will, eigentlich doch nur im Sommer. Irgend etwas treibt einen im Winter immer von den Bergen.

Gegen 2 Uhr beginnen wir den Abstieg, einer von der Ascher Hütte heraufkommenden Bezeichnung folgend, in die Scharte nördlich des Gipfels, der von dieser Seite wie ein Trümmerhaufen aussieht. Unter uns nach Westen zu fällt der Blick auf einen kleinen Gletscher, der mit Bergschrund und Spalten so übersichtlich ist, daß man sich kein besseres Schulbeispiel denken kann.

In anregender, manchmal etwas Aufmerksamkeit erfordernder Kletterei verfolgen wir den Grat, der bald zum breiten Kamm wird und zum Felsenloch führt. Wir steigen schon vorher nach Süden ab und stoßen auf aufgetürmte Felsblöcke von riesigem Ausmaß und erstaunlich frischem Aussehen: Ein großartiges Bild der Zerstörung.

Auf dem langen Rückmarsch habe ich oft an die herrlichen Winterfahrten von der Masner- zur Komperdellalp denken müssen. Aber nun wir gegen Abend nach etwa 12stündiger Fahrt unter dem Kreuz am Lazid im Grase liegen, bin ich auch mit dem Heimweg ausgesöhnt. Ein so liebliches Bild stillen Friedens, eine Landschaft so prächtig in Form und Farbe kann uns halt nur ein Sommerabend bescheren.

Besuche in der Nachbarschaft

Dem Bergnachbarn einen Besuch zu machen, hielten wir für vornehme Pflicht. So machte ich mich auftragsgemäß an einem schönen Sommermorgen auf zur Ascher Hütte. Fritz Wotawa hatte sich, wie schon so oft, in liebenswürdiger Weise als Führer und Begleiter zur Verfügung gestellt.

Wir steigen in der Frühe gegen das Planseck hinan, bis wir auf den verfallenen Graben kommen, der bis vor etwa 150 Jahren das Wasser vom Furgler her über die Komperdellalp und den unteren Sattelkopf auf die oberhalb Fiß liegenden Matten führte. Ein Steinwall kennzeichnet heute noch seinen Lauf, dem wir, die Südhänge des Plankopfs querend, lange Zeit folgen. Wir kommen schließlich über die Steilstufe zum Furglersee hinauf. Der liegt eingebettet zwischen glatten, abgeschliffenen Felsen. Durch den Spalt, in dem einst die Zunge des die Mulde füllenden Gletschers hing, schauen wir jetzt hindurch auf die stolzen Gipfel des Kaunergrates.

Durch die Furgler Mulde steigen wir zum Joch hinan. Ich staune immer wieder,

daß man im Winter nichts von all den Felsblöcken sieht, die uns jetzt den Weg verlegen. Der gewöhnliche Weg zur Ascher Hütte über das Medrichjoch ist uns zu nichtssagend. Wir klettern den nördlich vom Furgler Joch steil emporstrebenden Vorgipfel des Kleinen Furglers hinan, vorsichtig die Steine, die uns als Griffe dienen, prüfend. Der zum Hauptgipfel hinüberführende Grat läßt sich zunächst recht gut an, bis wir zu einem den Weg versperrenden Turm kommen. Ihm weichen wir nach rechts, eine steile Schuttrinne hinabsteigend, aus und klettern dann ohne Schwierigkeiten in den Felsen empor, zuletzt über ein Blockfeld wie auf einer Treppe mit freilich manchmal etwas wackligen Stufen. Prächtig ist vom Gipfel der Blick auf den Furgler, dessen Nordgrat sich zwischen den beiden Firnfeldern emporschwingt. In den Aufbau der sich nach Norden fortsetzenden Samnaunkette bekommt man von hier aus eine noch bessere Einsicht als vom Furgler. Der Gratübergang zum Blankakopf bietet im Sommer keine besonderen Schwierigkeiten. Umfassend wie vom Kleinen Furgler ist auch vom Blankakopf die Fernsicht auf Kaunergrat, Lechtaler und Verwallgruppe. Unten im Kübelgrund liegt auf grüner Matte die Ascher Hütte, winzig und klein. Die Glockhäuser, in die die Blankaseen etwas Leben und Abwechslung bringen, verfehlen auch jetzt im Sommer ihren Eindruck nicht. Zum Abstieg wählen wir die steilen, mit Geröll bedeckten Nordhänge. Stellenweise kommt unter dem Geröll blankes Eis zum Vorschein. Da ist Vorsicht am Platze. Weiter unten treffen wir dann auf Blockfelder von ähnlichem Ausmaß wie am Hexenkopf, die uns hier wie dort in Erstaunen setzen.

Wir sind schon früh in der Ascher Hütte und haben Zeit, die wirklich herrliche Aussicht auf den Riffler und die Berge jenseits des Stanzer Tales zu genießen. Die Zahl der Gäste ist nicht sonderlich groß, die Unterkunftsmöglichkeit freilich auch nicht. Wir haben das Vergnügen, ein Mitglied der Sektion Asch zu treffen und ihm Grüße von uns neuen Nachbarn mitgeben zu können. Am Abend zieht ein Gewitter auf. Das ist im Hochgebirge ja immer ein Erlebnis. Hernach gibt es dann noch einen farbenprächtigen Sonnenuntergang.

Klar und kühl ist der folgende Morgen. Nach angenehmer Wanderung auf bequemem Steig sitzen wir schon um 8 Uhr auf dem Gipfel des Rotpleißkopfes. Ein prächtiger Rundblick bietet sich uns auf die Ausläufer des Samnaunkammes im Norden, auf die Parseier Spitze, den Riffler, auf Furgler und Hexenkopf. Wir verfolgen noch einmal den Weg vom Vortage.

Fern im Westen steigen hinter den im Dunst verschwindenden Bergen säulenförmige Wolkengebilde mit ungeheurer Schnelligkeit empor, um sich nach oben zu gewaltigen Gewölben zu vereinigen. Ein Zeichen, daß das Wetter recht unsicher ist. Wir steigen zur Spinnscharte hinab und streben an den einsam gelegenen und wenig besuchten Spinnseen vorbei dem Urgtal zu. Gegen 11 Uhr 30 Min. haben wir die Lader Urgalpe erreicht. Wir sitzen nicht lange vor der Sennhütte, da gesellt sich auch der Senner zu uns, der uns längst erspäht und die Gelegenheit zu einer Unterhaltung nicht verpassen will. Milch hat er nicht, aber Butter und Käse gibt er uns gern. Und als wir Abschied nehmen, beschenkt er uns noch mit Edelweiß und Edelraute. Über die Fundstellen schweigt er sich — wir haben Verständnis dafür — ebenso aus wie der Pfarrer von Serfaus.

Der Himmel hat sich mittlerweile mit Wolken überzogen. Wir geben unseren Plan, über den Sattelkopf zur Komperdellalp zurückzukehren, auf. Aus der Not eine Tugend machend, entschließen wir uns, nach der Hütte auch dem Kurhaus in der Nachbarschaft einen Besuch abzustatten. Wir malen uns schon aus, wie schön es ist, nach den Anstrengungen der beiden Tage dort den Nachmittagskaffee zu schlürfen. Der Weg durch die alten Zirbelwälder um den Frommes herum ist herrlich, aber lang. Als wir nach unserer Berechnung nur noch wenige Minuten von Obladis entfernt sein können, treffen wir an einem Bächlein die letzten Vorbereitungen für unseren Einzug ins Hotel,

um unter den Kurgästen nicht allzu unangenehm aufzufallen. Dann wandern wir weiter, hungrig und durstig. Da läuft der Weg ins Freie auf die Matten vor Fiß. Obladis liegt weit hinter und unter uns. Etwas betreten schauen wir uns an. Aber nun zurückgehen, das will uns nicht in den Sinn. Die Wolken haben sich inzwischen verzogen, die Sonne ist wieder da, der Weg über die Matten mit dem Blick auf die Berge viel zu schön, als daß die Enttäuschung über die verpaßte Gelegenheit uns die Stimmung hätte verderben können. In Serfaus erst machen wir die durch den 5stündigen Marsch wohl verdiente Rast.

Ein nicht alltäglicher Aufstieg

Dekan Lorenz aus Prutz will uns führen: „Von Pfunds steigen wir auf gutem Wege nach Wand, einer hoch über den Felsen liegenden Siedlung. Wenn wir Bauern begegnen, wollen wir den Hut abnehmen und damit ihre stahlharte Zähigkeit ehren, die sie befähigt, diese Höhensiedlung immer noch aufrecht zu erhalten. Die auf der anderen Talseite noch höher liegenden uralten Praishöfe sind leider schon zu Sommerwohnungen herabgesunken. Auf einem armseligen Ziegensteig erreichen wir, auf der linken Talseite bleibend, die Masneralmhütte. Durch das romantische Kadratschertal könnten wir unmittelbar zum Arrezjoch gelangen. Wir aber folgen dem Masnerbach und schauen weiter oben in das nach Westen führende blaue Tal hinein, das einem Dante bei der Beschreibung jenes tief in den Fegfeuerberg eingeschnittenen Tales, in dem die Seelen der Helden auf die Erlösung warten, als Vorbild hätte dienen können. Nun dehnt sich das Masnertal zu seinem weißen Hintergrund und wir steigen mühelos zum Arrezjoch hinan, um von dort durch das Ladermoos und über den Lazid, eine auch im Sommer gar herrliche Wanderung, zur Komperdellalp zu kommen."

Es ist schon so, wie der Dekan sagt: „Die Alpen sind vergleichbar einer Riesenorgel mit ungezählten Registern. Die verschiedenen Bergzüge mit ihren Höhen und Tälern haben ihre eigne Klangfarbe." Auch die Samnaunberge haben Eigenes und ihnen Eigentümliches zu sagen. Wer hinhorcht, wird ihr Singen und Klingen vernehmen. Und wenn es auch kein Maestoso ist, dann doch ein herrliches Andante — im Winter und im Sommer!

Die Tarntaler oder Lizumer Berge

Beschreibung des Berggebiets

Von A. Riepenhausen, Hall i. T.

Noch immer zählen die Täler und Höhen der „Tuxer Voralpen" zu den vom großen Touristenstrom am wenigsten besuchten Gebieten Tirols. Obwohl das ganze Gebiet von drei Hauptverkehrsadern begrenzt wird, — im Norden vom Inntal, im Osten und Süden vom Zillertal, westlich vom Silltal mit der Brennerbahn, — flutet der große Strom der Bergwanderer meistens an ihm vorbei, nicht ahnend, welche Schönheit und Mannigfaltigkeit dieser Gebirgsgruppe besonders in ihrem mittleren Teil, den Tarntalern, eigen ist.

Zwar entstanden schon verhältnismäßig früh an den äußeren Eckpunkten Hütten, so am Patscherkofel, am Kellerjoch, Tuxer Joch, allein erstere zwei dienten mehr oder weniger einem einzelnen Gipfel. Tuxer-Joch-Haus, dem allerdings stark begangenen Übergang von Schmirn — ins Tuxer Tal. Das Penkenhaus verdankt sein Entstehen dem zunehmenden Verkehr des Zillertals und der Sommerfrischestation Mayrhofen. Das alte Nafingwirtshaus im Weertal, nunmehr Nafinghütte der Sektion Weiden, vermittelte den auch von Tuxer Bauern viel begangenen Übergang übers Geiseljoch zum Inntal.

Wesentlich ungünstiger aber stand es mit Wegen und Unterkunft in dem zentralen Teil unserer Gruppe, der zugleich die höchsten Erhebungen derselben aufweist. Nicht gar weit hinein gab es fahrbare Wege, und für manchen Durchschnittswanderer bildete es schon im Sommer eine Tagesleistung, den Weg zum innersten Talkessel zu machen. Sieht man von den mittelbaren Zugängen ab, so führen nur zwei Wege direkt in das Herz der Gruppe. Der eine von Matrei an der Brennerbahn durch das Navistal von Westen her, der zweite nördlich aus dem Inntal von Wattens durch das Wattental. Auf beiden Wegen konnte der Wanderer nach 6—7stündiger Tur nur notdürftige Unterkunft bei urwüchsigen, grobschlächtigen Sennern finden.

Hier hat nun die Sektion Hall i. T. mit der Anlage eines fahrbaren Weges von der Alpe Innerlann bis zur Alpe Lizum, sowie vor allem mit der Erbauung der Lizumer Hütte auf 2050 *m* Höhe im Jahre 1912 Wandel geschaffen. Die Hütte, ursprünglich nur als unbewirtschaftet gedacht, genügt allerdings heute nur mehr in bescheidenem Sinne den Anforderungen der derzeitigen Winterturistik als Massenerscheinung. Mit Hilfe des Hauptausschusses wird es jedoch gelingen, den notwendigen Erweiterungsbau auszuführen. Denn was alle Sommerschönheit dieser einsamen Berge zwischen den Kalkalpen Nordtirols und der vergletscherten Zentralkette nicht vermochte, — Allherrscher Schi hat es zuwege gebracht, — einen von Jahr zu Jahr ungemein ansteigenden Verkehr. Während die Besuchsziffern der Winterzeit in den Jahren 1920—1927 kaum die Zahl 300 erreichten, stieg selbe in den letzten Jahren auf 700—800. Kein Wunder, denn wem es einmal vergönnt war, an einem schönen sonnigen Winter- oder Frühlingstag diesen herrlichen Talkessel zu betreten, — glitzerndes, welliges Gelände ringsum, nach allen Himmelsrichtungen wunderbare Abfahrten lockend, und Tage und Wochen hier oben in reinsten Schigenüssen geschwelgt, — der kehrt gern wieder! Eine Anzahl von Turenmöglichkeiten bieten sich hier, sowohl dem verwöhnten geübten Läufer, als auch dem zaghaftesten Anfänger in der weißen Kunst.

Man kann entschieden die Lizum als den eigentlichen Mittelpunkt der Tuxer Voralpen bezeichnen, denn es lassen sich eine große Anzahl Übergänge in die verschiedensten Täler machen und mehr als 30 Gipfel zwischen 2500—2900 *m* können von hier aus erstiegen werden.

Von den schon erwähnten zwei Wegen, die zu diesem Mittelpunkte führen, verdient ohne Zweifel der durch das Wattental, wenngleich auch der längste, infolge seiner verhältnismäßig geringen Steigung den Vorzug. Er ist der bequemste und am sichersten mit Schiern zu befahrende Zugang zur Lizumer Hütte.

Im Industrieort Wattens beginnend, führt er in gleichmäßiger geringer Steigung über den Wattenberg, — mehrere gerade recht verteilte Gaststätten, wie „Mühle", „Säge" und „Walchengasthaus", unterbrechen angenehm die Länge des Weges, der am rauschenden Bach, an vielen Voralpen, sogenannten Ästen vorbei, ununterbrochen durch prächtigen Wald dahinführt. Bald hinter dem Gasthaus Säge weitet sich der Blick rechts auf die Alpen Sennach und Woz, auf die Abstürze des Haneburger und Mallgrübler.

Bei der „Stoageraste" fesseln den Blick zum erstenmal die Kalkwand und Reuterturm, Graue Wand, — die östliche Umrandung der Lizum. Beim Gasthaus „Walchen" auf grüner Talweitung, ändert sich nun der Charakter des Tales. Rechts gegen Südwesten öffnet sich das Mölstal, durch welches man über Nieder- und Hochleger der Mölsalpe zur „Ebenen Scharte", einem Übergang ins Navistal, sowie über das Naviser Joch ins Voldertal gelangt.

Der Weg zur Lizum geht nunmehr steiler hinan, der Fichtenwald tritt nach und nach zurück, der Zirbenwald beginnt, — selten findet man solche geschlossene Bestände in Tirol, wie hier. — Ein Rausch in Rot, die Hänge voll blühender Alpenrosen im Frühsommer.

Wir gelangen, den Lahnbach überschreitend, der hoch oben vom Hilpold herabkommt, zu einer zweiten Talweitung, der Alpe Lann, — der Kranz der Lizumer Berge tritt deutlicher hervor, vor allem die mächtige „Kalkwand", der meistens schneebedeckte „Plüderling", die imposante „Sonnenspitze" und die wilden Zacken der „Tarntaler Türme".

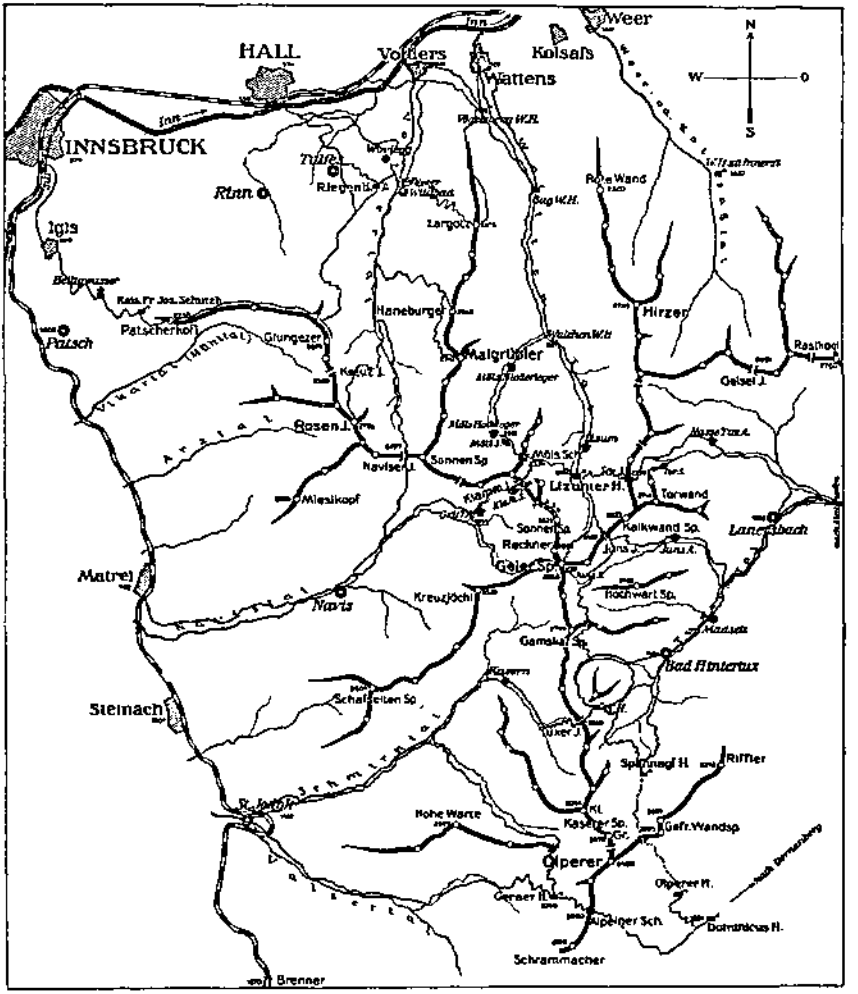
Eine Talstufe wird noch steil am Hang überschritten, wir sind beim „Lizumer Kreuz" und betreten nun den innersten Talkessel „Lizum". Fürwahr! Alles was die Tuxer Voralpen dem Wanderer an Schönheit zu bieten vermögen, tritt hier vereint vor das Auge!

Ein weit gedehnter Plan, ein fast ebener lieblich grüner Almboden breitet sich weithin aus, eine große Anzahl Hütten belebt den Vordergrund — die Alpe Lizum. Ein Kranz fesselnder Gipfel in der Runde, und rückschauend: die Karwendelberge, die Riesen des Bomperlochs. Mächtige, haushohe Felstrümmer, die einst der Gletscher zutal brachte, unterbrechen malerisch die weiten Halden — sie sind mit Alpenrosen und Aurikeln geschmückt und tragen prächtige Zirben, deren Wurzeln sie umklammern und tief in ihr Geklüft eindringen. Überall auch findet der Kundige Kalk- und Schieferflora oft seltsam vereint. Eine große Anzahl Quellen entspringen dem Gehänge und durchziehen vereint, als ansehnliche Bäche den grünen Talboden.

Und droben vom Hügel grüßt das Schutzhaus dieses Tales, die „Lizumer Hütte" — ladet zur Rast und zum Verweilen in diesem einzig schönen Erdenwinkel.

* * *

Im Folgenden soll eine Übersicht über die Gliederung der Kämme und Gipfel im Bereiche der Lizumer Hütte und über ihre Begehbarkeit zur Sommer- und Winterzeit gegeben werden. Der Bereich deckt sich mit dem mittleren Teil der sogenannten Tuxer Voralpen, die als eine Hauptgruppe der Ostalpen im Süden vom Tuxer und Schmirntal, im Osten vom Ziller-, im Norden vom Inn- und im Westen vom Sill- oder



Kartenskizze der Tarntaler und Lizumer Berge

Wipptal begrenzt werden. Man kann diesen mittleren Teil der Tuxer Voralpen, der ihre höchsten Erhebungen enthält und in seinem Gesteinsaufbau die größte Mannigfaltigkeit aufweist, am besten als die „Tarntaler" oder „Lizumer Gruppe" bezeichnen. Von der Gesamtgruppe der Tuxer Voralpen wird diese geschieden durch das Tor- und das Klammjoch gegen Osten und Norden, durch das Kreuzjöchl gegen Westen, durch das Tuxer Joch im Süden gegen den Tuxer Hauptkamm. Tarntal heißen die Hochmulden an der Westseite der Gruppe gegen das Navistal, Tarntaler Köpfe daher schon seit langem der Bergzug von der Geierspitze bis zum Klammjoch. Nunmehr wird der Name „Tarntaler Gruppe" auch noch auf den ostwärts liegenden Stock der Kalk- und Torwand ausgedehnt, was geologisch begründet ist. Denn der Sockel der Tarntaler Köpfe und der Kalkwand sind aus Kalk gebildet, in den ersteren sind auf den Kalk noch prächtige Serpentinfelsen aufgesetzt. „Lizumer Berge" kann man aber dieses Gebiet deshalb nennen, weil der Talkessel der Lizum, d. i. der innerste Teil des Wattentales, in

der Mitte dieser Berge liegt und die dort stehende Hütte der Sektion Hall für sie den nächsten Ausgangspunkt bietet. Nordwärts von dieser Tarntaler Gruppe setzen als weitere selbständige Unterteile der Tuxer Voralpen am Torjoch der Wattentaler, am Klammjoch der Möls-Volbertaler Kamm an.

Die Literatur über unser Gebiet ist ziemlich reichhaltig, besonders die wissenschaftliche — zählt es doch zu den geologisch merkwürdigsten der Ostalpen, und die Theorien über den Aufbau und Entstehung der „Tarntaler Berge" sind unter den namhaftesten Geologen noch nicht ganz geklärt; sie bilden den Gegenstand starker Meinungsverschiedenheiten. Touristisch wie orographisch behandelte wohl als einer der Ersten „Die Zillertaler Voralpen" V. Lergetporer, in Amthors Alpenfreund, Bd. 10, 1877. — Hingewiesen sei auch auf den trefflichen Aufsatz der Zeitschr. d. Alpenvereins 1920, Jul. Mayr, „Die Tuxer Vorberge". Wer sich über die äußerst fesselnden und sehr verwirrten geologischen Verhältnisse dieser Gruppe belehren will, möge zunächst die betreffenden Hinweise im Purtscheller-Heß, Hochtourist, Bd. V, von Prof. R. v. Klebelsberg, S. 100, nachlesen. Ferner desselben Arbeit im Jahrgang 1920 unserer Zeitschrift, „Der Brenner". Eine allgemein verständliche geologische Übersicht brachte auch Dr. Ferd. Falger in der Festschrift der Sektion Hall zum 25jährigen Bestand im Jahre 1909. Als wissenschaftlich eingehendstes Werk gilt wohl E. Hartmann, Der Schuppenbau der Tarntaler Berge, Jahrbuch d. Geol. Reichsanstalt, Wien 1913, mit geol. Karte 1 : 12 500 (siehe auch dessen Literaturnachweise). Weiters: Albrecht Spitz, „Studien über die fazielle und tekt. Stellung des Tarntaler und Tribulaun-Mesozoikums", Jahrb. d. Geol. Reichsanstalt, Wien 1918, S. 170.

Ferner sei hier erwähnt: 25 Jahre Sektion Matrei, 1928, besonders die darin enthaltenen Aufsätze: Prof. Dr. Kolb, über Siedlungsgeschichte, und Prof. Al. Egger über Ortsnamen und Sagenkunde. Auch Dr. A. Dessauer, München, trug durch einige Aufsätze in der Deutschen Alpenzeitung, 3. Jahrg. zur Kenntnis unseres Gebiets bei. Karten: Zillertal, westl. Blatt A.-V.-Z. 1930, 1 : 25 000. Karte des Brennergebiets 1 : 50 000, A.-V.-Z. 1920. Sehrig, Schirutenkarte des Innsbrucker Berggebiets 1 : 50 000. Univers.-Verlag Wagner, Innsbr. Umgebungskarte von Hall 1 : 50 000, herausgegeben von der Sektion Hall zum 25jährigen Bestand (nahezu vergriffen).

* * *

Den Hauptknotenpunkt der gesamten Tuxer Voralpen bildet die Geierspitze, 2854 *m*. Sie sendet fast genau nach allen vier Himmelsrichtungen Kämme mit vielfachen Abzweigungen aus. Vier Täler haben hier ihren Ursprung, — das Wattental, Navistal, Schmirn- und Junstal. Alle ihre Quellbäche, obwohl nach den verschiedensten Richtungen strebend, gehören dem gleichen Stromgebiet an, alle sind dem Vater Inn tributpflichtig. Von fast jeder Seite leicht zugänglich, ist dieser kuppelförmige Gipfel infolge seiner hervorragenden Aussicht und leichten Besteigbarkeit der eigentliche „Hüttenberg" der Lizum. Vom Hochkönig, Dachstein, Venediger im Osten, reicht die Schau über Dreiherrenspitz, Zillertaler, und die in allernächster Nähe aufgebaute Olperergruppe bis zur Brenta- und Adamellogruppe, — und über die Brenner- und Sarntaler Berge, Tribulaune, zu den Stubaiern und Ötztalern; Parseierspitze, Wetterstein, Zugspitz und ein Teil Karwendel schließen das Bild ab. Besonders bietet sie auch den Winterbergfahrern in der Abfahrtsrichtung Geierspitzmulde—Lizum, sowie beim Übergang Kreuzjöchl—Klammalm—Klammjoch—Lizum hohen Genuß.

In unmittelbarer Nähe, kaum 500 *m* entfernt, erhebt sich gegen Norden, durch eine kleine Scharte getrennt die eigentliche Kulmination unserer Gruppe, der schwarzgrüne Serpentinaufbau des Reckner, 2884 *m*. Für Sommerturisten mittels Drahtseilen gesichert, bietet auch im Winter sein Besuch keine nennenswerten Schwierigkeiten. Was

Blick vom Hilpold auf die Lizumer Berge

Auf der Lannalpe: Blick gegen Lizum

Blick vom Hilpold auf die Tarntaler Gruppe und den Lizumer Talboden
Rechts über dem Klammjoch, Tribulaune, Feuerſteine, Pfaffengruppe und Habicht

Lizumalpe und Lizumer Hütte

von der Aussicht der Geierspitze gesagt wurde, gilt hier im erhöhten Maße, den Blick fesselt hier auch noch die lange Mauer der Karwendelberge.

Ein kleiner Westgrat, den der Gipfel entsendet, trägt den Naviser Reckner, 2824 *m*, und umschließt die überaus einsamen, mit Schutt und Firnmulden erfüllten weiten Kare des oberen Tarntals. Geheimnisvolle dunkle Tümpel und Seen treten hier, wie im untern Tarntal in Erscheinung. Kaum ein Wässerlein rauscht an der Oberfläche, alle die sich bildenden Schmelz- und Regenwässer versickern im lockeren Boden oder bilden an flachen Stellen Seen und treten erst tief unten wieder ans Tageslicht. Der ehemalige Abfluß mag das wüste Felsenloch, des Iß lgraben gewesen sein. Der nächste Gipfel im Kammverlauf ist die Tarntaler Sonnenspitze, 2830 *m*. Sowohl im Sommer wie auch im Winter leicht erreichbar, bietet sie einen hübschen Blick auf den markanten Recknergipfel, das Lizumer Tal und Kalkwand. Ihr Nordgrat bildet eine anregende nicht allzuschwere Kletterei. Die nun folgende Tarntaler Scharte, 2618 *m*, vermittelt den direkten Übergang von Lizum zum unteren Tarntal und die Besteigung der Tarntaler Köpfe, deren wilde Zackenreihe vom Wege nach Lizum so sehr fesselt. Diese vier Erhebungen heißen der Reihe nach: Südlicher Tarntaler Kopf, Tarntaler Turm, Mittlerer Tarntaler Kopf, Großer Tarntaler Kopf, und sind mit Ausnahme des Gipfelblocks des Tarntaler Turmes leicht ersteigbar. Vom Großen Tarntaler Kopf, 2755 *m*, senkt sich der Grat über Klammspitze, 2515 *m*, zum Klammjoch, 2351 *m*, dem Übergang von Lizum in das Navistal. Im klaren See spiegeln sich die Gipfel ringsum, weit unten grüßen Almen, den Blick begrenzen die Stubaier — Tribulaune, Feuersteine, Paffengruppe und Habicht —, das grüne Gschnitztal.

Einstmals mögen bis hier herauf der Klang von Schlägel und Eisen und froher Knappenlieder gedrungen sein, denn man findet jetzt noch in der nahe untengelegenen Knappenkuchel Stollen und Gänge, in welchen hauptsächlich auf Fahlerz und Kupferkies geschürft wurde. Am Klammjoch endigt auch diese Seite die eigentliche Tarntaler Gruppe und zieht der Möls-Voldertaler Kamm nach Nordwesten und nach Norden weiter. Jäh erhebt sich aus dem Tarntal die schöne Pyramide der Mölser Sonnenspitze, 2487 *m*, die hier zum Klammjoch, drüben zur Unbenannten Scharte, 2412 *m*, steil abfällt, und gegen Norden einen Gratzug entsendet: Den Mölser Berg, 2485 *m*, die östliche Umrandung des schönen Mölstals. Die erste Erhebung dieses Seitenzuges nördlich der Unbenannten Scharte wird von den Schifahrern das Schispitzel, 2451 *m*, genannt. Im Winter herrscht hier wie am Klammjoch regstes Leben und Treiben; zählen doch diese Punkte zu den leichtesten und schönsten Abfahrten der Lizum, und die Ausfahrt von der Lizum über die „Unbenannte" durchs Mölstal zum Walchen ist die weitaus schönste.

Ganz nahe liegt die breite Einsattlung der Mölser Scharte, 2318 *m*, ein besonders im Sommer beliebter Übergang. Jenseits der stille und tiefe Mölssee, von dessen Fischreichtum schon der Arzt und Naturforscher Hipolytus Quarinoni aus Hall im Jahre 1609 zu berichten wußte. Zweifellos ist dieser Mann, der seiner Zeit weit voraus war, der erste Turist in den Tuxer Voralpen und vielleicht in den Ostalpen überhaupt, der einen mit Humor gewürzten Turenbericht veröffentlichte. (Siehe Amthors Alpenfreund Bd. VI, 1873, sowie O. Stolz, Kenntnis der Hochgebirge Tirols, Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins, Bd. 1928, S. 44 u. ff.)

Der Mölssee gehört auch zu den sogenannten „bellenden Seen", die bekanntlich unter gewissen atmosphärischen Bedingungen stark knallende Geräusche vernehmen lassen. Die alten Senner der umliegenden Almen sagen: „Der See billt", — das ist für sie das Zeichen einer Wetteränderung.

Vom Mölser Sonnenspitz geht unser Hauptkamm nunmehr in westlicher Richtung

über den Doppelgipfel der Schoberspitzen, 2450 *m*, zur Ebenen Scharte und steigt zur Naviser Sonnenspitze 2575 *m*, auf, welche der Abzweigungspunkt des östlichen Voldertaler-Zuges ist, mit der höchsten Erhebung des Mallgrübler, 2747 *m*. Knapp unter der Naviser Sonnenspitze liegt das liebliche und aussichtsreiche Naviser Joch, 2477 *m*. Es bildet den Ziel- bzw. Übergangspunkt vieler Bergwanderer und Schifahrer aus dem Volder- bzw. Inntal, ins Navis- bzw. Wipptal, aber auch von der Lizum, wie vom Meißner Haus im Vikartal ist es gut und genußreich zu überschreiten. Seine volle Bedeutung wird es allerdings erst nach Erbauung der Charlottenburger Hütte im obersten Voldertal erlangen. Die Schiwanderung Lizum—Naviser Joch—Voldertal—Hall ist ebenso leicht wie genußreich, selbst für verwöhnte Fahrer, und hat von der Lizum bis zum Naviser Joch auch Wintermarkierung. Die weitere Fortsetzung des Grates verläuft sodann über Grafmartspitz, Grünberg, Rosenjoch—Glungezer—Patscherkofel, im Turenbereich des engeren Innsbrucker Berggebiets.

Kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt der Geierspitze zurück, so geht der ostwärts ziehende Grat zunächst zum prächtigen Plüderlingsattel, 2743 *m*, mit dem Tiefblick auf den Junssee, dem größten aller Bergseen in der Gruppe, über den Plüderling, 2778 *m*, und fällt in schreckbar brüchigem Schiefergrat steil zum Junsjoch, 2483 *m*, ab, dem südlichen Übergang vom Wattental ins Tux. Die sanft gewölbte Kuppe des Plüderlings, die den größten Teil des Jahres schneebedeckt ist, bildet mit der flachen Linie des Junsjochs den so wirkungsvollen Talabschluß von Lizum. Vom Plüderling aus bietet sich die schönste Aussicht auf den Recknergipfel und die Sonnenspitze. Überraschend wirkt auch hier auf den aufmerksamen Beobachter der Gegensatz zwischen dem dunklen Serpentingerüst des Reckner und der nun folgenden mächtig aufstrebenden Kalkwand, 2824 *m*, die nach allen Seiten mit ihren grauweißen, erschreckend steilen Wänden abstürzt: Der idealste Kletterberg in der Lizumer Gipfelrunde. Steil schwingt sich vom Junsjoch zunächst noch ein zerrissener Schiefergrat auf, doch schon beim kühnen Zacken des Reuterturms, 2678 *m*, betreten wir die Kalkzone. Gutgriffig und fest ist der Fels, von Quarzadern durchzogen, der Kalk als das weichere Gestein ist ausgewittert und der Quarz stehen geblieben. Damit erklärt sich auch die nicht schwere Ersteigbarkeit dieser Steilmauern. Mit scharfem vielzackigem Grat fällt der Kammverlauf zur Torwand, 2768 *m*, ab. Eine Stelle im Grat heißt bei den Einheimischen der Gipfer, 2712 *m*, ein flacher Sattel, der ganz aus weichem Gips besteht.

Mit dem „Reifenock, 2618 *m*", der zuletzt pfeilerförmig absetzt, betreten wir nun die langgestreckte Niederung des Torjochs, 2399 *m*, des östlichen Überganges von Lizum durch die Nasse Tux, nach Lanersbach. Tief unter den Gratsenkern des Reifenock liegen die schönen Torseen eingebettet — „ein blaues Bild in grünem Rahmen", wie Jul. Mayr treffend bemerkt (Ztschrft. 1920). Die vielen Bergseen im Lizumer Gebiete verdienten eigentlich ein Kapitel für sich, und lehrreich müßten auch Messungen über die Tiefe, sowie Feststellungen über das Plankton derselben sein.

Am Torjoch endigt die eigentliche Tarntaler oder Lizumer Gruppe und setzt nordwärts der Wattentaler oder Hirzerkamm an.

Den jenseitigen Pfeiler des Torjochs bildet die Graue Wand, 2596 *m*. Nach dem kleinen Sattel der Hennensteigen, 2482 *m*, zieht nunmehr der blockige Grat sanft zur aussichtsreichen Torspitze, 2659 *m*, hinan, dem Knotenpunkt der Kammabzweigung, Nederjoch, 2173 *m*. Diese, sowie der von der Torwand abzweigende Ostgrat bilden die Umgrenzung der Nassen Tux. — Valruck heißt das grüne Almtal, in welches der Blick nordöstlich unvermittelt hinunterfällt; sein Hintergrund liegt in den Felsen der Torspitze und der Süd- und Ostwand des Hilpold.

Sämtliche Gipfel in der Umgebung des Torjoches, wie dieses selbst, insbesondere aber die Torspitze bieten äußerst genußreiche Schiabfahrten.

Der Sattel zwischen Torspitze und Eiskarspitze vermittelt ebenso wie das Hilpoldjoch, 2536 *m*, sowohl Sommer wie Winter auf dem Kamm gegen den Alpenkogel, 2418 *m*, unter dem Hobar, 2513 *m*, einen Übergang zum Geiseljoch, 2291 *m*, und zur Nafinghütte der Sektion Weiden im Weertale.

Über die arg zerklüfteten Felsköpfe der Eiskarspitze, 2614 *m*, leitet der Kamm übers Hilpoldjoch bald zum kahlen Scheitel des Hilpold, 2651 *m*, dem Knotenpunkt für die Abzweigung des Rastkogelkammes.

Das Hilpoldjoch wurde in früheren Zeiten von den Sennern der Valruckalm zum Holztransport aus dem holzreichen Wattental fleißig benützt. In neuerer Zeit wurde jedoch selbst in diesem einsamen Hochtal ein elektrischer Betrieb für alle hier in Betracht kommenden Zwecke eingeführt. Nach dem Hilpold folgt das Krovenzjoch, das wiederum einen Übergang bildet zum Krovenztal, einem Seitental des Weertales, und zur Nafinghütte. Der nun folgende Grat über Krovenzspitzen, 2606 *m*, ist wenig einladend, stark durchrissen und zwingt oft zu Umgehungen, so daß es vorteilhafter ist, die nahen Weideböden zu benützen, um den entschieden aussichtsreichsten Gipfel dieser Kette, den Hirzer, 2725 *m*, zu erreichen. Er kann erfolgreich selbst mit dem Rechner konkurrieren, ja übertrifft ihn sogar noch in bezug auf die Talaussicht. Ausdauernde Schifahrer unternehmen oft zur Ausfahrt von Lizum die Tur über den Hirzer, denn er bietet ebenso wie die äußersten Gipfel unserer Kette, Poverer Hilpold, 2389 *m*, und Rotwand, 2220 *m*, ganz vorzügliche Abfahrten.

Der südwärts ziehende Grat der Geierspitze geht über den zerrissenen Sägenhorst, 2707 *m*, Kristallner und über die Bleijägerspitze, 2666 *m*, zur Gamskarspitze, 2738 *m*, und weiter über die Hornspitze, 2648 *m*, zum Tuxer Joch. Hier endigt die Tuxer Voralpengruppe und beginnt der Tuxer Hauptkamm. Vom Plüderlingsattel führt eine markierte Route zunächst zum Junsfee, 2672 *m*, hinab, verfolgt den noch gangbaren Grat, und leitet über einige grasige Steilstufen in die Toten Böden, den innersten Talschluß des Junstales hinab, und über gut gangbare Schutthalden zum Gschützspitz-Sattel, 2657 *m*, empor. Jenseits sodann westlich unter der Gamskarspitze zu einem Südost-Gratsenker derselben und steil hinab ins Weitental. Hiermit ist die nächste Höhenverbindung der Lizum sowohl mit Hintertux, als auch mit dem Tuxer Joch und dem Spannagelhaus gegeben. Hier eine Weganlage zu schaffen, ist eine dankbare Aufgabe einiger geldkräftiger Sektionen! Der Weg Lizum–Spannagelhaus wäre dann eine leichte und überaus lohnende Tagesleistung.

Die Begehung des Grates von der Geierspitze über Gamskar und Hornspitz zum Tuxer Joch bietet klettergewandten Gehern eine äußerst dankbare Tur, die an Abwechslung und Ausgesetztheit nicht viel zu wünschen übrig läßt.

Am Gschützspitzsattel kommt der Aufbau der Olperergruppe, sowie die nächste Umgebung des Tuxer Jochs erst zur vollen Geltung.

Die östliche Gratfortsetzung, Gschützspitze, 2714 *m*, und Wandspitze, 2682 *m*, bildet gegen Norden die fürchterlichen Abstürze des Madseit-Tales, das in seinem vollen Verlaufe überhaupt nur eine tief eingeschnittene Bachrunst ist, unterbrochen von Steilstufen, über die nur der Bach hinunterstürzt, und öden Kesseln, erfüllt von Lawinenresten. Ist schon der Abstieg vom Gschützspitzsattel ins Weitental reichlich steil und nur für kniefeste Geher empfehlenswert, so bedeutet das Madseittal auch für geübte Bergsteiger unter Umständen ein Wagnis. Wehe dem Leichtsinnigen oder Unkundigen, der etwa im Nebel oder Unwetter hier einen schnellen Abstieg zu finden hofft! Denn nur ganz unscheinbare Fußspuren führen im steilsten Gehänge der Südseite zu schwindligen Steigen und nur langsam auf gangbaren Weg.

Das Gebiet der Toten Böden ist ideales Schigelände — hier wäre ein weltabgeschiedener Platz für eine kleine Vereinshütte!

Der nahegelegene Zug der Hochwartspitze, 2490 *m*, welcher Juns- und

Madseittal scheidet, bietet überall schöne Blicke auf den Tuxer Hauptkamm sowie auf die Südabstürze der Kalkwand.

Vom Sattel südwestlich des Junsees ist im Sommer auch noch der Abstieg westlich durch das wilde Kluppental, nach Obern im Schmirntal einigermaßen erträglich; es entschädigt wenigstens in seinem mittleren Teil durch eine ganz eigenartige üppige Alpenflora für seine sonstige Öde und Verlassenheit.

Der Grat, der westwärts von der Geierspitze zwischen dem Navis- und Schmirntal hinzieht, bietet in seinem Verlauf auch für weniger geübte und klettergewandte Geher eine abwechslungsreiche Gipfelwanderung über Kreuzjöchl, 2539 *m*, Hochwarte und Scheibenspitze zur Schafseitenspitze, 2604 *m*. Die Route geht durch das kleine, zwischen Geierspitze und Reckner südwestlich liegende Kar am „Staffelsee" vorbei, und erfordert nur im Winter an einer Stelle einige Aufmerksamkeit, um den Ostgrat zum Kreuzjöchl zu gewinnen. Wie schon erwähnt, gehört die Schirundtur Geierspitz—Kreuzjöchl—Klammjoch—Lizum zu den schönsten Fahrten im Turenbereich der Lizumer Hütte.

Hiermit ist eine kurze Übersicht über die Gipfel, Übergänge und Kammzüge im nächsten Bereiche der Lizumer Hütte beendet. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß von ihr aus nicht weniger als zwölf Übergänge in die verschiedensten Haupt- und Nebentäler, sowie die Besteigungen von annähernd 30 aussichtsreichen Gipfeln ausgeführt werden können. Drei Übergänge stellen die Verbindung her mit dem Tuxer Tal, dieser Perle aller Täler Nordtirols mit seinem heilkräftigen Termalbad Hintertux, und somit zu den Gründen des hinteren Zillertals. Die Lage der Lizum zwischen dem Inntal und dem Zillertaler Hauptkamm kann infolge der reizvollen Wege, die mühelos auf eine Höhe von 2000 *m* führen, so recht als günstiges Anmarschgebiet in die Zillertaler Hochgebirgswelt gewertet werden.

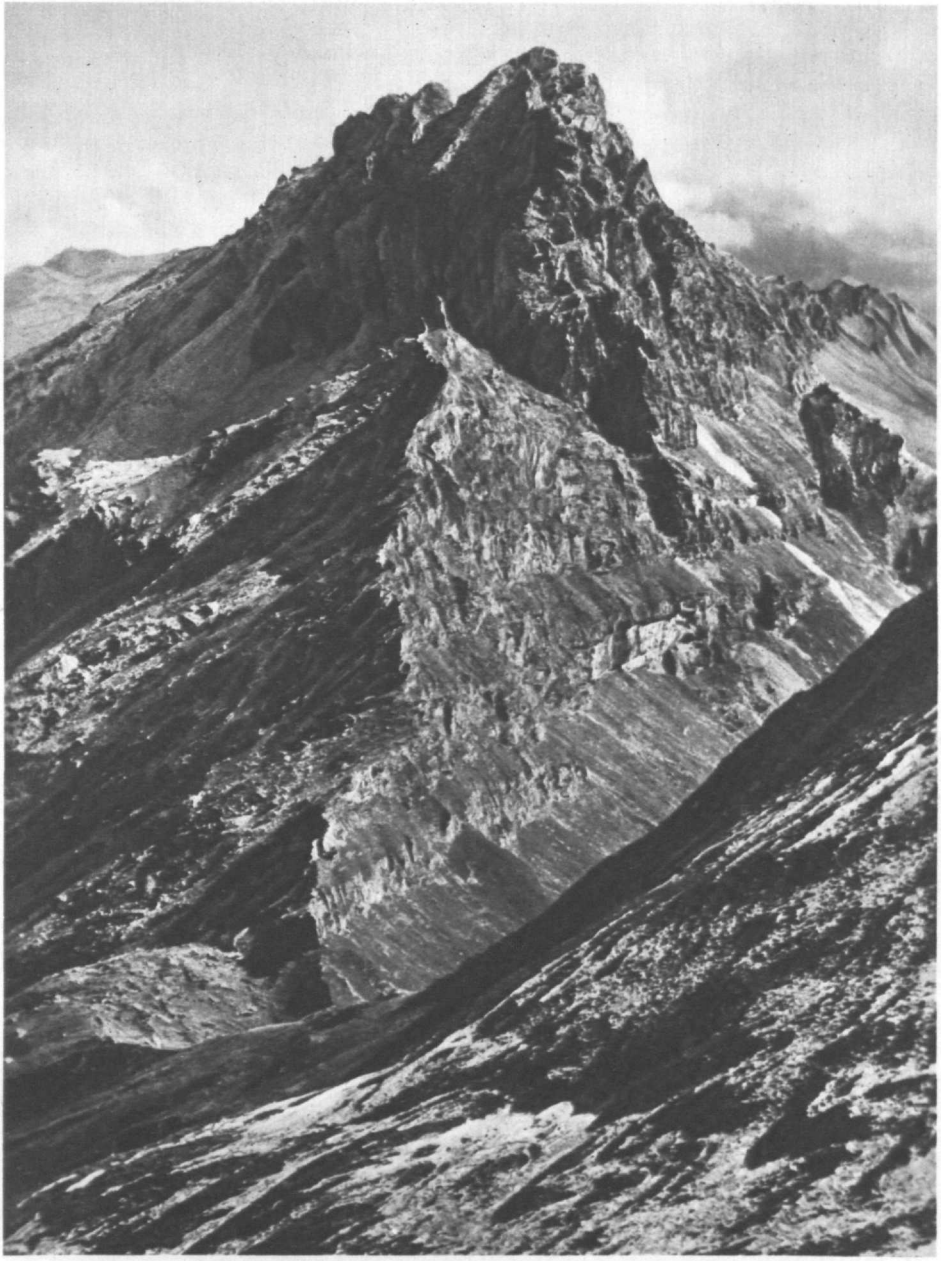
Das Lizumer Gebiet befriedigt sowohl den bequemen Jochbummler wie den Gipfelstürmer, der an einem Tag möglichst viele Gipfel „machen" will. Der Botaniker wie der Geologe findet reiches Forschungsgebiet. Der mannigfache Wechsel im Aufbau der Lizumer Berge, ihre Gegensätzlichkeit, — bietet dem aufmerksamen Wanderer stets Neues, die überaus lieblichen, bis an den Fuß der Gipfelfelsen reichenden blumenreichen Alpenböden eine wahre Augenweide. Hier fehlt wahrlich nichts, was des echten Bergwanderers Herz erfreut, — grüne Matten, aussichtsreiche Gipfel, stille Bergseen und Firnenglanz vereinigen sich zu einem Bilde von hoher Schönheit. Die hervorragende Bedeutung der Lizumer Berge für den Schifahrer ist schon längst erkannt und gewürdigt, — wenn diese Zeilen dazu beitragen, auch der Sommerpracht dieser noch einsamen Berge einige Genießer zuzuführen, so ist ihr Zweck erfüllt, denn es ist gewiß, wer einmal die erhabene Schönheit dieser stillen Bergwelt empfunden, den Zauber ihrer Unberührtheit genossen, kehrt gern und immer wieder.

Eine Gratwanderung über die Lizumer Berge

Von Dr. Hermann Lechner, Hall i. T.

Ich weiß nicht, was mich immer und immer wieder in die entlegenen Kare des Wattentales hineinzieht; ist es deshalb, weil ich dort meine ersten alpinen Gehversuche gemacht habe? Ist es die Vielgestaltigkeit, die überraschende Buntheit der Tarntaler Berge? Sind es die allenthalben aus grünem Rasenteppich, aus grauem Schuttwerk, von schmalen Felssimsen aufleuchtenden Blumen? Es ist mir, als ob da hinten, verborgen hinter langgezogenen Waldtälern ein Stück verzauberten Märchenlandes liege, Erfüllung leisen Kindessehnens, einsam und wunschlos.

In den ersten Kriegsjahren sind wir, junge Studenten, oftmals hineingewandert



Mezzotinto Bruckmann

Junsjoch-Kalkwand (Reuterturm) vom Plüderling

Universitäts-Bibliothek
Inn

ins damals so stille Wattental; in den traurigen Jahren nach dem Kriegsende sah man uns so manchesmal schwerbepackt mit mühevoll erworbenen Lebensmitteln der traulichen Lizumer Hütte zustreben; mit den bescheidensten Ansprüchen und doch so glücklich haben wir dann tagelang in unserem Sektionsheim gehaust; kein Gipfel, kein Grat, kein Tälchen und keiner der zahlreichen Seen blieb da unbesucht, doch immer bot die bunte Vielgestaltigkeit der Gegend neue Überraschungen.

Bunt und vielgestaltig stehen da ringsumher die Berggipfel, abgetönt in allen Farbstufen vom grellen Bleichgelb bis zum tiefen Schwarz, schlanke Felszacken neben sanften Schiefermugeln; bunt und vielgestaltig auch der üppige Pflanzenwuchs, da Kalk- und Urgesteinsflora einträchtig nebeneinander gedeihen. Schiebt sich ja hier eine mächtige Scholle jüngerer Gesteine zwischen die dunkelgrauen Quarzphyllite der Voralpen und die gelbgrauen Kalkschiefer des Brennergebietes; und diese Scholle gliedert sich auch wieder in zahlreiche Schichten der verschiedenartigsten Zusammensetzung, die neben- und übereinandergetürmt die Bergflanken und Gipfel aufbauen; dünne Kalkschichten wechseln da mit mächtigen Bänken aus Hauptdolomit, bunte Mergel stehen neben hartverkitteten Konglomeraten, über gebänderten Kieselkalken schichten sich dunkle Quarzschiefer und als oberste Krönung wuchtet in den höchsten Gipfeln ein gewaltiger Stock grünschwarzen Serpentins. Jeder Gipfel, ja jeder Grat hat daher seine eigene Note, seine intimen Reize, die nur mühsame Forschungsfahrten aufspüren lassen.

Im Frühjahr 1925 hatte ich auf einsamer Bergwanderung einen jungen Bergsteiger kennengelernt, der mir bald ein lieber Gefährte wurde; kein Wunder daher, daß ich ihm all die Wunder meiner lieben Lizumer Berge zeigen mußte, und zwar wollte ich ihn in einzigartiger Höhenwanderung über die Berggrate führen, die in buntem Wechsel den Wiesenkessel des obersten Wattentales umschließen.

Ein heißer Augustnachmittag des Jahres 1925; ich wandere mit Adolf über den endlosen Wattenberg, durch dunkle Wälder; mein Freund schon enttäuscht, da die versprochenen Wunder sich immer noch nicht zeigen wollen; doch wie wir bei der Lannalm aus dem Hochwald heraustreten und plötzlich die schroffen Zacken der Tarntaler Berge auf uns niederschauen, da verstummt jeder Einwand; verflogen ist jede Müdigkeit und im Eilschritt geht's durch den lichten Zirbenbestand hinauf und bald tauchen wir über den Riegel des Lizumer Schrofens empor und da stehen sie wieder steil vor mir, die alten Bekannten, greifbar nahe im fahlen Abendlicht das bleichgelbe Dolomitriff der Kalkwand, drohend die dunklen Schattenrisse der Tarntaler Köpfe.

Dunkler, sternloser Nachthimmel spannt sich noch über dem Tal, als wir am nächsten Morgen unser liebes Lizumer Heim verlassen; beim spärlichen Schein der verrußten Glimmerlaterne hüpfen wir von Stein zu Stein über den moorigen Talboden; weglos geht's durch Alpenrosengestrüpp empor, doch bald gewinnen wir den Almweg, der bequem und sicher nach Osten zum Torjoch, 2399 *m*, leitet. Das erste Licht des Tages trifft uns bereits hoch oben am breiten Schuttgrat, der vom Joch nach Norden ansteigt, und bald stehen wir auf dem blumigen Schiefergipfel der Grauwand, 2596 *m*, an deren breitem Westfuß sich tief drunten, jetzt im Dämmerlicht noch kaum sichtbar, die Hütten der Lizumalm eng aneinanderkuscheln. Der Himmel ist unterdessen klar geworden, leuchtendes Rot flutet über die Lizumer Berge, die in offenem Halbkreis vor uns liegen.

Schneller Abstieg über steile Blumenwiesen leitet uns nach Südost wieder auf die langgestreckte Senke des Torjoches zu einem seichten Seelein, an dessen Ufern in leuchtend roter Pracht die seltenen Gletschernelken blühen; auch im Wasser gedeiht trotz der hohen Lage, 2370 *m*, noch allerlei Leben; ein ärmlicher Wasserhahnenfuß (Ranunculus confervoides) streckt seine kleinen, weißen Blüten über die Wasserfläche heraus,

im Wasser tummeln sich kleine Ruderwanzen und schwärzliche Wasserkäfer und eine seichte Ecke ist blutrot gefärbt von zahllosen, winzigen Ruderfußkrebsen.

Doch uns treibt es wieder weiter; über blockbesätes Gehänge geht's südwärts empor und bald sind wir auf der breiten Rasenkuppe des Großen Reifenocks, 2618 *m*, angelangt, unter deren senkrechten Ostabstürzen die tiefblauen Torseen heraufgrüßen; an Abgründen entlang leitet uns breiter Schiefergrat auf den Ostgipfel der Torwand, 2737 *m*, von dem steile Wände gegen das Tuxer Tal abbrechen und der freie Sicht nach Ost und Süd gewährt; noch schöner aber ist die Aussicht vom wenig höheren Westgipfel der Torwand, 2768 *m*, den wir über zerzackten Grat in einer Viertelstunde erreichen; kein Gipfel der Lizumer Berge bietet einen so eigenartig bunten und doch harmonischen Rundblick wie diese so selten besuchte und kaum gekannte Schieferkuppe. Wie auf allen Bergen des Lizumtales entzückt uns der Gegensatz zwischen der grauen Kalkmauer des Karwendels im Norden und den weißen Eisfeldern der Tuxer Gletscher im Süden und der Blick über die dazwischen ausgebreiteten, braungrünen Tonschieferalpen; doch hier reckt sich in nächster Nähe, auf breite Schieferbasis aufgeschoben, das gewaltige Dolomitriff der Kalkwand auf, dessen vielfältige Zinken in der Morgensonne rot aufleuchten; dahinter reihen sich Gipfel an Gipfel der dunkle Serpentinkopf des Großen Redner, die gebänderte Felspyramide der Tarntaler Sonnenspitze und die verzerrten, schwarzen Zacken der Tarntaler Köpfe.

Der Verlauf unseres Grates wendet sich nun gegen Südwest; über kurze Schieferstufen haben wir schnell die folgende Gratscharte, 2712 *m*, erreicht, die von einer eigenartig zersetzten und erweichten Gipseinlagerung gebildet ist und daher im Volksmunde als „Gipser" bezeichnet wird; der folgende, zerzackte Schiefergrat kann uns nicht lange aufhalten und schon stehen wir am Fuß des Nordostgrates der Kalkwandspitze, der sich hier in 50 *m* hoher Steilstufe aufbäumt; doch knapp rechts neben der Felskante findet sich ein nicht zu schwerer Durchstieg. Über kleine, gut gestufte Wandln geht's empor — der Fels, obschon etwas rötlich, ist sehr fest und bietet ganz sichere Griffe, da der Dolomit von feinen Quarzäderchen durchzogen ist, die infolge der Verwitterung aus dem weicheren Grundgestein hervortreten. Allenthalben glitzern kleine Bergkristalle und blaue und grüne Äderchen von Azurit und Malachit deuten auf Erzvorkommen. Unsere Kletterschuhe finden prachtvollen Halt an den rauhen Felsen und mühelos erreichen wir einen etwa 10 *m* über dem Einstiege ansetzenden, senkrechten Kamin, der in mittelschwerer Stemmarbeit — für meinen Gefährten eine noch ungewohnte Fortbewegungsart — überwunden wird. Doch Adolf macht seine Sache gut und schnell stehen wir wieder am sonnigen Grat; eine mannshohe, senkrechte Gratstufe erfordert anstrengenden Klimmzug, dann aber setzt der Grat keine ernstlichen Hindernisse mehr entgegen. Wir kommen auf einen nach Nordosten vorgeschobenen Vorgipfel; eine Schuttrinne bringt uns in eine kleine Scharte, von der uns die braungelb gefärbte, nach Osten in senkrechten Wänden abbrechende Gratkante zwar etwas ausgesetzt, doch ganz sicher zum Gipfel der Kalkwand, 2824 *m*, leitet. Wieder überrascht uns die Eigenart des Rundblickes. Wir stehen da einsam auf bleicher Dolomitscholle und überschauen ringsum die dunklen Wellen des Urgebirges. Doch wir sind zu sehr aus der Umgebung herausgehoben, zu einsam, und der grelle Fels stört das Auge, so daß die Aussicht unbefriedigt läßt.

Für den Kletterer ist die Kalkwand ohne Zweifel die anziehendste Gipfelgestalt der Tuxer Voralpen; in einer Mächtigkeit von 250—300 *m* auf dunklem Schiefersockel baut sich der Dolomitstock in allseits steilen, größtenteils senkrechten Wänden und Graten auf; der Fels ist überall fest und bietet Händen und Füßen auch an den steilsten Stellen überraschend guten Halt, oftmals allzu guten, da die messerscharf herausgewitterten Quarzäderchen bei zu eifriger Benützung Fingerspitzen und Knie, Kletterschuh und Kleider zersägen.

Und so ist unser Berg denn auch von allen Seiten bestiegen worden: Den leichtesten Anstieg fanden die Erstersteiger, H. Graber und F. Sueß, als sie im Jahre 1893 rechts vom Steilaufschwung des Nordostgrates über eine gutgestufte Wandeinbuchtung und eine steile Schuttrinne zur Scharte zwischen Hauptgipfel und dem nördlichen Vorgipfel vordrangen und über den kurzen Verbindungsgrat den höchsten Punkt erreichten; dieser Weg erfordert nur an einigen Stellen mittelschwere Kletterarbeit, findet aber nur selten mehr Liebhaber, wohl wegen der von den Erstersteigern gebrandmarkten Schuttrinne; am öftesten wird der von Südwest aufstrebende Grat als Anstieg benützt, bei Überschreitungen dient dann meist unser Nordostgrat als Abstieg. Schwere und sehr schwierige Durchstiege wurden den steilen Wänden und Graten, die gegen Nordwest, Süd und Ost abbrechen, abgezwungen; alle Ersteiger sind aber voll des Lobes über die beispiellose Festigkeit und gutartige Stufung des Gesteins.

Wir wählen für den Abstieg natürlich den weiteren Verlauf des Hauptkammes, also den Südwestgrat; leichte Schrofen leiten in ein Schartl, von dem aus sich ein schroffer Zackengrat nach Südwest hinausschiebt; die einzelnen Zacken erfordern vielfach mittelschwere, doch ganz sichere Kletterei; vom letzten Gratturm sinkt dann der Kamm mit breiter Flanke steil ab, doch der Durchstieg macht nirgends größere Schwierigkeiten; erst im letzten Teil ist einiger Ortssinn erforderlich, da nur ein einziges Felsenband den Ausstieg auf den breiten Blockattel am Fuße des Berges ermöglicht.

Schon während des ganzen Abstieges hat unseren Blick ein eigenartiges Felsgebilde gefesselt, das auf schwarzem Schiefersockel wie der Burgfried eines zerfallenen Ritterschlosses unserem Grat gegenüber steht; es ist der nach einem allzufrüh vom weißen Bergtod dahingerafften Wattener Bergsteiger benannte Reuterturm, 2678 *m*. Dieser wunderliche Felsgipfel muß natürlich auch mitgenommen werden; und zwar lockte mich lange schon seine schwierige, in senkrechten Stufen abbrechende Südwestkante; vorsichtig ziehe ich mich an den überraschend sicheren Griffen über die mannshohen Gratstufen hinauf auf den schmalen Gipfel; nach einigem Überlegen — das Seil haben wir nämlich zu Hause gelassen, um keine Zeit durch das Sichern zu verlieren — lasse ich auch meinen Gefährten nachkommen, da ich mich von seiner Sicherheit und Schwindelfreiheit schon überzeugt habe. Hinab geht's am gewöhnlichen Weg; er weist ganz oben eine peinliche Hangelstelle auf, an der meine etwas zu kurz geratenen Beine kaum den sicheren Grund erreichen; leichter ist dann der weitere Abstieg durch eine griffarme Steilrinne.

Gerade dem Ausstiege gegenüber steht noch ein allerdings viel kleinerer Turm, der nur über die auch recht steile Südwand ersteiglich scheint; zehn Jahre früher hab ich diesen Turm einmal auf recht schmähliche Art bestiegen; man schnellte nämlich das Seil auf den Gipfel hinauf und hangelte sich am gespannten Seil empor. Heute will ich mir aber den Aufstieg in ehrlicher Arbeit erzwingen; an senkrechter Kante geht's zuerst gerade hinan, dann drängt ein Überhang nach rechts in die Wand hinaus, über welche winzige, allerdings vollkommen feste Griffe hinaufhelfen; daß der kurze Aufstieg sehr schwierig war, kommt mir erst beim Rückzug, der größte Vorsicht erfordert, so recht zum Bewußtsein. Nein, da darf Dolfi nicht hinauf, ohne Seilsicherung darf ich ihm den schweren Aufstieg nicht zumuten, obschon er darob murrt und meutert; er meutert noch, als wir schon wieder den Gratverlauf weiter verfolgen und über breiten, dunklen Schiefersockel nach Südwest absteigen, meutert, bis eine ausgesetzte, griffloſe Gratplatte volle Vorsicht erfordert; der Grat sinkt dann in mehreren Steilkanten ab, die sich teilweise in den blumigen Grasschrofen der Südseite — Aurikeln, Alpenastern, Edelweiß und viele Steinbrecharten prangen gerade in schönster Blüte — teilweise über steile Platten und Schutt der Nordflanke umgehen lassen. Endlich sinkt ein steiler Blockhang zur Einsattelung des Junsjochs, 2483 *m*, ab, auf dessen jahr-

hundertealte Benützung durch die Alpler ein uraltes, verwittertes Bildstöckl hinweist; allenthalben zwischen den Blöcken finden wir hier den sonst so seltenen ährigen Beifuß (Artemisia spicata), der meist mit der ganz ähnlichen Edelraute verwechselt wird.

Nach kurzem Aufenthalt streben wir wieder weiter über den breiten Schuttgrat, der nun ziemlich steil gen Westen emporführt; erst weiter oben stellen sich zwei Zacken, aus kantigem Brennerschiefer geformt, entgegen, werden jedoch ohne nennenswerte Schwierigkeit überstiegen; dann aber steht uns eine etwa 20 *m* hohe, steil aufsteigende Schieferkante gegenüber, die das Schlimmste befürchten läßt. Der Abstieg ins nächste Schartl ist noch leicht und überrascht sehen wir die in den steilen Schieferschrofen der Südflanke eingebetteten Rasenpolster mit schönen und seltenen Bergblumen übersät. Bergastern und Kratzdisteln, Steinbrecht und Bergranunkeln prangen trotz der hohen Lage, 2660 *m*, noch in üppiger Pracht, auf den ausgesetzten Simsen stehen üppige Büsche von Edelweiß und Edelraute und in kleinen Felsspalten verstecken sich die winzigen Blüten des seltenen Zarten Enzians (Gentiana tenella).

Doch nun beginnt ernste Kletterarbeit; drei kleine Schieferzacken werden im Reitsitz genommen, dann stehen wir am Fuße der steilen und scharfen Kante, die aus zugespitzten, waagrecht liegenden Schieferplatten aufgeschichtet ist; an ein Ausweichen in eine der Flanken ist nicht zu denken; so schieben und ziehen wir uns denn höchst vorsichtig an den recht unzuverlässigen Schichtköpfen empor und sind redlich froh, wie wir endlich ein Grateck erreichen, an dem sich der Gratverlauf wesentlich verflacht; immer noch recht ausgesetzt, doch ohne Hindernis geht's an der schmalen Gratkante weiter zum östlichen Vorgipfel des Plüderling. Zur Verwunderung meines Freundes ist es mein erstes, die Südseite der Gipfelschrofen abzusuchen, und zu meiner Freude finde ich auch bald wieder in Felsritzen die zarten Blattrosetten und die himmelblauen Blütchen der Mont Cenis-Glockenblume (Campanula Cenisia), die ich hier vor einigen Jahren entdeckt habe; dieses auf einige Quadratmeter beschränkte Vorkommen des zarten Blütchens aus den Schweizer Alpen ist aber auch zu merkwürdig, da sein nächster Standort (am Gatschkopf bei Landeck) gegen 80 *km* entfernt ist, und es regt zu seltsamen Gedanken an, wie hier ein Dutzend des Pflänzchens dessen Art erhalten kann.

Bequemer Gratrücken, aus gelben Brennerschiefertafeln geschichtet, leitet über den Ostgipfel weiter zum höchsten Punkt des Plüderling, 2778 *m*.

Allenthalben sprießen aus dem sonst vegetationslosen Schutt die üppigen Blütenpolster der drei rotblühenden Arten des Steinbrechs (Saxifraga oppositifolia, S. biflora und S. macropetala); das kundige Auge findet hier auch deren Kreuzungen, sonst recht selten, da sich diese drei Steinbrecharten nicht gerne zusammenfinden.

Schon steht die Sonne hoch am Himmel und schattenlose Lichtfülle brütet über dem bleichen Schieferfels; in gelbe Schuttmulde eingebettet liegt im Süden das tiefblaue Eirund des Junssees und uns gegenüber reckt sich das schwarze Felshaupt des Reckners hoch in den blauen Himmel hinein.

Kurzer Abstieg bringt uns auf den nahen Plüderlingsattel, 2743 *m*; hier kommt der markierte Weg aus dem hintersten Lizumtal herauf, der tief drunten vom Junsjochweg abzweigt; rote Farbmale leiten uns am breiten Gratrücken weiter auf eine weite Schutterrasse; da kann ich meinem Freund noch so manches bunte Pflänzchen zeigen, das den hier allzukurzen Sommer — wir stehen ja schon an der Schneegrenze — auslebt: auf mageren Rasenpolstern stehen da azurblauer Enzian (Gentana bavarica), ein tiefrotes Läusekraut, die buschigen Blütenköpfchen einer seltenen Teufelskralle (Phytheuma globulariaefolium) und zwischen dem gelben Schieferschutt kaum sichtbar ein nur zentimetergroßes Pflänzchen mit winzigen, violblauen Blüten, der Zwergenzian (Gentiana nana).

Auch für den Geologen gibt es hier viel Überraschendes: über den verwitterten,

Am Kleinen Reckner: Blick übers Schmirntal gegen den Brenner

Tarntaler Berge im Winter

Blick vom Großen Tarntaler Kopf auf die Tarntaler Sonnenspitze und die Tarntaler Köpfe

Am Lizumer Schrofen: Rückblick ins Wattental und aufs Karwendel

graugelben Bänken des Brennerschiefers bauen sich dunklere Kieselkalke und Schiefer aus dem jüngeren Jura auf, nach kurzem Anstiege stehen wir aber auf derbem Schutt, der seine Farbe in allen Tönen zwischen Malachitgrün und Rostbraun und Tiefschwarz abstuft; es ist das jüngste Glied der reichen Gesteinsfolge des Lizumer Gebietes, der Serpentin, entstanden aus dem feuerflüssigen Magma, das eine späte Eruption an die Oberfläche getragen hat; in einer Mächtigkeit von mehr als 100 *m* baut er die drei höchsten Gipfel der Tuxer Voralpen auf.

Über den sich immer mehr verflachenden Schutthang, den nur selten schwarze Serpentinschrofen unterbrechen, erreichen wir bald den mächtigen Steinmann, der die breite Kuppe der Geierspitze, 2854 *m*, krönt; vier Hauptgrate streben von hier nach allen Himmelsrichtungen auseinander und scheiden die Täler von Lizum und Tux, von Schmirn und Navis; so biegt denn auch unser Gratweg aus seiner bisherigen südwestlichen und westlichen Richtung nach Norden um.

Kurzer Abstieg über groben Serpentinschutt läßt schnell die Scharte erreichen, aus der sich der Gipfelbau des Reckner steil aufschwingt; der Aufstieg erfolgt über einen felsigen Vorbau und eine steile Einbuchtung neben dem scharfen Südgrat; er ist durch Eisenstifte und Drahtseile derart erleichtert, daß ihn jeder einigermaßen Schwindelfreie ohne Fährnisse begehen kann; in kürzester Zeit haben denn auch wir den höchsten Punkt unseres Gebirges erreicht, den Großen Reckner, 2884 *m*.

Es ist unterdessen Mittag geworden und wir gestatten uns endlich eine längere Rast; heiß brennt aus tiefblauem Himmel die Sonne auf den schwarzen Serpentinfels; ringsum schwimmen über dem Horizont leuchtend weiße Ballenwolken, als wollten sie den vielgestaltigen Gipfelkranz widerspiegeln. Über dem dunklen Rücken der Geierspitze blenden die weißen Eisfelder der Tuxer Gletscher herüber, weit draußen im Südwest stehen die zerrissenen Grate der Brentagruppe und die breiten Firngipfel des Adamellogebirges und lassen Erinnerungsbilder an fast vergessene Kriegserlebnisse auftauchen. Im Westen reihen sich Gipfel an Gipfel die vielzackigen Stubaier, ferne im Norden dehnt sich die graue Kalkmauer des Karwendel im schattenlosen Mittagslicht; im Osten grüßen sanfte Schiefergipfel; die Kalkwand ist unter den Horizont versunken und unscheinbar geworden, hinter ihr leuchten die Eisfelder der Tauern und der Zillertaler. Die nächste Umgebung aber liegt wie eine bunte geologische Karte zu unseren Füßen; besonders eigenartig ist der Blick über die steile Nordwand hinab auf das flach ausgebreitete Obertarntal; in allen Farbtönen zwischen Violett und Blaugrau, zwischen Bleichgelb und Rostfarben, zwischen Hellgrün und Tiefschwarz schichten sich da Gesteine des Jura und der Kössener Schichten neben breiten Serpentinstöcken.

Die Sonne ist schon wieder ein schönes Stück weitergerückt, als wir unseren Gratweg weiterverfolgen; mit jäher Kante sinkt nun der Grat nach Nordosten ab; anregende Kletterei bringt uns über einige Steilstufen hinab — der schwarze Fels ist allenthalben fest und gutgriffig — ein schiefer Riß bietet noch einige Schwierigkeiten, dann stehen wir in einem kleinen Gratschartl, von dem ein steiler Schutthang schnellen Abstieg zur Firnwächte am Fuß des Reckner ermöglicht; unser Weg führt nun nordwärts weiter, am Ostrande des Obertarntales entlang; bald verlassen wir den Bereich des Serpentins, der Rand des Tales bildet sich in einen Schiefergrat um, den im Osten immer höhere Abgründe begleiten, der aber ohne Fährnisse zum dunklen Felsgipfel der Tarntaler Sonnenspitze, 2830 *m*, leitet. Wenige Blumen sind es, die sich hier, weit über der Schneegrenze angesiedelt haben; doch sie wetteifern durch ihre Farbenpracht: in blutroten Polstern blüht hier der Gletschermannschild, daneben stehen leuchtendblaue Enziansterne und ein dottergelbes, großblütiges Fingerkraut (Potentilla Crantzii); zwischen Felsenritzen stehen schwefelgelbe Blütentraubchen eines seltenen Hungerblümchens (Draba Hoppeana) und von den schmalen Felssimsen der steilen Ost-

wand leuchten allenthalben die grellgelben Blüten der Nelkenwurz (Geum reptans) herauf.

Der Rundblick überrascht durch Gegensätze: im Süden beherrschen das Bild die dunklen Bastionen der beiden Rechnergipfel, die sich über dem vegetationslosen Obertarntal aufbauen und deren Flanken von den weißen Eisfeldern der Tuxer und Stubaier Alpen umsäumt werden; im Norden und Osten findet das Auge die ganze Landschaft in Rostbraun und Grün getaucht; besonders reizvoll ist der steile Tiefblick auf den Boden des Lizumer Tales und wie Spielzeug erscheinen da drunten die grauen Hüttendächer der Lizumalm und das weiße Viereck der Lizumer Hütte.

Nach kurzer Rast machen wir uns an den Abstieg über den Nordgrat; mehrere Abbrüche drohen uns den Weg zu sperren, lassen sich aber alle durch Umgehung in der brüchigen Ostflanke überlisten; über steiles Blockwerk erreichen wir dann schnell die tief eingesenkte Tarntaler Scharte, 2618 *m*; steile Grashalden ziehen vom Lizumboden fast bis zur Scharte herauf und vermitteln den kürzesten Zugang zum Obertarntal und seinem Gipfelkranz; vor Jahren fand ich da die Anemone vom Monte Baldo (Anemone Baldensis), einen Fremdling aus den Südtiroler Kalkalpen, der nirgends so weit nach Norden vorgedrungen ist, wie hier.

In der Scharte stehen wunderliche Felszacken aus kantigem Konglomeratfels und laden zu lustiger Kletterarbeit, nahe im Westen glänzen die Seen des Untertarntales herauf und locken zu kühlendem Bade; doch wir müssen weiter.

Steil bauen sich von der Scharte aus die vier grüngrauen Schieferzacken der Tarntaler Köpfe auf; durch eine kaminartige Rinne wird der südlichste, 2681 *m*, schnell gewonnen und bald stehen wir am Fuße des kühnsten der Viere, des Tarntaler Turms; ein rasiger Kamin bringt uns auf eine Felsschulter; schmales Band leitet von hier in die fast senkrechte Westwand hinaus; in recht ausgesetzter Lage schiebt man sich dann vorsichtig mit Hilfe seichter Griffe auf das nächst höhere Gesimse, das wieder nach rechts zur Südkante zurückführt; über kurze Gratstufen geht's dann schnell zum sauber gebauten Steinmann, 2719 *m*.

Gleichen Weges erfolgt der kurze Abstieg zum Fuß des Turmes; über zerborstene Schieferbastionen überklettern wir den Mittleren Tarntaler Kopf, 2735 *m*, und steile Schieferplatten leiten uns auf den höchsten Punkt des Großen Tarntaler Kopfs, 2755 *m*.

Als stolze Felspyramide, uns weit überhöhend, steht die Tarntaler Sonnenspitze gegenüber; im Norden und Osten schieben sich aber überall die grünen Matten bis weit herauf.

Ein tiefer Felsspalt, der den Gipfelbau auseinanderreißt, vermittelt uns den Abstieg nach Norden. Über leichtes Geschröfe und einen steilen Schotterhang erreichen wir schnell die viel tiefer liegende Klammscharte, 2477 *m*.

Gerade kommen von Osten durch die steile Sundigerrinne zwei Bauernburschen, die Hüte dicht umkränzt mit schönen Edelweißsternen, die sie an mir gut bekannten Stellen im Ostgrate der Klammspitze geräubert haben; sie zeigen wenig Verständnis für die Vorstellungen, die ich ihnen wegen des Naturraubes — an den meisten Stengeln hängen die rücksichtslos ausgerissenen Wurzeln — mache, und ziehen verlegen lächelnd (ein anderer würde vielleicht sagen — höhnisch grinsend) gegen das Navistal ab; was haben ihnen die armen Blumen getan, daß sie mit Müh und Gefahren die schönen Sterne von ihren luftigen Felszinnen herabholen müssen, um sie im Tale welken zu lassen?

Turmbewehrter Grat zieht von der Scharte nach Norden, dessen einzelne Zinken in bunter Reihe aus Schiefern, Kieselkalken und Serpentin aufgebaut sind. Steigspuren führen bequem um zwei schroffe Türme herum und über steile Schieferstufen steigen wir zur nahen Dolomitkuppe, der Klammspitze, 2515 *m*. Über rasige Grat-

abſätze geht's dann ſchnell zum Klammjoch, 2351 *m*, hinunter; die Sonne ſteht ſchon weit im Weſten, doch wir haben den größeren und ſchweren Teil unſeres Tagewerkes ſchon hinter uns; und ſo lagern wir uns einige Zeit am Ufer des nahen Klammſees, kühlen unſere müden Füße im klaren, kalten Waſſer und neugeſtärkt gehen wir den letzten Teil unſeres Gratweges an.

Vor uns ſteht die ſchöngeformte Pyramide der Mölſer Sonnenſpitze, 2487 *m*.

Ein ſteiler Schiefergrat ſteigt vom Joch zum Gipfel hinan und jähe Raſenflanken reichen zu beiden Seiten tief hinab; doch der Grat ſelbſt erweiſt ſich nirgends als ſchwierig, ſchöne und bunte Blumen umſäumen ſeine Schrofenſtufen und bald ſtehen wir auf dem mit üppigen Raſenpolſtern überkleideten Gipfel. Wir können uns eine kleine Raſt nicht verſagen, denn eindrucksvoll iſt hier der Blick über die Lizumer Berge und auf die ferne im Gegenlicht glitzernden Eisfelder der Stubaier Gletſcher.

Ein grüner Kamm zieht von unſerem Gipfel zwiſchen Möls- und Navistal nach Weſten und verbindet ſich beim Naviſer Joche mit den langen Graten des Voldertales, nach Nordoſten erſtreckt ſich der Grat aber nur mehr über einige Raſenkuppen und ſcheidet das Mölstal vom oberſten Wattentale.

Auf kurzem Steilrücken verfolgen wir dieſen Grat zur nächſten Einſenkung, für die ſich der widerſinnige Name „Unbenannte Scharte" eingebürgert hat, 2412 *m*. Im Frühſommer ſtehen hier Blüte an Blüte die dunkelvioletten Trauben des Speiks (Primula glutinosa) und die hellroten Sterne der Zwergprimel, recht häufig aber auch der beiden Baſtard, der ſeine Stammeltern an Blütenpracht noch übertrifft.

Wir ſind nun im unbeſtrittenen Bereiche des Quarzphyllites, die Blumenwelt wird ärmer, doch üppiger Raſenpelz überzieht die Grate und Hänge.

Kurzer Anſtieg bringt uns auf den nächſten grünen Kopf, 2451 *m*, den wir Schiſpitzl nennen — die Brennerkarte weiß es allerdings anders —, da er oftmals das Ziel nachmittägiger Schiausflüge bildet; wie jedesmal, ſo ſchau ich auch heute wieder auf die ſanftgeneigte Wieſenmulde hinab, die von der Unbenannten Scharte mit einer Schräge von weniger als 20° gegen Südoſt abſinkt, und möchte es immer wieder nicht glauben, daß durch dieſe Mulde vor drei Jahren der weiße Tod lautlos hinabgeglitten iſt und drei junge Leben vor unſeren Augen vernichtet hat.

Über grünen Raſen erreichen wir ſchnell die Mölſer Scharte, 2384 *m*, den Übergang von der Lizum nach Möls, der auch vom Schifahrer gerne benützt wird; 100 *m* tiefer liegt der glatte Spiegel des grundlos tiefen Mölſer Sees; doch wir wandern noch weiter über die drei begrünten Kuppen am Mölſer Berg, 2485 *m*, bis wir vom letzten Gratkopf ſteil nach Oſt zum Lizumer Bach hinabblicken können. Nun iſt unſer Höhengang beendet, gerade gegenüber liegt die Grauwand, auf deren Gipfel wir heute im erſten Morgenlicht geſtanden ſind.

Die Sonne ſteht ſchon nahe am Horizont und gelbe Farbtöne überfluten die Schieferberge des Wattentales, als wir über ſteiles Grasgehänge gegen Süd abſteigen; wir überqueren den Melkplatz, auf welchem die Senner gerade mit lauten Schreien die Kühe zuſammenrufen; weglos ſtolpern wir über zertretenes Almgehänge weiter und betreten unſere Lizumer Hütte, während eben an der Kalkwand das letzte Sonnenrot verglimmt.

Doch nur kurze Raſt iſt uns in der gaſtlichen Stätte vergönnt, da wir heute noch den Nachtzug erreichen müſſen, der uns nach Hauſe bringen ſoll. Schon kriechen die abendlichen Schatten aus dem Tal herauf, als wir die Hütte wieder verlaſſen; am Lizumer Schrofen wendet ſich ein letztes Mal unſer Blick zurück, wandert noch einmal den vielgezackten Graten entlang, über die uns unſer Höhenweg geführt hat, und dann tauchen wir unter in das Dunkel des Waldtales.

Eine siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten

Von Hermann Wopfner, Innsbruck

1. Unterwalden

Villgratens Berge, die einen Teil der Deferegger Gruppe bilden, bauen sich fast ausschließlich aus kristallinen Schiefern auf; bei der Verwitterung dieser Schiefer entsteht ein für den Pflanzenwuchs günstiger Boden; darum erfreut auch das Villgratental wie andere Täler des Schiefergebirges durch das Grün seiner Wiesen- und Weideflächen, die weit über den Waldgürtel sich emporziehen. Aber nicht nur die Bodenbeschaffenheit, sondern auch die Bodenform begünstigt jene weite Ausdehnung der Almen und Bergmähder, welche das Landschaftsbild Villgratens bestimmen. Die Berghänge, in ihren untern Teilen oft steil sich absenkend, verflachen sich in einem Höhengürtel zwischen 1900 und 2200 *m*. Auf diesen sanfter geneigten Flächen dehnen sich weithin Almen und Bergwiesen, letztere nicht selten mit Lärchen bestanden; unterhalb senkt sich der Hang steil zum Tal hinab und trägt in seinem obersten Teil Nadelwald, der in bald breiterem, bald schmälerem Gürtel die obersten Hangsiedlungen von den Almen und Bergwiesen trennt; oberhalb des erwähnten Höhengürtels der Almen und Bergwiesen decken den steiler werdenden Hang große, plattige Felstrümmer und treten Felsen mit ihrem dunklen Gestein hervor. Die Trümmerfelder reichen nicht selten bis zur Kammlinie empor, oft aber bilden den Kamm jene schönen, dunklen Felspyramiden, welche die Urgebirgslandschaft auszeichnen. Die Bergrücken, welche Villgraten und seine Nebentäler umschließen, sinken nirgends unter 2000 *m* herab und erreichen in ihren höchsten Teilen fast 3000 *m*; an einzelnen, sanfter geneigten und niedrigern Teilen dieser Rücken sowie an einzelnen Satteln und Scharten reicht die Almweide bis zur Höhe des Kammes hinauf und setzt sich jenseits fort, so daß der Weidegang auch des Großviehes zu beiden Seiten des Kammes sich erstrecken kann.

Die Wanderung auf den breiten Weide- und Mähdergürtel gehört zum Schönsten, was Villgraten bietet; stundenlang kannst du von Alm zu Alm, von Wiese zu Wiese wandeln, ohne viel an Höhe zu verlieren; am Osthang des Verseller Berges, ober dem mittleren Winkltal, leitet ein solcher Weg über Almen und Wiesen dahin, auf der gegenüberliegenden Talseite ragen die dunklen, ernsten Felsengestalten des Gumriaul, Gölbmer, Rappler und der Regenstein empor; läßt du den Blick talaus wandern, so schauen über die grünen Berge Villgratens und des Drautals die bleichen Zacken der Sextner Dolomiten herein; im Frühsommer aber würde dich in unmittelbarer Nähe die ganze Pracht der Farben und der Duft der Alpenblumen erfreuen. Hast du ein wenig Ortssinn und verstehst du es, deine Karte zu lesen, so findest du dich leicht auf diesen einsamen Höhen zurecht, obwohl erfreulicherweise noch kein fürsorglicher Verein Steine und Bäume mit Farbenklecksen bemalt hat, um dich auf dem rechten Wege zu erhalten. Außer der Zeit der Heumahd von Mitte Juli bis Mitte August trifft man fast keinen Menschen auf diesen Höhen, außer einen einsamen Hirten; erhabene Ruhe breitet sich weitum.

Wie dem Wiesenwuchs so sind auch dem Walde Boden und Klima der Villgrater Berge günstig. Wo nicht die Lawinen eine breite Gasse durch den Waldgürtel aufgerissen haben, deckt dunkler Fichtenwald oder heller Lärchenbestand die Bergflanken; waldlose Geröllhalden, wie sie im Kalkgebirge häufig als weiße Bänder das Grün der Walddecke unterbrechen, treten nur dort auf, wo etwa eine Halde besonders grober Gesteinstrümmer der Verwitterung und damit auch der Wiederbewaldung Widerstand entgegensetzt. Die Massigkeit des Gebirges, d. h. die bedeutende Höhe nicht bloß einzelner Gipfel, sondern der ganzen Gebirgskämme, beeinflußt das Klima in vorteilhafter Weise und ermöglicht dem Walde, an den Bergflanken bis in Höhenlagen zwischen 2100 und 2200 *m* emporzusteigen. Durch den Menschen ist allerdings an vielen Stellen die obere Grenze des Waldes künstlich herabgedrückt worden. Um Almweiden und Bergwiesen, die ober der Waldgrenze lagen, zu vergrößern, wurde ihre Fläche nach unten auf Kosten des Waldes erweitert. Bodenbeschaffenheit und Niederschlagsverhältnisse kamen solchen Erweiterungsbestrebungen entgegen.

Eine noch weit stärkere Zurückdrängung als an seinem oberen Rande hat der Wald in seinen tieferen Lagen erfahren. Bodenbeschaffenheit und Klima ließen die Umwandlung von Wald in Kulturland, namentlich in Wiesen, überall dort zu, wo das Gehänge nicht durch allzu große Steilheit von der Rodung abhielt. So konnte es geschehen, daß der Wald in Villgraten und in andern, ähnlich gearteten Tälern der kristallinen Schiefer viel stärker gerodet wurde, als in Tälern des Kalkgebirges mit seinen schlecht verwitternden Gesteinen. Von der Bodenfläche der beiden Gemeinden, Außervillgraten und Innervillgraten, welche in das Villgratental und seine Nebentäler sich teilen, nimmt der Wald in Außervillgraten nur 32 Prozent, in Innervillgraten gar nur 28 Prozent ein; andererseits ist dank der günstigen Bodenbeschaffenheit und der ausreichenden Feuchtigkeit nur 11 Prozent der Fläche von Außervillgraten und nur 4 Prozent jener von Innervillgraten gänzlich ertragslos (unproduktiv). Auf Bergwiesen und Weideflächen entfallen in Außervillgraten 50 Prozent, in Innervillgraten 63 Prozent des Bodens. Vergleichen wir mit diesen Zahlen die entsprechenden Angaben für zwei Gemeinden der Nordtiroler Kalkalpen, für die Gemeinden Leutasch und Scharnitz; hier nimmt der Wald 44 Prozent der gesamten Bodenfläche ein, Wiesen und Weiden beanspruchen nur 6,5 Prozent der Fläche, während auf gänzlich ertragloses Land 48 Prozent entfallen[1]). In erster Linie ist es der Unterschied der Bodenbeschaffenheit, der in Leutasch und Scharnitz die Umwandlung von Wald in Kulturland erschwerte und der Erhaltung ausgedehnterer Waldbestände zustatten kam; daneben kommen dann noch Bodenform (größere Steilheit der Hänge) und rauheres Klima in Betracht.

Wie viele andere alpine Täler mündet auch das Villgratental mit einer Schlucht in das Haupttal ein. Die ältere Sohle des Villgratentals brach mit einer Stufe gegen das Haupttal ab; die Reste dieses alten Talbodens liegen heute am Ausgang des Tales etwa 100 *m* höher als die heutige Talsohle des Drautals. Die ausgrabende (erodierende) Tätigkeit des Villgrater Baches hat den alten Talboden zerstört, nur einzelne Reste desselben haben sich im vordern Villgratental als schmale Terrassen und Hangleisten zumeist nur auf dem rechtsseitigen Hang erhalten. Wie in andern Hochgebirgstälern so mied auch in Villgraten der alte Talweg die Mündungsschlucht; von Sillian steigt der alte Weg, welcher in früheren Zeiten der „recht Weg" hieß, hinauf zu den Höfen von Schlittenhaus, die in längerer Reihe auf einer Hangleiste des Drautals liegen; gleich hinter dem letzten Hof biegt der Weg auf der Hangleiste, die sich zur Terrasse verbreitert hat, einwärts ins Villgratental. Schlittenhaus liegt annähernd gleich hoch wie die Kirche in Außervillgraten; während der Weg von Sillian nach Schlittenhaus steil emporsteigt, bringt der folgende Weg nach Villgraten

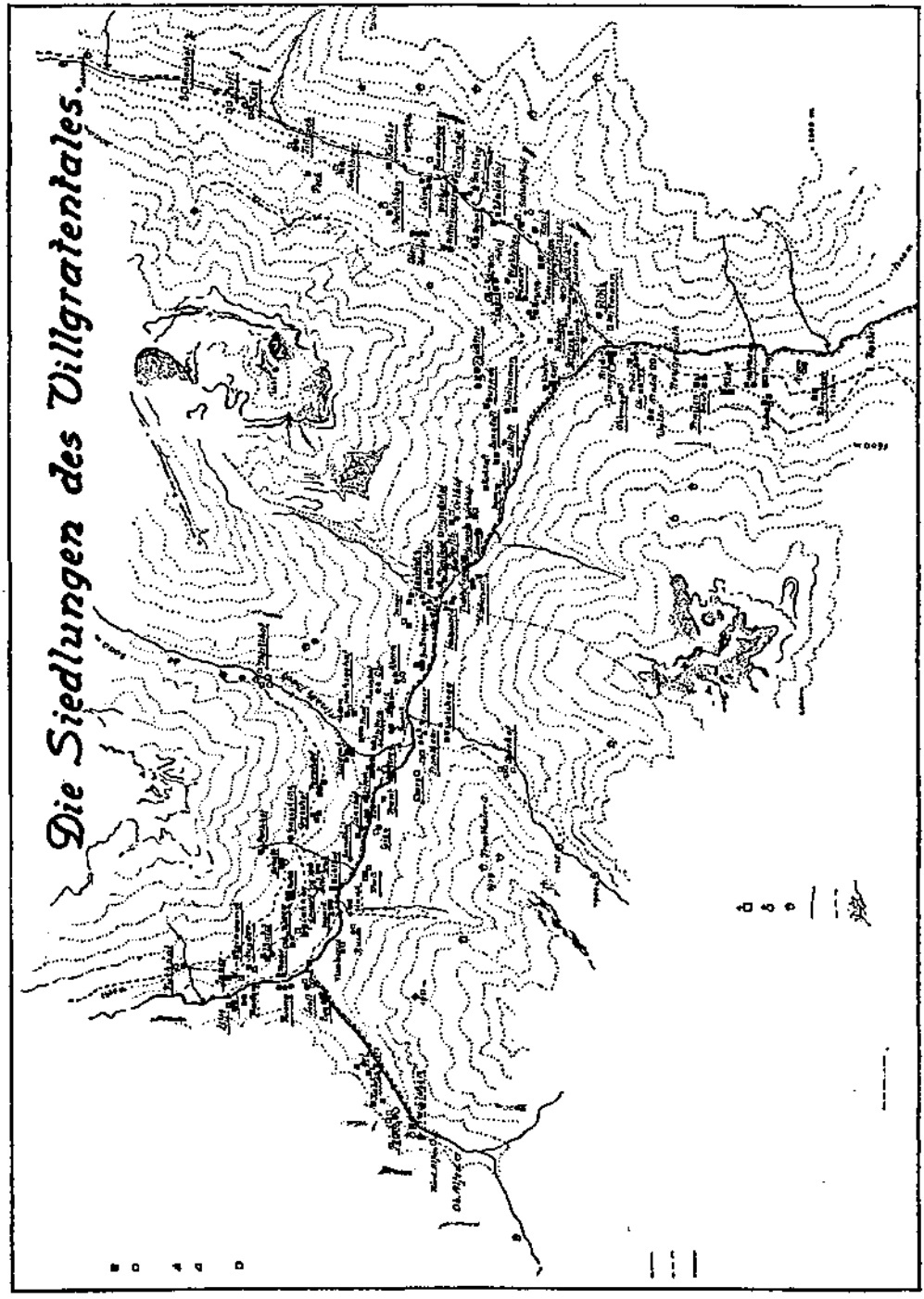
nur ein leichtes Auf und Nieder, aber keine größeren Steigungen mehr. Der Name Schlittenhaus wird vom Volk so erklärt, daß hier die Villgrater ihre Schlitten einstellten.

Der heutige Hauptweg des Tales führt in der Tiefe dem Bach entlang; sein vorderster Teil — die Strecke von Panzendorf bis zum Breiten- oder Böfenbach — wurde erst in den Jahren 1832 und 1833 gebaut[2]); bei der Brücke über diesen vom linksseitigen Hang herabstürzenden Bach traf der neue Weg auf den alten, der von Schloß Heunfels über die Hube ins Tal hereinführte und seine Fortsetzung dem Villgrater Bach entlang taleinwärts gefunden hatte; der ältere Weg wurde besser fahrbar gemacht und verbreitert; ihm folgend gelangt man, ständig dem Bach entlang und fast immer durch Wald (die Hangsiedlung von Bruck mit der Pfarrkirche von Außervillgraten ober sich lassend), bis zur Grenze von Innervillgraten.

Wir aber wollen nicht dem neuen Weg in der Tiefe folgen, sondern den „recht Weg" einschlagen; allen Alpenwanderern, die nicht nur die Berge, sondern auch Land und Leute und ihre Art zu leben kennenlernen wollen, möchte ich als allgemeinen Grundsatz für Wanderungen empfehlen, nicht den neuen, sondern den alten Talwegen zu folgen. Die neuen Wege folgen den siedlungsarmen oder -leeren Mündungsschluchten, sie sind wohl bequemer aber meist einförmiger und reizloser; die alten Wege führen auf der Höhe durch, gewähren reizvolle Ausblicke in die Landschaft und Einblicke in die Wohn- und Siedlungsformen, da sie meist an den Häusern unmittelbar vorbei- oder doch in deren nächster Nähe dahinziehen.

An der Stelle, wo unser Weg hinter Schlittenhaus ins Villgratental einbiegt, bietet sich ein prächtiger Ausblick; uns gegenüber auf einem spornartigen Vorsprung, der steil gegen das Drautal abbricht, liegt zur Linken der Villgrater Talmündung das Schloß Heunfels; es erscheint im 13. Jahrhundert als ein Besitz der Görzer Grafen und gab dem umliegenden Gericht, zu dem auch Villgraten gehörte, den Namen. Derartige Lagen auf Bergrücken zwischen zwei Tälern sind schon in ältester Zeit zur Anlage von Befestigungen verwandt worden; so manche der vorgeschichtlichen Wallburgen wurde in solchen Schutzlagen errichtet; die mittelalterlichen Burgen haben solche Lagen wiederum mit Vorliebe aufgesucht. Über das Drautal hinweg schweift unser Blick in sein Nebental, das Tal von Kartitsch, das sich gegenüber Heunfels nach Südosten öffnet; ist im vordern Villgratental der alte Talboden durch den Talbach zerstört worden, so stellt sich von unserm Standpunkt aus der breite Boden des Kartitschtals als Hochebene dar, in welche der Kartitscher Bach eine schmale, tiefe, aber kaum sichtbare Rinne eingegraben hat. Die breite Talebene ist reich besiedelt, zum Teil auch der Hang.

Wir aber biegen nunmehr aus der Weite und Lichte des Drautals in das enge, einer waldigen Schlucht vergleichbare Villgratental, das hier in seinem vordersten Teil, talein bis zur Abzweigung des Winkltals, Brugger Tal genannt wird; ein kühler Hauch zieht aus dem innern Tal heraus, aus der Tiefe herauf dringt jetzt vernehmlicher das Rauschen des Villgrater Baches, den einzelne alte Leute wohl heute noch Sill nennen, an unser Ohr; vor 800 Jahren klang sein Name „Siligana" fast so voll wie sein Rauschen. Nach Durchschreitung eines kleinen Waldstückes führt der Weg über Wiesen zum „*Raster*", dem ersten Hof im Villgratental, der aber wie der etwas ober dem Weg gelegene Hof beim „*Pirker*" noch zur Gemeinde Sillianberg gehört. Die Häuser zeigen hier wie in ganz Villgraten jene einheitliche Form des Holzbaues, die im Folgenden noch besonders geschildert werden soll. Beim Pirker fällt ein gesonderter, weiß getünchter Steinbau auf, der einem niedrigen Turm gleicht und zwei Geschosse aufweist; es ist dies der „Kornkasten", ein Bau, der zur Verwahrung des Kornes und anderer Vorräte dient. Diese Kornkasten, die wir im Pustertal wie in andern Hochgebirgstälern häufig antreffen, können wir heute als Denkmäler vergan-


Die Siedlungen des Villgratentales.

genen Wirtschaftslebens bezeichnen; sie erzählen von dem einstmals viel ausgedehnteren Getreidebau und der einstigen Selbstversorgung auch des Gebirgsbauern mit der nötigen Brotfrucht.

Nach einer Wanderung von einer Viertelstunde gelangt man zu einer Grenztafel, welche die Grenze zwischen den Gemeinden Sillianberg und Außervillgraten anzeigt. Sie steht am diesseitigen Rand des tief eingeschnittenen Grabens des Aignerbaches, der die Grenzbildung an dieser Stelle veranlaßt haben mag. Der Graben unterbricht das Kulturland, ein Waldstreifen, der die Hänge des Grabens deckt, trennt die Wiesen und Äcker dies- und jenseits. Unser Weg führt von hier im Wechsel durch Wald und Wiesen, quert die Gräben, welche den Hang immer wieder zerteilen, bleibt aber im Wesen immer auf der gleichen Höhe, bis er beim Niederbruggerhof die St.-Gertrud-Kirche von Außervillgraten erreicht; Höfe berührt er auf dieser Strecke nach dem Raster keinen mehr, sie liegen weiter oberhalb am Hang verstreut und teilen sich in die einzelnen Hangausschnitte, die von verschiedenen Gräben, welche den Hang zerteilen, gebildet wurden. Die Hänge sind steil, vielfach weisen sie ein jähes Gefälle auf und sind zudem von Felsen durchsetzt, so daß an solchen Stellen keine landwirtschaftliche Verwertung des Bodens möglich wird; hier sowie an den Steilhängen der Gräben ist der Wald erhalten geblieben. Die Siedlungen mit dem sie umgebenden Kulturland stellen zufolge dessen verschieden große Inseln hellen Grüns im dunkleren Grün des Waldes dar; nach unten und nach oben sind diese Inseln im vordern Tal durch breite, zusammenhängende Waldstreifen abgegrenzt, während die seitlichen Waldstreifen meist nur geringere Breite besitzen; nach unten reicht der Wald bis hinab zum Bach, die oberen Waldstreifen enden nach oben am Gürtel der Almmatten. In der Tabelle (S. 257) werden die Höfe ober dem Weg und ober der Kirche genannt werden, welche zum Oblei (Gemeindeteil) Unterwalden gehören. Die Höfe, die hier und in den folgenden[3]) Tabellen angeführt werden, sind Urhöfe, deren Anlage auf die ersten Zeiten der Besiedlung zurückgeht. Damals bildeten sie einen einheitlichen landwirtschaftlichen Betrieb, heute bestehen zumeist zwei, vereinzelt sogar drei Bauerngüter auf ihnen.

Schon auf unserer bisherigen Wanderung konnten wir beobachten, wie ungünstig, vor allem wie steil das Gelände ist, auf welchem die Höfe angelegt wurden; dieser Eindruck wird auf weiteren Wanderungen in Villgraten noch verstärkt werden. Oft ist das unmittelbar beim Haus liegende Land so steil, daß seine Bearbeitung nur mit großer Mühe möglich wird; für das Wohnhaus und das Wirtschaftsgebäude stand kein ebener Bauplatz zur Verfügung. Heute würde niemand mehr daran denken, in solchem Gelände, wenn es noch unbesiedelt wäre, sich anzusiedeln und Land für einen landwirtschaftlichen Betrieb zu roden. Man frägt sich unwillkürlich, was denn die ersten Ansiedler vermocht hat, sich hier niederzulassen, Landwirtschaft zu betreiben und von dem so mühsam gewonnenen Ertrag noch gar nicht unbedeutende Abgaben an Grund- und Zehentherren und Steuern an die Landesherrschaft zu reichen.

Die Ansiedlung in Villgraten und andern Hochgebirgstälern ist in Zeiten des Mittelalters entstanden, als ein starker Landhunger sich geltend machte, der auch bedeutende Hindernisse, die sich seiner Befriedigung entgegenstellten, überwinden half. Die Bevölkerung nahm im Mittelalter trotz Seuchen, Kriegen und großer Kindersterblichkeit ständig zu, da die Familien sehr kinderreich waren. Für den Zuwachs an Menschen kam zumeist nur landwirtschaftliche Betätigung als Nahrungserwerb in Frage, Gewerbe und Handel vermochten nicht wie im 19. Jahrhundert, da die Dampfmaschine den großen Umschwung brachte, den Überschuß der Landbevölkerung aufzunehmen und zu beschäftigen. So trat denn jeweils eine Übervölkerung der Landbezirke ein, die einerseits zu einer Zerteilung der bereits bestehenden Güter führte, andererseits auf Gewinnung neuen Landes durch Rodung hindrängte. Der Überfluß an menschlicher

Abb. 1. Winkltal

Abb. 2. Außervillgraten

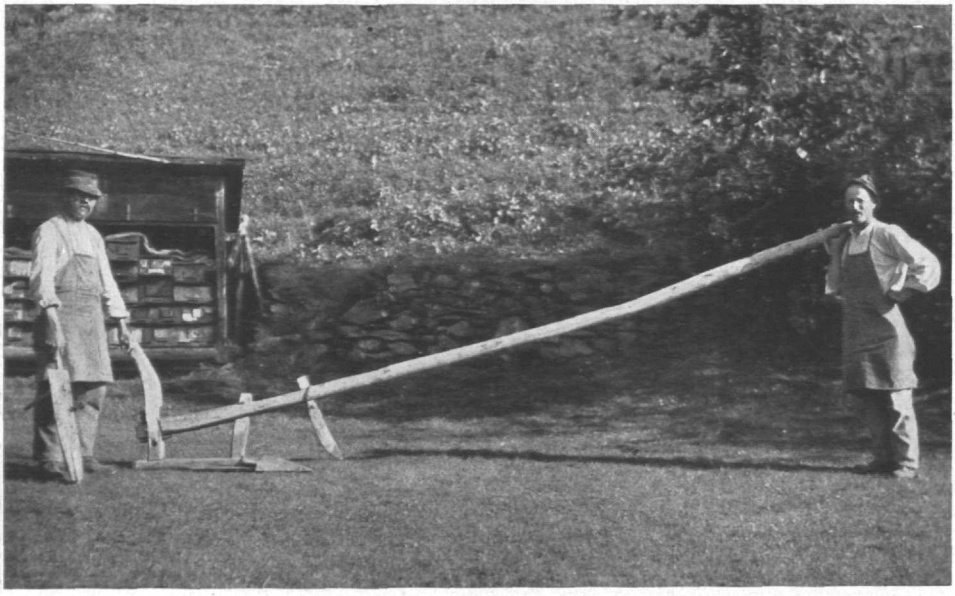


Abb. 3. *Oarl*

Abb. 4. *Radlpfluig*

Arbeitskraft, der für die Bebauung des Bodens zur Verfügung stand, führte im 12. und 13. Jahrhundert in ganz Deutschland zu einer großartigen kolonisatorischen Tätigkeit nach innen und nach außen. Die äußere Kolonisation erstreckte sich auf das ganze, östlich von Deutschland gelegene Gebiet, das damals nur eine dünne Besiedlung durch slawische Völkerschaften aufwies. Die innere Kolonisation suchte das Land der alten Heimat auszubauen und hier das Kulturland auf Kosten von Wäldern und Sümpfen zu erweitern. Der Druck, der sich aus dem raschen Anwachsen der Bevölkerung ergab, hatte die Deutschen aus den faulen Bärenhäutern, als welche der Römer Tacitus die Germanen seiner Zeit — wohl etwas übertreibend — darstellt, zu Arbeitsmenschen („homines laboris") gemacht, wie sie eine elsässische Geschichtsquelle des 13. Jahrhunderts nennt. Die eifrige Rodetätigkeit, die wir allenthalben in den deutschen Ländern im 12. und 13. Jahrhundert sich entfalten sehen, tritt auch in den Alpenländern zutage. In dieser Zeit dringt die Siedlung in die Hochtäler vor, die bisher nur während der Sommerzeit von Hirten und Herden als Weidereviere (Almen) aufgesucht worden waren.

Ein günstiger Zufall der urkundlichen Überlieferung läßt für unser Villgraten den Gang der Besiedlung deutlicher hervortreten. Villgraten war zugleich mit einem ausgedehnten Besitz im Hochpustertal dem Kloster Innichen bereits zur Zeit seiner 769 erfolgten Gründung zugewiesen worden. Aus dieser Schenkung leiten sich die Almrechte wie das Verfügungsrecht über die Wälder her, die das Kloster in späterer Zeit beanspruchte. Auf Grund dieser seiner Rechte verlieh es im Jahre 1140 dem Vogt des Klosters, dem Grafen Arnold von Morit, ein Waldgebiet in „*Valgratto*", das zur Anlage von Rodungen und Dauersiedlungen geeignet schien[4]). Die Neubrüche sollten durch Bauleute (bäuerliche Gutspächter), welche der Vogt anzuwerben hatte, angelegt und bearbeitet werden; nach dem Tode des Vogtes sollten die gerodeten Gebiete samt den Bauleuten, welche auf ihnen ansässig geworden sind, an das Stift übergehen. Der Vorteil, den der Vogt und in weiterer Folge das Kloster aus diesem Unternehmen zog, bestand darin, daß die Bauleute — vermutlich nach Ablauf einiger zinsfreier Jahre — dem Vogt und später dem Stift als ihrem Grundherren für die Nutzung des Landes einen Zins zu entrichten hatten. Aus späteren Quellen, die uns genauen Aufschluß über den grundherrlichen Besitz Innichens geben, wird ersichtlich, daß in Durchführung des Vertrags von 1140 die linke Talseite Innervillgratens, also die Sonnenseite, besiedelt wurde; ebenso dürfte wohl auch in dieser Zeit der innerste Teil des Winkltales mit einigen Höfen besetzt worden sein; im 16. Jahrhundert erscheinen hier die Höfe Moos, Perfl und Reit dem Stift Innichen grundzinsbar. Etwas später haben das Bistum Freising, dem Innichen vom 9. Jahrhundert bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts einverleibt (inkorporiert) war, und der Graf von Görz als Landesherr ein Verfügungsrecht über Almen und Wälder geltend gemacht und es in ähnlicher Weise, wie früher Innichen getan hatte, zur Ansiedlung von Bauern und Erwerbung grundherrlicher Rechte ausgenutzt[5]). Der Besitz Freisings erstreckt sich über die Höfe des innern Kalksteintals, der görzische Besitz vor allem über den schattseitigen Teil Innervillgratens und den größten Teil des vorderen Tales oder Außervillgratens. Hier wie in vielen andern Alpentälern ist also der innere Talteil früher besetzt worden als der äußere und die Sonnenseite früher als die Schattenseite.

Viele der neu angelegten Höfe waren sogenannte Schwaighöfe, welche die Viehzucht stark betrieben und deren Viehinventar zum Teil vom Grundherren beigestellt wurde; für das von ihm eingestellte Vieh sowie für die Nutzung von Grund und Boden hatten diese Höfe neben andern Abgaben vor allem einen bedeutenden Zins an Käs dem Grundherrn zu entrichten.

Die älteste Siedlung bestand aus Einzel- oder Einödhöfen, deren Kulturland

— Wiesen und Äcker — um das Haus lagen und ein geschlossenes Ganzes bildeten; häufig waren diese Urhöfe durch natürliche Grenzen wie Wasserläufe, Graben und Steilhänge voneinander geschieden. Auch Waldstücke größeren oder geringeren Umfanges breiteten sich zwischen den Höfen. Die Ausdehnung der Rodungen hat dann in der Folge diese Waldflächen stark geschmälert, so daß heute mancherorts nur mehr schmale Waldstreifen das Kulturland umschließen. Außer dem Kulturland bei den Häusern war der landwirtschaftliche Betrieb seit alters auf den Ertrag der Bergmähder angewiesen, die auf Rodungen im Hochwald oder an und ober der Höhengrenze des Waldes gelegen waren; die Entfernung dieser Wiesen von den Siedlungen ist oft eine recht erhebliche. Die Urhöfe wiesen eine bedeutende Größe auf; die extensive Wirtschaft der älteren Zeit brauchte viel Land für den Unterhalt einer Familie; als die Zahl der Menschen zunahm und das Land kostbarer wurde, teilte man die Urhöfe; zwei bis vier selbständige bäuerliche Wirtschaften bestehen heute auf einem Urhofe, in Außervillgraten ist die Teilung weniger weit vorgeschritten als in Innervillgraten.

Die Aufteilung hatte schon im 15. Jahrhundert ziemliche Fortschritte gemacht, doch kam es damals noch öfters vor, daß nach dem Tode eines Bauern die erbenden Söhne das Gut ungeteilt ließen und eine sogenannte Gemeinderschaft bildeten und in Haus- und Wirtschaftsgemeinschaft beisammen blieben. Solche Gemeinderschaften sind im Familienrecht Süddeutschlands für das Mittelalter häufig nachweisbar und haben sich im Recht der Schweiz bis heute erhalten. Keiner der Gemeiner konnte frei über seinen Anteil verfügen, wohl aber vermochte einer der Gemeiner, in der Regel das älteste männliche Mitglied der Gemeinderschaft, etwa der älteste Bruder, die Gemeinderschaft nach außen zu vertreten. Über das 15. Jahrhundert hinaus scheint sich in Villgraten die Gemeinderschaft nicht erhalten zu haben, während sie im benachbarten Defereggen als Hausgemeinschaft, als sogenannte „Gemeinhausung" mit einem „Vorhauser" an der Spitze vereinzelt bis ins 19. Jahrhundert fortbestand; im Familiennamen „Vorhauser" hat sich die Erinnerung an dieses Rechtsaltertum bis heute erhalten. Die auffallend lange Erhaltung der Hausgemeinschaft in Defereggen und in Virgen mag wohl mit dem einstigen slawischen Einschlag in der Bevölkerung zusammenhängen; bei den Südslawen hat sich die Hausgemeinschaft, die sogenannte „Zadruga", bis in die jüngste Zeit erhalten.

Die Grundherren suchten die Teilung der Güter durch ihre Bauleute einzuschränken und machten das Recht geltend, daß Teilungen ohne ihre Genehmigung nicht vorgenommen werden dürfen. So führte das Stift Innichen im Jahre 1466 Klage vor dem Gericht zu Sillian gegen die vier Brüder, Hans, Peter, Jörg und Heinrich, *„die man nennt die Khäuffleutt"*, wegen widerrechtlicher Teilung des Weghofes in Innervillgraten, den sie als Bauleute des Stiftes innehatten. Die angeklagten Bauleute verwiesen darauf, der Hof *„wär vor Zeitten in drew Taill getaillt gewesen"*; sie wären der Meinung, daß sie ihrerseits durch die Teilung (in vier Teile) ihr Recht auf den Hof nicht verloren hätten. Es kam in weiterer Durchführung des Rechtsstreites zur Verlesung des „Baurechtsbriefes", d. h. der Urkunde, laut welcher den Brüdern der Hof zu Baurecht, das ist zu Erbpachtrecht, verliehen war. Aus diesem Baurechtsbrief ergab sich jedoch, daß ihnen der Hof nur zu gemeinsamem Besitz (nach dem Recht der Gemeinderschaft) verliehen war, *„und wär kainer unter inn* (den Brüdern) *nicht gesundert"*, d. h. es bestünde keine Realteilung[8]).

Trotz des Widerstandes der Grundherren gegen die Teilungen erwies sich der Drang nach wirtschaftlicher Selbständigkeit so stark, daß die Gemeinderschaften auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten waren; die Teilung der Urhöfe ist schon im 16. Jahrhundert weit vorgeschritten und setzte sich im 17. Jahrhundert fort. Zu Ausgang des 17. Jahrhunderts ist die Teilung in einzelnen Fällen bis zu $^1/_{90}$ eines Urhofes vor-

geschritten. Die übermäßige Zersplitterung hatte das Entstehen von Zwerggütern zur Folge, die ihrem Bewirtschafter nur einen kümmerlichen Unterhalt gewährten oder ihn zwangen, über ihre Bearbeitung hinaus sich als Taglöhner oder durch Ausübung eines Gewerbes das Brot zu verdienen. Ein Beamter des Stiftes Innichen, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der Verwaltung der grundherrlichen Rechte des Stiftes betraut war, richtet an das Stift die Aufforderung, fernerhin keine Teilungen zu gestatten und dahin zu wirken, daß die Teile tunlichst wieder zu einem größeren Ganzen vereinigt würden, denn aus den Teilungen erwachse nicht allein dem Stift als Grundherrn *„merklicher Nachthail, sondern auch den Pauleuten nur Verderben, Armuet und Unrue“*[7]).

Hofteile wie $^1/_{96}$ konnten natürlich nicht mehr die Unterlage für einen selbständigen bäuerlichen Betrieb bilden, sondern erst die Vereinigung mehrerer solcher Splitter vermochte die Grundlage für eine bäuerliche Wirtschaft zu bieten. So setzte sich beispielsweise der Besitz des Bauern Sebastian Achhorner in Innervillgraten im Jahre 1831 zusammen aus $^1/_4 + {}^1/_{32}$ des Achhornhofes und $^1/_8 + {}^1/_{16}$ des Koflhofes; Kassian Achhorner, sein Nachbar, besaß $^1/_4 + {}^1/_{16}$ des Achhornhofes, Anna Senfter $^1/_{16}$ des Achhornhofes, Benedikt Stauder $^1/_6 + {}^1/_{16}$ dieses Hofes. Ein weiteres Zweiunddreißigstel dieses Hofes bewirtschaftete Johann Fronthaler, der außerdem $^1/_6$ des Pernauhofes (Pranaue), $^1/_{24}$ des Nunnhofes, $^1/_{32}$ des Weghofes und $^1/_{72}$ des Starzhofes innehatte. Der Besitz des Augustin Steidl war noch mannigfaltiger, er bestand aus $^1/_4 + {}^1/_{16}$ des Pletterhofes, $^1/_6$ des Hofes Niederalfen, $^1/_{16}$ des Hofes Oberalfen, $^1/_{36} + {}^1/_{24}$ des Orthofes, $^1/_8$ des Oberrainhofes und endlich $^1/_{18}$ des Peinthofes. Andere Bauerngüter wiesen wieder eine einfachere Zusammensetzung auf, so zerfiel der Auhof in Innervillgraten in zwei Teile, die eine Hälfte gehörte dem Balthasar Lanser, die andere dem Peter Schett, der außerdem noch ein Drittel des Fürhapthofes besaß[8]). Ein ungeteilter Hof gehört zu den Ausnahmen. In Außervillgraten werden wir einen solchen im Würzhof im Winkltal kennenlernen.

Die Teilung der Urhöfe erfolgte in ihren Anfängen zu dem Zweck, jedem Teilnehmer tunlichst eine selbständige Haushaltung zu ermöglichen. Aber auch bei den größern Teilen — den Hälften, Dritteln, Vierteln — war dieser Zweck zumeist nur dann erreichbar, wenn das bisherige Kulturland des alten Hofes durch Rodungen erweitert oder sein Ertrag durch intensivere Bewirtschaftung erhöht wurde. Die Intensivierung erfolgte in der Form, daß man Weideflächen in Wiesen, Wiesen in Acker verwandelte. Mit der Rodung ist man in Villgraten sehr weit gegangen. In Inner- wie in Außervillgraten blieben nicht viele Stellen übrig, an welchen noch eine Rodung hätte vorgenommen werden können. Die Rodung ist hier viel weiter getrieben worden, als in andern Landschaften. Beobachten wir doch selbst in der Umgebung älterer Städte, wie etwa in der Umgebung von Innsbruck, schöne, ebene Waldflächen von leidlicher Bodenbeschaffenheit, die ungerodet blieben.

Die Erinnerung an die Urhöfe und ihren Umfang hat sich trotz ihrer frühzeitigen Aufteilung in der Bevölkerung bis heute erhalten. Dazu trug vor allem die grundherrliche Verwaltung, wie sie bis zur Ablösung der Grundlasten im Jahre 1848 bestand, bei. Die Zinsgüterverzeichnisse der Grundherren, die sogenannten Urbare, behandelten den Urhof auch nach seiner Auflösung in mehrere Bauerngüter als Einheit, der Urhof in seinem alten Umfang erscheint hier als das mit Zins belastete Objekt. Bei den mannigfachen Beziehungen zwischen den Bauern und der grundherrlichen Verwaltung hat sich daher auch unter den Inhabern der auf einem Urhofe erwachsenen Bauerngüter das Gefühl einer gewissen Verbundenheit ausgebildet; verstärkt wurde dasselbe und bis in die Gegenwart erhalten durch Rechte und Pflichten, die mit dem Urhofe verbunden waren und auf die Inhaber der Teilgüter im Verhältnis zu ihrem Anteil am Urhof übergegangen waren. Auch in den älteren Haus-

briefen, den Besitzurkunden, welche in den einzelnen Bauernhäusern verwahrt werden, wird öfters der Beziehungen des bäuerlichen Gutes zum Urhofe, aus dem es ausgebrochen wurde, gedacht. Nicht selten tritt der Urhof mit dem zugehörigen Kulturland noch im Landschaftsbild von heute deutlich in Erscheinung; er zeigt sich als Rodungsinsel innerhalb der dunklen Waldfläche, oder sein Land ist, wie schon oben erwähnt, von natürlichen, deutlich hervortretenden Grenzen umschlossen. Wo dies nicht der Fall ist und häufiger Besitzwechsel die mündliche Überlieferung und die Erinnerung an die älteren Zustände abgeschwächt hat, verblaßt auch die Erinnerung an die alten Beziehungen zwischen den heutigen Bauerngütern und den Urhöfen, aus denen sie entstanden sind.

Seitdem wir ins Villgratental eingebogen sind, war uns kein weiter Ausblick mehr gegönnt; wohl aber tun sich, wenn unser Weg über Wiesen und Waldlichtungen führt, einzelne Einblicke taleinwärts auf; der Versellerberg*) mit seinen weit hinaufreichenden Siedlungen und darüber der grüne Gabesitten (vgl. Abb. 1—2), die vorderste Erhebung im Kamm zwischen Winkl- und Käsetal, werden sichtbar; an dem gegen Südwesten sich absenkenden Hang des Gabesitten liegt als hellgrüne Insel im dunklen Fichtenwald der Hof Feichtl (Hochfeitl der Spk.), der mit seiner Höhenlage von 1668 *m* zu den höchsten Siedlungen Außervillgratens gehört; der Urhof Feichtl umfaßt heute drei Bauerngüter, deren Häuser — in einer Reihe nebeneinander stehend — am obersten, waldnahen Rand des Kulturlandes errichtet wurden.

Weiterschreitend gelangen wir eine Viertelstunde vor der Kirche von Außervillgraten zu einer einfachen, neueren Kapelle; ihren Altar schmückt ein „Maria-hilf"-Bild, eine Kopie des Originalbildes von Lukas Cranach, das am Hochaltar der Innsbrucker Pfarrkirche steht. Es ist rührend, mit welcher Liebe allenthalben im deutschen Tirol das Volk an dieser echt deutschen Darstellung der göttlichen Mutter und ihres Kindes hängt und wie oft dies Bild in den Kapellen und Kirchen des Landes aufgestellt und an den Wänden der Häuser aufgemalt wurde. Es wäre ein gar nicht uninteressanter Beitrag zur religiösen Volkskunde, einmal zusammenzustellen, welche Art der Muttergottesdarstellungen im Lauf der Zeit besondere Verehrung beim Volke gefunden hat.

Unser Weg tritt nun aus dem Wald heraus, vor uns liegt der Weiler Bruggen (vgl. Abb. 2), bestehend aus der Kirche, dem im heimischen Stil neu erbauten Widum, dem Schulhaus, dem trefflichen Gasthaus des Herrn Leiter und dem Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Niederbrugghofes. Die Kirche, der hl. Gertrud geweiht, ist ein verhältnismäßig stattlicher Bau, der 1795 begonnen und im Geschmack des Klassizismus ausgeführt wurde. Eine Kirche der hl. Gertrud wird hier bereits 1326 genannt, doch wurde Außervillgraten bis 1680 seelsorglich von der Pfarre Sillian aus versorgt; erst in diesem Jahr kam es zur Errichtung einer eigenen Kuratie für Außervillgraten. Nach der Kirche ward in älterer Zeit (15. Jahrhundert) Außervillgraten auch als St. Gedrauten oder als Oblei St. Gedrauten bezeichnet.

Im Folgenden sollen nun die einzelnen Höfe des Oblei Unterwalden genannt werden und zwar ihre Namensformen 1. in der jüngeren schriftlichen Überlieferung; 2. in der Namensform, wie der Volksmund sie gibt; sodann soll 3. die erste Erwähnung des Hofes und ihre Form, 4. die Zahl der in der Zeit um 1780 auf dem Hof bestehenden selbständigen landwirtschaftlichen Betriebe, 5. deren Zahl im Jahre 1870 und endlich 6. deren heutige Zahl angegeben werden. Die Liste beginnt in der Aufzählung mit dem ersten Hof nördlich der Grenze zwischen Außervillgraten und Sillianberg. Die den Hofnamen vorangestellten Nummern ermöglichen es, die Lage der Höfe im Gelände mittels der Karte (Beilage 1) festzustellen.

All diese Höfe liegen am mehr oder weniger steilen Hang; die Höfe zu oberst am Hang nahe dem breiten Waldband zwischen den Almweiden und dem Kulturland

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der Betriebe im Jahre 1781[12])	Zahl der Betriebe im Jahre 1870[13])	Zahl der gegenwärt. Betriebe[14])
	in den Katastern[10])	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung[11])			
20	Ranbach	Unter- und Oberrompach	UG 1433: Ronpacher*)	2	3	2
19	Aigen	Aagen	UG 1463: Aygner*)	2	1	1
23	Troi	Troie	UG 1463: Troyer*)	2	1	1
21	Kuenz	Kuinzn	UG 1463: Kuncz (Walder)	3	3	2
24	Hofmann	Hofelat	UG 1433: am Hoff	2 (?)	2	2
22	Klapfer	Unter- und Oberkläpfer	UG 1463: Told im Wald nunc Klapher*)	2	2	2
25	Praitenbach	Außer-, Inner- und Oberproatenpach	UG 1433: Praytenpacher*)	4 (3**)+1)***)	3	3
28	Arnhof	Aarnhof	UG 1463: Arnär*)	2	2	—
27	Oberegg	Hinter- u. Außeroberögger	UG 1433: Oberekker*)	2	2	2
26	Walder	Ober- u. Unterhoachwalder	AB III Nr. 2513 vom Jahre 1243: Wald	2	2	2
29	Niederegg	Niederögge	UG 1463: Niederegker*)	4 (2**)+2)***)	3	3
30	Obbrugg	Obbruggn	UG 1433: Oberprukger*)	2	1	1
31	Niederbrugg	Niederbruggn	UG 1433: Niederprukger*)	1	3	3
			Summe	30(27**)+3***))	28	24

erfreuen sich eines günstigeren Geländes; bei ihnen verflacht sich der Hang, so daß er zuweilen geradezu den Charakter einer mäßig geneigten Terrasse oder Hochfläche annimmt. Um die Höfe liegen die Äcker und Wiesen; dies Kulturland bei den Höfen wird als *„Egarte"* (Einzahl *„die Egarte"* = Egarten) bezeichnet, ein und dasselbe Grundstück dient abwechselnd als Wiese und als Acker; es handelt sich also hier um die in den niederschlagsreichen Alpenlandschaften ebenso wie in den norddeutschen Marschen verbreitete Betriebsform der sogenannten Feldgras- oder Egartenwirtschaft; der Wechsel von Acker und Wiese vollzieht sich nicht durchwegs gleichmäßig; öfters kommt es hier in Villgraten vor, daß ein Grundstück etwa 3—4 Jahre als Acker unter dem Pflug gehalten wird, um dann ebensolang zu Gras liegen zu bleiben. Außer den *„Egarten"* werden in Villgraten noch *„Annewantn"* und *„Roane"* unterschieden; erstere werden im Gegensatz zu den Egärten niemals zu Äckern umgebrochen, sondern bleiben immer Wiesen; gewöhnlich handelt es sich um Teile des Hoflandes, die nicht wohl als Acker verwendbar sind. Die „Roane" sind besonders steile Wiesenflächen im Hofland. Unter *„Wiesen"* versteht der Villgrater seine ausgedehnten Bergwiesen, die, oft mehrere Stunden vom Hof entfernt, an und über der Waldgrenze und neben den Almen gelegen sind. Es werden da unterschieden *„Trotenwiesen"* und *„Umaden"* (Einzahl die Umade). Letztere werden gedüngt und zuweilen sogar zweimal gemäht, das zweite

*) Familiennamen, die aus dem Hofnamen gebildet wurden; der Hof muß also damals bereits bestanden haben.

**) Bauerngüter, die einen Stand von drei und mehr Stück Großvieh aufweisen.

***) Kleingüter, die einen Viehstand von weniger als drei Kühen aufweisen.

Heu, das gewonnen wird, heißt dann „Pofel". Die „Trotenwiſen" werden nicht gedüngt und können, um den Boden nicht zu erſchöpfen, nur jedes zweite Jahr gemäht werden. Die gedüngten Wieſen bei den Almen werden auch „*Tummfelder*" (von „*tummen*" = düngen) genannt. Als „*ſchlechte*" Wieſe bezeichnen die Villgrater eine Wieſe, die nicht viel von Steinen durchſetzt iſt und keine Felſen oder Abbrüche aufweiſt. Wenn wir zur Hochſommerzeit in den Villgrater Bergen über die Almen wandern, begegnet uns zuweilen ein Weib mit Rudkorb und Sichel; fragen wir ſie, was ſie vornimmt, ſo ſagt ſie, daß ſie „*Miate*" ſchneiden geht; es iſt eine Sennerin, die an Stellen, an welchen das Vieh nicht zukommt, das Wildheu mit ihrer Sichel abſchneidet. Die Arbeit iſt ſchwer und an den ſteilen, von Felſen durchſetzten Hängen nicht ungefährlich. Das Almvieh kann mit dem Futter, das es auf der Weide findet, nicht genügend ernährt werden; weil der Viehſtand ein verhältnismäßig großer iſt, muß alles aufgeboten und jeder Fleck Bodens ausgenützt werden, um das Vieh erhalten zu können. Wir haben hier eine jener intenſiven Formen der Bodenausnützung vor uns, wie wir ſie öfters noch in abgelegeneren Gebirgslandſchaften finden; es ſind das Überreſte einer Zeit, wo die Arbeit zufolge der ſtarken Übervölkerung der Landbezirke billig war und jedes Stück Bodens, das nur irgendeinen Ertrag gab, ausgenützt werden mußte.

Der Ackerbau iſt in Villgraten noch verhältnismäßig ausgedehnt; in früheren Zeiten wurde beſonders viel Haber angebaut, auch heute noch treffen wir neben vereinzelten Weizenfeldern und ſtärkerem Anbau von Roggen und Gerſte zahlreiche Haberfelder. Fröſte gefährden oft noch im Sommer die Ernte: im Auguſt 1930 ſah ich am frühen Morgen ſchwere Rauchwolken über den Feldern des Winkltals liegen; die Bauern hatten Feuer entzündet und für Rauchbildung geſorgt, um den Reif von ihren Feldern abzuwehren.

Auch Hagelſchläge, die in Villgraten häufiger auftreten, vernichten oft den ſo mühſam verdienten Ertrag des Ackers. Im Jahre 1625 bitten die Leute von Innervillgraten, es möge das neue „*Haberscheel*" (Habermaß) für die Zehentleiſtung verkleinert werden, weil „*sy zehendleith an hoch und groben Orthen sitzen*, (wo) *das liebe Getraid selten und die wenigern Jar wol geraten thuet*"[15]). Auf vielen Äckern in ſteiler Hanglage muß alljährlich die heruntergeſchwemmte Erde wieder hinaufgeſchafft werden; früher wurde durchwegs die Erde am Rücken in Körben hinaufgetragen. Dieſes Erdeauftragen (*„Ere autuin"*) iſt ſchon ſo oft beſchrieben worden, daß es überflüſſig wäre, es neuerdings zu ſchildern. „*Radelstock*" (Geſtell mit Rolle) und „*Radlsoal*" kommen heute wie früher bei dieſer Arbeit zur Verwendung, nur daß heute an vielen Orten die Erde nicht mehr in einem von einem Mann getragenen Rudkorb, ſondern in einem Karren, den eine Kuh zieht, hinaufgeſchafft wird.

An beſonders ſteilen Hängen muß der Acker mit der Haue bearbeitet werden, während in der Regel gepflügt wird. Gelegentlich wird noch mit alten Pflügen, die bis auf Schar und Sech aus Holz angefertigt ſind, gearbeitet. Häufig kann man ſolche alte Pflüge unter dem Vordache eines Stadels verwahrt ſehen. Drei Arten von Pflügen waren und ſind vereinzelt noch heute in Verwendung: die „*Örl*" (vgl. Abb. 3), der „*Radlpfluig*" (Abb. 4) und der „*Grädpfluig*". Der Unterſchied zwiſchen dieſen Arten des alten Pfluges beſteht im Weſen darin, daß die „Örl" eine lange Pflugſtange aufweiſt („*die Örlstange*" oder „*der Grintl*" genannt), die direkt auf das Joch der Zugtiere aufgelegt wird und kein Rad beſitzt, während der „*Radlpfluig*" e i n Rad, der Grebpfluig ein „*Grädd*", d. h. eine Protze mit zwei Rädern beſitzt. Die Pflugſchar (der „*Woagnsam*") iſt ſymmetriſch gebaut, ſo daß ſie auf beiden Seiten in den Boden einſchneidet; ſie iſt an der hölzernen „*Fersche*" befeſtigt, die an ihrem hinteren Teil zu ihrem Schutz gegen allzu raſche Abnützung an der Unterſeite mit Eiſenblech beſchlagen iſt. Zum ſenkrechten Abſchneiden des Erdbalkens dient das „*Sech*" wie beim Pflug von heute. Das ſchmale Brett, das die Pflugſtange

— die „*Örlstange*“ — mit der „*Fërsche*“ verbindet, wird „*Hap*“ genannt; der Führung des Pfluges durch den Pflüger dient die „*Goas*“ mit dem waagrecht durch sie gesteckten „*Hoarn*“. Das Wendbrett dieser Pflüge, die „*Feder*“ genannt, ist beweglich und kann jeweils an der einen oder andern Seite der „*Fërsche*“ befestigt werden. Dadurch wird ermöglicht, daß alle durch den Pflug ausgeschnittenen Erdbalken nach einer und derselben Seite gewendet werden können. Dies ist bei der geneigten Lage des Ackers nötig; sie bringt es mit sich, daß die Erdbalken nicht nach aufwärts, sondern nur nach abwärts geworfen werden können. Diese alten Pflüge — sie erscheinen bereits auf Fresken des beginnenden 15. Jahrhunderts (vgl. Abb. 5) — sind also in Anpassung an die Hanglage der Äcker entstanden, sind typische Gebirgspflüge, während draußen im Haupttal, im Pustertal und in der Gegend um Lienz neben diesen Pflügen in ebenen Lagen der sogenannte „*Boarpflug*“ (bayerischer Pflug) als alte Pflugform vereinzelt noch Verwendung findet. Er weist (vgl. Abb. 6) eine unsymmetrische, nur auf einer Seite einschneidende Schar auf; ein Wenden der ausgeschnittenen Erdbalken nach ein und derselben Seite ist bei ihm ausgeschlossen, es ist nur ein Auseinander- oder Zusammenpflügen möglich; dieser Pflug wäre am Berg nicht verwendbar und kann nur in ebenen Ländern (im bayerischen Flachland) entstanden sein.

Die einzelnen Urhöfe sind hier im Oblei Unterwalden zumeist nur in zwei, ausnahmsweise in drei Bauerngüter aufgeteilt worden, deren Häuser beisammenstehen. Im Siedlungsbild tritt die Lage und die natürliche Begrenzung der alten Urhöfe durch Graben, Steilhänge u. dgl. deutlich in Erscheinung.

2. Das Winkltal

Daß beim Hof Niederbrugg die Kirche erbaut wurde, hängt mit der Lage dieses Hofes im Mittelpunkt der Siedlungen von Außervillgraten zusammen. Hier berühren sich die vier Unterabteilungen der Gemeinde, die Obleien; talaufwärts schließt an Unterwalden der Oblei Unterfelden an; gegenüber der Kirche öffnet sich nach Nordosten das Winkltal mit seinen beiden Obleien Versellerberg und Winkltal. Wenn hier beim Weiler Bruggen die Siedlung zum ersten Male bis zum Bach hinabreicht, so hängt dies mit der günstigeren Besonnung zusammen; dadurch, daß das Winkltal eine breite Öffnung in die steilen Berghänge der Ostseite aufgebrochen hat, vermag die Sonne auch den unteren Hangteil der westlichen Talseite und den Talboden selbst länger zu bestrahlen, als dies bei der bisherigen schluchtartigen Enge des vorderen Tales möglich war. Der Talboden selbst ist hier beim Zusammentreffen der beiden Täler etwas erweitert und bietet einer Tiefensiedlung erträgliche Bedingungen. Staffler, in seiner wertvollen Topographie Tirols, findet die Lage des Ortes Bruggen „düster und schaurig, fast ohne alle Naturschönheit“. Staffler, der in den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts schrieb, war in seinem Naturempfinden mehr auf das Liebliche im Landschaftsbild eingestellt, wie er beispielsweise die Landschaft des vorderen Zillertals besonders ob ihrer Schönheit preist. Wer länger in Villgraten weilt und die erhabene Ruhe und den Ernst dieser Landschaft auf sich wirken läßt, mag sie wohl lieb gewinnen. Gerade das Landschaftsbild am Zusammentreffen der beiden Täler hat besondere Reize; weit zieht sich das Winkltal (vgl. Abb. 1) hinein, wir vermögen seinen Abschluß nicht zu ersehen; auf seiner Schattenseite decken dunkle Wälder bis hinauf zu den Almen den Hang, aus dem Innern des Tales schauen ernste, dunkle Felsgipfel; der Hauch des Unberührten und Geheimnisvollen, der über der Landschaft liegt, vermag wohl unsere Phantasie zu beschäftigen. Wer an einem stillen, sonnigen Spätsommertag auf der Veranda des Herrn Leiter sitzt und dem verschiedenartigen Rauschen der beiden Bäche in der Tiefe drunten lauscht, vermag wundersame Melodeien zu hören; zuweilen tönt's als wie fernes Glockenklingen darein.

Die Brücke über den Villgrater Bach, die dem Weiler den Namen gegeben hat, dient dem Verkehr ins Winkltal. Dem Bach entlang führt ein Fahrweg; gleich nach der Brücke zweigt von ihm ein Steig ab, der zu den Höfen des Verſellerberges wie auch zu den oberſten Höfen von Unterfelden aufſteigt. Am Bodenhof vorüber und durch ſeine Wieſen und über jäh ſich abſenkenden Waldboden führt der Weg zu den Wieſen von Geiregg und Jungegg empor (vgl. Abb. 2); dieſe ſind ſo ſteil, daß unſer Pfad den Anſtieg mittels einer aus Steinplatten errichteten Stiege, die ſogenannte Katzenleiter mit ihren 160 Stufen, gewinnen muß. Für viele Städter wäre der Weg in der Winterszeit, wenn er vereiſt iſt, faſt ungangbar; die Einheimiſchen, alte Leute wie Kinder, benützen ihn aber eifrig als Kirch- und Schulweg. Von Jungegg ab leitet ein Steig talein wärts nach Brunn und Hochgaſſe und den weiteren Höfen des Verſellerbergs; ſie liegen am oberen Teil des ſonnſeitigen Hanges des Winkltals. Auf ihm reihen ſich die Höfe in zwei Teilen: Die untere Zeile, nahe dem Bach, gehört zum Oblei Winkltal, die obere bildet den Verſellerberg. Der Hang iſt in ſeinen unteren Teilen ſehr ſteil, die Höfe des Verſellerberges liegen öfters auf einer Verflachung des Hanges; ſolche Verflachungen im oberen Teil begegnen uns allenthalben, ſie wurden in Inner- wie in Außervillgraten von der Siedlung ausgenützt, die ihnen folgend auch vor dem Aufſtieg in bedeutende Höhenlagen nicht zurückſcheut. Die Höfe, in einem Gürtel zwiſchen 1500 und 1650 *m* gelegen, weiſen keine großen Unterſchiede in der Höhenlage auf; der Weg, der ſie verbindet, muß daher keine bedeutenden An- und Abſtiege machen. Die Aufteilung der großen Urhöfe in zwei bis drei Bauerngüter führte auch hier zur Entſtehung kleiner Häuſergruppen zu zwei und drei Häuſern, die da und dort in einer Zeile dem Weg folgen.

Dieſe Hofwege wie auch die ſchon erwähnten Almwege haben für ein beſchauliches Wandern beſonderen Reiz; vor allem lernen wir die für den Beſtand dieſer Hochgebirgsſiedlungen ſo wichtigen Verkehrsverhältniſſe kennen. Die Verbindung zwiſchen den einzelnen Höfen auf den Höhen weiſt zumeiſt viel geringere Schwierigkeit auf als der Anſchluß an den Hauptverkehrsweg in der Tiefe. Vom Hauptweg in der Tiefe die ſchweren Laſten, wie Korn, Salz und andere Notwendigkeiten emporzuſchaffen, das bildet die Hauptſchwierigkeit. Dem ſchwierigen Verkehrsproblem ſind nun die Villgrater aus ſich heraus in origineller Weiſe beigekommen. Schon vor dem Krieg hatte ein regſamer Bauer in Unterwalden eine einfache Seilbahn errichtet, nach dem Krieg hat ein anderer Villgrater Bauer dieſes Syſtem der Seilaufzüge in zweckentſprechender Weiſe ausgebaut, ſo daß zur Zeit bereits eine ganze Reihe von Höfen Außer- wie Innervillgratens mit der Talſtraße, auf der auch Laſtenautomobile verkehren können, durch ſolche Drahtſeilbahnen verbunden iſt. Als Antrieb dienen zumeiſt einfache, von den Bauern ſelbſt hergeſtellte hölzerne Turbinen mit den entſprechenden Übertragungen, vereinzelt auch kleine Elektromotoren. Laſten bis zu 200, ja 300 *kg* werden befördert. Am Verſellerberg führt eine ſolche Drahtſeilbahn über die Siedlungen hinaus empor zu den Hochmähdern in einer Lage um 2000 *m*. Sie dient der Hinabſchaffung des Heues, während Dünger mit ihr hinaufgebracht wird, ſo daß die Umwandlung der bisherigen Magerwieſe in eine Dungwieſe möglich wurde.

Ein Waldgürtel, deſſen untere Grenze durch Rodungen zur Erweiterung des Kulturlandes bei den Höfen und deſſen obere Grenze durch Rodungen zur Ausdehnung der Bergwieſen und Almweide zurückgedrängt wurde, trennt in mäßiger Breite, über ſteile Hänge ſich hinziehend, das Gelände der Dauerſiedlungen von jenem der Almen. Die Bergwieſen ſind in ihrem unteren Teil häufig mit einzelnen Lärchen beſtanden. Zwiſchen den Bergwieſen und den Almweiden, zumeiſt noch unterhalb der klimatiſchen Waldgrenze, aber auf Flächen, von denen der Wald ſchon längſt vom Menſchen verdrängt wurde, liegen die Almhütten, die Kaſern oder — wie ſie hier in Villgraten

Abb. 5. Mittelalterlicher Pflug

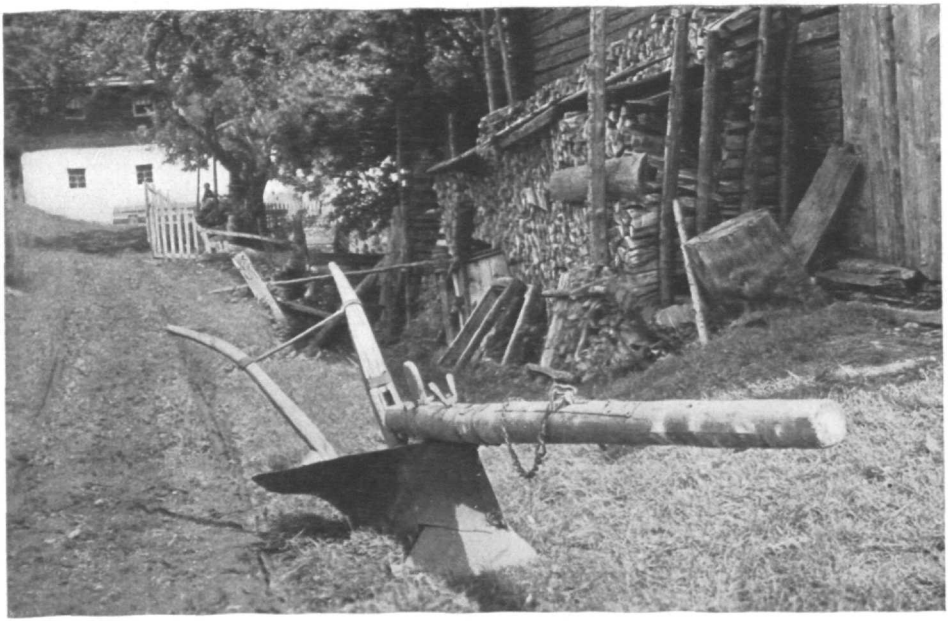


Abb. 6. *Boarpfluig*

Abb. 7. Rauchegge-, Wurzer-, Gaſtigkaſer

Abb. 8. Ainattal mit Talhof

auch häufig genannt werden — die „*Kammern*". Man bezeichnet die einzelnen Hütten nach dem Hof, zu dem sie gehören, als *Brand-, Gliese-, Högge-* (Hochegg-), *Mitterwurzer-* usw. *Kammern*. Die einzelnen Hütten (vgl. Abb. 9) werden schon seit Jahren recht wohnlich hergerichtet; sie weisen außer der Küche oft eine Stube mit Ofen auf und gleichen kleinen Bauernhäusern. Sie haben zwei Geschosse; da die Hütten am Hang liegen, ist auch das obere Geschoß, in welchem sich die Wohnräume sowie die Kammern zur Verwahrung von Milch, Käse und Butter befinden, von der Hangseite her ohne Stiege zugänglich. Im unteren Geschoß ist der Stall untergebracht; Heu für die Fütterung des Viehes bei etwa einfallendem Schnee ist zuweilen im Dachraum, gelegentlich auch in kleinen Anbauten untergebracht. Die Vorrats- und Schlafräume des Obergeschosses werden als „*Kaschtlan*" bezeichnet, man spricht von einem „*Milchkaschtl*", einem „*Schlafkaschtl*", einem „*Hiertnkaschtl*" (dem Schlafraum des Hirten) usw. Gelegentlich finden wir noch eine alte „*Kammer*" oder Kaser, wie die alte Höggekaser (Winkltal, vgl. Abb. 9), die heute nur noch als Heulege verwendet wird. Bei solchen alten Kasern fehlt die Stube; in ihnen finden sich noch recht alte, urtümliche Einrichtungen, wie der gekerbte Rundstamm (vgl. Abb. 10), der noch ganz in mittelalterlicher Art als Stiege in den Dachraum diente. Neben den Hütten liegen die „*Tummfelder*", die mit dem im Stall der Hütte abfallenden Mist gedüngt werden. An die umzäunten „*Tummfelder*" schließen sich ungedüngte Wiesen und Weiden an, welch letztere öfters mit einem Streifen bis zu den Hütten herabreichen. Zur Unterbringung des Heues dienen die „Schupfen", einfache, aus Rundhölzern errichtete Blockbauten, die mit den Wiesen am Versellerberg gelegentlich bis in Höhenlagen zwischen 2100 und 2200 *m* emporsteigen; Trockenmauern, die sich weit hinziehen, trennen hier in diesen waldfreien Höhen die Wiesen von den Weideflächen.

Die Almen werden in Außer- wie in Innervillgraten verhältnismäßig früh bezogen; auf einigen Almen findet der Auftrieb schon zu Anfang Mai statt; es muß dann das Vieh zunächst von den im Vorjahr eingelagerten Heuvorräten ernährt werden, bis die Almweide dem Vieh genügende Nahrung bietet. Reges Leben herrscht auf den Almen zur Zeit der Bergheumahd, die in der zweiten Hälfte des Juli einsetzt; viele Bauern sperren um diese Zeit ihre Häuser im Tal und ziehen mit Kind und Kegel auf die Alm. Alles, was von Hausgenossen arbeitsfähig ist, muß an der Heuarbeit teilnehmen; handelt es sich doch darum, die günstige Witterung tunlichst auszunützen, um das Heu trocken einzubringen. Zuerst werden die „*Ummaden*", die gedüngten Wiesen bei den Almhütten, gemäht, dann geht es an die ungedüngten Bergwiesen. Auf hochgelegenen oder schattigen Bergwiesen beginnt die Mahd erst nach dem „Hohen Unserfrauentag" (Maria Himmelfahrt, 15. August), diesem herrlichen Fest des Hochsommers. Wenn der Roggen im Tal zu reifen beginnt (zweite Hälfte August), zieht der größere Teil der Arbeitsleute samt den Kindern wieder ins Tal hinab zum Roggenschnitt. Der Abtrieb des Almviehes erfolgt bei einigen Almen schon in der Zeit um Bartlmä (Bartholomäus, 24. August), bei dem größern Teil aber erst um Rosari (Rosenkranzsonntag, erster Oktobersonntag) oder gar um den Landkirchtag (dritter Oktobersonntag). Dann wird's still auf den Almen; der milde Herbstsonnenschein, der braune, sanfte Ton der höheren Almmatten, die rotgelben, von den bereits schräger einfallenden Sonnenstrahlen durchleuchteten Lärchentangeln, die großen, einfachen Linien der Schieferberge, das alles vereinigt sich zu einem machtvollen und doch beruhigenden Einklang der Farben und Linien. Wer doch den in Musik übersetzen könnte! Die Stille dieser Höhen greift ans Herz. Wir verstehen, daß die Phantasie des Volkes die Almen in ihrer Abgeschiedenheit zum Sitz geheimnisvoller und auch unheimlicher Gestalten machte.

Von dem Höhenweg aus, der uns an den Höfen des Versellerberges vorüber zu den Almen emporführte, hatten wir gut Gelegenheit, die Gegensätze in der Besied-

lung auf dem von uns durchwanderten sonnseitigen Hang und der Siedlung der gegenüberliegenden Schattenseite zu erkennen. Auf dieser liegen die Höfe — von zwei Fällen abgesehen — nicht am Hang, sondern auf Niederterrassen oder Schuttkegeln nahe dem Bach in der Tiefe. Abgesehen von seinen untersten waldfreien Teilen breitet sich über den ganzen steilen Hang das Dunkel des Fichtenwaldes, das nur gegen obenhin allmählich in das lichtere Grün des Lärchwaldes übergeht. Zahlreiche Bäche brausen von den Höhen herab und haben tiefe Furchen in den Hang eingerissen, so daß die ursprünglich einheitliche Hangfläche umgebildet wurde zu einer Reihe steil absinkender gleichlaufender Talgraben; diese sind voneinander durch breitere oder schmalere Kämme getrennt, die vom Hauptgrat des Gebirges rippenartig auslaufen und gleich den genannten Talgraben quer zur Richtung des Haupttales, eben des Winkltales, ziehen (vgl. Abb. 7). Diese Querkämme fallen in ihrem unteren, dicht bewaldeten Teil steil zum Tal ab, in ihrem mittleren Teil ist ein Stück mit sanfterem Gefäll eingeschaltet; diese Mittelstücke geringeren Gefälles folgen sich gleichmäßig auf den einzelnen Parallelkämmen; ihnen entsprechen auf den einzelnen Kammstücken Waldrodungen, auf denen sich saftig grüne Wiesen ausbreiten und Kasern errichtet wurden; so folgen sich auf diesen vom Hauptkamm vorspringenden Nebenkämmen hintereinander die *Gastig* (Gasteig) und *Schupfekaser*, sodann die *Wurzerkaser* und auf der dritten sich vorschiebenden Kulisse die *Raucheggekaser*. In ihren obersten Teilen erweitern sich die schmalen Talgräben zu breiteren Karen, die der Almweide dienen; wir treffen in ihnen nur ganz einfache Unterstände für die Hirten. Gelegentlich weiten sich einzelne dieser Talgräben bereits in ihrem nahe der Waldgrenze gelegenen Teil zu breiteren Mulden; in solchen Fällen sind dann die Kasern in dieser Mulde erbaut worden und liegen die zugehörigen Wiesen am Boden und Hang dieser Mulden. Dies ist bei der Raut- und Tilliacher Kaser *(Tilgakaser)* der Fall.

Unsere Wanderung zu den Höfen und Almen des Versellerberges braucht viel mehr Zeit, als wir nach der Karte angenommen haben, und zwar nicht bloß deswegen, weil wir immer wieder Umschau halten und da und dort in einem Hof Einkehr halten und uns mit alten Bekannten unterreden. Der Weg, der die einzelnen Höfe verbindet, quert immer wieder die mehr oder weniger tief eingeschnittenen Graben und Mulden, welche den Hang zerteilen und die einzelnen Höfe trennen. Vom Hof Außermitterwurzen machen wir einen Abstecher und steigen auf dem schönen Almweg zur Gliefekaser empor; hier lernen wir im Nebeneinander einer sehr alten und einer jüngeren Kaser ein Stück Geschichte der Wohnkultur kennen. Den schönen Höhenweg talein zu den Brandkammern und Brandwiesen sparen wir uns für ein andermal und steigen diesmal wieder auf dem gleichen Wege zu den Hofsiedlungen des Versellerberges hinab, den wir zum Aufstieg benutzten. Auf Außermitterwurzen folgen talein die Höfe von Hinter- oder Innermitterwurzen und Oberwurzen. Bei Innermitterwurzen fällt die Lage der Siedlung auf; Feuer- und Futterhaus sind in den Hang am oberen Rand der zugehörigen Flur eingebaut, obwohl weiter unterhalb kleinere, terrassenartige Absätze, Fortsetzungen der schon weiter auswärts beobachteten Hangleisten, einen anscheinend günstigeren Bauplatz geboten hätten. Die Anlage erklärt sich wohl aus dem Streben, vor den Lawinen Schutz zu finden. Wäre das Haus weiter hinab mitten in die baumlose Hangflur gestellt worden, so hätte der Schnee, der auf dem baumlosen, steilen Hang leicht ins Gleiten kommen kann, das Haus bedroht; so aber gewährte der Wald, der an den oberen Rand der Flur angrenzt, der Siedlung Schutz. Nach Überschreitung eines Grabens kommen wir zum Hof Bachlechn. Neben ihm steht eine Kapelle der heiligen Genoveva.

In der Kapelle hängt zur Linken (auf der Evangelienseite) ein auf Holz gemaltes Bild mit der Inschrift: *„Zu Lob und Ehr hab ich Andreas Pachlechner und Maria Praderin der heilligen Genoffea dise Capellen pauen lasen und zu ein ewigen Ange-*

denckhn disse Taffel mahlen lasen 1765. Ex voto." Im oberſten Teil der Tafel iſt die heilige Genoveva dargeſtellt, darunter der Stifter mit Familie und Verwandten. Das Bild iſt unter anderem auch wegen der Darſtellung der alten Villgrater Volkstracht beachtenswert, als Maler nennt ſich Andre Mayr. Auf der gegenüberliegenden Längswand der Kapelle iſt ein Lawinenunglück dargeſtellt, von welchem der Hof heimgeſucht wurde. Die beigegebene Inſchrift beſagt: „*Im Jahr 1836 am Stephans Tag, da wir noch alle zu Bette woren, kam die Lahne, drukt da das Haus zusamen, ich Johann Walder Bauer kam Gott Lob von selbsten aus, rettete dann zuerst mein Weib Anna Senfterin und dan 4 Dienstleita alls Joseph Pitterle, Anna Walder, Gerdraut Feichterin, Maria Furhater (Fürhapter). Mein Kind Johan, noch kein Jahr, war 6 Stund unter den Schnee, mein Knecht Johan Fürhalter und mein größers Kind Anna haben das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht. Gott zum Dank für die Rettung und zum Andenken an diß Unglik hab ich dises mahlen lassen 1842.*" Das Bild bringt in primitiv-kindlicher Technik zur Darſtellung, wie der Bauer aus dem halb umgeworfenen Haus ſich das Kind aus einem Fenſter herauslangt, die Inſchrift erzählt in rührend ſchlichten Worten vom harten Kampf auf dieſen Höhen. Derartige Lawinenunglücke ereigneten ſich im Lauf der Zeit bei der Lage der Höfe auf ſteilen Hängen leider nur allzuoft. So erwähnt eine Eintragung von 1598 im Totenbuch der Pfarre Sillian, daß im März auf einem Hofe in Außervillgraten (wahrſcheinlich beim Kalber im Winkltal) nicht weniger als acht Perſonen „nivium incursione circa prandium interierunt" (durch einen Schneeſturz um die Zeit des Mittagsmahls zugrunde gingen). In jüngſter Zeit, kurz nach Mitternacht vom 7. auf den 8. Jänner 1919 überſchüttete eine Lawine den Firhapterhof in Innervillgraten, wobei fünf Hausbewohner den Tod fanden; von vier Männern, die in einer und derſelben Kammer ſchliefen, kam nur einer mit dem Leben davon, der mir erzählte, wie ſein Bettgenoſſe gleich erdrückt wurde, während zwei ſeiner Kammergenoſſen noch zwei bis drei Stunden lebten; er hörte ſie reden, ohne ihnen zu Hilfe kommen zu können, weil die Balken des vom Schnee verſchobenen und eingedrückten Hauſes ihm jede Bewegungsfreiheit benahmen, ja im Laufe der neun Stunden, die er unter den Trümmern lag, ſich immer näher auf ihn herabſenkten und auch ihn zu erdrücken drohten. Im Februar 1931 zerſtörte eine Windlahne das Haus beim S t u n e r (Teil des alten Mayrhofes in Inner-Villgraten) und tötete den Beſitzer und ſieben ſeiner Kinder, während die Mutter ſchwer verletzt wurde, aber noch gerettet werden konnte.

Die Heimatliebe der Villgrater iſt ſtark genug, auch dieſe Gefahren auf ſich zu nehmen; der zerſtörte Hof wird wieder aufgebaut und die, welche das Unglück überleben, hauſen nach wie vor auf dem einſamen Hof am ſteilen Berg. Man ſucht wohl Sicherung in der Wahl eines beſſeren Platzes innerhalb der Hofflur und legt auf der dem Berg zugekehrten Hinterſeite des Hauſes ſchanzenförmige Schutzbauten an (vgl. Abb. 19 des Jahrg. 1932), aber alle Vorſicht wird gelegentlich wieder durch ungewöhnlichen Lahngang vereitelt, die ungeheuren Schneemaſſen, die ſich bei einzelnen beſonders ſtarken Schneefällen anhäufen, durchbrechen, über die waldfreien Höhen herabſtürzend, auch den ſtärkſten Waldgürtel und ſuchen ſich eine neue Bahn, wie das beim Firhapter der Fall war. Mehr noch als die Grundlawinen ſind es die Windlahnen, welche ganz unvorhergeſehene Bahnen einſchlagen.

Von Pachlechen führt unſer Weg am Hof Außer- und Hinterlaner (Hochlahn der Spezialkarte) vorüber, hinab zu den Höfen Tilliach *(Tilga)* und Pech, die bereits nahe der Talſohle liegen; die Siedlung, welche bei Mitterwurzen, Bachlechen und Laner den Höhengürtel zwiſchen 1600 und 1700 *m* erreicht hatte, ſinkt nunmehr in eine Höhenlage zwiſchen 1500 und 1600 *m* herab und nähert ſich der Sohle des Winkltals. Die zwei Güter von *Tilga* (Tilliach) ſind die innerſten oder letzten Dauerſiedlungen des Winkltales; die weiter talein gelegenen Höfe Reit, Perſl und Mooshof *(Moose)*

sind heute nur mehr zur Sommerszeit bewohnt und werden als sogenannte *„Zuihoamatln"* (Zuheimaten) bewirtschaftet; sie sind zur Zubehör anderer Güter *(Hoamat* = Heimat) geworden, von denen aus sie bewirtschaftet werden.

Solche Umwandlung früher selbständiger, bäuerlicher Betriebe in Zugüter können wir allenthalben in unsern Hochgebirgstälern beobachten, sie tritt in manchen stärker, in andern schwächer auf und bedeutet eine Minderung der Zahl der Bauerngüter sowie — damit zusammenhängend — der bäuerlichen Familien. Die Umwandlung in Zugüter erfaßt einerseits Güter an der oberen Grenze der bisherigen Dauersiedlung, andrerseits auch Güter in den tiefergelegenen Teilen der Siedlung. Die Hoftabellen, die dieser Abhandlung beigegeben sind, zeigen an, wie stark der Rückgang der selbständigen Betriebe seit den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ist; die beigegebene Karte läßt die Lage der aufgegebenen Betriebe annähernd erkennen. Jede Wanderung durch die Höfe Villgratens kann uns Einblick in diese Änderung der Siedlung gewähren; schlecht eingehaltene, unbewohnte oder gelegentlich von armen Mietleuten bewohnte alte Häuser erinnern daran, daß einstens die Zahl der bäuerlichen Haushaltungen und landwirtschaftlichen Betriebe größer war als sie es heute ist. Viele dieser Zugüter grenzen an die Hauptgüter, mit denen sie heute zu einer Einheit landwirtschaftlichen Betriebes verbunden sind, unmittelbar an oder liegen doch in ihrer nächsten Umgebung, so daß sie vom Hauptgut aus und in gleicher Art wie die zum Hauptgut gehörigen Güter, bearbeitet werden können. Außer dieser Art von Zugütern gibt es noch andere, die in so erheblicher Entfernung vom Hauptgut liegen, daß sie nicht mehr gemeinsam mit dem Hauptgut bestellt werden können, sondern einer gesonderten Bewirtschaftung bedürfen. Solche Zugüter liegen am oberen Rand der Dauersiedlung, zu oberst an den Hängen des Haupttales oder im innersten Winkel eines Nebentales, wie etwa die vorhin erwähnten Höfe Reit, Perfl und Moose. Zugüter dieser Art werden in der Weise bewirtschaftet, daß ein Teil der verfügbaren Arbeitskräfte auf ihnen durch längere Zeit — auf manchen Zugütern vom Mai bis zum Spätherbst — Aufenthalt nimmt und auch ein Teil des Viehes auf dem Zugut während dieser Zeit eingestellt und mit dem am Zugut eingebrachten Futter ernährt wird. Während dieser Zeit müssen die zum Zugut gehörigen Grundstücke bearbeitet werden; diese umfassen außer den Wiesen auch Äcker. Freilich hat der Ackerbau auf den Zugütern gegenüber den Zeiten, da sie selbständige, bäuerliche Betriebe waren, eine erhebliche Einschränkung erfahren, ein Teil der Äcker ist zu Wiesen geworden. Im Hochsommer, wenn das Heu auf den Wiesen zu mähen und das Korn zu schneiden ist, begibt sich die ganze Familie des Besitzers auf das Zugut, die übrige Zeit bleibt nur ein Teil der verfügbaren Arbeitskräfte, oft nur eine Person, am Zugut, um das Vieh zu versorgen und notwendig werdende Arbeiten im Haus und auf Wiesen und Äckern vorzunehmen.

Die Ursachen, die zur Umwandlung von Bauerngütern in Zugüter führten, sind mannigfaltige, wir können hier nur einige hervorheben[16]). Der Siedlungsrückgang steht zunächst im engsten Zusammenhang mit jener Erscheinung, die wir als Landflucht bezeichnen; sie äußert sich darin, daß die Bevölkerung von den Landbezirken ab- und der Stadt zuströmt und in der Folge die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen abnimmt, während die Zahl der im Verkehr und im Gewerbe tätigen Personen zunimmt. Die Landbevölkerung wendet sich den Städten und Industriebezirken zu, weil sie dort bei leichterer Arbeit ein höheres Einkommen zu erlangen hofft. Die Landflucht steht im engsten Zusammenhang mit dem raschen Anwachsen der Industrie und des Verkehrs seit der Ausbreitung der Dampfmaschine. In den zahlreichen neuerstehenden Betrieben der Industrie und des Verkehrs fanden viele Arbeitskräfte Beschäftigung. Gefördert wurde die Abwanderung dadurch, daß viele Landbezirke gerade in den Gebirgslandschaften eine verhältnismäßige Übervölkerung aufwiesen. Diese

hatte unter anderm eine übermäßige Zerteilung der Güter und die Entstehung von Kleingütern zur Folge gehabt, die einer Familie nur bei bescheidenster Lebensführung den Unterhalt gewährten. Ja es entstanden Zwerggüter, deren Inhaber neben der Landwirtschaft noch einen andern Beruf ausüben mußten, um den Unterhalt für sich und ihre Familie zu gewinnen. Beides trat in Villgraten ein, die Bildung bäuerlicher Kleingüter, deren Inhaber nur bei sehr bescheidener Lebenshaltung vom Ertrag ihres Gutes sich ernähren konnten, und die Entstehung von Zwerggütern, deren Inhaber als Gewerbetreibende, Schuster, Schneider, vor allem als Weber ein Einkommen neben dem Ertrag ihres kleinen landwirtschaftlichen Betriebes hatten.

Unter dem Druck der Übervölkerung waren die Arbeitskräfte billig zu haben; man konnte daher den Boden in mancher Hinsicht intensiver bearbeiten, als dies heute bei höherem Preis der Arbeitskraft möglich ist. Weil die Arbeit billig war, konnte man unter anderm Land urbar machen, Waldrodungen vornehmen, wo heute niemand mehr daran denken würde, den Wald, wenn er noch vorhanden wäre, in Wiesen oder Äcker zu verwandeln. Für intensivere Bearbeitung des Bodens in früherer Zeit spricht die Beobachtung, daß die Ackerfläche früher ausgedehnter war. Wir finden viele Dauerwiesen, die früher Äcker waren; die steilen Hänge sehen wir mit zahlreichen Trockensteinmauern durchsetzt; man errichtete diese Mauern, um hinter ihnen Erde anzuschütten und so Terrassenflächen zu gewinnen, auf denen Ackerbau möglich war. Freilich weisen auch diese Terrassenflächen noch immer eine nicht unbedeutende Neigung auf; immerhin ist sie geringer als die der Steilhänge. Ein alter Villgrater Bauer erzählte mir: „Wenn vor alters ein Bauer mit kinderreicher Familie wieder einen Familienzuwachs erhielt, so ging er hinaus auf den Rain, baute ein Mäuerl, um wieder ein Stück Acker zu gewinnen und den neuen Ankömmling ernähren zu können." Die Zahl der kinderreichen Familien war damals groß und ist es erfreulicherweise auch heute noch. Angebaut wurde in älterer Zeit vor allem Haber, der in der Form von *„Habermuiße"* (Habermuß oder -brei) und als Zusatz beim Brot das Hauptnahrungsmittel der alten Villgrater darstellte; es wurde auch reines Haberbrot (die sogenannten *„Haberblattlan"*, dünne, blattartige Teigfladen) hergestellt.

Das Abströmen eines Teiles der Landbevölkerung in die Städte und Industriebezirke löste den Druck der Übervölkerung, steigerte aber auch den Preis der Arbeitskräfte. Dazu kam, daß die Besserung der materiellen Lebenshaltung, wie sie sich in den letzten hundert Jahren vor dem Weltkrieg vollzog, auch die bäuerlichen Ansprüche steigerte, wenn auch gewiß die bäuerliche Lebensführung — an städtischen Verhältnissen gemessen — noch immer eine sehr bescheidene blieb. So wollte auch den Villgratern, schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts „die Haberkost nicht mehr recht schmecken"[17]).

In älterer Zeit hatte der Bauer das Meiste, dessen er bedurfte, im eigenen Haus erzeugt, heute ist er weit mehr als früher auf den Verkehr angewiesen, er muß seine Erzeugnisse im Verkehr absetzen und seinen Bedarf zu einem weit größern Teil durch Kauf erwerben. Er braucht mehr Geld und wird weit mehr in die Geld- und Verkehrswirtschaft verflochten als früher. Besonders deutlich tritt dies beim Getreide in Erscheinung. Früher deckte man auch in solchen Hochgebirgstälern den Bedarf an Brotfrucht ganz oder doch zum größeren Teil in der eigenen Wirtschaft, durch eigene Erzeugung; die Teuerung der Arbeitskraft und die Verbilligung der Getreidepreise seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts führte dazu, daß der Bauer das nötige Getreide zu einem größern Teil als bisher durch Kauf erwarb und dafür Äcker in Wiesen verwandelte und seinen größern Bargeldbedarf durch Ausdehnung seiner Viehzucht zu decken sich bemühte. Dieser Erweiterung der Viehzucht und Molkereiwirtschaft auf Kosten des Ackerbaues kam die Gestaltung der Preise entgegen: Während die Getreidepreise fielen, stiegen die Preise für das Vieh und die Erzeugnisse der Molkereiwirtschaft.

All diese Umstände wirkten dem Fortbestand der Güterzersplitterung und der kleinen Güter entgegen. Ein Bauerngut, das einseitig auf Viehzucht eingestellt ist, muß, wenn es einer Familie den Unterhalt gewähren soll, über eine größere Bodenfläche verfügen, als ein Bauerngut mit stärkerem Ackerbau. Die kleinen Bauerngüter der älteren Zeit vermochten auch angesichts der erhöhten Kosten für die Lebensführung sich nicht mehr zu behaupten; die Möglichkeiten durch Nebenerwerb sich ein Einkommen zu verschaffen, nahmen ab. Viele dieser Kleingüter kamen daher zum Verkauf; unternehmende und kapitalkräftigere Landwirte kauften sie auf und verwandten sie als Zugüter zur Ausdehnung der Viehzucht. Die stärkere Verflechtung der bäuerlichen Wirtschaft mit dem Verkehr führte dazu, daß auch größere Güter, wenn sie in ungünstiger Verkehrslage sich befanden, weitab von den Hauptstraßen und Bahnlinien lagen, entwertet wurden und infolgedessen als Zugüter leichter erworben werden konnten. So erklärt es sich, wenn wir auch in Villgraten in abgeschiedenen Nebentälern, wie etwa im innern Winkltal, in Tafinne (vgl. Abb. 11); im Ainet- (vgl. Abb. 8 und 12) und Kalksteintal die Umwandlung größerer alter Bauerngüter in Zugüter feststellen können.

Es spielen bei all dem neben den Ursachen rein wirtschaftlicher Natur auch solche geistiger Art mit herein. Der starke Familiensinn und die Anhänglichkeit an das Familiengut haben in früherer Zeit mehr als heute Verwandte, vor allem Geschwister des bäuerlichen Besitzers bewogen, um ein weit unter dem Normallohn stehendes Entgelt am Hofe zu dienen. Auch die Scheu vor dem Leben auf einem entlegenen Berghof mag heute größer sein als sie es in der Vergangenheit war. Es würde uns ja viel zu weit führen, sollten all die Gründe angeführt werden, welche die Zahl der selbständigen Bauerngüter minderten und den Rückgang der Siedlung zur Folge hatten. Erwähnt werden muß jedoch, daß ein Aufkaufen von Gütern zur Vergrößerung einzelner landwirtschaftlicher Betriebe zu allen Zeiten stattfand; größere Einträglichkeit der Viehzucht hat schon an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert dazugeführt, daß bisher selbständige Güter in Zugüter verwandelt wurden. Gerade in Villgraten werden wir noch solche Fälle feststellen können. Aber in früheren Zeiten wurde eine solche Minderung der Zahl der selbständigen Betriebe wieder ausgeglichen durch Aufteilung größerer Güter und deren Umwandlung in mehrere kleine sowie durch Neurodung von Land. Es ist auch noch nach 1870 vorgekommen, daß Zugüter wieder zu einer selbständigen Wirtschaft, zu Hauptgütern werden; andrerseits hat manches Zugut, das zu einem bisherigen Zwergbetrieb geschlagen wurde, diesen zum Bauerngut gemacht. Zwei Zwerggüter auf dem Boden des alten Niederbrugghofes sind beispielsweise durch Zukauf fremder Hofteile zu Bauerngütern geworden, so daß sich die Zahl der Bauerngüter, deren Wohn- und Wirtschaftsgebäude auf dem alten Niederbrugghofe liegen, in der Zeit von 1781 bis zur Gegenwart von einem Gut auf drei Güter vermehrt hat. Im ganzen ist aber in den letzten Jahrzehnten doch die Entstehung neuer selbständiger Bauernwirtschaften hinter der Umwandlung selbständiger Güter in Zugüter zurückgeblieben, so daß heute ein Rückgang der Siedlung in Erscheinung tritt.

Es läßt sich nicht feststellen, daß etwa gerade die Güter, deren Bewirtschaftung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, von der Dauersiedlung aufgegeben und in Zugüter verwandelt worden wären. Oft sind es besondere Umstände, welche den Verkauf eines Hofes und seine Umwandlung in ein Zugut fördern. Häufig tritt diese Umwandlung ein, wenn der letzte Gutsinhaber ohne Leibeserben gestorben ist. Andrerseits reizt der große Besitz an Wiesen und Almweiden, der mit manchen hoch und im Talinnersten gelegenen Höfen verbunden ist, zum Ankauf und zur Verwendung als Zugut. Die drei verlassenen Höfe im innersten Winkltal, zu welchen uns unsere Wanderung geführt hat, sind leichter zu bearbeiten als so mancher andere Hof am steilen Verselberg. Ungunst der Bodenbeschaffenheit kann also nicht in erster Linie die Ursache ihrer

Umwandlung in Zugüter sein. Eher könnte ihre erhebliche Entfernung von der Hauptstraße des Tales und vom örtlichen Verkehrsmittelpunkt, dem Weiler Bruggen, als Nachteil gewertet worden sein; der Nachteil der größeren Entfernung wird allerdings durch die Beschaffenheit des Weges einigermaßen ausgeglichen, der im Vergleich zu den steilen Pfaden, welche die Höfe des Versellerberges mit der Hauptstraße verbinden, gut erscheint. Öfters dürfte die weitgehende Zerteilung der alten Höfe zur Preisgabe der Dauersiedlung beigetragen haben; der Hof Persl zerfiel um 1780 in zwei Bauerngüter, Reit gar in drei Güter; auf den Gütern zu Persl wurden 5, beziehungsweise 4 Stück Großvieh 1781 gehalten, auf den drei Gütern zu Reit 8, 4 und 6 Stück Großvieh. Güter mit einer Viehhaltung von vier Stück Großvieh boten nur ein sehr schmales Einkommen selbst bei bescheidensten Ansprüchen, auch eine Viehhaltung von 5—6 Stück Großvieh bedeutete hier, wo der Ackerbau schon erschwert war, ein karges Einkommen. Es mag also wohl das geringe Ausmaß solcher Güter die Umwandlung in Zugüter gefördert haben, die bei Reit noch vor 1870 sich vollzog, während zu Persl das eine der Güter 1870 noch besetzt war und erst nach 1870 zum Zugut geworden ist. Sehr früh hat der Mooshof seine Selbständigkeit und seine Eigenschaft als Dauersiedlung verloren. Bereits im Jahr 1570 hatte Anton Mosmann, als letzter am Moosehof hausender Bauer, mit Zustimmung der Grundherrschaft, des Chorherrenstiftes Innichen, den Hof an Ambros Untermair in Panzendorf (Drautal östlich Sillian) um 785 Gulden verkauft[18]). Als Grund für den Verkauf gab Mosmann dem Stift an, daß „*die teurn spern misgeratnen Jar auff in khumen, dardurch er in Armudt geratten und ime nimmer getraw, sollichen Hof inenzuhaben*". Von da an blieb der Moosehof bis heute Zugut; 1591 ward er in zwei Teile geteilt, das Haus selbst zeigt sich als Doppelhaus (zwei „*Laben*" = Hausgänge, zwei Küchen und zwei Stuben).

Der Mooshof, am Talboden auf einem sanft geneigten Schuttkegel gelegen, weist eine für die Bearbeitung günstige Bodenbeschaffenheit auf. Wenn er gleichwohl seit dem 16. Jahrhundert Zugut blieb, so fiel dabei ins Gewicht, daß er wegen der ausgedehnten Weiderechte, die mit ihm verbunden waren, einen besonderen Anreiz für kapitalkräftigere Landwirte bot, ihn als Zugut für eine ausgedehnte Viehhaltung zu verwenden. Gerade im 15. und 16. Jahrhundert tritt das Streben Zugüter zu erwerben — offenbar im Zusammenhang mit größerer Einträglichkeit der Viehzucht — stärker hervor, so daß sogar die tirolische Landesordnung von 1532 gegen diese Minderung der Dauersiedlung und die daraus erwachsende Minderung der Volkszahl und wehrfähigen Landesbewohner Stellung nimmt. Zeitweise Bedrohung des Mooshofes durch Lawinen und Hochwasser mag die Preisgabe der Dauersiedlung unterstützt haben; nach einer Angabe aus dem Ende des 18. Jahrhunderts war der Hof „an dreien Orten in Län- und Wassergefahr"[19]).

Vom Mooshof leitet ein fahrbarer Karrenweg weiter talein ins innere Winkltal mit seinen zahlreichen Almen und Kasern. Im Sommer dient er dem Almverkehr, im Winter als Schlittweg, um das Heu der Bergwiesen herauszuführen. Am Talboden und auf den Hängen breiten sich die Bergwiesen; die innersten auf den Hängen ober Volkzein sind soweit von den Siedlungen entfernt, daß einzelne der Besitzer um 10 Uhr nachts von ihren Häusern aufbrechen müssen, um morgens gegen 6 Uhr zu ihren Wiesen und den Heuschupfen zu kommen, von welchen mit „Ferggeln" und Schlitten das Heu herabgeschafft werden muß, bevor die Sonne den Schnee weicher macht, die Benützbarkeit des Schlittweges verschlechtert und die gefürchteten Lahnen an den steilen Hängen loslöst. Da das Aufladen des Heues ziemliche Zeit erfordert, muß man schon früh zur Stelle sein, um die Abfahrt zu guter Zeit beginnen zu können.

Wir aber müssen uns, da eine Wanderung ins innere Winkltal noch mehrere Stunden erfordern würde, talaus wenden; nach einer Wanderung von weniger als einer halben Stunde sind wir wieder in den Bereich der Dauersiedlung eingetreten; ober-

halb des Weges und zwar am unteren Teil des sonnseitigen Hanges liegen die schon genannten Höfe von Tilliach *(Tilga)*. Nach weiteren zwanzig Minuten greift die Siedlung auch auf die Schattenseite über; vor uns liegt der stattliche ungeteilte Urhof Wurze mit seiner Kapelle; das zugehörige Land erstreckt sich in einem breiten Streifen, bis über die Waldgrenze empor; zu unterst im Tal und am Hangfuß liegen Äcker und Wiesen, weiter oben breitet sich der Wald aus und zu oberst folgen die Bergwiesen und Almweiden, die zur Wurzer Kaser gehören. Noch bevor wir nach Wurze gelangt sind, schaut vom unteren Teil des schattseitigen Hanges der Hof Rauchegg *(Trachöggn)* herab; er ist aber heute nur mehr Zugut; ungünstige Lage wie geringes Ausmaß des zugehörigen Besitzes haben hier die Preisgabe der Dauersiedlung begünstigt. Ein Teil der Höfe, denen wir von hier ab begegnen, liegt auf Niederterrassen, durch deren aus Schutt bestehenden Flächen der Winklbach sich die Rinne gegraben hat, in der er über große Felsblöcke rauschend den Weg talaus sucht. Auch der untere Teil des sonnseitigen (rechten) Hanges ist von Höfen besetzt, während auf der Schattenseite nur der Hof Glinze auf einer Rodung am steilen schattseitigen Hang entstanden ist.

An die 46 Bauernhäuser bilden nach Staffler[20]) den Oblei Winkltal, während der Oblei Versellerberg, die Siedlungen am oberen Teil des sonnseitigen Talhanges umfassend, 36 Häuser zählte; die Zahlen der heute noch ganzjährig bewohnten Häuser haben sich entsprechend der Umwandlung von selbständigen Gütern in Zugüter etwas vermindert. Etwa anderthalb Stunden, nachdem wir den Moosehof verlassen haben, stehen wir am Ausgang des Winkltals an der Brücke über den Villgratner Bach und müssen jetzt noch einen kleinen Aufstieg zum Weiler Bruggen und zum Gasthof des Herrn Peter Leiter auf uns nehmen.

Die Höfe der Obleien Versellerberg und Winkltal

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der Betriebe im Jahre 1781[12])	Zahl der Betriebe im Jahre 1870[13])	Zahl der ganzjährig bewohnten Betriebe 1951[14])
	in den Katastern[12])	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung[11])			
63	Geiregg	Geirögge	UG 1433: Geyrekg	1	1	1
64	Jungegg	Jungögge	UG 1530: Jungedher*)	2	1	1
33	Hohegger	Högge	PB 1545: Hochegger*)	1	1	1
34	Brunn	Brunn	UG 1492: Pruner*)	3	3	3
35	Gasser	Gäße	Urk. S 1351: An der Gazze	3	2	2
36	Grablechen	Groaba	UG 1433: Grablehen	1	1	1
37	Oberegart	Egart**), Naze	UG um 1300: üf der Egerde	1	1	1
38	Niederegart			1		1
			Übertrag:	13	10	11

*) Familienname, der aus dem Hofnamen gebildet wurde.
**) Heute wenig gebraucht.

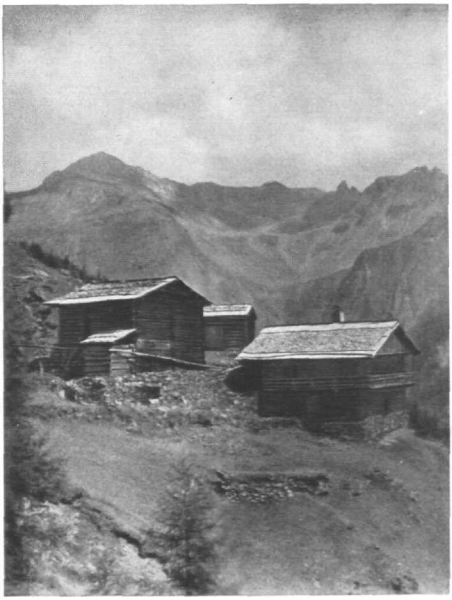


Abb. 9. Högge- und Gliefekaſer

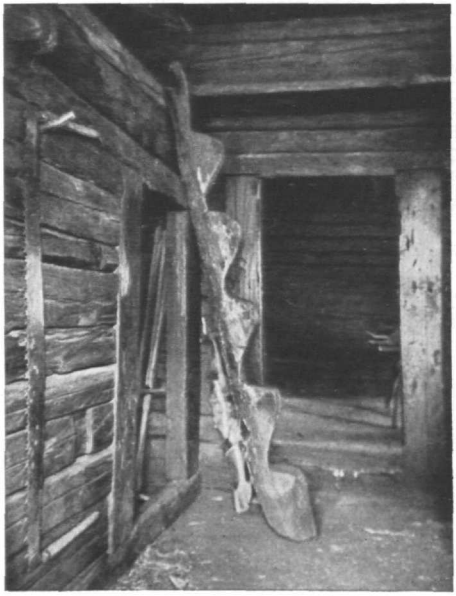


Abb. 10. Stiege der Höggekaſer

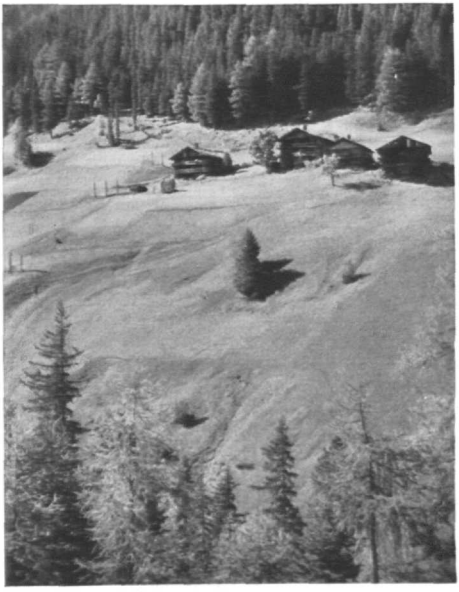


Abb. 11. Oberhof

Abb. 12. Ainattal und Talhof

Abb. 13. Innervillgraten

Abb. 14. Herpfen in Kals

Abb. 15. Einblick ins Kalksteintal

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der Betriebe im Jahre 1781[12])	Zahl der Betriebe im Jahre 1870[13])	Zahl der gegenwärt. Betriebe[14])
	in den Katastern[10])	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung[11])			
			Übertrag:	13	10	11
39	Glief	Gliafe	UG 1530: Klieffer*)	2	1	1
40	Brant	Bränt	UG 1433: Prant	3	3	2
41	Mitterwurzer	Außer- und Hintermitterwurze	Urk. T 1407: Die Mitterwurtz	2	2	2
42	Oberwurzer	Oberwurze (Wurze, Auer, Pirger)	UG um 1300: Oberwortzer	2+1**)	3	3
43	Pachlechn	Pächlechn	UG 1492: Pachlechner*)	1	1	1
44	Hochsaner	Außer- und Hinterläner	UG 1530: Hochläner*)	3	2	2
45	Pech	Pech	UG 1530: Pechhoff	1	1	1
46	Tilliach	Tilga	UG um 1300: der Tylier*)	3	2	2
47	Reit	Reitter	UG 1492: Reuter	3	—	—
48	Perfl	Perfl	AB Nr. 2518, 1254: Pervall***)	2	1	—
49	Moose	ze Moose	UG 1492: Mosmann*) in Vasellen	—	—	—
50	Kalber	Kalber	UG 1433: Der Kälber*)	1	1	1
51	Lehen	Lechen	UG 1530: Lehman*)	2	3	3
52	Rauchegg	Trachöggn	UG 1433: Rawchekker*)	1	1	—
53	Würz	Wurze	UG 1433: Wurczer*)	2	1	1
54	Herber	Hirber	UG um 1300: ze den Hurwen	1	1	1
55	Gasteig	Gäschtig	UG 1492: Gasteiger*)	3	3	3
56	Walch	Außer- und Hinterwälche		2	2	2
57	Schupf	Schupfe	UG 1492: Schupfer in Vasellen	2	3	1
58	Raut	Raut	UG um 1300: in dem Raevt	1	1	1
59	Wasserlechen	Wasserlechen	UG um 1300: apud Aquam	2	2	2
60	Neflaner	Außer- und Hinternefa	1594 Neflenner*)[21])	1	1	—
61	Weitlaner	Woatläne	UG um 1300: in Levn	2	1	1
62	Zuelechen	Zuilechen	PB 1545: Zuelehen	1	1	1
16	Boden	Boden	UG 1433: Podmer*)	1	1	1
17	Millmann	Außer- und Innergloſa	UG 1433: Müllman	1	—	—
18	Glinz	Glinze	UG um 1300: an der Glinſe	1	1	1
			Summe	59+1***)	49	44

*) Familienname, der aus dem Hofnamen gebildet wurde.
**) Kleingut.
***) Unsicher, ob das in einer Innicher Urkunde (Archivberichte aus Tirol III, S. 503 Nr. 2518) genannte Pervall auf obigen Hof oder den gleichnamigen Hof im Oblei Unterfelden (s. das folgende Verzeichnis Nr. 4) sich bezieht.

3. Unterfeld

Ober Bruggen ändert das Haupttal seine Richtung, aus der Nordsüdrichtung biegt es in die Westostrichtung um. Der Hang zur Linken, der gegen Süden sich abdacht, bildet die Sonnenseite und hat die Siedlung an sich gezogen, die im vordern Talteil ausschließlich auf den rechtsseitigen Hang sich beschränkt. Wie im Winkltal sind auch in Unterfeld die Höfe in zwei Reihen übereinander angeordnet. Auch hier bilden die einzelnen Häuser Gruppen zu zweien und dreien; die Häuser einer Gruppe gehören zu den Bauerngütern, die durch Aufteilung der großen Urhöfe entstanden sind. Beim Feichtler steigt die Siedlung bis 1668 *m* empor und dürfte damit ihre größte Höhe in Außervillgraten erreicht haben; für die obersten Höfe am Verfellerberg — Mitterwurzen, Oberwurzen und Pachlechn, die in den Höhengürtel zwischen 1600 und 1700 *m* emporreichen, stehen genaue Höhenangaben nicht zur Verfügung. Die Straße bleibt in der Tiefe neben dem Bach am Fuße des ganz von Wald bedeckten, steilen schattseitigen Hanges. Eine halbe Stunde hinter Bruggen steigt auch der linksseitige Hang steil vom Bach empor, so daß die ohnehin schmale Talrinne fast zur Schlucht wird. Haben wir diese Enge durchwandert, so ändert sich mit einem Schlag das Bild der Landschaft. Das Tal weitet sich, der Bach, der bisher brausend neben dem Weg floß, windet sich mit schwachem Gefäll über eine breitere Talsohle, die Berge treten zurück und umschließen in mächtigem Kranz das Gebiet der Gemeinde Innervillgraten. Derartige Gegensätze zwischen dem äußern und dem innern Tal lassen sich häufig feststellen. Im innern Tal ist der alte breite Talboden erhalten geblieben, den im vordern Teil die ausgrabende Tätigkeit des Baches bis auf Reste, die heute als Hochterrassen auf einer Talseite oder auf beiden Seiten sichtbar sind, zerstört hat. Weil Siedlung und Verkehrsanlagen in engem Zusammenhang mit der Bodenform stehen, gestalten auch sie sich im vordern und hintern Tal verschieden. Das Vordertal kennt meist nur Hang- und Terrassensiedlung, im Hintertal liegt ein Teil der Siedlungen am Talboden, in manchen Tälern ist sie ausschließlich auf den Talboden beschränkt. Ja der Gegensatz greift zuweilen sogar auf die Ortsform über, das vordere Tal kennt — wenn es keine größeren Terrassenflächen aufweist, nur Einzelhöfe und Weiler, während der breite Talboden im innern Tal ein Dorf trägt, dem er genügend Raum geboten hat. Wegen der günstigeren Siedlungsbedingungen, welche das innere Tal bietet, ist es häufig früher besiedelt worden als der vordere Talteil[3]).

Wir können dementsprechend öfters beobachten, daß die Siedlung vom Innern des Tales nach außen gewachsen ist oder sich ausgebreitet hat, während man vorgängig wohl annehmen möchte, daß die Ausbreitung talaufwärts erfolgt sei. Auch für Villgraten trifft ersteres zu. Die Besiedlung Innervillgratens setzt bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein, während jene Außervillgratens wohl erst im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts erfolgt sein dürfte[2]).

Bald erreichen wir den Grafenbach, der auf der linken Talseite die Grenze zwischen Außer- und Innervillgraten bildet; am rechten Ufer steigt die Grenze etwas weiter talaus (ostwärts) einem Graben des Unterwalderberges folgend über den Hang empor. Noch vor der Grenze greift die Siedlung auch auf die Schattenseite über; der auf einer Terrasse des schattseitigen Hanges etwa 50 *m* über der Talsohle gelegene Hof Käßwald (Kaserwald) gehört noch zur Gemeinde Außervillgraten.

Anmerkungen

[1]) Berechnung nach den Angaben des „Gemeindelexikon von Tirol und Vorarlberg". Wien 1907.
[2]) Nach „Topographie von Außer-Villgraten", verfaßt vom dortigen Kuraten Andrä Bachmann 1834. Handschrift im Pfarrarchiv Sillian. Signatur XX, B. 17, Seite 18 f.
[3]) Vgl. unten S. 270, 273, 275.

Die Höfe im Oblei Unterfeld

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der landwirtsch. Betriebe im Jahre 1781[12]	Zahl der landw. Betriebe 1870[13]	Zahl der gegenwärt. landw. Betriebe[14]
	in den Katastern[10]	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung[11]			
1	Pichl	Unter- und Oberpichiler	UG um 1300: uf dem Púhel prope Cheserpach	2	2	2
2	Kaßerwald	Käßewald	UG um 1300: Chaserwalde	3	4	3
3	Hundhof	Hunthof	UG 1433: Jacob Hunthofer*)	1	1	-**)
3a	Orthof	Orter	UG 1530: Orter*)	3	2	2
4	Perfl	Unter- und Oberperfl	AB III Nr. 2518 vom Jahre 1254: Pervall (?) UG 1530: Perfaller*) unterm Veld	3	1	2
5	Furtschegg	Ögge	UG 1433: Virtschekker*)	2	2	1
6	Lanz	Länze	UG 1433: Chunez Lanczer*) unt. dem Veld	1	1	1
7	Heiner	Heine	UG 1433: der Hewnhofer*)	1	1	1
8	Weeb	Weebe	UG 1503: Weghof (!) UG 1530: Webhoff	2	1	1
9	Hohkofl, Hochkofl	Heachkofl	UG 1530: Hochkoffler*)	1	1	1
10	Renlänner, Rennlahn	ze Renna	UG 1433: Rennlän	1	1	1
11	Lungkofl, (Mitter- und Unter-)	Mitter- u. Unterlunkarta	1433: auf dem Lunchartschöfel	2	1	2
12	Collkofl, Lellkofl	Oberlunkarta	UG 1433: Collchoffler*) UG 1530 und 1581: Lölkoffler*)	1	1	1
13	Thalmann	Tällate	UG um 1300: in Valle	2	1	2
14	Durach	Düra	UG um 1300: in Turiach	1	2	1
15	Unterkofl	Unter- und Oberkofl	UG 1530: Unterkoffler*)	2	1	2
32	Feichtler	Felchtl	UG 1433: Ulreich Fäuchtler*) UG 1463: Hochfeuchtlar*)	4	4	3
			Summe	32	27	26

*) Familienname, der aus dem Hofnamen gebildet wurde.
**) Heute Zugut des Orthofes.

[4]) Das Original dieser Urkunde liegt im Stiftsarchiv Innichen. Abdruck bei Resch, Actas millenaria ecclesiae Aguntinae. Brixen 1772, S. 162, Auszug in „Archivberichte aus Tirol" III., S. 500 Nr. 2501.

[5]) Vgl. hierüber Wopfner, „Siedlungsgeschichte" im Bericht des Akademischen alpinen Vereins in Innsbruck über die Vereinsjahre 1928—1930. Innsbruck (1931), S. 33 ff. Über den Siedlungsvorgang in den Alpen vgl. Wopfner, Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler im 51. Band (Jahrgang 1920) der Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V., ferner Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Wissenschaftl. Veröffentlichungen des D. u. Ö. A.-V. 5 (1930).

[6]) Die Urkunden über diesen Rechtsstreit liegen im Stiftsarchiv Innichen.

[7]) Urbar Innichen aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (vor 1685). Blatt 147 ff. Stift Innichen, Bibliothek.

[8]) Obige Angaben wurden einem Urbar der Pfarre Innervillgraten entnommen, das die Stücke verzeichnet, die der Pfarre von 1831 an aus den einzelnen Bauerngütern gereicht wurden.

[9]) „Berg" bezieht sich hier auf die Hangsiedlungen im Gegensatz zu den auf oder nahe bei der Talsohle gelegenen Siedlungen.

[10]) Namensform nach den theresianischen Katastern (Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck).

[11]) Für die ältesten Erwähnungen der Höfe, wie sie hier und in den folgenden Tabellen angeführt werden, kamen vor allem die Urbare der verschiedenen Grundherren in Betracht. Für den Bereich der Grundherrschaft Innichen fand ich im Archiv des Stiftes Innichen, dessen Durchsicht Propst Peter Fellner in liebenswürdigster Weise gestattete, eine erst mit der Mitte des 16. Jahrhunderts einsetzende Reihe von Urbaren. UI der Jahreszahl vorangestellt, bedeutet, daß die betreffende Angabe einem Urbar des Stiftes Innichen entnommen wurde. UG der Jahreszahl vorangestellt, verweist auf ein Urbar der Görzer Grafen oder des Gerichtes Heunfels aus diesem Jahr. Deren Urbare verwahrt das Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck. UF verweist auf Urbare der Bischöfe von Freising. Die Urbare des Hochstifts wurden von Zahn in den Fontes rerum Austriacarum 36. B. S. 28 ff., 570 ff. und 591 ff. herausgegeben und gehören den Jahren 1305, 1316 und 1360 an. Urk. I verweist auf Urkunden des Stiftsarchives von Innichen, Urk. T auf Urkunden des Pfarrarchives Obertilliach, Urk. S auf Urkunden des Pfarrarchives Sillian. PB verweist auf einen Steuerkataster von 1545, der den Titel führt „Pustertalische Beschreibung" und den Grundbesitz in den bis 1500 den Grafen von Görz gehörigen Gerichten des Pustertales beschreibt. Er ist zurzeit im Archiv der Landesregierung zu Innsbruck deponiert. AB mit folgender Bandangabe (III.) bezieht sich auf das Werk „Archivberichte aus Tirol" von E. v. Ottenthal und Oswald Redlich (Wien und Leipzig 1903).

[12]) Die Angaben wurden der „Personalbeschreibung zu den Gemeinden Tilliach, Villgraten, Vierschach, Winpach, Wahlen" entnommen, die den Zustand des Jahres 1781 gibt. Landesregierungsarchiv Innsbruck, Cod. 4190.

[13]) Nach einer Aufzeichnung im Gemeindearchiv von Außervillgraten.

[14]) Nach Umfragen in den Gemeinden Außer- und Innervillgraten und eigenen Beobachtungen. Wertvolle Unterstützung verdanke ich den Herren Prof. Dr. Ferdinand Bachmann und Direktor Anton Lanser, zwei gebürtigen Innervillgratern, ferner Herrn Gemeindesekretär Troier in Außervillgraten.

[15]) Stiftsarchiv Innichen, Zehenturbar von 1625.

[16]) Im übrigen verweise ich auf meine Abhandlungen: Beobachtungen über den Rückgang der Siedlung. „Tiroler Heimat", Heft 3/4 (Innsbruck 1923), S. 68 ff., und Der Rückgang der Siedlung in den Alpenländern (Innsbruck 1917); ferner O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol; Wissenschaftl. Veröff. des D. u. Ö. Alpenv. 5. (Innsbruck 1930), S. 160 ff. In der Schweiz hat in jüngster Zeit Hans Bernhard mit dem Problem sich befaßt; vgl. besonders „Beiträge zur Agrargeographie" Nr. 4: Studien zur Gebirgsentvölkerung von Hans Bernhard, A. Koller und Ch. Caflisch. Bern 1928. Für Vorarlberg ward das Problem in vorzüglicher Weise durch Andrä Bauer „Entvölkerung und Existenzverhältnisse in Vorarlberger Berglagen" (Bregenz 1930) behandelt.

[17]) Nach der „Topographie von Außervillgraten", welche der dortige Kurat Andrä Bachmann 1834 verfaßte. Manuskript im Pfarrarchiv von Sillian (XX, B. 17).

[18]) „Verleichbuch" des Stiftes 1552—1604, f. 61, Stiftsarchiv Innichen.

[19]) Kataster des Gerichts Heunfels c. 1780 f. 492 (Archiv d. Tiroler Landesregierung, Innsbruck).

[20]) Das deutsche Tirol und Vorarlberg, II. B. (Innsbruck 1847), S. 402 f.

[21]) Trauungsbuch der Pfarre Sillian.

[22]) Vgl. Wopfner, Tirols Eroberung durch deutsche Arbeit. „Tiroler Heimat", Heft 1, S. 17 f.

[23]) Vgl. meine oben Anm. 5 genannte Arbeit.

Der 2. Teil des Artikels folgt im Band 1932.

Bergfahrten im Gebiete der Neuen Reichenberger Hütte

Von Rudolf Kauschka, Reichenberg

(Fortsetzung zu 1930)

II. Teil: In den Bergen des Panargenkammes

Auch die Berge dieses formenreichen, hauptsächlich aus Schiefern, Gneisen und Graniten bestehenden Kammes, der vom Roten Mann-Törl, 2997 *m*, bis zur Hochleitenspitze, 2767 *m*, mehr als 10 *km* lang ist, haben bis in die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein ganz vergessenes Dasein geführt. Die ersten Bergsteiger waren Eisenreich, Dr. Finkelstein und Dr. Rösler, die am 4. August 1892 die Totenkarspitze vom Roten Mann-Törl und am 4. August 1893 (Eisenreich und Dr. Rösler) die Panargenspitze erstiegen. Ihnen folgten auf die Totenkarspitze zwei Schüler Purtschellers, L. Patera und J. Waizer, und Purtscheller selbst, der gleich J. Erlsbacher, dem damaligen Vorsitzenden der Sektion Defereggen, in den 90er Jahren alle Gipfel des Hauptkammes besucht hat. Aber die dem Hauptkamme südlich vorgelagerten Erhebungen sind auch damals gemieden worden. Erst im Sommer 1904, als Schildknecht und Langbein diese Berge durchstreiften, wurde der doppelgipflige Hutner, der lohnendste dieser Vorberge, zum ersten Male betreten. Die Genannten haben wohl auch als Erste den Grat vom Hutner über die Panargenlenke gegen die Alplesspitze so weit verfolgt, bis sie — wahrscheinlich vor dem letzten Gratturm — auf den Alplesboden absteigen mußten, um den ersehnten Gipfel der Alplesspitze dann auf dem üblichen Wege erringen zu können. Auch sie sind vom Roten Mann-Törl auf die Totenkarspitze geklettert, haben, von Süden ansteigend, das Keeseck aus der Panargenscharte über seinen Nordwestgrat erstiegen und schließlich hat Schildknecht allein die doppelgipflige Totenkarspitze überschritten. Von Herrn Joseph Santner, dem Besitzer des Gasthofes Kröll in St. Jakob, habe ich erfahren, daß er einmal als junger Student mit einem Kameraden den Grat von der Seespitze bis zur Alplesspitze überklettert habe. Damit dürften wohl die wichtigsten touristischen Begebenheiten erwähnt sein, die sich vor dem großen Kriege in den Panargenbergen ereignet haben. Alle diese Unternehmungen wurden ausnahmslos in den Ortschaften, Weilern und Almen des obersten Defereggen Tales begonnen und beendet, und damit wurde eigentlich nur die südliche Flanke des unbekannten Kammes erschlossen; die düstere Nordseite aber blieb, ausgenommen den Nordwestgrat der Totenkarspitze und einen oder zwei Abstiege von der Panargenscharte ins oberste Trojertal, so gut wie unbetreten. Von dieser Nordflanke berichtet Purtscheller als von einer „langgestreckten, wildabgerissenen, von glitzernden Schneeflecken und Eiskehlen durchsetzten Riesenmauer, die nur an einer Stelle (Panargenscharte) eine schwierige Überkletterung zulasse und, vom Trojertale gesehen, eines der eindrucksvollsten und hervorragendsten Schaustücke dieser Gebirgswelt bilde". Möglicherweise hat das Urteil unseres Altmeisters dazu beigetragen, daß die Nordseite der Panargenberge noch jahrelang touristisch unberührt geblieben ist.

Dieser nordseitige Abfall prunkt nicht allein mit bedeutend entwickelten Wänden; in ihn sind auch — zwischen der Daberlenke und dem Roten Mann-Törl — zwei

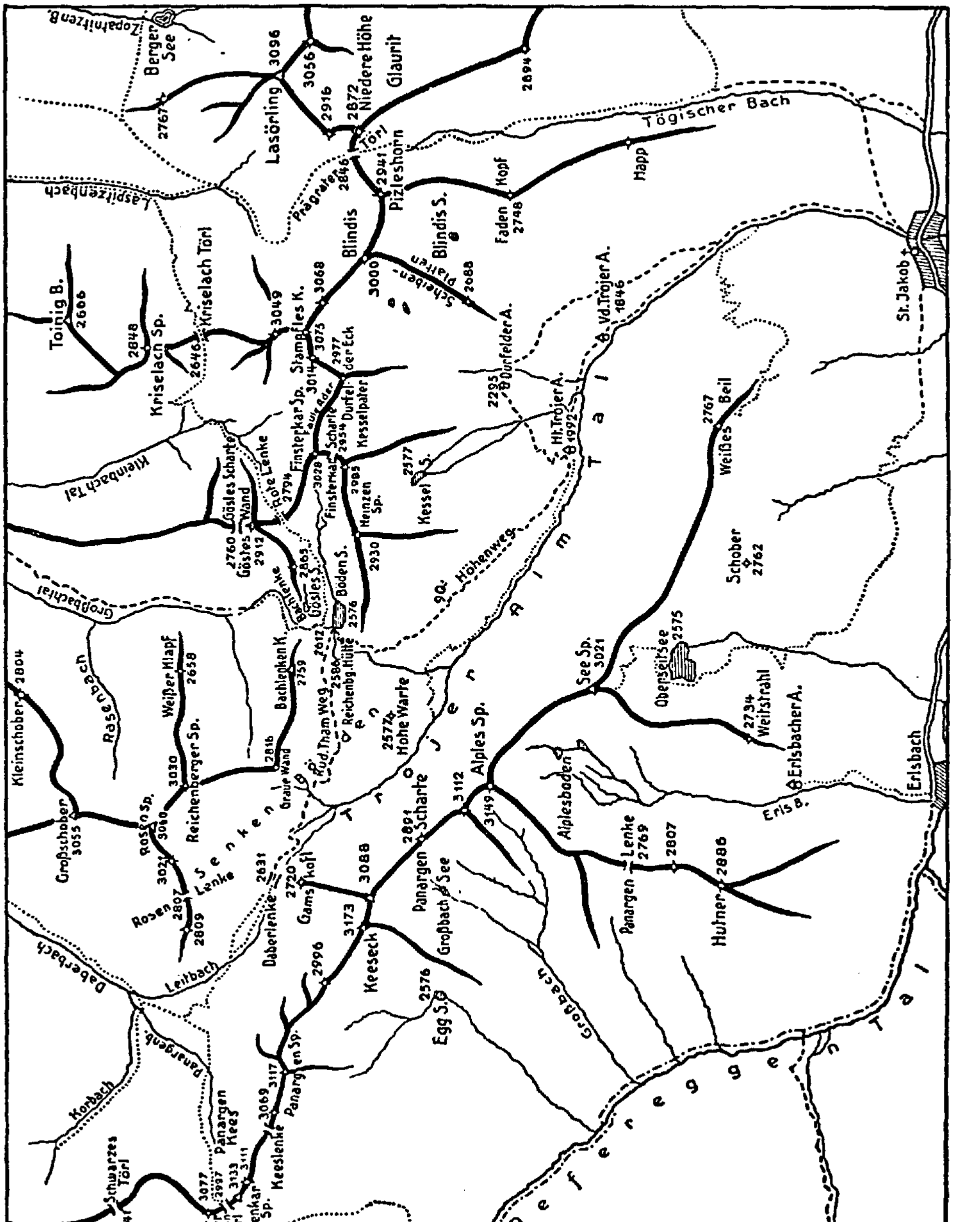
bemerkenswerte Gletscher eingebettet, voneinander geschieden durch die gegen Norden abfallenden Schuttgrate der Panargenspitze. Diese Gletscher sind schon im Meßtischblatte der alten österreichischen Aufnahme als Daberkees bezeichnet; es wäre immerhin zweckdienlich, wenn statt dessen der Name Panargenkees gewählt würde, um einer Verwechslung mit dem Daberkees an der Ostseite der Daberspitze vorzubeugen. Mit Ausnahme einiger unbedeutender Randklüfte und weniger Spalten war das Panargenkees früher ganz sicher zu passieren. Die heißen Sommer der Jahre 1928 und 1929 haben auch diesen Gletscher so verändert, daß man ihn jetzt entsprechend vorsichtig begehen muß. So war, wie mir Herr Dr. W. Brandenstein, Wien, mitteilte, im August 1928 die sonst kaum bemerkbare Randkluft am Roten Mann-Törl derart ausgeapert, daß sie ein Alleingeher nur schwer übersetzen konnte.

Die Südseite des Panargenkammes kann demgegenüber weder mit wuchtigen Wänden noch mit gleißenden Schilden und blauen Gletscheradern locken. Wohl sind die Spuren einer weit zurückliegenden Vereisung da und dort in ihren Fels gegraben worden, jetzt aber kann sie nur noch mit den bezaubernden Blicken ihrer klaren Seeaugen und spärlichen Blumeninseln für die Reizlosigkeit ihrer Kare um Vergebung bitten.

Der Verfasser, der seit 1920 fast allsommerlich einige Zeit in diesen, wie auch in den Lasörlingbergen und den Villgrater Alpen zugebracht hat, und dem die Bergwelt um die Reichenberger Hütte sozusagen eine zweite Heimat geworden ist, hat auch die meisten Gipfel des Panargenkammes mehrmals und eben hauptsächlich von Norden her bestiegen. Ihm ist das nur noch seltene Glück zuteil geworden, in einer, allem geschäftigen Treiben abholden Alpennatur allenthalben neue Wege gehen zu können. Er hat zuerst, allein oder mit erprobten Freunden, das Keeseck über den Nordgrat erreicht, von der Daberlenke aus sowohl die Panargenspitze wie auch das Keeseck von Westen nach Osten hin überschritten, einen leichten Zugang zur Panargenscharte gefunden, den Nordwestgrat der Alplesspitze begangen, die Seespitze aus dem Trojertale erklommen und zuletzt noch die große Nordostwand der Alplesspitze, die Trojerwand, auf dem Gemsengrate durchstiegen. Damit ist auch nordseitig das Wesentliche getan und zudem die Erfahrung gewonnen worden, daß alle diese Fahrten, so reizvoll und vielgestaltig sie auch sein mögen, dem geübten Bergsteiger doch nirgends mit besonderen Schwierigkeiten aufwarten; und sie sind es vor allem, die der Hütte ihre beste Daseinsberechtigung geben.

So sei denn das Vorangeführte nicht mehr als eine einfache Feststellung, denn alle Bergfahrten im Panargenkamme, jene von Süden wie jene von Norden her, sind nicht solcher Art, daß sie in der Geschichte des Bergsteigertums unbedingt überliefert werden müßten. Es würde mich auch weder wundern noch grämen, wenn einer käme und mir bewiese, all die Grate und Wände, die mich in köstlicher Arbeit den Gipfeln zustreben sahen, seien schon längst vor mir von kühnen Gemsjägern begangen worden. Ich lege keinen Wert darauf, denn dieses Gefühl, da oder dort als erster Bergsteiger den Fels steigensfroh gefaßt zu haben, ist hier nicht die beste meiner Bergseligkeiten gewesen, wie es andernorts und an viel geringeren Türmen oft der größte Triumph meiner Seele gewesen ist.

Nein, hier war es mir genug, mich allstündlich einer ungeheueren Einsamkeit vereint zu wissen; nichts mehr, was stören könnte, stand zwischen ihr und meinem Herzen: ich war mit ihr in vollkommener Harmonie. Ernst und zerschrundet wie das Antlitz dieser Berge, hager und vom Leben und Leiden gefurcht war das Gesicht, das mir aus ihren grünen, wolkenüberwehten Spiegeln entgegensah; hart und felsig das Herz wie die riesigen Blöcke des Urgesteins, daran es hämmerte, als wäre es gestorben jedem menschlichen Gefühl. Jeder Stein war mir wie eine altgewohnte Stufe, jeder Grat streckte mir seine helfenden Griffe entgegen wie eine Hand, die seit je und ganz für


Lasörling 3096
Berger See
Zopatnitzenb.
Niedere Höhe 2872
Glaurit
2894
Tögischer Bach
Törl
Prägrater
2846
Pizleshorn 2941
Kopf
Happ
Faden 2748
Blindis
Blindis S.
Lasnitzenbach
Kriselach Törl
Toinig B. 2606
Kriselach Sp. 2848
3049
3068
3000
Scheiben-Platten 2088
Dorfelder A.
Vd. Trojer A. 1846
St. Jakob
Stampfles K.
Finsterkar Sp.
Durfel der Eck
Kesselpater
2295
Ht. Trojer A. 1992
Beil 2767
Weißes
Kleinbach Tal
Gösles Scharte
Rote Lenke
Kessel S. 2577
Heinzen Sp.
Gösles Wand 2912
Böden S.
Gösles S.
Boden S. 2930
Höhenweg
Schober 2762
Großbachtal
Bachlenke
Reichenbg. Hütte 2586
Obersee
Kleinschober 2804
Rasenbach
Weißer Klapf 2658
Bachlenken K. 2759
Rud. Tham Weg
Hohe Warte 2574
See Sp. 3021
Weißstrahl 2734
Erlsbacher A.
Reichenberger Sp. 3030
Graue Wand
Alples Sp. 3112
Alplesboden
Erlsbach
Erls B.
Großschober 3055
Rosen Sp. 3040
Senken
Trojer Alm Tal
Panargen Scharte 2891
3149
Lenke 2769
2807
Hutner 2886
Rosen Lenke 2807 2809
Daberlenke 2631
Gamskofl 2720
3088
Panargen
Großbach See
Keeseck 3173
2996
Egg S. 2576
Großbach
Daberbach
Leitbach
Panargenb.
Korbach
Panargen Sp. 3117
Panargen Kees
Keeslenke 3069
Schwarzes Törl
Rotenmann Törl
Totenkar Sp.
Defereggen Tal

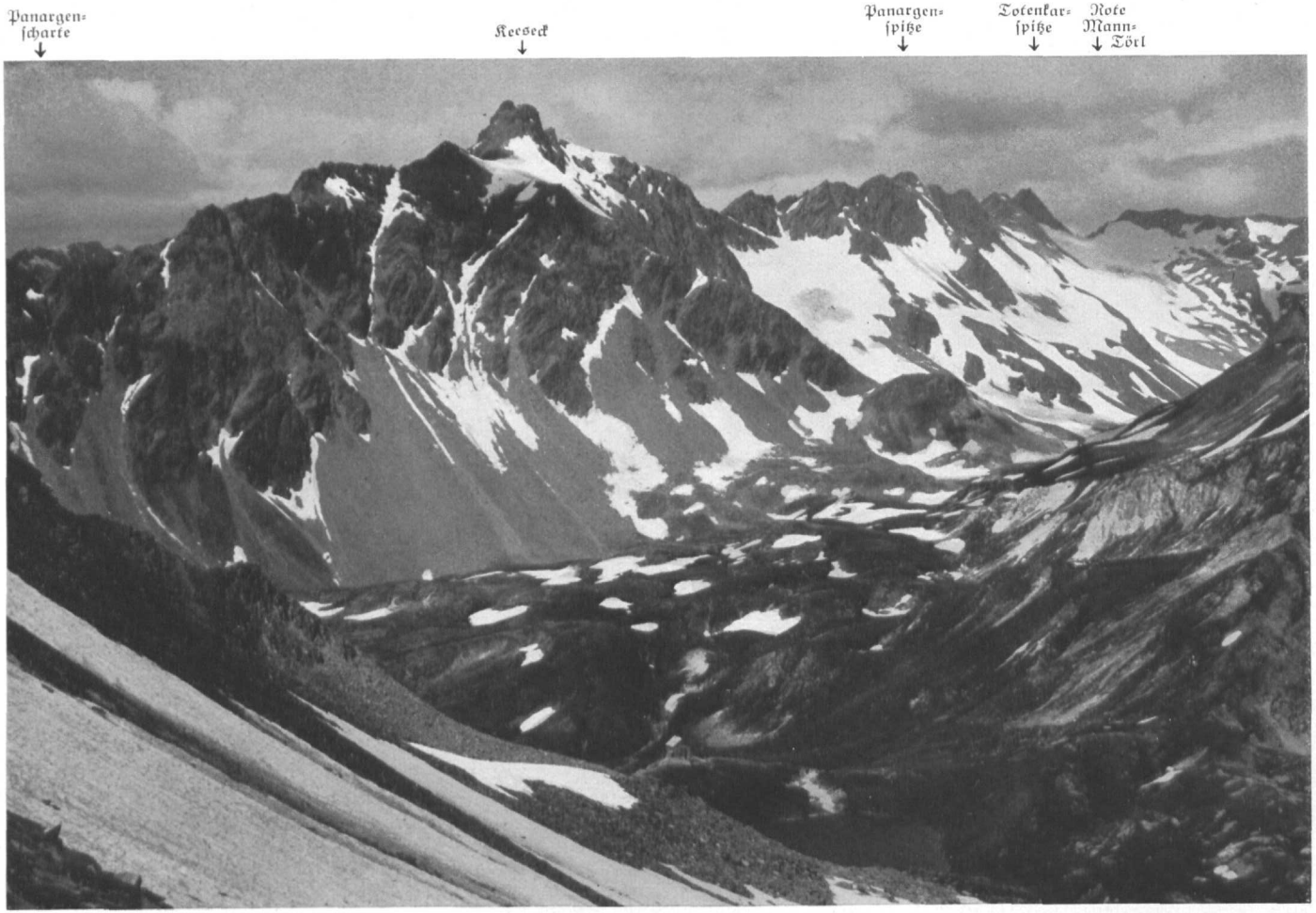
meine geschaffen schien, und jeder blaue Blumenrasen zwischen ödem Fels blickte mich in unbeschreiblicher himmlischer Reinheit an — wieder erstandenes Bild verschütteter Jugend —, daß es mich, die Stirn vergraben in diesen Glanz und Duft, oft bis zum Weinen erschütterte. Hier schauerten die Stürme, wie sie mich je und je durch die hellsten und dunkelsten Landschaften der Seele getrieben, hier mordete kalter Hagel die zarten Blumen wie maßlose Leidenschaft noch jeden schön und unschuldig begonnenen Traum. Schatten der Adlerschwingen dunkelten über mich hin wie die kühnen Träume der Kindheit, die längst geträumten, über meine Seele flogen, und die ewigen Bäche, brausend wie mein bald vergängliches Blut, sangen das Lied meines Herzens, rastlos und ungestillt wie sie. O Almen, unsäglich blühend mit jedem neuen Frühling, ihr das Grün immer neuer Hoffnungen! O traurig wüste Trümmerstätten der Kare, mir die Leichenfelder begrabener Wünsche und getöteten Glücks!

Als mein erster Blick in diese Landschaft fiel, ahnte ich, daß sie mir Heimat werden würde. Hier redete alles eine vertraute Sprache: das tödliche Schweigen ödester Kare, die vernichtende Gewalt schauriger Wände, kleine Gletscher, funkelnd wie silberne Särge in dunklen Grüften, Frühling, der unbeschreiblich blutete, blaute und goldete, Wasser und Stürme, die tobten und jubelten in überirdischer Musik. Und allüberall rief Einsamkeit wie nirgendwo nach verstehender Liebe. Da war nicht nur das wonnige Ruhen auf milden, blumigen Matten mit verträumter Schau zu den weißen Wanderwolken, da saß auf messerscharfen Graten auch die grause Gefahr, unheimlich faßbar und ewig lockend mit ihrem wundervollen Ineinanderwogen von Tod und Leben, die geliebte Gefahr, ohne die das Leben einem Tümpel schalen Wassers gliche, hier floß unversehrt die Luft, die man immer atmen sollte, hier war man erlöst von allem Knechtsein der Welt. Hier fand ich neue Heimat, wie ich die alte, nie verlorene, einst in den dunklen felsigen Wäldern der Iserberge gefunden habe, und weiß nicht, ob je eine bessere noch auf mich warten mag; hier schlug ich wieder Wurzeln und war glücklich. Ist der Mensch nicht dort am glücklichsten, wo alle Dinge das Bild seines Lebens ahndevoll widerspiegeln? So liebt denn eine Mutter noch ihres Blutes mißratenen Sohn, erkennt sie sich doch in allen seinen Träumen und Taten. Und so habe ich diese Berge und Täler geliebt, als den unbestechlichen Spiegel meines Lebens, und liebe sie noch. Sie ruhen in mir und ich in ihnen; untrennbar, was von mir in sie und aus ihnen in mich geflossen ist.

1. Die Totenkarspitze, 3133 *m*

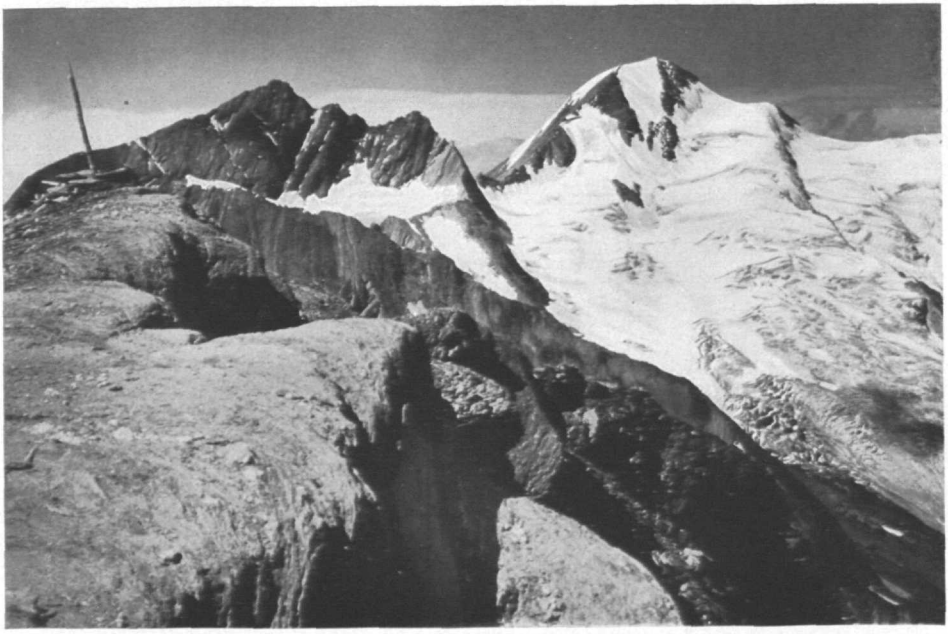
Sie bildet den westlichen Eckpfeiler des Panargenzuges und stellt sich mit ihrem zum Roten Mann-Törl abfallenden Nordwestgrate als die kühnste der Felszinnen unseres Kammes dar. Nachweislich hat sie den frühesten turistischen Besuch erfahren: durch L. Eisenreich, Dr. Finkelstein und Dr. Rösler am 4. August 1892. Die Seebach- und Jagdhausalpe, diese letzten Almen im hintersten Defereggertale, waren ehemals die nächsten Ausgangspunkte für die Besteigung dieses hellfarbigen Doppelgipfels. Es bedarf eines ziemlich mühsamen, dreistündigen Anstieges auf steilem Almboden, ehe man über die westliche Geröllhalde des Roten Mann-Törls die durch die weithin sichtbare Felsgestalt des Roten Mannes gekennzeichnete Einsattlung erreicht.

Für jene Bergsteiger, die vom Fleischbachkees der Riesenferner zu einer dieser Almen abgestiegen sind und über das Rote Mann-Törl den Venedigerbergen zustreben wollen, ist dieser Anstieg auch heute noch empfehlenswert. Man kann dabei einerseits die Totenkarspitze, andererseits auch die nördlich des Törls aufragende, ganz leichte Rote Mann-Spitze, 3075 *m*, ohne viel Zeitverlust mitnehmen. Letztere ist vom Törl aus in einer Viertelstunde zu gewinnen, bietet eine lohnende Rundsicht und vermittelt überdies in der Richtung zur Daberschlucht die schönste Schifahrt des



Panargenkamm (von der Panargenscharte bis zum Roten Mann-Törl) von der Finsterkarscharte

Das Alpleskar (mit unterem Alplesſee) gegen die Rieſerferner. Links im Mittelgrunde der Hutner



Daberſpitze (links) und Rötſpitze vom Großſchober

Hüttenbereiches, welche wir im Februar 1926 erprobten. Für die Erkletterung der Totenkarspitze auf dem Nordwestgrate benötigt eine Zweier-Seilschaft etwa eine Stunde.

Auch wir, Steinjan und ich, die wir im August 1925 nach einer Besteigung des Hochgalls und des Lenksteines in der Seebachalpe genächtigt hatten, erklommen den Gipfel über diesen Grat. Hierbei möchte ich aufmerksam machen, daß es den in der farbigen Lechnerschen Spezialkarte eingezeichneten Weg zwischen der Seebachalpe und dem Roten Mann-Törl nicht gibt. Die Pfadspur, die sich gegenüber dieser Alm den Hang emporschlängelt, verliert sich bald, von einer Markierung ist nirgends etwas zu sehen; doch wird man, immer nordwestlich ansteigend, das Törl bei sichtigem Wetter kaum verfehlen können.

Damals hatte ich, wohl mit schwerem Rucksack, aber nach einem faulen Tage besessen von einer unbändigen Steigenslust, den Höhenunterschied von mehr als 1100 *m* in genau zwei Stunden bewältigt, war auf die Rote Mann-Spitze gestiegen und fand, aufs Törl zurückgekehrt, einen älteren Wandersmann mit einem Hirtenbuben vor, die eine halbe Stunde vor uns die Seebachalpe verlassen hatten. Es war ein Wanderlehrer für Imker auf dem Wege von Taufers nach Prägraten, der sich mit einer Karte im Maßstabe von 1 : 2 000 000 zurechtfinden wollte. Da damals der Steig durch die Daberschlucht stark beschädigt war, beschrieb ich ihm den Weg zur Reichenberger Hütte und durchs Großbachtal nach Prägraten. Nicht lange nachher traf auch Steinjan ein. Wir rasteten und verbanden uns eben durch das Seil, da kamen auch drei Wiener Bergsteiger an, die kurz vor uns von der Alm aufgebrochen waren. Von so Vielen wird das Törl kaum jemals gleichzeitig betreten worden sein.

Wir faßten nun den Grat, der unmittelbar vom Törl aufsteigt. Purtscheller bezeichnete ihn als sehr schwierig, die erwarteten besonderen Schwierigkeiten stellten sich aber nicht ein. Wir fanden eigentlich nur eine Stelle, die uns schwierig dünkte: es war ein wohl 8 *m* hohes überhängendes Gratstück, das uns bald den Weg versperrte. Wir umgingen es, indem ich eine halbe Seillänge in die linke Flanke des Berges querte und, ansteigend in einer steilen Rinne, mit einer weiteren Seillänge den Grat wieder gewann. Wir folgten dann der großblockigen Gratschneide zum Gipfel, der uns nach einer kleinen Kletterstunde eine teilweise durch Gewölk beengte, aber noch immer prächtige Schau gab, deren Prunkstück der nahe, eisumpanzerte Hochgall ist. Röt- und Daberspitze sind von hier minder eindrucksvoll, dagegen bannen die eigenartigen, weltentrückten Berge des Affentales mit Glockhaus und Löffler immer wieder den Blick, und links davon wogen die silbern gescheitelten Kämme der Zillertaler, Stubaier und Ötztaler Alpen hinaus in die fernste Ferne. Gegen Osten aber recken sich in durchaus edlen Formen die finsteren Felshörner des Panargenkammes auf. So in der Richtung des Kammverlaufes gesehen, kann man sie von der Panargenspitze bis zur Seespitze mit einem Blick umfassen.

Der so über den Nordwestgrat erreichte Westgipfel der Totenkarspitze, 3133 *m*, ist der dritthöchste der Panargenberge. Das Vermessungszeichen steht aber nicht auf ihm, sondern auf dem in der alten Spezialkarte mit 3118 *m* kotierten Ostgipfel (neu vermessen mit 3111 *m*), der in die Scharte zwischen beiden steil abbricht und vom Panargenkees über geröllige Felsstufen und den sanft geneigten Ostgrat unschwer zu erreichen ist. So bin ich im August 1929 mit G. Seidel und W. Müller in umgekehrter Richtung einmal abgestiegen, nachdem wir den schöneren Aufstieg weiter östlich davon über steil gewölbtes Eis zur Keeslenke, etwa 3050 *m*, dieser gangbarsten Einsattlung zwischen der Totenkar- und Panargenspitze unternommen hatten und dann mit nordseitiger Umgehung des ersten Grataufschwunges dem Ostgrate gefolgt waren. Es ist ein seltener Genuß in diesen Bergen, mit guten Steigeisen zur Keeslenke hinanzukrallen. Oben legt sich dann der Gletscher ganz flach zurück und schmiegt sich an den Grat. Hier überraschte

uns im Juli 1926 ein wundervolles, eisgrünes Gletscherauge. Ich hatte gehofft, diese eigenartige Schönheit auch diesmal den Freunden zeigen zu können. Wie erstaunte ich jedoch: der tiefe Trichter war vollständig ausgelaufen und an der Gratseite bis zum Grunde ausgeapert.

Bei der mit Steinjan gelungenen Erkletterung des Hauptgipfels über den Nordwestgrat stiegen wir auf demselben Wege zu unseren auf dem Törl zurückgelassenen Sachen hinab. Die Überschreitung der Totenkarspitze ist mir bisher noch unbekannt. Schildknecht hat sie im Sommer 1906 zuerst durchgeführt. Er bemerkt hierzu, daß die kurze Gratbegehung vom West- zum Ostgipfel wesentlich leichter sei als der Nordwestgrat, und mag damit wohl recht haben, wenn auch der Hauptgipfel vom Ostgipfel betrachtet, keineswegs einladend wirkt. Aber das begegnet dem Bergsteiger in diesem Gebiete oft: scheinbar recht schwierige Stellen entpuppen sich bei näherem Sehen als harmlos, und wiederum wird manche Stelle durch brüchiges Gestein schwieriger, als man vermutet hätte.

Von der Reichenberger Hütte ist die Totenkarspitze über die Daberlenke und den Wegweiserbühel weitaus angenehmer zu erreichen, als von den viel tiefer gelegenen Almen des Deferegger Tales. Man braucht sich durchaus nicht beeilen, wenn man in 2½ Stunden auf dem Roten Mann-Törl stehen will. Ein geübter Alleingeher wird dann kaum mehr als ½ Stunde benötigen, um auf dem schneidigsten Scheitel der Panargenberge rasten zu können.

2. Die Panargenspitze, 3117 *m*

Obwohl der ganze Gebirgszug nach ihr benannt ist, kann sie weder als der höchste noch als der schönste oder gar mächtigste der Panargenberge angesehen werden; ja, es wird ihr, wenn nicht alles trügt, wohl ein Aschenbrödeldasein zuteil werden. Trotzdem stellt sie, namentlich vom Westen gesehen, in dem geschlossenen Aufbau ihrer pyramidalen Form einen durchaus ansehnlichen Berg dar, der eines Besuches wohl wert ist. Sie ist auch kein Doppelgipfel, wie man es ehedem zu lesen gewohnt war; es wäre wenigstens widersinnig, die untergeordneten Kuppen ihres östlichen Gratverlaufes als Gipfel ansprechen zu wollen.

Die wenigen Bergsteiger, die früher um ihren Gipfel geworben haben, sind alle von Süden her und über ihren stark ausgeprägten leichten Südgrat angestiegen. Es hat sich auch nicht ermitteln lassen, ob der Berg bereits vor dem 24. Juli 1926 von Westen nach Osten, also im Verlaufe des Hauptkammes überschritten worden ist. An diesem Tage, einem der wenigen schönen jenes schnee- und regenreichen Hochgebirgssommers, war ich mit meinen Vereinsfreunden Bruno Kreuz und Ferdinand Czastka sowie Frl. Sofie Stern von der Hütte über die Daberlenke und das Panargenkees zu der bereits erwähnten hohen Keeslenke gekommen. Von hier überschritten wir ostwärts eine niedrige Felskuppe des Kammes, 3069 *m*, welche den schönsten Anblick der Panargenspitze bietet. Ein Rudel Gemsen flüchtete vor uns durch ein schneegefülltes Kar dem Südgrate des Berges zu. Ohne merkliche Schwierigkeiten zu finden, gingen und kletterten wir dann auf dem östlich und südöstlich gerichteten Grate dem Gipfel zu, der uns an diesem Tage mit einer besonders herrlichen Sicht beglückte. Mit einer kurzen Steilstufe fällt der Ostgrat vom Gipfel ab. Es folgt eine niedrige Gratkuppe, die sich leicht begehen ließ; im brüchigen Grataufschwunge der nächsten, etwas höheren Kuppe aber stießen wir auf eine kleine schwierige Kletterstelle. Ich hatte keine Lust, mit ihr anzubandeln, sondern stieg in einer kurzen Rinne der Nordflanke zuerst etwas ab und querte dann auf schmalem Gesimse etwa eine Seillänge fort, bis ich auf einen leichten Schotterhang aussteigen und wieder der Grathöhe zusteuern konnte. Hier wurde nun der anfängliche Plan, die Fahrt bis zum Keeseck fortzusetzen, aufgegeben. Wir wollten

früher zur Hütte heim, wo es für die bevorstehende Einweihung noch mancherlei zu richten gab; es wäre ohnedies viel zu spät geworden, denn eine viergliedrige Seilschaft kommt in diesen Urgesteinsbergen, die überall ein achtsames und sorgfältiges Gehen erfordern, nur langsam vorwärts. So bot uns denn der mittlere der drei vom Hauptkamme gegen Nordosten absinkenden Schuttrücken eine günstige Abstiegsgelegenheit. Auf schneefreien Stellen dieses schottrigen Grates leuchteten uns da die violetten Speikinseln so unvergeßlich frisch und füllig entgegen, wie wir sie voller und schöner nirgends mehr gefunden haben. Wo es uns am besten dienlich schien, stiegen wir vom Grate nach rechts auf steilen Firnschnee ab, querten dann über große Geröllhalden und den Gletscher unter dem Keeseck zur Daberlenke, von wo uns der Thamweg angenehm heimführte.

Wer den Gipfel der Panargenspitze ohne Umschweife von Norden her gewinnen will, den dürfte wohl der westliche der drei erwähnten Schottergrate am raschesten zum Ziele bringen, in etwa 2½—3 Stunden von der Hütte aus.

3. Das Keeseck, 3173 *m*

Es entragt ungefähr der Mitte des Panargenkammes und ist nicht nur dessen höchster und lohnendster Gipfel, sondern auch des ganzen Hüttenbereiches überhaupt. Von Osten, also von der Hütte gesehen, erhebt sich der zerschrundete Körper des Berges aus 300 *m* hohen Schutthängen zu einem Vorgipfel, 3088 *m*, der in genau nördlicher Richtung einen teilweise recht scharf geschnittenen Grat hinabsetzt zum Gamskofel, 2720 *m*, einer runden, speikgezierten Rückfallkuppe, hart über dem Längsjoch der Daberlenke. Der kurze, vom Vorgipfel zum Hauptgipfel fast eben verlaufende Grat bildet die östliche Schulter des Berges, aus der sein über 100 *m* hoher pyramidaler Gipfelkopf aus grobem Blockwerk und festem Gefels prächtig emporwächst.

Von dieser Schulter sinkt nach Süden ein großes, von uns schon oft begangenes Geröllfeld zum Großbachsee ab; nordseitig aber trägt sie einen starken Silberschild, der das besondere Schmuckstück des herrlichen Berges ist. Warme Sommer brennen einen runden grauen Eisspiegel in diesen Schild; der blitzt und blinkt dann in der schrägen Sonne des späten Nachmittags hoch und wunderbar über den sanft eindämmernden Almböden und schattendunklen Felswänden. So sehen die Gäste des gemütlichen Reichenberger Stübchens der Hütte an jedem klaren Abende den Berg, und jeden Morgen, rosig angehaucht, die grauen Schutthalden, das faltige Gewand dunkler Felsen, die Silberspange seiner Schulter und das königlich erhobene Haupt, weckt er die Schläfer des Matratzenlagers und mahnt zum Aufbruch.

Nichts Schöneres, als in der Frühe eines kühlen klaren Morgens ihm auf dem Thamwege entgegenzuwandern, wenn die ersten Sonnenpfeile in die stahlblauen Schatten des Finsterkars hineinstechen. Zauberhaft schön und viel reiner als in der schattenblauen Luft strahlen die Berge im Spiegel des Bödensees, der um diese Stunde voll unbeschreiblicher Farben ist. Mit dem ersten vollen Augenaufschlage des Tagesgestirns flüchtet der bleiche Nachtfrost von den Böden, und in der großen, von Wasserfäden silbern durchschlängelten Mulde unter der Hütte stemmen sich jetzt die jungen Rinder schwerfällig auf und grasen im Läuten ihrer Glocken den schon besonnten Halden zu. Unter den fußwarmen Küssen der Sonne erschauern die zarten violetten Dolden der Primula glutinosa und strecken sich selig unter der Lebenschenkenden; der Frühlingsenzian entfaltet seine himmelblauen Sterne und in die kaum geöffneten dunkelblauen, geheimnisvollen Schlünde des stengellosen Enzians stürzen sich die schwarzfeurigen Hummeln in unersättlicher Wollust.

Noch sind die kleinen Schneefelder der gemuldeten Böden frosthart, noch schweigt in grüner schattiger Felsenklamm der Bach, der von den Schneeflecken der Senken ge-

tränkt wird; doch mit jeder enteilenden Stunde wird seine Melodie immer mächtiger anschwellen und wenn wir zurückwandern werden, wird das Dröhnen seiner stärksten Flut ganz die kleine Mattenrunde füllen, in die er niederjauchzt. Dieser gischtenden, schneekühlen Gabe verdankt der Trojerbach die beste Lebenskraft.

Nach einer kleinen Stunde halten wir bei der Wegtafel an der Daberlenke und steigen dann in wenigen Minuten auf der kleinen Seitenmoräne des Panargenkeeses zum Gamskofel hinauf. Mit dieser Rückfallkuppe stützt sich der steile Nordgrat des Keesecks gegen die Daberlenke.

Es ist, als ob sich hier oben auf dem Gamskofel zwei Welten begegneten: Da ist die liebliche gegen Osten und Süden gekehrte Welt des Trojertales mit dem blauen Rauche unserer Hütte und den sonnigen Weiden und Wäldern tief drunten und draußen, die der Menschenwelt schon ganz nahe sind. Von Norden aber drängt mit der grausen Trümmerstätte des Dabersattels eine todernste Welt an den kleinen Kofel. Kein Wald grüßt dort aus den Gründen. Die Weiden am Hohen Kreuz und Großschober sind nicht so grün wie die im Süden, nie betretene kleine Gletscher hängen nieder in graue und braune Ströme von Geröll. Weht der Wind von Osten her, trägt er den würzigen Duft der Zirbenwälder des Trojertales herauf, bringt er einen frohen goldnen Tag; kommt er von Norden angebraust, getränkt mit der Eisluft ewiger Gletscher, dann schauert in ihm wie ein dunkles wildes Weinen das Brausen der Bäche im Karbachtal, so hilflos traurig, wie es nur aus grenzenloser Verlassenheit kommen kann.

Und neben diesem, mehr noch im Herzen gefühlten, als von den Sinnen empfundenen Gegensatze, schenkt der unscheinbare Gamskofel noch manch schönes Bild. Wie stolz ragt da die edle Reichenberger Spitze neben ihrer unvorteilhaft gestalteten Schwester, der Rosenspitze, über den Sentenböden auf! Ganz merkwürdig aber ist es, daß man erst von hier so recht erkennen kann, wie hoch dort drüben die Hüttenberge den Bödensee umringen, sie, die von der Hütte aus so klein und in sich geduckt erscheinen.

Eine sanfte Senke verbindet den Gamskofel mit dem nahen Nordgrate des Keesecks. Steil schwingt sich dieser zu dem hoch oben blinkenden Gletscherschilde empor und neben ihm stürzt die Hauptmasse des Gipfels mit schwarzen, schneegesprenkelten Felswänden herab zum Panargenkees, ein Bild, das zu kampffrohem Tun begeistert. Der Nordgrat stellt sich gleich anfangs mit grimmiger Gebärde vor, um jeden Unberufenen abzuhalten; in der Tat ist er weder schwer noch gefährlich und gerade dort, wo er am steilsten ist, hart, festgriffig und treppenartig gestuft. Je höher wir kommen, desto breiter und schotteriger wird die Schneide und nötigt uns, darauf zu achten, daß wir uns gegenseitig nicht durch lockere Steine gefährden. Ungefähr in der Mitte ist der Grat am breitesten und wenig geneigt, dann steilt er sich wieder grobblockig auf und stößt bald hernach an den östlichen Saum des Eisschildes. Wir können nun entweder dem wieder gerölligen Grate bis nahe zum Vorgipfel folgen, oder aber gleich über den stark aufgewölbten eisgrünen Schild dem Hauptgipfel zusteuern. Hier ist wieder eine der wenigen Gelegenheiten geboten, um sich im Hüttengebiete mit Steigeisen zu betätigen, und so habe ich denn schon mehrmals gern diesen Weg gewählt. Das Eis beginnt gleich ziemlich steil, doch mit zunehmender Höhe verflacht sich der steile Bug mehr und mehr, schließlich legt sich der Firn sanft an die Ostschulter des Berges an. Lassen wir uns aber vom Nordgrate weiter führen, so queren wir von seiner letzten Felskuppe weg den Eisschild erst dort, wo er bereits gering geneigt ist, in der Richtung zum Gipfelaufbau. Und über diesen letzten Aufbau, der den Berg so prachtvoll krönt und ihn zum alles Überragenden des Panargenkammes macht, können wir nun, zumeist über Blockwerk und seltener über festen Fels den Gipfel in einer guten Viertelstunde gewinnen.

Will man vom Keesecks wieder über den Gamskofel zur Hütte zurück, so tut man

gut, wenn man den Nordgrat noch vor seiner flachen Mitte verläßt und in den Schnee- und Gerölfeldern zur Linken hinabfährt oder -geht. Der Übergang aufs Panargenkees ist bisher nirgends schwierig gewesen, nur ist es in heißen Sommern ratsam, nicht auf dem Blankeis abzufahren, sondern stufenschlagend oder mit Steigeisen den flacheren Teil des Gletschers zu gewinnen. Seine Spalten lassen sich leicht umgehen und man kann, vorüber am Gamskofel, sich gleich der Daberlenke und dem Thamweg zuwenden. Auf diese schon oft erprobte Art wird ein rascher Geher vom Gipfel des Keesecks bis zur Hüttenschwelle nicht mehr als eine Stunde benötigen.

Natürlich kann man auf diesem Wege auch ansteigen, wenn es sich auch unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum empfehlen mag; ebenso läßt sich der Nordgrat durch leichte plattige Felsrinnen seiner Ostflanke gewinnen, wobei der Gamskofel und der untere Steilaufschwung des Nordgrates nicht erst betreten werden. In dieser Weise habe ich den Berg gelegentlich einer einsamen Wanderung von Prägraten über die Bachlenke nach St. Jakob am 20. August 1922 zum ersten Male erstiegen. Dies mag wohl auch der kürzeste Weg zum Gipfel sein, doch bleibt es zweifellos am schönsten, den ganzen Nordgrat vom Gamskofel weg zu begehen, wie ich es mit Freund Steinjan im August 1925 erstmalig und seither schon oft gemacht habe.

Wir beide haben im August 1927 auch die erste Überschreitung des Keesecks durchgeführt. Es ist die bei aller Kürze (5—6 Stunden von der Hütte und dahin zurück) lohnendste Bergfahrt des näheren Hüttenbereiches. Wir gingen von der Daberlenke in südwestlicher Richtung über den damals fast spaltenlosen, anfangs gering, später aber recht steil geneigten Gletscher einer durch ihren Schneesaum auffallenden Felsrampe entgegen. Sie steigt oberhalb der unschwierigen Randkluft von rechts nach links durch das steile Felsgewände an und erreicht die flache Gratsenke westlich des Keesecks an ihrem tiefsten Punkte, 2996 *m*. Diese nach außen abschüssige, stellenweise ziemlich breite Rampe trug uns leicht vom Gletscher zur Kammhöhe hinauf und stellte uns hier mit einem Zauberschlage vor ein herrliches Bild: Gerade gegenüber und hoch über dem grünen Deferegger Tale heben die Rieserferner ihren prunkvollen König, den Hochgall, auf silbernem Schilde empor und über der schwarzen Pyramide unseres Hutners und den Villgrater Bergen ragen die blauen Burgen der Dolomiten im goldigen Dunste des Südens. Und während wir dann auf leichtem Grate dem Keesec zustiegen, wimmelten hinter unseren unwahrscheinlich hoch aufgebauten Hüttenbergen helle Morgenwolken aus allen Tälern auf und umwogten in wechselvollem Spiele den König der österreichischen Alpen.

Es geht sich einzig schön auf diesem mäßig steigenden Grate. Zur Rechten leuchtet tief unten das dunkelgrüne Auge des Eggsees, zur Linken unter steil abbrechenden schwarzen Felsmauern blitzt das Panargenkees wie ein ebener Spiegel und ringsum überwältigt eine Fülle unbeschreiblicher Schönheit, die man, nicht durch schwere Felsarbeit in Schach gehalten, sorglos genießen kann. — Der Grat erhebt sich zu einem unbedeutenden Vorgipfel; auf ihm sahen wir uns plötzlich dem finster und drohend aufgesteilten Hauptgipfel gegenüber; nur noch ein kleiner Gratturm trennte uns von ihm. Wir hatten bis dahin keine Schwierigkeiten erwartet, es sind auch keine zu finden, wenn man diesen Gratturm vor dem Gipfel südseitig umgeht und nicht nordseitig anpackt. Wir vermuteten jedoch, die senkrecht abstürzende Westwand des Gipfels könnte uns vielleicht noch zurückschlagen. Als wir aber diesem Steilaufbaue des dunklen und mächtigen Gipfelhorns ganz nahe gekommen waren, fanden wir, daß eine unmittelbare Erkletterung der Gratwand wohl möglich, jedoch schwierig sei, entdeckten aber auch gleichzeitig ein schmales Felsband, das uns leicht in die Südflanke des Gipfels entkommen ließ. Hier konnten wir nun, da oder dort, in gutem Gestein herrlich emporklettern und damit wieder den Grat und kurz hernach auch den Gipfel selbst gewinnen.

Man kann über Rundsichten recht geteilter Meinung sein. Ich schwärme nicht für

die ganz hoher Berge, die ihre Umgebung so sehr überragen, daß alle anderen Gipfel zusammengeschrumpft erscheinen, wenn auch solche Ausblicke die erhabene Unermeßlichkeit des Raumes am sinnfälligsten vermitteln; ich liebe vielmehr jene malerische Schau von Gipfeln, die von einem Kranze gleich hoher oder höherer Gipfel umgeben sind, grüne Täler aufschließen, gewaltige Bilder entrollen und doch auch den Blick in endlos verblauende Fernen gleiten lassen. Dies alles scheint mir beim Keeseck in selten schönem Maße erfüllt zu sein. Viele Stunden bin ich schon auf seinem Scheitel gelegen und doch nie müde geworden dieser wunderbaren Sicht. Sie hat gebieterische prachtvolle Nähe und blau verschwimmende, unermeßliche Ferne. Sie breitet die Öde wüster Kare, die Lieblichkeit grüner Almen und die Wildheit schauerlicher Schluchten und Wände um dich aus; sie schüttet den betörenden Glanz der großen Gletscher in dich; sie lockt dich mit jenen dunstblauen Kuppen und Zacken, die wie ein riesiger Heerbann den südlichen Himmel säumen. Wie träumen unter dir die smaragdenen Spiegel der Seen, wie wuchtet neben dir der schwarze gewaltige Panzer der Alplesspitze, wie erhebt sich das Herz auf den golden blitzenden Schwingen der Adler, wie stürzt das ewig ruhelose im fernen Gesange der wilden Wasser von Tiefe zu Tiefe hinab! Und welche fabelhafte Ferne tut sich dir auf! Ganz draußen im Südosten dunkeln als letzte die kobaltblauen Berge der Julier, und im fernsten Südwesten schimmern Eisinseln im meerblauen Horizont: es sind die Firne der Ortler- und Adamelloberge. Und zwischen jenen und diesen ist mit unzähligen Toren und Türmen der mächtige Bogen der Karnischen Alpen und Dolomiten gespannt. Doch all das verblaßt angesichts des nahen nordöstlichen Gesichtsfeldes: Da leuchten über dem Umbal-Virgentale die mächtigen Eisriesen der Venedigergruppe von der Rötspitze bis zum Großvenediger, stehen da, die dunklen felsigen Füße vergraben in den tiefen Tälern, eine schimmernde Wehr von unerhörter Schönheit, daß die Augen, so oft sie sich auch abwenden mögen, doch immer wieder dahin zurückkehren müssen. Gibt es noch einen Blick, der soviel Ferne mit solcher Nähe vereint? Gibt es noch irgendwo eine so vielfältige Schau? Und darum möge dies Loblied der einigermaßen geübte Bergsteiger beherzigen, wenn ihm im Gebiete der Reichenberger Hütte ein goldener Tag in den Schoß fallen sollte.

4. Die Alplesspitze, 3149 *m*

Die Totenkarspitze mag kühner sein in ihrer Form, das Keeseck höher und firngeschmückt, die Panargenspitze mit ihrem kleinen Hängegletscher prahlen, dennoch: die größte Kraft und Gewalt entfaltet der Panargenzug in der Alplesspitze. Nicht allein der Gratteil von der Panargenscharte bis zur Scharte vor der Seespitze, den sie für sich beansprucht, ist der längste, der einem Berge dieses Kammes zugehört, auch die Wand, mit der sie zum Tojertale abstürzt, ist weitaus mächtiger entwickelt als jede andere Wandflucht des Gebietes, und ihre gegen Süden vorgestreckten Gratarme umklammern die Kare weiter und kräftiger als die der anderen Gipfel. Ist sie also schon zufolge ihrer Maße als der bedeutendste Berg der Panargenkette anzusprechen, so ist sie es nicht minder durch die Wege zu ihrem Scheitel, von denen der leichteste immer noch schwieriger ist als die leichten Zugänge der anderen Gipfel, und deren schwerste sie zum begehrten Ziele geübter und ausdauernder Bergsteiger machen werden. All das stempelt den Berg, einen echten Kletterberg, zum Hauptgipfel der ganzen Gruppe.

Er kann nur in langer Fahrt errungen werden und wird schon deswegen seltener besucht bleiben als seine beiden Nachbarn, die Seespitze und das Keeseck. Auch eine rasche Zweier-Seilschaft wird den Gipfel von St. Jakob aus kaum in weniger als 5 Stunden erreichen können und ebensolange wird sie auch von der bedeutend näher und höher gelegenen Reichenberger Hütte benötigen, da der Nordwestgrat und die Trojerwand viel länger und schwieriger sind, als die kurzen südseitigen Klettereien.

Wohl am leichtesten bezwingt man den Berg noch immer vom Alplesboden, der vom Südwest- und Südostgrate des Berges eingeschlossen wird. In dieser ernsten Trümmerstätte strahlen, den hoheitsvollen Gipfel widerspiegelnd, die beiden Alplesseen einen kurzen Sommer lang. Es scheint, als ob ihr Glanz sich mit jedem Jahre wandle. Ich habe sie zuerst gesehen mit grünen Eisschollen in blauer Flut, dann war in einem späteren Jahr ein dunkles Grün in sie gegossen und im letzten Sommer sah ich sie ganz hellgrün, den oberen noch um einen Ton lichter als den unteren.

Der Weg zum Alplesboden führt entweder von St. Jakob über prachtvolle Almen zum schönen Oberseitsee hinauf, diesem größten See der Panargenberge, und von hier über den Südgrat der Seespitze, oder von Erlsbach durch den steilen Erlsbacher Graben empor. Vom Alplesboden haben Erlsbacher und Purtscheller und später auch Schildknecht und Langbein den Gipfel erklommen, indem sie wahrscheinlich dort, wo das Kargeröll am höchsten gegen den Südostgrat des Berges ansteigt, auf den stockwerkartig gegliederten festen Fels gestoßen sind, über den sie die Schneide des Südostgrates ziemlich nahe dem Gipfel erreicht haben.

Wenigstens sind Rudolf Tham und ich auf unserer ersten Erkundungsfahrt in diese Bergwelt (Sommer 1920) solcherart zum Gipfel vorgedrungen und unser Weg dürfte vermutlich auch der Weg unserer wenigen Vorgänger gewesen sein. Wir waren damals von St. Jakob aus zur Oberseitalpe angestiegen, hatten hier in einem Heustadel genächtigt, am nächsten Morgen die Seespitze erstiegen, und waren dann nach mühsamen Queren der großen Geröllhalden unter dem Grate zwischen See- und Alplesspitze schließlich zu dem erwähnten, am höchsten gegen die festen Felsen des Südostgrates ansteigenden Schuttfelde gekommen. Schon damals habe ich mich gewundert, daß der „alte Hochturist" die See- und Alplesspitze in einem Atem als leichte Felsberge bezeichnet. Für die Seespitze trifft das zweifellos zu: sie ist auf dem markierten Wege so leicht, daß man kaum irgendwo die Hand an den Fels zu legen braucht. Die Alplesspitze dagegen verlangt ehrliche Kletterei. Ich erinnere mich noch gut, daß die unteren festen Stockwerke des Grates wohl nicht schwierig waren, aber der Ausstieg aus einer schmalen und brüchigen Rinne auf die Gratschneide war weder leicht noch angenehm, und auch das folgende ausgesetzte Klettern auf dem Grate konnte nicht leicht genannt werden.

Nein, der „Alples-Spitz" ist kein leichter Berg. Es müßte denn vom Alplesboden noch einen anderen, mir nicht bekannten Weg zum Gipfel geben. Vielleicht hat Professor Dr. Unterkirchner, vor einigen Jahren Kooperator in St. Jakob, einen solchen gefunden, denn auch er findet die Besteigung des Berges leicht. Seinem Rate folgend, hätten nun schon mehrere den in St. Jakob bis dahin als sehr schwierig verrufenen Berg besucht.

Urteile über Schwierigkeitsgrade sind stets sehr persönlich. Als ich im Sommer 1929 Gelegenheit hatte, meinen verehrten Freund Hanns Barth über den Nordgrat des Keeseck zu begleiten, meinte er auf dem Gipfel: „Du gibst diesen Weg im neuen Hochturisten als leicht an. Ich muß schon sagen, einen leichten Anstieg stelle ich mir ganz anders vor; dieser wäre unbedingt als ‚mittelschwer' anzusehen. Du wertest zu gering, weil du diese Berge schon zu gut kennst." Ich habe ihm, der über eine soviel reichere Erfahrung verfügt, schließlich beipflichten müssen.

Nicht anders verhält es sich mit der Alplesspitze. Vielleicht aber ist jener Weg, den ich mit Tham damals im Abstiege benützte, etwas leichter als der Anstieg vom Alplesboden zum Südostgrate. Es ist dies eine ziemlich breite, gestufte, glatt gewaschene, graufelsige Rinne in der Südwestflanke des Gipfels. Sie ist am besten zu erreichen aus dem schmalen Kare zwischen dem Südwestgrate des nordwestlichen Vorgipfels und dem gleich gerichteten Grate des Hauptgipfels. Dieses Kar wiederum kann unmittelbar von der Oberhausalpe im Defregger Tal oder auch aus dem oberen Erlsbacher Graben

über die leichte Panargenlenke gewonnen werden. Aus dem innersten Grunde dieses Kares steigt eine Schutt- und Blockrinne zu einer scharfen (der obersten) Einschartung im Südwestgrate des Hauptgipfels empor. Etwa in halber Höhe der Rinne mündet zur Linken die angeführte graue und glatt geschliffene Nebenrinne ein, in der man hinaufklettert. Sie endet auf einer großen Terrasse rotbraunen Schotters, von der man sich dem obersten Teile des Südwestgrates zuwendet; über ihn gelangt man dann ohne Schwierigkeiten zum nahen Gipfel.

Auf diesem Wege kletterte ich also mit Tham in die große Schutt- und Blockrinne ab, folgte dieser aber nicht ins erwähnte Kar hinab, sondern stieg in ihr zur scharfkelsigen Einschartung im Südwestgrate an. Jenseits der Scharte brachte uns dann eine angenehmere Rinne unschwer auf den obersten Alplesboden, womit der Weg zu den Alplesseen und nach St. Jakob oder Erlsbach freigegeben war. Wer sonach von einem dieser Orte über den Alplesboden und den Südostgrat den Gipfel errungen hat, dem ist dieser Abstieg besonders zu empfehlen, da er eine schöne Überschreitung des Berges und eine Rast an den herrlichen Alplesseen ermöglicht.

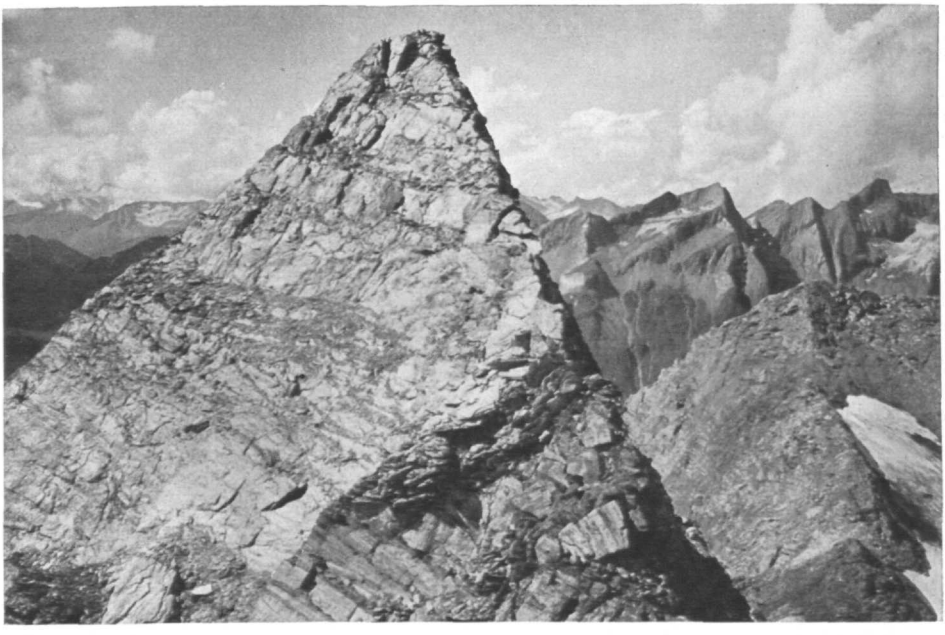
Von jenem ersten Besuche der Alplesspitze blieb mir eines in leuchtender Erinnerung: jener Augenblick, als sich auf dem Südostgrate plötzlich die ungeheure Tiefe des Trojertales vor uns auftat, daß wir in wonnigem Schaudern fast zurückprallten, und die gleißende Pracht der Venedigerberge uns gleichzeitig aufs höchste erstaunen ließ. Tief uns zu Füßen leuchtete als lieblicher Erdenplan der grüne Teppich der Böden wie hingehaucht in die ernste Einsamkeit dieser Bergwelt. Ein gelber Weg hob sich aus dem Trojertale zu ihr empor und drüben am Rande der Böden, von braunfelsigen Bergen umgeben, funkelte ein dunkelgrüner See. Dort müßte, sagten wir uns zum ersten Male, eine Hütte stehen. Und als wir am nächsten Morgen von St. Jakob durchs Trojertal zum Bödensee und der Bachlenke aufstiegen, kalte Regen uns beständig anschauerten und die tief verhüllten Berge kaum ahnen ließen, welche Fülle von Schönheit ringsum ausgebreitet sei, sagten wir uns dennoch: hier sollte unsere neue Hütte stehen.

Freund Tham setzte sich dann daheim als erster Hüttenwart des Vereins mit Feuereifer für den Plan ein; aber sein schon drei Jahre später erfolgter tödlicher Absturz am Mont Mallet untergrub die verheißungsvollen Anfänge und erst der geschickten Hand des zweiten Hüttenwartes, Direktor Emmerich Soutschek, gelang es, das kaum begonnene Werk zu einem guten erfolgreichen Ende zu führen. Sechs Jahre nach dem ersten Aufflammen des Gedankens erwartete das neue Heim des Alpenvereins seine ersten Gäste, im Dröhnen der Böller pilgerten zahlreiche Alpenfreunde im Gefolge des langjährigen und schaffensfreudigen Vorsitzenden des Vereins, Dr. Ferdinand Kotter, zur gastlichen Schwelle, Pfarrer Wiedemeyer aus St. Jakob hielt die ergreifende Bergpredigt und Joseph Santner sprach, gegen Süden gewendet, heiß und kraftvoll aus aller Herzen.

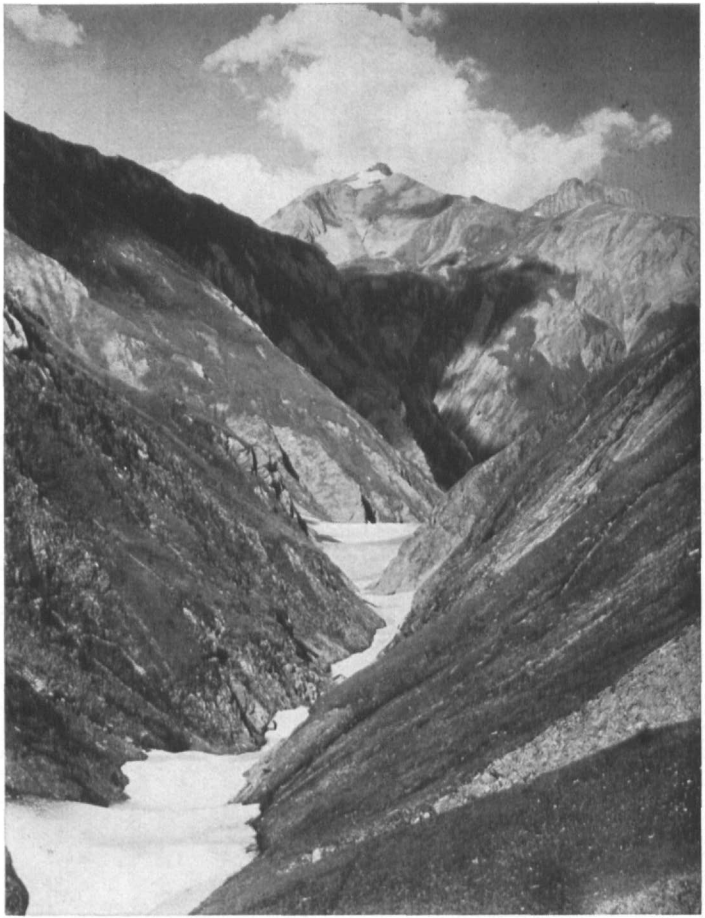
Mir wurde dies alles wieder recht bewußt, als ich am 18. August 1927 mit Freund Steinjan und Prof. Dittrich aus Haida zum zweiten Male auf dem Gipfel der Alplesspitze ruhte. An diesem Tage hatten wir uns den Berg auf einem neuen Wege, dem noch nicht begangenen Nordwestgrate errungen, nachdem ein erster Versuch, den ich mit Professor Ferdinand Gerhardt einige Tage vorher unternommen hatte, auf dem Vorgipfel an einer Wetterlaune gescheitert war. Mit ihm war ich aus dem obersten Trojertale zur Panargenscharte, 2891 *m*, angestiegen, von der Purtscheller zu Unrecht behauptet, sie wäre der einzige und schwierige Übergang über den Panargenkamm. Wir begegneten in der Tat schon nahe der Grathöhe ganz erheblichen Schwierigkeiten und fanden es begreiflich, daß hier dem Führer Andrä Mariacher aus Prägraten einst der Abstieg in stundenlangem Bemühen recht hart geworden sei.

Daher zog ich es vor, mit meinen Gefährten diesen Anstieg nicht zu wiederholen, sondern der Panargenscharte über den bekannten Nordgrat des Keeseks und dessen

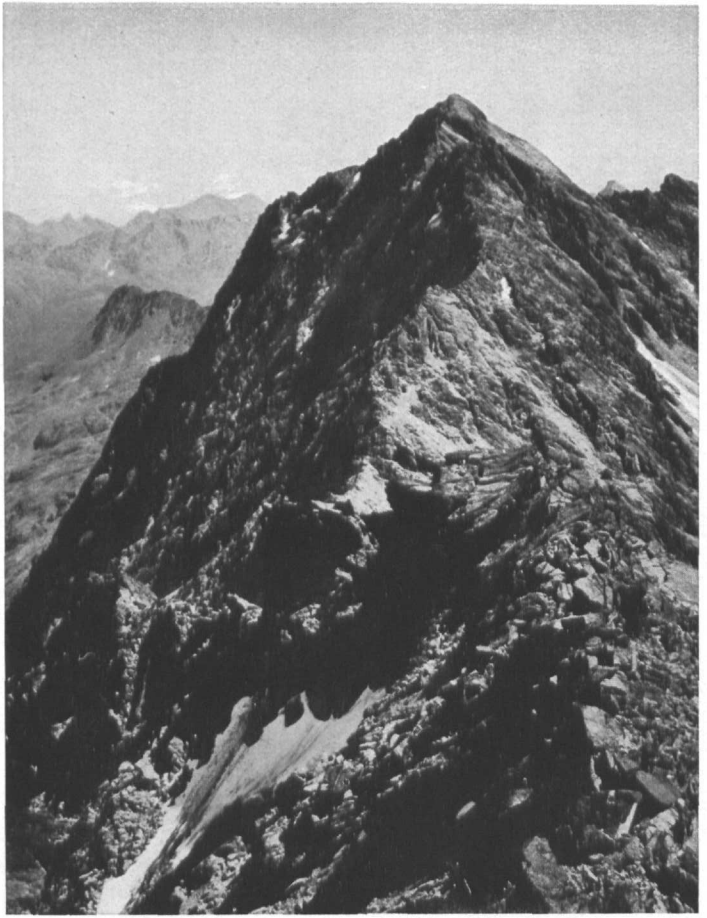
Das Keeseck von den Senten-Böden



Totenkarſpitze: Weſtgipfel, 3133 *m*, vom Oſtgipfel



Die Daberschlucht gegen die Mußwand



Die Alplesspitze von der Ostschulter des Keesecks

Ostschulter beizukommen, zumal mir das Gratstück des Hauptkammes von der genannten Schulter bis zur Panargenscharte noch unbekannt war. In diesem Wegteile trafen wir keine nennenswerten Schwierigkeiten, so daß wir die Panargenscharte ebenso rasch erreichten, als wenn wir direkt zu ihr aufgestiegen wären. Wie ich es schon mit Professor Gerhardt getan hatte, umgingen wir auch diesmal die kleinen, scheinbar sehr zeitraubenden Grattürme dieser Scharte auf dem leichten südseitigen Gehänge derart, daß wir etwa 40 Höhenmeter abstiegen, am Fuße eines Felsspornes der Scharte ein wenig querten und uns dann auf schotterigem Gelände etwa doppelt so hoch wieder hinaufwürgten. Dadurch erreichten wir den Grat schon hoch über dem tiefsten Zacken der Scharte und eben dort, wo er wieder angenehmer zu klettern ist. Wir benötigten zu dieser zweifellos praktischen Umgehung der Schartenzacken 20 Minuten, nach einer weiteren Stunde vereinten wir uns auf dem nordwestlichen Vorgipfel unseres Berges zu gemeinsamer Arbeit. Bis dahin war jeder für sich gestiegen und geklettert; der steil aufgerichtete Grat hatte uns nirgends solche Schwierigkeiten bereitet, daß ein gemeinsames Steigen am Seil nötig gewesen wäre. Es war eine genußreiche Kletterstunde gewesen. An manchen scharfen Gratstellen hatten wir besonders eindringlich gemerkt, wie wundervoll zu beiden Seiten, besonders aber zur Linken, die Tiefe gewachsen war und hatten auch nahe dem Vorgipfel das „schälche Band" als breite steile Schotterrampe ausmünden sehen.

Als wir nach kurzer Rast den Vorgipfel verließen, war das Wetter merklich schlechter geworden: schon drohten Wolken den wuchtig aufgebauten Hauptgipfel zu überfallen. Zwischen ihm und uns sahen wir dem südöstlich aufgerichteten Hauptgrate einige kleinere Grattürme aufgesetzt, die zu überwinden waren, ehe man den eigentlichen Gipfelbau angehen konnte.

Der Vorgipfel, 3112 *m* hoch, ist gegen Süden in steilen grauen Platten abgedacht, die von weitem fast ungangbar aussehen. Trotzdem versprachen sie uns ein besseres Fortkommen als der zu einer Scharte abstürzende Hauptgrat selbst. In ihren engen, zum Teil erdgefüllten Fugen stiegen wir eine gute Seillänge ab und querten dann auf schmalen Leisten und Bändern nach der Scharte hin. Den folgenden Gratturm bezwangen wir auf ähnliche Art, zwei weitere kleine Zacken überschritten wir, glaube ich, unmittelbar.

So gelangten wir vor den eigentlichen Gipfelaufbau und damit vor ein Hindernis, das uns ernster ansah als alle früheren. Es war jene Stelle, die mir schon von den Böden aus als das Fragezeichen dieser Bergfahrt erschienen war. Wild springt der Grat auf, hängt gegen Süden über, bildet nordseitig eine steilschräge große Platte. Daß und wie sie zu erklettern war, wußten wir erst, als wir auf schmalem Gratrücken an ihrem Fuße standen. Quer durch diese Platte schneidet nämlich ein feiner, gestufter Riß, der eine schmale Leiste bildet. Auf dieser Rißleiste setzte ich unseren Angriff ein und trug ihn dann mittels kleiner muldiger Tritte geradeaus über die Wand zur Grathöhe vor. Weiche Hanfsohlen hatten uns diese ausgesetzte Arbeit spürbar erleichtert. Damit war freilich noch nicht alles gewonnen. Im folgenden Teile konnten wir die Schneide des Grates rechts und links umgehen. Dann aber glotzte uns ein brüchiger Absturz dunkelgrauen Gesteins aus dem inzwischen eingefallenen Nebel an; er mußte unmittelbar überklettert werden. Ebenso war dem folgenden Teile der Gratschneide mit zwei nach Süden überhangenden, messerscharfen braunen Schieferzähnen nicht auszuweichen. In meiner Erinnerung hat sich diese Stelle als schwierigste des ganzen Weges eingenistet. Dann aber konnten wir leicht zum nahen Gipfel emporsteigen.

Es war beabsichtigt gewesen, dem Panargenkamme in der Richtung zur Seespitze zu folgen, doch begann es, kaum daß wir den Gipfel erreicht hatten, zu regnen und es regnete während unseres halbstündigen Aufenthaltes immer mehr, daß wir uns zum

kürzesten Heimwege entschließen mußten. Es war bis in die Schuttrinne derselbe Weg, den ich seinerzeit mit Tham benützt hatte. Wir gingen vom Gipfel weg zuerst ein kurzes Stück auf dem Südwestgrate hinab und querten dann halbrechts über den rotbraunen Schotter der Terrasse in die Südwestflanke zum Einstiege in die glatte graue Felsrinne. In ihr kletterten wir unschwierig hinab, folgten dann der von der obersten Scharte des Südwestgrates herabkommenden Schutt- und Blockrinne ins Kar und durchschritten dieses in der Richtung gegen einen dunkelfelsigen Grataufschwung im Südwestgrate des Vorgipfels der Alplesspitze und hatten das Glück, just bei dieser Gratkuppe einen Gemsenwechsel zu finden, der uns über den westlichen Steilabbruch des Grates hinabhalf und es ermöglichte, den Großbachsee ohne weitere Umschweife zu erreichen. Hier hatte ich vor 10 Tagen mit Professor Gerhardt nach unserem ersten mißglückten Angriffe gerastet, hier ruhten wir nun, glücklicher als damals, nach gelungener Fahrt, und sahen wie unwirscher Wind und flüchtiger Regen das weltentlegene Wasser bewegten. Der Regen verrann allgemach, aber der kalte mürrische Wind folgte uns unablässig über das 400 *m* hohe Blockfeld zur Schulter des Keesecks hinauf. Und heute wie damals erforderte dieser grobe Geröllhang eine Stunde mühsamen Steigens.

Oben auf der firngesäumten Schulter des Keesecks verschnauften wir ein Weilchen, windgeschützt gelehnt an die Gratklippen. Eine graues Wolkenjagen verhüllte den Gipfel des Berges, fauchte über uns hin und zeigte uns, als wir über den Firn hinabstapften, den Nordgrat erst, bis wir knapp vor ihm standen. Und über diesen und neben ihm tummelten wir uns in altgewohnter Weise zum Gamskofel hinab. Trabten dann auf dem gelobten Thamwege heim zur Hütte, die uns nach zwölfstündiger Fahrt wieder in ihren gemütlichen Räumen sah.

Mit der Ersteigung der Alplesspitze über den Nordwestgrat war uns damals die schönste Felsfahrt des näheren Hüttenbereiches geglückt. Es haftete aber ein unleugbarer Mangel daran, denn der Hinweg wie auch der Rückweg über die Firnschulter des Keesecks waren eine recht unerwünschte Zugabe. Es mußte also ein besserer Weg zur tiefen Panargenscharte gefunden werden. Diesen fand ich auch 2 Jahre später, als ich mich am 14. August 1929 aufmachte, um mit den Freunden Steinjan und Müller den Nordwestgrat zum zweiten Male zu begehen. Es war ein prachtvoller Morgen mit einem ganz tiefen Blau über den Panargenbergen. Von einem Lawinenreste des Trojertales strebten wir über grasdurchwachsene Schutthänge der Panargenscharte zu. Sie setzt einen Felssporn herab, der die am höchsten ansteigende Steinhalde gabelt in einen (im Sinne des Anstieges) schmäleren linken und einen breiteren rechten Ast. Auf diesen hielten wir zu, verfolgten ihn aber nur ein kurzes Stück und bogen gleich in die erste zur Rechten sich breit öffnende Nebenrinne ein. Diese hat ein glatt gewaschenes schweres Mittelstück, das wir auf dem rechtsseitigen steilen Rasen umgingen. Höher oben konnten wir leicht wieder in die Rinne hineinqueren und auf eine dort ganz niedrige Felsrippe aussteigen, die unsere Rinne abriegelte und von einer zur Linken heraufkommenden schied. In dieser hatten wir nur noch wenige Meter bis zur Grathöhe zu steigen. Wir erreichten den Kamm gerade dort, wo er sich einerseits in der Richtung zum Keeseck steiler aufschwingt und andererseits die Umgehung der Zacken der Panargenscharte begonnen wird, also ein ziemliches Stück westlich des ehemals soviel schwieriger gewonnenen tiefsten Punktes der Panargenscharte.

Ob die am Ende dieses neuen Anstieges von links heraufkommende zweite Seitenrinne ebenso günstig zu durchsteigen ist, müßte erst ein Versuch lehren. Jedenfalls sind in dem von uns benützten ersten Seitenaste keine Schwierigkeiten zu finden, das kurze Stück steilen Rasens, das man möglicherweise auch vermeiden kann, erfordert natürlich entsprechende Vorsicht. Im ganzen kann man diesen Weg höchstens als mittelschwer bezeichnen. Er bietet zudem den Vorteil, daß man nun die Panargenscharte um min-

bestens ½ Stunde eher gewinnen kann als über den Nordgrat des Keesecks. Auch konnten wir auf dem Rückwege hocherfreut feststellen, wieviel angenehmer und rascher — in nur ½ Stunde — sich die Panargenscharte vom Großbachsee erreichen läßt, gegenüber dem Anstieg zur höheren Keesecksschulter. Dadurch wird es auch möglich, den Heimweg vom Gipfel der Alplesspitze über den Großbachsee zur Hütte auf 4 Stunden zu verringern, so daß die ganze Bergfahrt über den Nordwestgrat der Alplesspitze normal in 9 Geh- und Kletterstunden geleistet werden kann. Wer also viel rasten und schauen will, mache sich schon frühzeitig auf die Socken; uns dreien, die wir erst um 7 Uhr die Hütte verlassen hatten, leuchtete bereits der volle Mond über die Böden heim.

5. Die Trojerwand der Alplesspitze

Sie ist jahrelang mein Wunsch gewesen. Allsommerlich, wenn ich von der Trojeralm den Höhenweg nach unserer Hütte wanderte, lenkte sie mein Träumen und Trachten auf sich, und jedesmal, wenn ich aus der Hüttentüre trat und ihr dann Auge in Auge gegenüberstand, sagte ich mir: du mußt durch diese schwarzen Steilmauern noch einen Anstieg finden. Es genügt nicht, daß du den Weg über die Panargenscharte und den Nordwestgrat ermittelt hast, du mußt, um den Berg in seiner ganzen Mächtigkeit erfühlen zu können, diese Wand durchsteigen und mußt sie so durchklettern, daß damit eine regelrechte vollständige Überschreitung des Berges von der Hütte weg gegeben ist.

Deshalb schied jenes auffällige steile Schotterband, das man mir einmal als „schälches Band" bezeichnet hatte, bald aus meinen Erwägungen; denn dieses Band erreicht den nordwestlich gerichteten Hauptgrat des Berges noch unterhalb des mehrfach erwähnten Vorgipfels, womit sich dann der weitere Aufstieg zum Hauptgipfel auf schon bekanntem Wege vollzogen hätte. Zudem ist das „schälche Band" augenscheinlich derart dem Steinschlage ausgesetzt, daß es besonders bei ungeeignetem Wetter niemand zu empfehlen ist, und es durchschneidet überdies das Gewände bereits dort, wo es seine größte Mächtigkeit verloren hat. Nein, diese reizlose Schotterrampe, zweifellos begehbar, vermochte mich nicht zu begeistern.

Dagegen war es mir schon seit langem möglich erschienen, diese ganze gewaltige Wand, die Trojerwand der Alplesspitze, von ihrem tiefsten Punkte aus zu durchsteigen, nur hatte es sich nie so recht geschickt, diese Möglichkeit ernstlich zu prüfen. Denn da waren mehrere schnee- und regenreiche Sommer ins Land gekommen, welche die Wand ständig beunruhigt hatten. Da war der Neuschnee von ihren Steilplatten in weithin wehenden Fahnen niedergestäubt, immer neue Gießbäche waren durch ihre Schluchten herabgejagt und das Tag und Nacht hörbare Hageln der Steine war dem Besonnenen die stets verwünschte Gewalt gewesen. Zwar hatte ich bereits einmal — im leidlich schönen August 1927 — einen Versuch gewagt und war im unteren Drittel der Wand etwa 200 *m* hoch gestiegen; doch ein zu schwerer Rucksack, den ich nach St. Jakob schleppen mußte, da es die letzte Urlaubstur jenes Sommers war, und das Mißgeschick, daß mir bei einer Aufnahme der Mattscheibenrahmen entfiel und tief hinabkollerte, ließen mich diesen allein unternommenen Versuch aufgeben.

So war es gekommen, daß mir diese Bergfahrt für den Sommer 1929 als wichtigste Aufgabe geblieben war. Und diesmal sollte nicht lange gezaudert werden. Am Abend des 4. August traf ich in St. Jakob ein, von Freund Steinjan und seiner Familie bereits erwartet; am fünften jagte uns ein strömender Regen von den „Wilden Platten" der Hochgrabe heim, am sechsten strahlte Defereggen in einem hellen Morgen: wir stiegen mit Kind und Kegel zur Hütte auf. Am siebenten überschritten wir bei herrlichster Sicht das Keeseck und am achten zogen wir um 6 Uhr morgens

der Trojerwand entgegen. Es war reichlich spät, der Morgen schon sehr warm, die Luft nicht mehr so klar wie am Vortage.

Wir gingen zu den Böden hinab, überschritten den Abfluß des Bödensees dort, wo er sich in engem Schieferbette hinabzustürzen beginnt und stiegen dann von der Hohen Warte, 2577 *m*, über Rasenhänge zum Trojertale ab. Es bildet hier den tiefen Einschnitt zwischen der gemuldeten Hochfläche der Böden und den hohen Schutthängen des Panargenkammes. Am Bache füllte Steinjan seine Feldflasche, dann querten wir talab in ziemlich gleicher Höhe jenem begrünten Felssockel zu, der am tiefsten in den Schutthalden des Trojergrabens fußt. Hier ist der Einstieg.

Eigentlich setzt die Trojerwand drei solcher Felszehen in die Schutthalden vor. Diese Zehen sind voneinander geschieden durch zwei große Schuttkegel, gebildet von tief in die Wand eingefurchten Steilrinnen. Der hier stets angehäufte Lawinenschnee kann auch in den heißesten Sommern nicht vollständig weggebeizt werden. Zwischen dem kurzen mittleren und dem rechten (nördlichen) Sockel beginnt die große Schluchtrinne, die bis hinauf zum Ostgrate des Berges die ganze, hier an 900 *m* hohe Wandflucht der Alplesspitze durchreißt. Ihre linke Begrenzung ist größtenteils steilwandiger dunkler Fels, ihre rechte eine mehr oder weniger breite, stark gegen den Schluchtgrund geneigte Rampe, gratartig vorspringend aus dem Gewände. Und diese Rampe, eigentlich der Grat dieser Rampe, war unsere Richtschnur durch die gewaltige Mauer.

Etwa 100 *m* über dem Talboden, wo der Trojerbach und der Abfluß des Bödensees ineinanderbrausen, stießen wir an den nördlichen Rand des oberen Sockels und stiegen auf bewachsenen Bändern solange nach links an, bis wir in die Schlucht blicken konnten. Dann trat oberhalb einer hochgrasigen Steilmulde der Fels zum ersten Male gratartig aus dem grünen Sockel heraus. Hier waren wir dem Grunde der Schlucht am nächsten; es ist wohl der einzige Punkt, der bei ungünstigem Wetter durch Steinschlag gefährdet sein kann. Hier also war unser Weg für kurze Zeit steil und schmal. Wir stiegen jetzt mit schweren Rucksäcken achtsamer und trieben manchmal die Pickelhauen in die Graspolster, um unsere Sicherheit zu erhöhen. Und hier fanden wir auch zum ersten Male die Spuren der edlen Grattiere, die in dieser Wand ihre letzte Zuflucht vor den Menschen suchen. Da und dort auf unserem langen Wege hat uns der Geruch dieses Wildes aus eben verlassenen Lagerstätten angeweht, haben wir die Zeichen ihrer kleinen Hufe finden können, immer haben sie uns bezeugt, daß wir auf dem besten Wege waren. Und so sind wir denn übereingekommen, diesen Weg zur Alplesspitze den „Gemsengrat der Trojerwand" zu nennen.

Nach dieser kurzen Steilstufe verlor sich der gratartige Aufbau allmählich, das Gelände verbreiterte sich und lief schließlich als sanftgeneigte und geröllbedeckte Rasenfläche aus. An ihrem oberen Ende rasteten wir. Über uns wuchs nun stark beraster Fels steil auf. Zur Rechten — im Sinne unseres Steigens — zeigte sich über einer Schotterrinne ungünstiger Fels. Wäre er gutartig gewesen, wir hätten ihm wohl vertraut, so aber entschieden wir uns ohne Zögern für den bewachsenen Fels, legten die Steigeisen an und verbanden uns durchs Seil.

Steinjan hätte die Steigeisen am liebsten daheim gelassen. Nun erwiesen sie sich als überaus vorteilhaft. Die langen Eisenzacken bissen sich tief in den steilen glatten Grasboden und machten uns das Steigen doppelt leicht. Wie vorsichtig hätten wir uns hier mit abgelaufenen Nagelschuhen bewegen müssen, wie langsam und gefahrvoll wären wir höher gekommen!

Eine gute Stunde lang waren wir so gestiegen und geklettert, die Hauen unserer Pickel an kritischen Stellen fest ins Gras verbohrend, da wurden wir von der Schluchtseite her wieder auf den First der Rampe hinaufgedrängt, und ließen uns bald in einer Lücke des Grates auf den letzten weichen Graspolstern zu längerer Rast nieder. Hier bauten wir einen kleinen Steinmann. Wir hatten nun wohl die halbe Wandhöhe

durchstiegen, merkten deutlich, daß wir uns schon beträchtlich über das Hüttengelände erhoben hatten, denn aufgeschlossen bis zu ihren tiefsten Zungen strahlten die Gletscher des Venedigers über die Bachlenke herüber. Tief unter uns, auf der Hohen Warte der Böden, flatterte manchmal ein weißes Tüchlein auf, jubelten kaum hörbare Stimmen uns nach: Steinjans Frau und Buben folgten uns dort mit dem Fernglase.

Hatten unsere Hände bislang nur selten festen Fels zu fassen bekommen, erwartete uns scheinbar nur noch blanker Fels. Etwa 60 *m* über uns sahen wir jetzt die markanteste Stelle unseres beabsichtigten Weges: eine große, durch einen mächtigen Felssturz freigelegte gelbe Platte. Wir erwarteten sie besonders gespannt, weil alle Beobachtung von unten uns nicht erhellt hatte, ob wir dort siegen oder umkehren würden. Es ging viel besser als wir geglaubt hatten; nur das braune Gefels unterhalb der Platte war unangenehm brüchig. Durch die Platte selbst aber lief quer hinüber ein einmal gestuftes, schmales Gesimse. Es ermöglichte uns, die sonst glatte Fläche leicht zu übersetzen und jenseits wieder den Grat zu gewinnen, allerdings auf seiner rechten, der Schlucht abgewandten Seite. An dieser westlichen Seite kletterten wir nun längere Zeit ziemlich schwierig und ausgesetzt empor, bis es uns gelang auf die östliche, der Schlucht zugekehrte Seite des Grates zurückzukehren. Hier kamen wir denn auch viel angenehmer vorwärts. Einmal noch wollte uns zwar der Grat mit einer glatten grauen Platte einschüchtern; sie ließ sich jedoch leicht und am besten hoch oben nahe dem Firste überlisten. Nun hatten wir völlig freien Weg. Wir konnten ebensogut nach links in die Schlucht queren, die hier oben zu einer breiten, harmlosen Geröllrinne geworden ist, oder auch unserem Grate folgen. Wir blieben lieber dem Grate treu, ersparte er uns doch einen Gratturm, den wir, hätten wir die Rinne bis in die Einschartung des Hauptkammes verfolgt, noch hätten überklettern müssen. Kurz vor ½2 Uhr erreichten wir den Gipfelgrat und errichteten hier einen Steinmann.

Die leichte Ausmündung der großen Schlucht auf dem Hauptgrate — wir wollen sie „Gemsenscharte" nennen — bietet übrigens einen willkommenen Ausweg, wenn schlechtes Wetter einzufallen droht. Man kann nämlich von der Scharte des Kammes sogleich in einer leicht begehbaren Schuttrinne ins Alpleskar hinabeilen, ohne den Grat zum Gipfel verfolgen zu müssen. Hier wechseln denn auch die Gemsen über den Panargenkamm.

Wir rasteten auf dem erreichten Gratkopfe nicht lange, hatten vielmehr alle Ursache, mit der noch übrigen Zeit zu kargen, denn der Gipfel der Alplesspitze war noch ¼ *km* von uns entfernt und überhöhte uns noch vielleicht um 100 *m*. Dazu schien der Grat bis dorthin allerlei nette Nüsse zum Aufknacken zu geben. Gleich der erste Turm, den wir leider in der steilfelsigen Südseite umgingen, machte es uns nicht leicht. Als wir die Gratköhe wieder erklettert hatten, merkten wir, daß wir die Stelle in der Trojerseite doch viel leichter erledigt hätten. Im folgenden umgingen wir dann die Zacken, die uns den endgültigen Sieg noch erschweren wollten, ausnahmslos auf dieser Seite. Das letzte Gratstück brachte dann bekannten Fels: Da war die Stelle, wo ich vor 9 Jahren mit Tham den Grat vom Alplesboden erreicht hatte, hier der nach dem Trojertale überhängende Gratblock und zuletzt kam die schmale luftige Gratkante, die uns unmittelbar auf den Gipfel brachte.

Um 3 Uhr Nachmittag ließen wir uns neben seinem Steinmann nieder, fanden die Blechbüchsen durchlöchert und das Gipfelbuch mit den wenigen Namen leider ganz durchnäßt. Der Himmel hatte sich ziemlich bewölkt, die Berge standen nicht mehr klar in der großen Runde, doch flammte darum die gelungene Tat nicht minder schön und stolz in Herz und Hirn.

Wir hatten wenig Zeit, dieses herrliche Gefühl in uns geruhsam verklingen zu lassen. Als wir um ¾4 Uhr zum Abstiege rüsteten, war es bereits zu spät, um über den Nordwestgrat zur Panargenscharte zu klettern. Ich hätte es dennoch gewagt, wenn

uns jener günstige Abstieg von der genannten Scharte ins Trojertal schon bekannt gewesen wäre, den wir erst 6 Tage später entdeckt haben. So blieb uns nichts übrig, als auf dem bereits begangenen Wege zum Großbachsee abzusteigen und abermals über die Keesedschulter und die Daberlenke heimzukehren.

Wie schon gesagt, hält man sich vom Alplesgipfel weg zuerst an den plattigen Südgrat. Steinjan kletterte voraus und befand sich schon auf dem Schotterfelde der Südwestflanke des Berges. Plötzlich riß es mir auf einem schmalen Bande des Grates die glattgelaufenen Nagelschuhe unter dem Leibe weg und ich schlug mit lautem Knall rücklings hin. Dies geschah hinter der Gratkante, so daß der Freund, der sich nach diesem gräßlichen Aufschlage sofort umsah, mich nicht mehr bemerken konnte und bis ins innerste Herz erschrak. Es war aber gar nichts Absonderliches geschehen, nur meine rechte Hand blutete, weil sie den Pickel nicht losgelassen hatte.

Am geliebten dunklen Großbachsee rasteten wir wieder einmal. Wundersam ruht er zwischen den starren runden Brüsten des Gesteins. Nur ein Teil seines südlichen Ufers ist flacher und hier können der Hochgall, dieser göttliche Riese, und einige Türme der Dolomiten in seine Abgeschlossenheit wohl hineinlugen, aber spiegeln können sie sich nicht.

Vom See fort stiegen wir im bewölkten Abende das große Blockfeld zur Schulter des Keeseds hinan. Weggebrannt waren von ihm die großen Firnflecke früherer kühler Sommer, dennoch rauschten wie fernes Windsausen die Wasser verhohlen unter dem groben Gestein. In der achten Abendstunde erreichten wir den Firn der Schulter; ihre Felsenkante schützte uns ein Weilchen gegen den kalten Südwest. Dann tummelten wir uns über den Firnschild zum Nordgrate und daneben über die Schutthalden zum Gletscher hinab. War nur noch der Übergang vom Fels auf das harte dunkle Eis des Gletschers eine Sache, die uns kurze Zeit aufhielt.

Wir konnten die Spalten des Gletschers gerade noch vor der Nacht umgehen. An der Daberlenke erwartete uns die Finsternis, doch jetzt hatten wir ja den Thamweg unter den Füßen und konnten nun beruhigt und vergnüglich heimschlendern.

In den eindunkelnden Klüften begannen die Bäche ein volltönendes Nachtlied, der Wind schwoll aus dem Trojertale herauf und zauste wild das kurze Gras der Böden, die nachtschwarze Alpleswand, die endlich bezwungene, wuchtete groß und grausig über uns. Sie hatte uns heute den glücklichsten Tag in unseren Bergen gegeben. Wir werden ihn nie vergessen können. Da glühten uns von fern die Augen unserer Hütte an. Wie uns das noch wärmer und fröhlicher machte: vor einer unwirtlich drohenden Nacht an einen schützenden Herd wandern zu können! Wir jubelten. Nun wankten besorgte Lichter uns entgegen, und in dem Jubel, der unserem antwortete, lag das ganze große Glück des Wiedersehens. Indessen rasten Gewitterwolken immer mächtiger von den Villgrater Bergen heran und löschten nach und nach die letzten seltenen Sterne am Himmel über den Hüttenbergen.

Nachtrag: Wir haben für diese gemächlich durchgeführte Tur mit allen Rasten an 15 Stunden benötigt. Geht man vom Großbachsee unmittelbar über die Panargenscharte heim, kann man die Fahrt um eine reichliche Stunde kürzen. Immerhin wird eine gute Zweier-Seilschaft auch bei schnellerem Steigen und weniger Rasten noch 10—11 Stunden veranschlagen können, besonders dann, wenn im Abstiege der Nordwestgrat bis zur Panargenscharte benützt wird. Diese Bergfahrt ist sonach die bedeutendste, die einem einzelnen Gipfel des näheren Hüttenbereiches gelten kann. Sie ist außerordentlich eindrucksvoll. Man wird in den südlichen Bergen der Venedigergruppe wohl vergeblich nach einer Wand suchen, die derart steil und hoch ist, wie die Trojerwand, steht doch der Steinmann der Alplesspitze 1000 *m* über dem Trojertale. Der Gemsengrat selbst hat eine durchschnittliche Neigung von 45° und die Wand, aus der er herausgekeilt erscheint, ist bei einem Neigungswinkel von 60° gut 900 *m* hoch, das sind also ganz günstige Maße. Die Tur ist zweifellos anstrengend und schwer, doch sind die Schwierigkeiten nirgends derart, daß sie der geübte Bergsteiger als unangenehm empfinden würde; im Gegenteil: es ist eine köstliche Lust, sich durch diese Wand immer höher empor zu ringen und, fest verkrallt durch jeden Griff und Tritt mit Gras und

Fels, das Trojertal immer tiefer unter sich zu lassen, bis man das Brausen seiner Bäche allmählich verklingen hört. Und die manchmal recht luftige Kletterei auf den Gipfelgraten hält das Herz, froh des gefährlichen Weges, in wundervoller Spannung und läßt alle Sinne eine so mannigfaltige Schönheitsfülle genießen, wie man sie nur sehr selten geschenkt erhalten kann.

6. Seespitze, 3021 *m*, und Hutner, 2883 *m*

Von der „Gemsenscharte" der Alplesspitze läuft der Panargenzug in südöstlicher Richtung fort, bildet mehrere große Gratkuppen und erhebt sich in der Seespitze noch einmal zu einem selbständigen Gipfel von mehr als 3000 *m* Höhe. Dann fällt der Kamm, gespalten in viele kleine Türme und noch an 2 *km* lang, bis zur Hochleitenspitze, 2767 *m*, ab. Sie ist der eigentliche Endpunkt des Panargenkammes, der dann mit Alm- und Waldgehänge steil zum Trojer- und Schwarzachtale absinkt. Vom Trojertale aus sieht man hoch oben am Ostabfalle der Hochleitenspitze einen großen weißgelben Felsblock anstehen. Es ist dies der aufgeschlossene Teil einer Marmorfalte des Gebirges, die quer durchs Trojertal schneidet und deren kristalline weiße und graublaue Gesteinstrümmer der nach der Reichenberger Hütte strebende Wanderer an dieser Stelle des Talbodens findet. Dieser geologischen Eigentümlichkeit verdankt die Hochleitenspitze auch den Namen „Weißes Beil", dem man in älteren Kartenwerken begegnet.

Der lange, aber ziemlich belanglose Gratteil zwischen der See- und Hochleitenspitze mit zwei Graterhebungen von etwa 2900 *m* Höhe dürfte bisher kaum touristisch begangen worden sein und auch schwerlich einen solchen Liebhaber finden, schon aus dem Grunde, weil der Gipfel der Seespitze von St. Jakob her südlich dieses Gratverlaufes, vorüber am Oberseitsee, viel angenehmer und rascher zu gewinnen ist.

Trotz der Reichenberger Hütte ist St. Jakob auch heute noch der gegebene Ausgangspunkt für die Besteigung der Seespitze: sie wird denn auch fast ausnahmslos von hier aus besucht. Ein von der Sektion Defereggen markierter Weg leitet zur Oberbergalpe hinan, die ihre prachtvollen Matten den Villgrater Bergen zukehrt, und weiterhin zum großen Oberseitsee, 2576 *m*, in dem das schöne Bild der hinter ihm hoch aufgereckten Seespitze sich spiegelt.

Vom nördlichen Seeufer weg klimmt der Steig über Geröll zu einer südlich vorgelagerten Terrasse des Berges empor. Auf ihr in nordwestlicher Richtung ansteigend gewinnt man den Südgrat des Berges, wo sich der Blick ins schneegefleckte Alplesskar und zur schön geformten Alplesspitze auftut. Prachtvoll ist schon von hier der Anblick der östlichen Rieserferner: dort drüben und hoch über dem walddunklen hinteren Defereggertal stößt der Hochgall seine blitzblanke Schneide in den Himmel und das Fleischbachkees schmiegt sich als gleißendes Band um dunkle Felshörner.

Nun kann man, anfangs über den Grat und später durch eine rechts neben ihm ansteigende seichte Rinne, ohne jede Schwierigkeit zum Gipfel gelangen. Je höher man kommt, desto höher stehen auch draußen hinter den Villgrater Bergen die blauen Burgen der Dolomiten auf und bieten jenes herrliche Bild, das allein schon die vier- bis fünfstündige Besteigung des Berges lohnen würde, wenn auch die strahlende Kette der Rieserferner nicht den westlichen Horizont verklärte. Die Schau nach Norden hin ist natürlich nicht so frei und abgrundtief wie vom Keeseck oder der Alplesspitze, aber sie umfaßt immerhin, von der Rötspitze bis zum Großglockner, all die längst gewohnten und doch immer aufs neue entzückenden Gletscherriesen der Hohen Tauern.

Meine ersten Erinnerungen an die Berge Defereggens sind mit der Seespitze verknüpft. Auf der Oberseitalpe, deren Hütten in einer Almenmulde, im sogenannten „Reten" liegen, bezogen wir unser erstes Heulager, dem in späteren Jahren noch so manche gefolgt sind in dieser stillen Alpenwelt; am Oberseitsee, dem großen schilf-

grünen, zeigte uns der junge Schafhirt Seppl, wie gut schon die jüngsten seiner Schafe darin schwimmen können; er begleitete uns auch auf den Schober, 2894 *m*, einer unbedeutenden, dem Hauptkamm südlich anliegenden Felskuppe, wo er einige ärmliche Edelweißsterne zu finden wußte. Welch Vergnügen war es dann, das kleine Bürschchen im Abstiege zu beobachten, wie vortrefflich es seinen langen Almerstock zu führen verstand, daß wir alle Mühe hatten, mit dem gewandt hinabjagenden Sprößling der Berge Schritt halten zu können.

Sieben Jahre später, am 21. August 1927, bin ich noch einmal zum Gipfel der Seespitze angestiegen. Es geschah vom Trojertale aus und am selben Morgen, an dem ich den genannten Versuch auf dem Gemsengrate abgebrochen hatte. Ein Schuttkegel und eine Wasserrinne wiesen mich über steiles Gelände in jenes von unten kaum sichtbare Kar hinauf, das zwischen dem Ostgrate der Seespitze und dem östlichen Gratgipfel der Alplesspitze eingemuldet ist. Über Schotter und Rasen stieg ich steil zur Stirnmoräne dieses Kares bergan und anschließend über einen Firnhang und in einer Schuttrinne dem tiefsten Punkte der Gratsenke entgegen. Zog es aber vor, mich dieser nicht unmittelbar zuzuwenden, sondern über plattigen Fels nach links zu queren und kletternd durch das nordöstlich abfallende Gewände des Berges seinen Nordgrat so mittwegs zwischen Scharte und Gipfel zu betreten. Fünf Minuten später stand ich auf dem geräumigen, von großplattigem Gestein und dem Vermessungszeichen gekrönten Gipfel der Seespitze.

Für diesen Anstieg aus dem Trojertale habe ich, allerdings mit ziemlich schwerem Rucksacke, 2½ Stunden benötigt. Es ist demnach möglich, von der Neuen Reichenberger Hütte aus den Gipfel auf diesem Wege schon in 3 Stunden zu erreichen. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß man von der Hütte mehr als 500 *m* an Höhe aufgeben muß, ehe man zum Einstiegsorte auf der Sohle des Trojertales kommt. Und nun ist der folgende 1000 *m* hohe Anstieg viel mühsamer und auch schwieriger als der leichte Gang von St. Jakob herauf.

Bei diesem zweiten Besuche störten plötzlich unerwartete Stimmen meinen einsamen Genuß. Es waren 7 Tögischer Leute, die nach der Frühmesse St. Jakob verlassen hatten, um sich hier oben an der Wunderwelt ihrer Heimat zu freuen. — Nach einer herrlichen windstillen Raststunde trollte ich mich auf dem Südgrate hinab, sah von grasiger Klippe tief unten den Oberseitsee leuchten, dachte alter Bergstunden mit Freund Tham und wandte mich dann ins Alpleskar hinab, dem unteren Alplessee zu, dessen zaubervoll strahlender Spiegel in hoch aufgebogener und glatt geschliffener Felsenschale ruht. Ihn füllt das klar gefilterte Wasser der oberen Seeschale und entströmt dann dem gefüllten Seebecken, leise gurgelnd zwischen Geröll: Pulsschlag der Zeit, dieser steinigen Öde einziger Ton.

In wundervoller Abgeschiedenheit liegt der Alplesboden mit seinen Seen, diesen wechselvollen unergründlichen Augen einer seligen Frau. Überall bricht sich der Blick an den felsigen Graten, die ihn umschließen gleich einer Zange, deren Angelpunkt die Alplesspitze ist. Und während alle anderen Kare des Panargenkammes ihre Tore gegen Süden und Südwesten weit geöffnet halten, läßt der von den Wänden des Weitstrahls und Hutners zusammengepreßte Erlsbacher Graben nichts als einen kleinen, aber vollkommen gesättigten Bildausschnitt der südlichen Welt durch seine grüne Pforte. Es sind die Türme, Zinnen und Kuppeln der Dolomiten, die draußen über den dunstigen Tälern der Villgrater Alpen mittäglich blauen. Sie grüßen groß und gewaltig und unerhört schön. Sie hielten den flinken Fuß des Einsamen, der in diesem Kare von Block zu Block der Panargenlenke entgegensprang, immer wieder fest und riefen laut und lebendig ihr: weißt du noch? Um uns rankte sich die Kühnheit deiner kräftigsten Jugend vor vielen, vielen Jahren wie Efeu um einen Baum. Wie glücklich warst du bei uns, wie frohlocktest du über unsere Herrlichkeit! Und du liebtest uns,

die jungen stolzen, die ewig blühenden und glühenden des Sonnenlandes mit der Kraft und Glut deiner jungen Jahre, und zu uns magst du kommen, wenn du noch einmal so recht von Herzen jung werden willst!

So riefen sie mit betörender Stimme in die Einsamkeit dieser Berge, so grüßten sie mich noch lange, als ich von der Panargenlenke gratentlang gegen Süden ging, dem Hutner zu. Sie verschwanden mir erst, als ich, statt die vor mir aufragende Gratkuppe zu überklettern, am westlichen Gehänge fortquerte, um die Gratscharte vor dem Hutner rascher zu erreichen. Es war, wie ich zu spät einsah, ein unkluger Schachzug, denn ich mußte schließlich bis an den westlichen Fuß des Grates absteigen und wieder in steiler kurzer Schuttrinne zur Hutnerscharte hinaufklimmen. In der Hutnerscharte, etwa 2770 *m*, die scharf eingeschnitten ist zwischen die umgangene Gratkuppe, 2807 *m*, und den jäh ansteigenden Hutner, 2883 *m*, rastete ich ein Weilchen, packte dann den südwestlich gerichteten Grat des Berges an und klomm hurtig hinauf. Diesem Grate sind da und dort große Felsblöcke sturzbereit aufgelagert, daß man sich fürchtet, sie anzufassen; doch läßt sich überall leicht umgehen, was man umgehen will. Nach etwa 20 Minuten kaum mittelschwerer Kletterei hatte ich den Doppelgipfel des Hutners unter mir.

Die beiden kleinen Gipfelkuppen scheinen gleich hoch zu sein, sie gestatten den besten Einblick in die südlichen Panargenkare von der Totenkarspitze bis zur Seespitze. Am nachhaltigsten wirken wohl die zum Greifen nahen Gestalten der Rieserferner, über die der späte Nachmittag seine blauen Tücher breitet. Aus der tiefen und abendblauen Schlucht des Patschertales sprüht die Schlange des Baches noch ihre Silberfunken herauf. Im Norden verwehrt der Panargenkamm die Sicht auf die Gletscherfelder, und Daber- und Rötspitze lugen als kleine Kuppen neben der Panargenspitze über den Felsenbord. Von dieser Felsöde wendet sich der Blick gern gegen Süden; dort leuchten und lachen noch die grünen, hochgeschwungenen Almen der Villgrater Berge, und die Zacken und Zinnen der Dolomiten glühen immer seltsamer in einen klaren Sommerabend hinein.

So bietet der Hutner eine mannigfache, malerische, durch große Gegensätze bestimmte Sicht. Im Norden stehen schwer wie bedächtige alte Menschen die zerschrundeten Panargenberge, im Süden aber hüpfen wie ein fröhlicher Kinderreigen die Dolomiten und über diese wie jene gebietet der Hochgall, der hohe Rieser, mit der silbernen Helmzier seines edlen Hauptes. Diese seltene Schau und nicht minder seine schöne regelmäßige pyramidale Form machen den Hutner zum vornehmsten der untergeordneten Berge des Panargengebietes.

Vom Erlsbacher Graben wachsen Rasenhänge fast bis zum Gipfel des Berges herauf; sie eignen sich für den Abstieg nach Erlsbach am besten. Ich wollte aber, um mich der schönen Sicht noch länger zu erfreuen, dem Südostgrate des Berges folgen, und erst vom Putzen, 2580 *m*, weg zur Erlsbacher Alpe absteigen. Aber mittwegs brach dieser Grat mit so jähen Schieferplatten in eine Scharte ab, daß ich es vorzog, mich hier nicht in eine vielleicht ergebnislose Arbeit zu verbeißen, sondern mich lieber nach links zu wenden, wo es mir mit entsprechender Vorsicht gelang, über die steile Rasenflanke des Berges hinabzukommen, ohne erst auf den Gipfel zurück zu müssen. — Als ich leichteres Gelände gewonnen hatte, steuerte ich unmittelbar der tiefen Erlsbacher Alpe zu. Genau eine Stunde nach meinem Aufbruch vom Hutner bellte mich hier ein verlassenes Hündchen an und weiter unten begegnete mir der heimkehrende Senne.

Der Abstieg nach Erlsbach ist einer der unangenehmsten des ganzen Gebietes. Er wetteifert in dieser Hinsicht erfolgreich mit jenem von Stürmitz nach Pebell: die steinigen Knollen des Steiges sind eine übel angebrachte Zugabe. Auch der schöne starke Wald des Grabens und der Bach, der zur Rechten durch eine unwegsame Klamm

hinabdonnert, können das nicht vergessen lassen. Gottlob dauert die Mühsal dieses Weges nur ein halbes Stündchen, es genügt auch vollauf.

Im einfachen Erlsbacher Gasthause gönnte ich mir eine kurze Rast. Dann aber war es köstlich zu fühlen, wie die aufbauende Kraft vieler Bergstunden meine Füße beflügelte. Selig und willenlos ließ ich sie gewähren, immer mächtiger rissen mich die Schritte talhinaus, St. Jakob entgegen. Mit mir jagten die grünen, weißgekämmten Wellen der Schwarzach und im stilleren Wasser ihrer Ufer leuchtete der Abend hyazinthenblau. So ruhen verklärt die Bilder der Erinnerung an den stilleren Gestaden eines ruhelosen Lebens. Goldene Wolken schwammen von den Riesern her wie Rosen im blauen Himmelsmeer, letzte Sonne wärmte die wetterbraunen Hütten von Jesach, hoch über allem läuteten die goldgrünen Almen, der Wald stand in sprachlosem Glück, nur der Bach sang, sang und sang wie niegestilltes Blut. Draußen im Abend glänzte in lichtem Golde auf grüner Talhöhe ein kleiner Finger Gottes: die schlanke Kirche St. Leonhards, stand inmitten der großen Kirche meines Herzens: unter den geliebten leiderlösenden Bergen, dahin ich wallfahren will, solange noch die Faust den Pickel führen kann. Hoch über der grünflutenden Unrast des Baches und ewig hoch über dem gehetzten Leben, dem ich wieder entgegenging, ragten unendlich rein und stolz und stark die klaren, friedevollen Berge.

Ein schwacher Glanz ihres großen Leuchtens hellt stets mein Herz, ein Hauch ihres Friedens füllt noch meine Seele, ein Klang ihrer Herdenglocken wiegt sich noch im Ohr. Und immer noch beschleunigt das frühlingswilde Brausen ihrer Bäche mein Blut, strahlen mich die klaren, grünblauen Seen gleich Gottes unvergänglichen Blicken an und der Geist der Berge singt mir noch sein oft gesungenes Lied:

Hoch auf wetterrauhen Graten
hab' ich meine Adlerheimat,
brauch ich Kräfte nicht zu zügeln;
bräunt mich Sonne, wäscht mich Regen,
faßt mich Sturm mit vollen Flügeln,
wiegt mich Stille kinderlieb.

Bald klingt es mir zum letztenmal. Dann werde ich der winzige Menschenzwerg gewesen sein, den die ewige Zeit einen Augenblick lang in diese Welt geworfen hat, um ihn wieder spurlos mitzunehmen in ihre grundlose Ewigkeit. Jahrtausende aber werden diese Berge den kleinen Menschen überdauern, dem sie eine Sekunde lang Gesetz und Spiegel waren und der in ihren Armen und unter ihren gütig und väterlich über ihn geneigten Stirnen so glücklich war wie nur je in den Wäldern und in der Liebe seiner Jugend.

Damit sei mein Bericht über die vergessene Welt der Panargen- und Lasörlingberge beendet. Mag es viel geworden sein, es ist dennoch nur ein Teil von der Fülle des Schauens und der Taten mancher Sommer, vom Erlebten so gut wie nichts. Es ist ja auch so schwer, vom Erleben in den Bergen zu sprechen, ohne sein Herz bis auf den Grund entblößen zu wollen. Das ist ein Vorrecht und eine Gnade der Dichter, ihr Leben und Erleben in hundert Verkleidungen zu offenbaren. Denn wir erleben ja immer nur das, was wir zu erleben fähig sind, also im Grunde immer nur uns selbst, die Möglichkeiten unseres Lebens. Den locken die Gipfel nicht, dessen Sinn niemals nach den Höhen des Lebens zu streben gewillt war; der fürchtet und verschmäht die Gefahr, der nicht weiß und keinen Sinn dafür hat, daß die Schritte an den Grenzen alles Lebens die wundervollsten und prägereichsten sind; die Stürme tosen nicht für den, der Fischblut in den Adern hat und dem schweigen die Wildwasser, der nicht selber wild brausendes Blut ist. Oder kreisen wohl die Adler über Pebell für den, der nicht den heißen Wunsch hat, zu leben wie sie? Sind nicht alle Huld, aller Schmerz und alle

Süße der Liebe, sind sie nicht tot für den Liebloſen? Und ſo könnten wir dieſe Kette unendlich fortflechten.

Alſo: auch die Natur, die Berge ſind nur ein Weg zu uns ſelbſt, und wir können uns keinen reineren und erhabeneren wählen. Mögen wir davon reden oder ſchweigen: es iſt und bleibt etwas Herrliches, etwas Furchtbares um die Berge. Sie enthüllen ſchonungslos, ſie ſind der untrügliche Spiegel, vor dem es kein Bemänteln und Verbergen gibt. Sie ſchauen dich an mit Augen, die auch dein Letztes und Verborgenſtes zu finden wiſſen. Wer vor dieſem Blick der Berge Jahr um Jahr beſtehen kann, wer ſich heimſehnt, nach dieſen Blicken, daß ſie ihn ſeines Lebens Wert erkennen laſſen, den muß wohl ein gütiges Geſchick geſegnet haben, denn dieſer Spiegel, dieſes durchdringende Schauen iſt unerbittlich ſtreng.

Führe einen Menſchen, den der Tag dir irgendwie gegeben hat, vor das Antlitz der Berge: ſchlendere mit ihm über die blumigen Almen, leite ihn über die rauhen blitzverſengten Grate, durch die mauerglatten, finſteren und todesſtarren Wände, durch die ſchillernden Wunder der Eisbrüche, zwiſchen den lauernden Klüften der Gletſcher; gib ihm den feſſelloſen Blick in die Ferne und ſchaue und raſte mit ihm. Er teile mit dir das harte Lager der Hirten, er friere mit dir in den Biwaknächten und kämpfe mit dir gegen alle Unbill des Wetters: dann wird ſich die ganze Breite und Tiefe ſeiner Menſchlichkeit, oder ihre Enge und Erbärmlichkeit vor dir auftun.

Erleben magſt du nun ſeine unerſchöpfliche Freude an den Dingen der Erde oder ſein achtloſes Vorübergehen, ſein Schweigen vor der göttlichen Schau oder das nimmermüde Plappern über ſein eigenes kleines Selbſt; ſeine Kühnheit und Kraft, ſeine Ausdauer und Bedürfnisloſigkeit, wie ſeine Schwäche oder Feigheit, die Gebrechen ſeines Körpers und die verſteckten Eitelkeiten und Bosheiten ſeiner Seele; die Feſtigkeit ſeiner Entſchlüſſe, ſein ſtandhaftes und furchtloſes Wollen und Wagen, wie ſein zaghaftes Verzichten, Jammern und Verzweifeln; das tiefe, wenn auch ſchweigſame Glück ſeines Erlebens, wie ſein ewig plärrendes Gewäſch um Nichtiges, ja: alles wird ſich dir offenbaren, du wirſt, ſo du nur zu ſchauen vermagſt, den unverſtellten Menſchen finden, von dem alle Tünchen, alle Masken abgefallen ſind.

So ſind die Berge der feſte Prüfſtein, auf den alles ankommt. So iſt das ſcheinbar Tote auch das wahre Reich des Lebendigſten, der Seele, und vor ihm taugt nur, wer wahrhaft groß iſt in ſeinem Herzen. Du aber, lieber Leſer und Bergſteiger, der Du mir bis zu dieſem ſpäten Ende treu geblieben biſt, ſollteſt einmal auf dieſe einſamen Berge ſteigen. Du wirſt ja nicht immer jung bleiben; einmal — und vielleicht gar bald — wirſt Du die Wünſche nach den gewaltigſten Wänden, den kühnſten Türmen aus Eis und Fels in Dir begraben müſſen. Möge Dir dann in dieſen Bergen jenes vollgerüttelte Maß des Großen und Schönen beſchieden ſein, das ich jahrelang und mit immer neuer Freude aus ihnen heimgetragen habe in die dunklen Wälder der Iſerberge.

Erinnern wir uns, Freunde, wie ſchön war doch dies alles geweſen, wenn wir mit Waſſern, Wolken und Winden und mit der köſtlichen Muſik federnder Achſen und raſender Räder der fernen Heimat entgegenflogen!

Die wilden Bäche, die oft wie ſilberne Seile aus blauem Himmel niederhingen, ſtürzten mit ihrem ewigen Brauſen noch durch unſer Herz; Gewitter trieben uns mit Sturm und Hagel durch die ſchweren Einſamkeiten der Kare; mit Millionen von Sternen hingen Bergnächte über uns und atmeten feierlich; bei jedem Griff an kühn getürmten Graten ſtrömte, ſtark und herb, die ſegnende mütterliche Kraft der Berge tief in uns; Durſt und Hunger quälten, Quellen und Firnſchnee labten und kühlten uns; tauſendmal ſtießen wir die ſcharfen Eiſen in den blendenden Leib der Gletſcher, Edelweiß lockte uns an fährdevollen Hängen, aus kleinen Enzianinſeln ſtrahlte uns das Himmelsblau von 100 Jahren an und letzte Alpenroſen bluteten an manchem unſerer Wege.

Und Gipfelstunden gab es, die unseres Steigens Mühe tausendfältig lohnten mit einer ehrfürchtigen Schau zu fernsten Horizonten und einem unaussprechlichen Glücksgefühl. Auch Du, der Du noch kommen sollst, wirst diesen Seligkeiten, die mit den letzten Schritten zum Gipfel wie ein Meer an die Seele brausen und sie füllen mit überirdischem Leuchten nicht widerstehen können. Dann wirst Du wohlig spüren, wie mit jeder Minute der schnellere Schlag des Herzens sich mäßigt, Du wirst den Glanz der firnstrahlenden, nördlichen und der luftblauen südlichen Berge so in Dich saugen wollen, als sollte es für immer sein. Dann mag über Dir, wie so oft über uns, ein selig-blauer Himmel stehen mit weißer Wolken glücklichem Entschweben, spielen um Dich der Wind, Deine heiße Stirn zu kühlen und jubeln in Dir jener Gesang der Wasser aus tieftiefen Schluchten, anschwellend und verwehend in ständigem Wechsel, der uns aller Gesänge mächtigster und liebster ist. Ist er doch ganz wie unser Leben, das, kommend aus Ewigem, von Stunde zu Stunde einem Ewigen entgegendrängt.

Die Hafnergruppe im Osten der Hohen Tauern als Fahrtenbereich der Kattowitzer Hütte

Von Frido Kordon, Graz

Zwischen Arlscharte und Katschbergpaß erhebt sich als östliches Endglied der Hohen Tauern die Hafnergruppe, über die in den Veröffentlichungen unseres Vereines schon vor mehreren Jahrzehnten ausführlicher berichtet wurde[1]). Es hat sich seither in diesen stillen, mäßig besuchten Bergen bis vor kurzer Zeit wenig geändert, sie sind das Gebiet verhältnismäßig weniger anspruchsloser Alpenwanderer geblieben, die sich der verborgenen, dem großen Verkehr entrückten Schönheiten nahezu heimlich erfreuten.

Die jüngste Vergangenheit hat in dieser Hinsicht teils schon Wandel gebracht, teils ihn vorbereitet. Die Autolinien über den Radstädter Tauern und Katschberg, sowie der Ausbau von Straßen einiger Zugangstäler haben die Hafnergruppe leichter erreichbar gemacht und an der Südseite ihres Hauptgipfels ist im Sommer 1930 ein neues Schutzhaus, die Kattowitzer Hütte eröffnet worden.

Ihr Talort ist das Kärntnerstädtchen Gmünd, von der Süd- und Tauerbahnstation Spittal-Millstätter See ³/₄, von der Murtalbahnstation Mauterndorf 2½, von Radstadt im Ennstale 5 Autostunden entfernt. Eine Seitenlinie führt von Gmünd in ¹/₄ Stunden zum Pflüglhof im Maltatale, dessen heroische, von zahlreichen Wasserfällen belebte Landschaften seit Erwachen des Kärntner Fremdenverkehrs auch auf Nichtbergsteiger eine große Anziehungskraft ausüben, weshalb im Sommer der zweistündige bequeme Weg vom Pflüglhof über Fallertümpfe, Hochsteg, Melnikfall und Hochbrücke zur Schönau mit der Gmünder Hütte, 1190 *m*, von Wanderern aller Art meistens sehr belebt erscheint.

Von diesem auch für größeren Zuspruch gut eingerichteten und bewirtschafteten Schutzhause unserer Sektion Gmünd in Kärnten zieht das Haupttal an den nahen Schaustücken des Hochalmfalles, Blauen Tumpfes und Klammfalles vorbei, fast eine Tagereise lang weiter zu den vergletscherten Quelltälern der Malta, wo zwischen Hochalmspitze und Ankogel — im Großelend — die Osnabrücker Hütte steht.

Über die steilen Bergflanken südlich führt von der Gmünder Hütte ein Aufstieg zum ältesten Schutzhause der Ankogelgruppe, der Villacher Hütte an der Hochalmspitze empor, nördlich jedoch der Zugang zum jüngsten Werke des Alpenvereins in diesen Bergen, zur Kattowitzer Hütte am Hafner.

Der Name Schönau erinnert daran, daß die kleine Talweitung einst fruchtbarer Grund war. Die bis 1903 hier bestandene Traxhütte war vor etwa hundert Jahren als Bauernhaus sogar noch ständig bewohnt und von Getreidefeldern umgeben. Die Hochflut 1903 überschwemmte den ganzen Boden und Muhren der Seitenbäche verschütteten die blumigen Wiesen, wodurch die Gegenwartsmenschen an alte halbverklungene Sagen unliebsam erinnert wurden. Von den Baulichkeiten der Schönau blieb nur das an den Berghang geschmiegte Jagdhaus verschont, das von der Sektion Gmünd erworben und zur Schutzhütte ausgestaltet wurde.

Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß die hinter der Gmünder Hütte entspringende treffliche, sehr kalte Quelle erst seit diesem Unglücksherbste fließt. Früher schöpfte man das Trinkwasser — übrigens in gleicher Güte — aus dem stattlichen Bächlein, das

[1]) Siehe: Hans Wödl, Zeitschr. 1890, S. 297 ff. „Die Niederen Tauern" (Einleitung); Frido Kordon, Zeitschr. 1895, S. 211 ff. „Kölnbreinspitze"; Mitteil. 1896, S. 17 ff. „Vom Hafner zum Ankogel"; Zeitschr. 1898, S. 236 ff. „Die Hafnergruppe"; Zeitschr. 1909, S. 236 ff. „Weinschnabel".

dem Fuße einer hohen Felswand dort entströmt, wo im Erlengestrüpp der bezeichnete Aufstieg zur Kattowitzer Hütte beginnt.

Der steile, jedoch gut gehaltene Weg führt vielfach gewunden im Schatten alten Hochwaldes die 500 *m* hohe Seitenstufe hinan, über die der Vordere Mahralmfall herabrauscht und deren glattgescheuerte Platten den Weg noch heute erkennen lassen, den 1903 die für die Schönau am meisten verderblich gewesene Muhre nahm.

In der rasch wachsenden Tiefe ist bald der Hochalmfall mit seinen im Lichte funkelnden Schaumgarben zu sehen. Der Blaue Tumpf bleibt den Blicken entzogen. Dann beginnt über den jenseitigen dunklen Wäldern das Leuchten des Hochalmgletschers und allmählich entwickelt sich sein Gipfelrund: links Schwarze Schneide, rechts Preimlspitze, dazwischen der silberweiße Doppeldom Hochalmspitze-Großelendkopf.

Nach 1¼ Stunden ist die Stufe überwunden und der Bach wird in wüster, seit 1903 ausgerissener Schlucht bei etwa 1700 *m* gequert, worauf bald das Graf Lodronsche Jagdhaus inmitten einer kleinen Waldlichtung erreicht ist. Von hier gesehen herrscht in dem Riesengemälde der über der Tiefe des Maltatales mit jedem Schritte in berückender Pracht gewachsenen Hochalmspitzgruppe die edle Pyramide der Preimlspitze über den schimmernden Eisflanken der von ihr herabwallenden Gletscher.

Nach diesem Schwelgen in Lichtfülle umgibt uns wieder dämmeriger Wald und wir gelangen — in 1¾ Std. von der Schönau — zur Oberen Mahralm, 1825 *m*, die vor Erbauung der Kattowitzer Hütte den Hafnerbesteigern gastliche Unterkunft bot.

Der von hier an vom D. A. V. Kattowitz verbesserte Viehtriebweg quert den aus dem Mahrkühkar kommenden — unten im Maltatale vor der Langwand den Hinteren Mahralmfall bildenden — Bach und führt unter dem schroffen Ausläufer der Karschneid in nordwestlicher Richtung mäßig ansteigend aufwärts.

Der Wald ringsum besteht größtenteils aus Zirben, an denen die Mahralpe ungewöhnlich reich ist. Von diesen schönsten alpinen Bäumen sind sogar noch größere geschlossene Bestände vorhanden, die heute bereits eine europäische Seltenheit bilden und es verdienen würden, unter Naturschutz gestellt zu werden. Ob wir zur lichttrunkenen Hochalmspitze hinüberblicken oder talein zu den düsteren Felsengraten des Elendes schauen oder talaus zum breit wuchtenden Schmiednock im Hochalm-Ostgrate, überall stehen im Vordergrunde herrliche sattgrüne Zirben, mit ihren gedrungenen, von würzigem Harze strotzenden Stämmen und den gleichmäßig dicht benadelten Zweigen auch dort noch aufrecht jedem Sturm Trotz bietend, wo sich zu ihren Füßen im Steingeröll schon scheu die Latsche duckt. Die mit diesen wetterfesten Wächtern besetzte Waldgrenze reicht hier bis 2000 *m* hinauf.

Der Viehtrieb endet auf den saftigen Weideflächen des Karbodens, zu dem über gestufte Hänge mehrere Bächlein vom Mahrochsenkar herabrauschen. Hier wurden während des Hüttenbaues mit einem von Wasserkraft betriebenen, zu diesem Zwecke vorübergehend aufgestellten Sägewerk die Hölzer geschnitten. Schon ist hoch oben — unter dem Ansatze des Hafnersüdwestgrates — das stattliche Schutzhaus zu sehen, das schließlich nach Überwindung der zahlreichen Schlingen des zweckmäßig angelegten neuen Weges in 1½ Stunden von der Mahralm (in 3¼ Stunden von der Gmünder Hütte) erreicht wird.

Von der Kattowitzer Hütte, 2300 *m*[1]), sind im Osten die Ausläufer der Reißeckgruppe gegen Gmünd: Bartlmann, Rotwand, Bärennock, Tandlspitze zu sehen, dahinter Roßkopf und Hohe Leier, im Vordergrunde der Hochalm-Ostgrat: Klampfererköpfl, Schmied-, Gams- und Tullnock. Zwischen diesen Gipfeln rückwärts über blinkenden Eisfeldern Reißeck und Zauberernock, durch die Ritteralmscharte getrennt. Dann — südlich — die Fortsetzung des Hochalm-Ostgrates mit Kleiner Hochalmspitze, Schwar-

[1]) In der Touristenkarte von Freytag & Berndt, 1:100000, Nr. 19, die einen guten Überblick der Hafnergruppe gibt, ist die Kattowitzer Hütte um 300 *m* zu hoch eingezeichnet.

zen Schneiden und Steinernen Mannln, gipfelnd in Hochalmspitze und Großelendkopf über der eiserfüllten Mulde des Hochalmgletschers; die wuchtige Preimlspitzpyramide mit dem Preimlkees, unter der Moräne auf grünem Rücken winzig das Würfelchen der Villacher Hütte, die gezackten Preimlköpfe, der dunkle Tafelberg der Oberlercherspitze. Im Westen Brunnkarköpfe und Steinkarspitzen, hinter denen der Ankogel mit dem obersten Kleinelendkees ragt, vor diesem das dreigipflige, die Elendtäler scheidende Schwarzhorn mit seinem blauen Gletscherlein und als Abschluß der von blendendem Firn umgürtete düstere Monolith des Tischlerkarkopfes. Im Norden über den zum obersten Mahrochsenkar ziehenden Hängen, stark verkürzt, der Gipfel des Großen Hafners mit Südwestgrat und Südwand, das Karschneideck mit seinem vermutlich noch unbegangenen Südgrate und schließlich — nun wieder gegen Osten — der Große Malteiner Sonnblick mit seiner von Steilrinnen durchfurchten Westflanke.

Der Bau einer Hütte an der Hafnersüdseite wurde schon 1910 von Walter Arendt, dem Vorsitzenden unserer damaligen Sektion Kattowitz, angeregt und tatkräftig vorbereitet, jedoch Kriegs- und Umsturzzeit, wirtschaftliche Not und das Verhängnis, daß ein Teil Deutschoberschlesiens mit Kattowitz an Polen verloren ging, verzögerten fast zwei Jahrzehnte lang die Vollendung des Werkes. Daß sie nun allen Hemmnissen zum Trotz mit Hilfe unseres Gesamtvereins 1930 gelang, ist der echt bergsteigerischen Ausdauer der deutschen Oberschlesier zu danken. Die Freude bei der festlichen Eröffnung am 27. Juli wurde dadurch getrübt, daß Arendt — 1926 leider gestorben — die Verwirklichung des von ihm zäh verfochtenen Gedankens nicht mehr erleben konnte.

Die Kattowitzer Hütte ist einstöckig, gezimmert, mit gemauertem Erdgeschosse, und zweckmäßig schlicht, jedoch behaglich eingerichtet, für 20 Besucher bequeme Unterkunft bietend, über Sommer bewirtschaftet.

„Hüttenberg" ist der Hafner, 3087 *m*, selbst. (Den in Karten und Führern oft zu findenden Namen „Hafnereck" gebrauchen die Einheimischen nie.) Zu seinem Südwestgrat wird über Geröllstufen und Steilhänge etwas mühsam emporgestiegen — der D. A. V. Kattowitz beabsichtigt, diese Strecke durch den Bau eines Wegleins zu erleichtern — und dann die stellenweise schmale, jedoch bei entsprechender Vorsicht auf festem, rauhem Fels leicht begehbare, mäßig geneigte Schneide — die in ihrem ursprünglichen Zustande belassen wird, somit keine Weganlage erhält — bis zum Gipfel (von der Hütte in 2 bis 2½ Stunden) verfolgt. Eine ihn krönende mächtige Steinplatte reckt sich über den Abgrund der Nordwand wie ein luftiger Erker hinaus.

Da der Hafner im Osten von keiner Berggruppe überhöht wird, ist die Fernsicht in dieser Richtung eine außerordentlich weite. Die Hochalmspitze im Süden, die Hohen Tauern mit Ankogel und Glockner gegen Westen bieten malerisch prunkvolle Bilder, packend ist der Blick über die gesamten Nördlichen Kalkalpen, und auf die Tiefe des Rotgüldentales mit seinem zerklüfteten Gletscher und wild anstürmenden Graten, unter denen die beiden blaugrünen Seen träumen[1]).

Westlich vom Hafner, unter dem schönen Gipfel des Petereds, 2895 *m*, ist die Wastelkarscharte, etwa 2700 *m*, eingesenkt und vermittelt den Zugang zur Kattowitzer Hütte aus dem Rotgüldental, dem Arbeitsgebiete unserer Sektion Graz. Ausgangsort ist St. Michael im Lungau an der Radstädter-Tauern-Straße nördlich des Katschberges, von Radstadt mit dem Auto in 2½ Stunden, von Mauterndorf in ½ Stunde erreichbar. Die neu hergerichtete Straße führt westlich in ½ Autofahrstunde durch den Murwinkel nach dem reizend gelegenen Dorfe Muhr und dann zieht ein guter Weg zuerst muraufwärts, später in das Rotgüldental einbiegend, entlang prächtiger Wasserfallstufen in 3 Gehstunden zum Unteren Rot-

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Rundschau brachte ich in der Zeitschr. 1898, S. 239 ff.

gültenſee, 1702 *m*, in einer Landſchaft, die — nach Altmeiſter E. T. Compton — zu den ſchönſten der Alpen gehört.

Hier wird in der einfach bewirtſchafteten Rotgültenhütte unſerer Sektion Graz Unterkunft für 6 Perſonen geboten. Ein Jagdſteig führt in 1¼ Stunden zum Oberen Rotgülten-(Haderling-)ſee, 1974 *m*, in wunderſam erhabener Bergeinſamkeit, von dort führt der pfadloſe, jedoch bezeichnete, nur Geübten zu empfehlende ſteile Anſtieg in 3½ Stunden zur Waſtelkarſcharte. Von ihr bietet ſich inmitten dämoniſcher Wildheit ein belehrender Einblick in die lang für unbezwinglich gehaltene, nun bereits auf zwei Wegen durchkletterte Hafnernordwand[1]). Jenſeits geht es mit überraſchendem Blick auf die Hochalmſpitzgruppe durch die Trümmerhänge des Waſtelkares (bezeichnet, ſpäter Wegbau geplant) in 1¼ Stunden (vom Unteren Rotgültenſee in 6 Stunden) hinab zur Kattowitzer Hütte.

Von der Waſtelkarſcharte ſchwingt ſich der mit abenteuerlichen, teilweiſe überhängenden Türmen bewehrte, beiderſeits mit jähen Plattenfluchten abſtürzende Hafnernordweſtgrat empor, der erſt 1928 von jungen Kärtner Bergſteigern bezwungen wurde[2]).

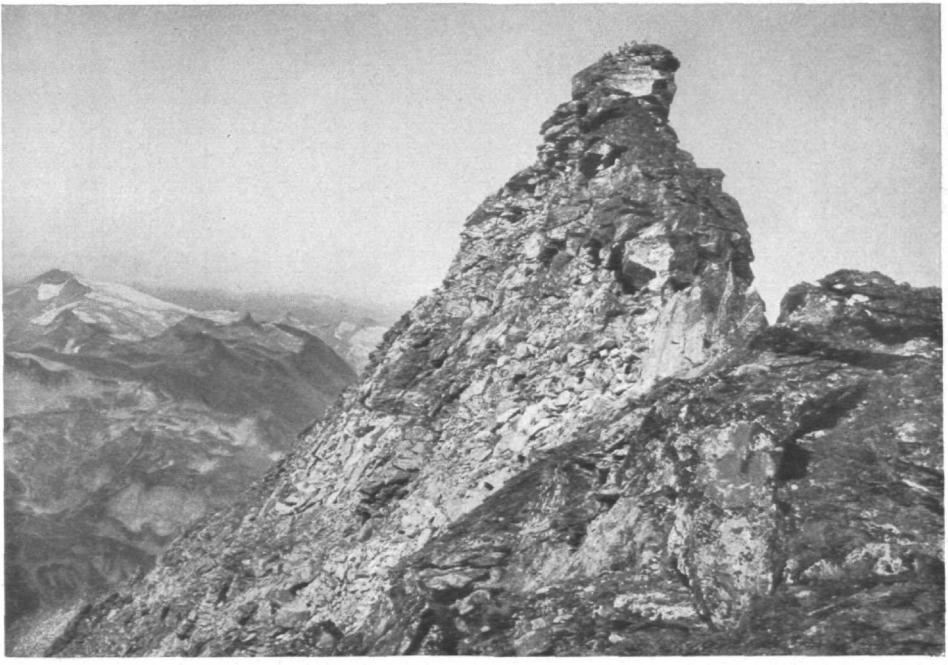
Öſtlich des Hafnerhauptgipfels (Großen Hafners) ragt der Kleine (Laniſch-) Hafner, 2940 *m*. Der direkte Übergang iſt wegen eines hohen Gratabbruches ſchwierig. Man umklettert dieſe Stelle in feſtem, plattigem Geſtein mit ſpärlichen Griffen im oberſten Teile der Nordwand oder etwas leichter in roten, brüchigen von einer Rinne geſpaltenen Felſen der Südſeite. Die Erſteigung des Kleinen Hafners, von dem der Gipfel des Großen mit der Nordwand über den Rotgültenkees einen überwältigenden Anblick bietet, iſt am leichteſten von der ſüdlich eingeſchnittenen Laniſchſcharte, 2883 *m*. (Dieſe Höhe bezieht ſich auf den die ſchmale Felſenpforte nördlich überhöhenden Kopf.)

Über die Laniſchſcharte fanden und finden größtenteils noch heute die Beſteigungen des Hafners aus dem oberen Liefertale ſtatt. (Paul Grohmann 1859.) Außerdem vermittelt ſie den Zugang zur Kattowitzer Hütte von Oſten her, aus dem Katſchtale. Deſſen Hauptort Rennweg, 1130 *m*, eine aufblühende Sommerfriſche — von St. Michael im Lungau über den Katſchberg in ½, von Gmünd in Kärnten durch das maleriſche Liefertal in 1 Stunde Autofahrt zu erreichen — liegt am Eingange des „die Pölla" genannten oberen Liefertales, durch das ein Fahrweg — Umbau zur Autoſtraße bevorſtehend — in 2½ Gehſtunden zum Pöllajagdhauſe auf der Zehneralm, 1350 *m*, mit guter Unterkunft und einfacher Bewirtſchaftung, auch für längern Aufenthalt geeignet, führt. Nun geht man auf dem Almwege über die Stufe des Lieferfalles in das „Laniſch", das ſich der D. A. V. Gablonz zum Arbeitsgebiete erwählt hat, und in 1½ Stunden zur Laniſchochſenhütte, 1900 *m*, gegenüber der Lieferwand mit dem eigenartigen ſagenumwobenen Lieſerurſprunge. Die Unterkunft hier iſt dürftig und beſchränkt. Eine Gehſtunde weiter liegen die Laniſchſeen, 2157 *m*, wo der Bau der Gablonzer Hütte geplant iſt. Über Schutthänge, Moränenriegel und Eisfelder nun empor in 2½ Stunden zur Laniſchſcharte. Seit dem Rückgange und Schwunde des ſteilen Laniſchkeeſes verfolgt man beſſer eine Felsrippe zu dem die Scharte nördlich überhöhenden Kopf; eine allfällige Wegbezeichnung müßte hier durchgeführt werden. Von der Scharte gelangt man über mäßig geneigte Firn- und Geröllhänge unter den Hafnerſüdwänden (Bezeichnung, ſpäter Wegbau geplant) in 1 Stunde (vom Pöllajagdhaus in 6 Stunden) zur Kattowitzer Hütte.

Als Verbindung mit der Ankogelgruppe beabſichtigt der D. A. V. Kattowitz den Bau des etwa 8 *km* langen „Arendthöhenweges" — durchaus an der unteren

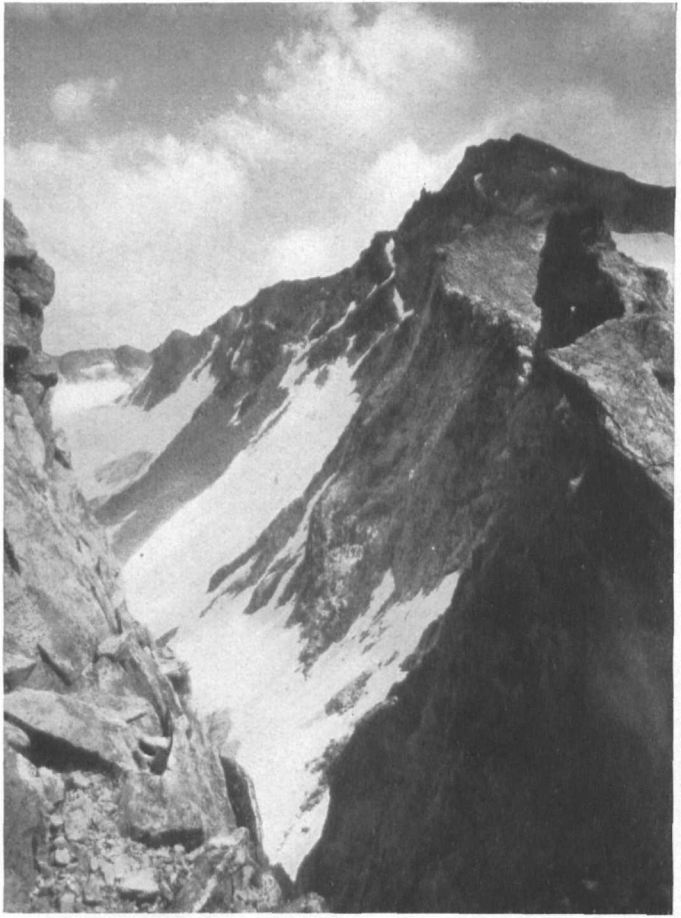
[1]) Näheres über dieſe und alle anderen Fahrten im Hafnergebiete im „Führer durch die Ankogelgruppe" von R. Hüttig und dem Verfaſſer. Verlag Artaria, Wien.

[2]) Von G. Lackner, K. Bauer, W. Natmeßnig am 22. Juli in 2½ Stunden ſchwieriger Kletterei. (Privatmitteilung an den Verfaſſer.)

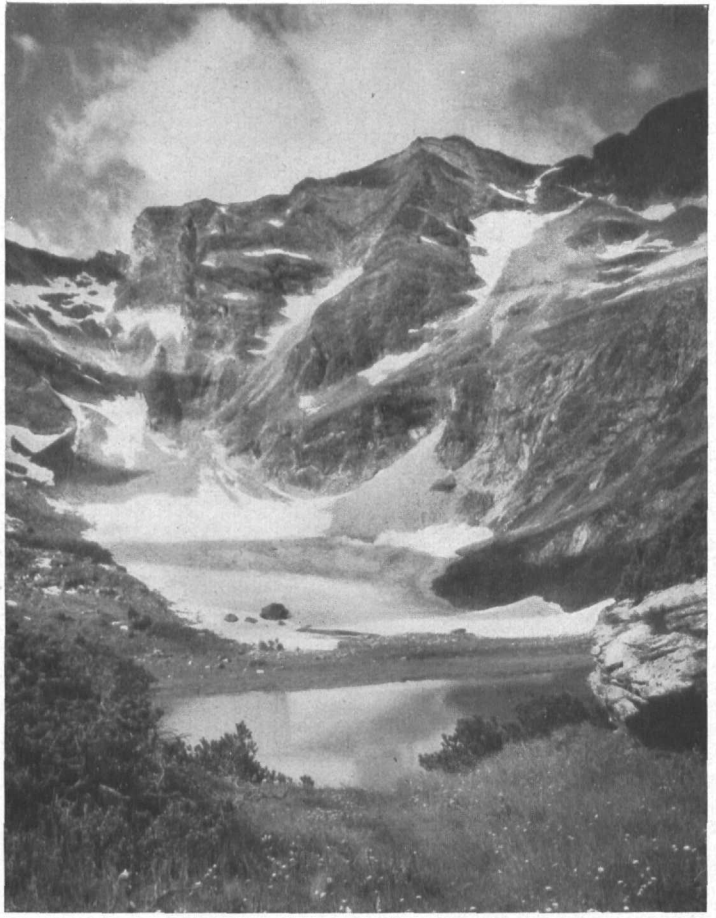


Gipfel des Großen Hafners von Osten. Links Ankogel

Kattowitzer Hütte gegen Hochalmspitze



Großer Hafner mit Nordwand u. Nordwestgrat von der Wastelkarscharte



Oberer Rotgüldensee mit Petereck und Wastelkarscharte

Südlandgrenze — zwischen Kattowitzer Hütte und dem „Elend" im hinteren Maltatale. Er wird um den Ausläufer des Hafnersüdwestgrates, „Mahrs Marchschneid", 2471 *m*, in das Wastelkar führen, dieses in 2400 *m* Höhe umziehen, unter dem Lausnock, 2521 *m* (an dem noch im späten Mittelalter ein Goldbergbau betrieben wurde, dessen Stollenmundlöcher der damals vorrückende Kölnbreingletscher zudeckte), das oberste Mitterkar queren, hierauf in das Kölnbrein einbiegen, zu dessen mittleren Boden in Windungen hinabziehen und — die Stufe der Enzian-(Kölnbrein-)fälle umgehend vor der Sameralm beim Brennkopf, etwa 1800 *m*, in den nach den Elendtälern und zur Osnabrücker Hütte führenden Alpenvereinsweg münden. Die künftige Gehzeit von der Kattowitzer zur Osnabrücker Hütte kann auf 5 Stunden geschätzt werden.

Außerdem wird der Arendthöhenweg auch die Zugänge zu den Gipfeln der westlichen Hafnergruppe: Peterek, 2895 *m*, Kölnbreinspitze, 2935 *m*, Kaltwandspitze, 2821 *m*, und Weinschnabel, 2757 *m*, erleichtern, ohne deren Ursprünglichkeit zu beeinträchtigen. Es sei bemerkt, daß auf diese Gipfel in den letzten Jahren aus den Tälern von Rotgülden und Moritzen von Kärntner, Grazer und Wiener Bergsteigern neue, zum Teil sehr schwierige Kletterwege eröffnet worden sind. Hervorgehoben sei die Kölnbreinspitze, denn von ihr bietet sich außer dem Tiefblicke auf die Rotgüldenseen und der ergreifenden Schau auf die riesenhaften, im Halbkreise dem Gletscher sich entringenden Wandfluchten der Hafnernordseite auch noch die Übersicht des Moritzentales mit dem lichtgrünen Kawasserse und den rabendunklen Schwarzseen. Der von der Kölnbreinspitze gegen Norden ausstrahlende Haberlingturm-Schobergrat mit dankbaren Kletterzielen scheidet die beiden malerischen Hochtäler.

Auch der Weinschnabel verdient Beachtung. Es sei daran erinnert, daß dieser leichte und sehr lohnende Gipfel als schönster Übergang zwischen Malta- und Murtal dient, weil von seiner aussichtsreichen Höhe ein bezeichneter Abstieg beiderseits: südlich zur Marchkarscharte und Sameralm im Elend, nördlich zur Moritzenscharte, zum Schmalzschartl zwischen den Schwarzseen und an der Murquelle vorbei nach Moritzen[1]) führt, von wo man talaus in 2 Stunden nach Muhr gehen kann.

Mit Marchkarspitze, 2518 *m*, und Brunnkogel, 2439 *m*, endet die Hafnergruppe gegen Westen an der Arlscharte, 2258 *m*. Dieser Übergang ist heute nicht mehr derart entlegen als einst, denn man kann von Sankt Johann im Pongau — bekannt durch die nahe Liechtensteinklamm, einen der merkwürdigsten Erosionsschlünde der Alpen — über Großarl mit dem Auto in 2 Stunden nach Hüttschlag fahren, von wo man auf bezeichnetem Wege über Seegut (die Autostraße soll bis zu dieser letzten Ortschaft noch fortgesetzt werden) in 5½ Stunden zur Arlscharte empor und von ihr in 1 Stunde zur Sameralm im „Elend" des hinteren Maltatales hinabsteigt.

Besonders aus Salzburg kommenden Wanderern ist diese Eingangspforte für die Ankogel- und Hafnergruppe als rascher, landschaftlich hervorragend schöner Zugang zu empfehlen. Der Gedanke liegt nahe, eine Abzweigung des von der Kattowitzer Hütte kommenden Arendthöhenweges aus dem oberen Kölnbreintale bei etwa 2200 *m* zur Arlscharte zu führen.

Von der Kattowitzer Hütte kann der Hafner auch über seine aus dem obersten Mahrochsenkar sich etwa 200 *m* aufbauende, von Steilrinnen durchzogene Südwand erklettert werden, jedoch droht dort sehr große Steinschlaggefahr.

Als ich vom 27. zum 28. August 1929 in der damals noch unvollendeten Hütte übernachtete, wurde ich mit meinen Gefährten durch das Donnergetöse eines Felssturzes und eine heftige Bodenerschütterung aufgeschreckt, so daß wir zuerst an ein Erdbeben

[1]) 1522 *m*, mit dem bewirtschafteten, für 10 Personen Unterkunft bietenden Moritzenhaus und der unbewirtschafteten Murhütte (17 Personen), beide unserer Sektion Graz gehörig. S. Mitlg. 1931, Nr. 7, S. 151/153.

dachten. Am nächsten Vormittage querten wir — vom Gipfel des Hafners abgestiegen — unter seiner Südwand das Kar gegen die Laniſchſcharte und mußten uns durch die in einer Breite von etwa 200 *m* niedergebrochenen friſchen Trümmer aller Größen mühen, indeſſen es in der Rieſenmauer hoch über uns noch immer unheimlich kniſterte und rieſelte. Es kann daher der etwa 2½ Stunden erfordernde Anſtieg von der Kattowitzer Hütte auf den Hafner durch die Südwand — wobei in der Gipfelfallinie links von einer ſchneeigen oder vereiſten Rinne über deren Begrenzungsrippe ſchwierig emporgeklettert wird — nicht empfohlen werden, eher für ſehr Geübte — allein oder höchſtens zu Zweien — als Abſtieg.

Ziele im Fahrtenbereiche der Kattowitzer Hütte ſind noch das Karſchneideck, 2920 *m*, und das Laniſcheck, 2936 *m*, Gipfel in dem etwa 3 *km* langen Hafner-Sonnblickverbindungsgrate, der von der Laniſchſcharte an 3¾ Stunden größtenteils mäßiger Kletterei erfordert, jedoch wegen ſeiner ermüdenden Eintönigkeit ſelten begangen wird.

Der Große (Malteiner) Sonnblick, 3032 *m*, der letzte Dreitauſender der Alpen gegen Oſten, der das Stadtbild von Gmünd — gegen das Maltatal — prunkvoll beherrſcht, iſt von der Kattowitzer Hütte in 4 Stunden zu erſteigen, wobei man aus dem Ochſenkar bei etwa 2400 *m* über die dort wenig hervortretende Karſchneid das Kühkar gewinnt und aus dieſem über den Nordweſtgrat auf den Gipfel kommt.

Schon ſeine erſten fremden Beſucher[1]) prieſen die reizvolle Ausſicht, die durch den Überblick des in der Tiefe breit aufgeſchlagenen fruchtbaren vorderen Maltatales bis Gmünd und die überraſchende Schau auf einen Teil des Millſtätter Sees auf den Betrachter als gegenſatzreiches Rundgemälde wirkt, denn weſtlich dräut düſter der Hafner als verwegenes Doppelhorn, im Süden leuchtet die ſilberne Pracht der Hochalmſpitze und der Oſten verbindet mit ſeinem faſt unendlichen Gipfelwogen die ſchimmernden Reihen der Nördlichen und Südlichen Kalkalpen.

Der Große Sonnblick iſt durch ſeinen, ſtellenweiſe mittelſchwere Kletterei erfordernden, 1½ Stunden langen Nordoſtgrat mit dem Mittleren, 2984 *m*, und Kleinen Sonnblick, 2950 *m*, verbunden. Der Letztgenannte iſt ein edelgeſtalteter ſelbſtändiger Gipfel, nördlich gegen das Laniſch vorſpringend, in deſſen innerſtem Keſſel ſich der letzte Gletſcher der Zentralalpen gegen Oſten birgt.

Man kann vom Kleinen Sonnblick in 2½ Stunden zu den Laniſchſeen, dem Standplatze der künftigen Gablonzer Hütte, abſteigen und durch das Pöllatal in 5 Stunden nach Rennweg an der Katſchbergſtraße hinauswandern.

Vom Großen Sonnblick führt ein etwa vierſtündiger leichter Abſtieg durch das mit prachtvollen, edle Saiblinge bergenden Seen geſchmückte Hochtal der Melnik ins Maltatal und zum Pflüglhofe.

Auch jenen, die das Gebiet im Winter oder Frühling beſuchen wollen, wird die Kattowitzer Hütte nützlich ſein, denn gerade die Südabdachung der Hafnergruppe hat viel brauchbares Schigelände. Mit Hilfe der Bretteln ſind bereits erſtiegen worden: Brunnkogel, Marchkarſpitze, Kölnbreinſpitze, Petereck und Hafner[2]). Manche andere Gipfel werden ſich gewiß noch ganz oder teilweiſe als Schiberge erweiſen. Ein für geübte Schialpiniſten unſchwieriger, bei entſprechendem Wetter gefahrloſer Zugang iſt der Aufſtieg von der Sameralm über die Hänge gegen die Marchkarſcharte mit drauffolgender Querung in das Kölnbreinkar. Wozu bemerkt ſei, daß die Sameralm durch das oft klammartig enge Maltatal mit ſeinen vereiſten Waſſerſtürzen im Winter nicht zugänglich iſt. Hingegen iſt ſie von Mallnitz (an der Tauernbahn) durch das

[1]) M. Plaichinger 1867 (ſiehe: Jägers „Touriſt" 1869, S. 203) und P. Grohmann 1859. (Privatmitteilung an den Verfaſſer.)

[2]) 1929 und 1930 von G. Lackner und Gefährten, ſiehe Öſterr. Alpenzeitung 1930, S. 171 ff. und S. 201.

Seebachtal, über die Großelendscharte, die Osnabrücker Hütte und durch das Großelend ohne Gefahr zu erreichen. Das Gleiche dürfte für die Arlscharte, den leichtesten Zugang von Norden wohl auch im Winter, gelten; es ist jedoch anscheinend die Überschreitung mit Schiern noch nicht versucht worden.

Für den winterlichen Aufstieg zur Kattowitzer Hütte aus dem vorderen Maltatale kommt nur der Sommerweg von der ohne Schwierigkeiten mit Schiern zugänglichen Gmünder Hütte in Betracht. Bei seiner Steilheit und südlichen Ausgesetztheit wird er bis zum Mahralmjagdhaus frühzeitig ausapern und daher meistens mit geschulterten Schiern begangen werden müssen. Ebenso werden unter manchem schneidigen Gipfelgrate die flinken Hölzer, in den Schnee gesteckt, auf ihre die Höhe mit Nagelschuhen und Fäustlingen erklimmenden Herren still zu warten haben.

Und nun ein Schlußwort!

Im Hafnerbereiche gibt es noch viel Ursprünglichkeit, die den besinnlichen Alpenfreund oft vor freudige Überraschungen und ungeahnte köstliche Erlebnisse stellt. Die Hochkare sind von Gemsrudeln belebt, besonders Rotgülden und Moritzen sind reiche Gratwildreviere — die Nordseite der Kaltwandspitze oberhalb des Kawasserssees wird von den Jägern „Gamsmutter" genannt — und in den Karen der Südseite suchen im Herbste schwere Bartgamsen die Einsamkeit, wie grollende, weltabgewandte alte Könige. Im Wastel- und Kölnbreinkar ist seit neuester Zeit der drollige Bergkobold, das Murmeltier, heimisch geworden. Der verständige Wanderer oder Kletterer wird auf seinen Fahrten allen unnützen Lärm vermeiden und die heilige Ruhe der Wildnis nicht stören. Dafür wird er durch manchen Einblick in die Geheimnisse des mannigfaltigen Lebens in den Bergen, das sich meistens vor Menschenaugen scheu birgt, belohnt werden.

In tieferen Lagen kann er beobachten, wie hochgeweihte Häupter aus dem Kristallborn der Seen ihren Trunk schlürfen. Im unzugänglichen Gewände horsten noch Adler und Geier; Dohlen umflattern, Raben umschweben die Gipfelsteinmänner; der knirschende Nagelschuh stöbert nicht selten Stein- und Schneehühner auf — manchmal erschrickt der nicht vorbereitet gewesene Wanderer heftiger, als der immer auf seiner Hut seiende Vogel. Schleichendes und schnürendes Raubzeug geht durch Wälder und über Almen lichtscheue Wege, Fährten und blutige Federn künden Tragödien; der Alpenhase — den Winterschnee durch das Weißwerden seines Felles verkündend — kann sich kaum eine Stunde lang des Daseins sorglos freuen. Im Frühling aber, wenn die Zeit des Schlafens und Hindämmerns, Hungerns und Abmagerns um ist, der „Jauk" (Südwind) weht und mit dem „Bladen" (Nordsturm) rauft, die Lawinen donnern, die Bäche wieder rauschen, dann trommelt mit frischem Mute „Waldhansl", der Specht auf alten Lärchen, übt der große Hahn sein Balzlied und schwingt der „Kleine" das Tanzbeinchen.

Und wie in den Hochwäldern unter dem Hafner die anderswo schon selten gewordene königliche Zirbe noch in erstaunlicher Fülle gedeiht, ziert seine höchsten Grate ein sich zu allerliebsten Polstern gesellendes Pflänzlein, das Zwergvergißmeinnicht, der „Himmelsherold", dessen Sterne im reinsten Blau der Blütenblättchen und sattestem Gelb der Kelchlein auf dem saftigen Grün leuchten, wirklich wie kleine Boten einer Welt, die noch schöner als unsere schöne Erde ist. Mögen sie, die höchstgeborenen unter den holden Kindern der Alpenflora, liebevoll geschont und vor Ausrottung bewahrt bleiben! Auch das Edelweiß und die gerne mit ihm wachsende wundersam würzige Edelraute sind auf der Südseite der Hafnerberge daheim, sie können auch im nahen Umkreise der Kattowitzer Hütte gepflückt werden. Der Bergsteiger von heute wird sich, wenn er zufällig in ein mit diesen zauberischen Blumen reich bestelltes Gärtlein der Saligen Frauen gerät, damit begnügen, einen oder zwei Sterne auf seinem Hute zu dem silbernen Abzeichen zu gesellen, das ihn als Mitglied jener großen Gemeinde beglaubigt, die im Schutze der Bergheiligtümer eine ihrer vornehmsten Aufgaben erblickt.

Das Schigebiet von St. Johann im Pongau und Großarl

Von Dr. Georg Franz Bergmann, München,
und Siegfried Amanshauser, St. Johann

So bekannt und beliebt das Schigebiet um den Radstädter Tauern ist, so unbekannt und vergessen waren bis vor kurzer Zeit noch jene Täler, die sich westlich von ihm zwischen den Kämmen der Radstädter Tauern bis zum Gasteiner Tal erstrecken.

Und doch, wenn beim Kartenstudium der Blick über diese Berge schweifte, dann mußte man feststellen: es sind der Struktur nach Schiberge, die dort liegen.

Aber nur wenige kannten sie.

St. Johann im Pongau. Tausende besuchen im Sommer die Liechtensteinklamm mit ihren Wasserwundern, aber kaum einer kam im Winter wieder in den kleinen verträumten Markt.

St. Johann und Großarl, zwei neuentdeckte Wintergebiete, ihre Turen und Gipfel, ihre Kämme und Schluchten wollen wir nun zugänglicher machen, wollen Wege weisen, die jetzt noch einsam sind.

St. Johann mit dem gotischen Dom am Wege zwischen Salzburg und Innsbruck, wird jeder Turist, der die Ostalpen bereist hat, vom Vorüberfahren kennen — aber Großarl?

„Großarl", der Name klang in mir seit Jahren wie etwas Seltenes, Unberührtes und Geheimnisvolles, wie etwas Unerreichbares, völlig Unbekanntes.

Großarl ist ein Dorf im Lande Salzburg, im westlichsten der Täler der Radstädter Tauern, in dem nach ihm benannten Großarltal, das sich von St. Johann im Pongau südlich bis zur Arlscharte, die in die Hafnergruppe überleitet, erstreckt. Vor Jahren schon begann ich im Schrifttum nach Hinweisen zu stöbern. Einige wenige Sommeraufsätze nur, das war alles. Über winterliche — oder gar Schituren fand sich nichts. Nur unser aller Meister, Ludwig Purtscheller, hatte in den Jahren 1882—86 bei teilweise winterlichen Verhältnissen hier Turen gemacht, dabei u. a. im Mai 1884 den Draugstein und das Filzmooshörndl erstiegen und hierüber einiges veröffentlicht[1]).

So blieb es zunächst beim Entschluß.

Bis mich im Winter 1928 eine Veröffentlichung wieder aufs neue anrief. Dem Wiener Akademiker Ulrich Khuner war es gelungen, unter vielen Mühen von Zederhaus über das Tappenkar in das Kleinarltal, einem gleichlaufenden Seitentale des Großarltales, zu gelangen[2]). Damals schon trieb es mich hinein, aber der schlechte Zugang, der Anmarsch von mehr als 3 Stunden schreckte meine Begleiter ab.

Im Februar 1930 schrieb Hanns Barth in der „Allgemeinen Bergsteiger-Zeitung" unter dem Titel „Winter-Mauerblümchen" einen Leitartikel, der mit beredten Worten die Schönheiten des Gebietes pries[3]).

Im Herbst 1930 fiel mir dann ein schön bebilderter Prospekt von St. Johann und Großarl in die Hände, mit dessen Hilfe es mir schließlich gelang, meinen Berggefähr-

---

[1]) Ludwig Purtscheller, Die Täler von Groß- und Kleinarl. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 85 ff. und 100 ff.

[2]) Ulrich Khuner, Eine winterliche Durchquerung der Tauern. D.A.Z. 1928, XIII. Jahrg., S. 65 ff.

[3]) Hanns Barth, Winter-Mauerblümchen, A.V.Z., VIII. Jahrg., Nr. 352.

ten Dr. K. Steinmeier-München und seine Kameraden für Weihnachten 1930 nach Großarl mobilzumachen.

Gerade noch zur rechten Zeit erschien in den „Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V." 1930, Heft 11 S. 233 ff. und Heft 12 S. 254 ff. von Dr. Franz Turský nach einem Manuskript von S. Amanshauser (St. Johann) unter dem Titel: „Schifahrten in den Niederen Tauern" ein auch unser Gebiet wenigstens teilweise behandelnder Führer. Denn die Angaben im winterlichen „Hochtourist", dem Biendl-Radio-Radits: „Schifahrten in den Ostalpen", Bd. I S. 178 ff. über unser Gebiet waren sehr dürftig.

Erst daheim fiel mir ein im Dezember 1930 erschienener, von der Alpinistengilde des Touristenvereins „Die Naturfreunde" herausgegebener Schiführer „Führer durch die Radstädter Tauern" in die Hände, der ausgezeichnet und übersichtlich auch das ganze Gebiet von St. Johann und Großarl behandelt. Im Nachstehenden wird er öfters zitiert und mit „TVN.-Führer" bezeichnet werden[1]).

Als übersichtlichste Karte ist die Sommerkarte der Freytag- und Berndtschen Touristen-Wanderkarten 1 : 100 000, Blatt Goldberg—Ankogel—Niedere Tauern zu verwenden. Jedenfalls ist sie deutlicher als die noch in Frage kommenden „Schikarte des Gasteiner Gebietes" und „Schikarte der Radstädter Tauern", je 1 : 50 000, die vom Kartographischen Institut in Wien herausgegeben wurden, denen im übrigen auch die Blätter St. Johann und Hofgastein 1 : 75 000 der Österreichischen Spezialkarte vorzuziehen sind. Der neue TVN.-Führer enthält sehr praktische Kartenskizzen mit eingezeichneten Schiwegen.

Der Weg nach Großarl lag nun offen. Denn inzwischen waren auch die Zugangswege besser geworden. Der Schnellzug fährt in 4 Stunden von München über Salzburg nach St. Johann im Pongau; über Kufstein—Zell a. See geht es auch, es ist sogar billiger, dafür aber weiter.

Und ist man einmal in St. Johann, dann erwartet einen dort eine Neueinrichtung: das Auto nach Großarl.

In den Jahren 1928/29 wurde nämlich der alte Saumpfad, der hoch über der berühmten Liechtensteinklamm nach Großarl hineinführte, zu einer Autostraße ausgebaut, die in ihrer Anlage sich den Dolomitenstraßen gleichgestellt und zu den kühnsten Alpenstraßen Österreichs zählen dürfte. So wird die Anfahrt im Auto, das täglich dreimal bis nach Hüttschlag, dem Dorf im Talschluß, verkehrt und Großarl in einer Stunde mit dem Schnellzug verbindet, allein schon zum hohen landschaftlichen Genuß.

Und man möchte es kaum glauben, daß 5 Stunden von München entfernt ein Schigebiet liegt, in dem kaum zehn Münchner Schifahrer je ihre Bretter gleiten ließen. (B.)

Hochgründeck, 1827 *m*

Ich war noch ein ganz kleiner Knabe, trotzdem aber erinnere ich mich noch ganz genau an einen Herbstabend, als mein Vater selig von einer Herbstsonntagstur heimkam und erzählte, er wäre heute auf dem Hochgründeck gewesen und habe eine ganz besonders weitreichende Aussicht gehabt. Seither hatte der Name Hochgründeck für mich einen bekannten und ganz eigenen Klang. Immer, wenn ich ihn wieder einmal hörte, oder wenn mir ein ähnlicher Bergname vorkam, verband er sich für mich mit dem Begriff einer umfassenden Aussicht und schönem Herbstwetter.

Die erste österreichische Schimeisterschaft wurde 1921 in St. Johann im Pongau ausgetragen und ich kam nun als Wettläufer wieder in dieses Schneeloch. Der Start des Langlaufes war an einem Sattel südlich des Gründeckgipfels. Ich war damals das

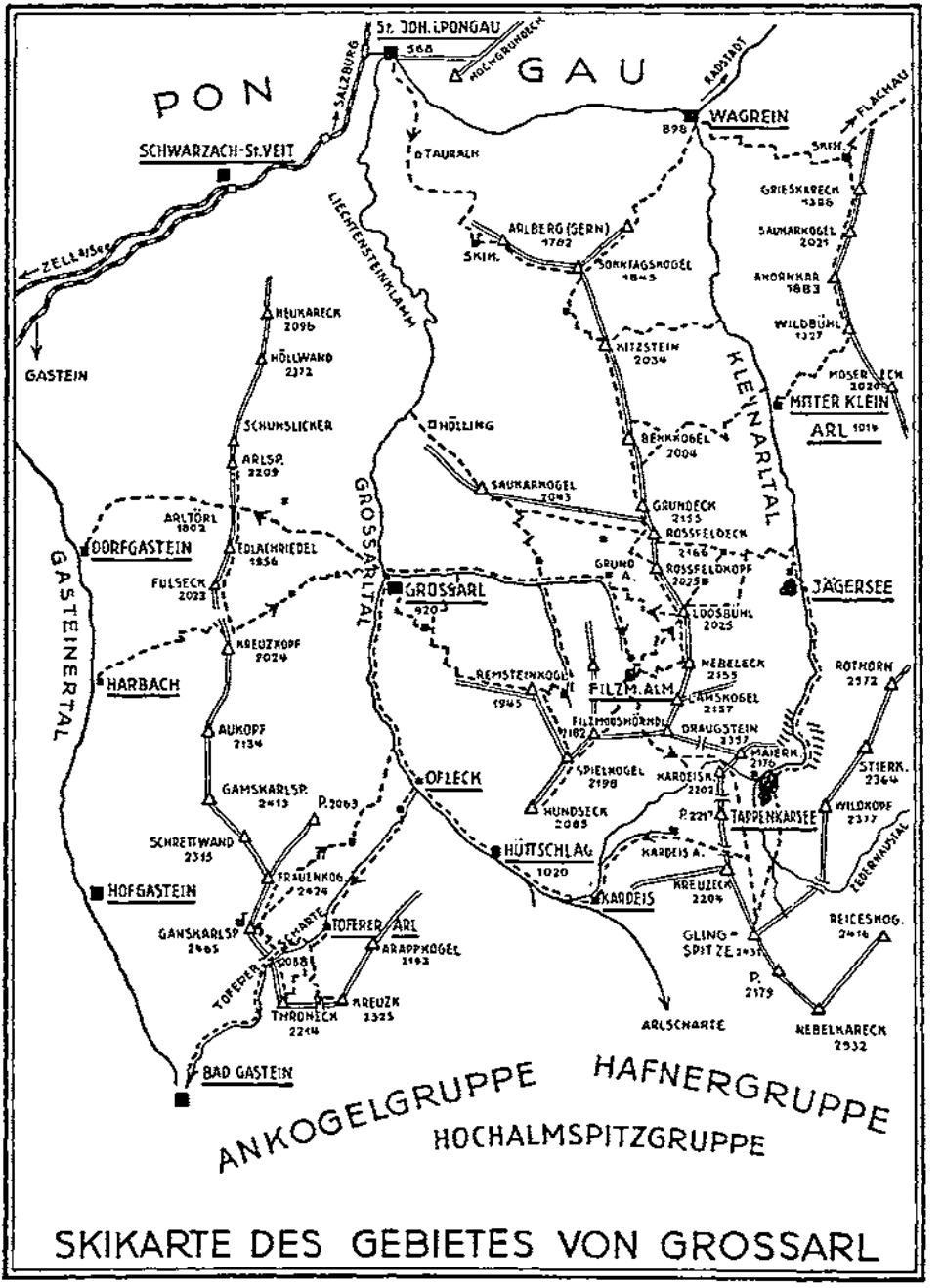
[1]) Der TVN.-Führer enthält auf S. 48 ff. auch ein Verzeichnis des Schrifttums des Gebietes.

erstemal auf diesem Berg, hatte aber gar keine Zeit zu schauen, ob's hier Aussicht gab oder nicht. Die Aussicht, die mich fesselte, war die Aussicht auf einen Preis im Rennen und die war durch alterprobte Schikanonen, wie Bildstein, Hannemann, Ruder usw. sehr getrübt. So war's also am Start. Als ich aber dann im Rennen so über den Kamm dahinlief, da staunte ich ein ums andere Mal über die nahen und fernen wunderbaren Schiberge, die rundum lagen. Ich nahm mir ernstlich vor, in der nächsten Zeit hier eine oder mehr Schituren zu machen. Wie es aber schon geht im Leben, es wurde nichts aus dem Vorhaben. Ich fand zuerst keinen Turengefährten, weil den Salzburgern damals die ferneren Schiberge mehr besteigenswert vorkamen. Später habe ich dann im großen Schigebiet von St. Johann wirklich fast alle ferneren und näheren Schiberge befahren, aber erst am Heiligen-Drei-Königtag 1931 zog ich aus, um den eigentlichen Hausberg St. Johanns zu ersteigen.

In den vorangegangenen Tagen hatte es leichte Schneefälle bei ziemlicher Kälte gegeben. Langsam verzogen über Nacht die Wolken, die Morgensonne lugte über den Gern her auf die weißen Hänge der Mühlbacher Höhe und hatte nur noch einzelne Nebelschwaden wegzuputzen. Ein prächtiger Wintertag zog herauf, wie man solchen nicht alle Jahre hat. Als ich von meinem Heim, oben am Hang, nach St. Johann hinunterfuhr, um meine Schikameraden abzuholen, stäubte der Schnee auch auf den Südhängen nur so auf. Auf dem Platz vor der Kirche erwarteten mich schon die Schüler meines Schikurses, die ich führen sollte, Leute aus den verschiedensten Städten Europas. Die Städter gehen gewöhnlich am Anfang der Schitur am schnellsten; da der Aufstieg sich aber auf dem gut markierten Sommerweg vollzieht, so konnte ich auch recht gut hinten nachgehen. Etwa zwei Stunden stiegen wir gut ausgetretenen Pfaden nach bis zum letzten, obersten Bauern. Der Alpenvereinsmarkierung nach ziehen wir über Blößen und durch tiefverschneiten Wald immer höher. Hier ist der Schnee schon 1½ *m* tief. Zwischen den Bäumen muß der Vorspurende von den tief herabhängenden Ästen den Schnee herabschlagen. Dann erst schlüpft er durch. Tiefe Winterstille. Kein Schnee fällt von den stumm sich beugenden Fichten. Minus 15 Grad Celsius. Ich schaue und photographiere. Mein junger Freund aus Salzburg spurt vorne unentwegt weiter. Nur ab und zu dringt ein heller Ton, ein verwehter Laut vom Geplauder einiger Schifahrerinnen — Mädchen haben sich ja so viel zu sagen — zu mir zurück.

Da wir bald auf dem Gienauer Sattel sein müssen, schiebe ich nun fest an, um meinen Freund beim Spuren ablösen zu können. Es dauert auch nicht lange und ich erreiche die Gruppe wieder und setze mich nun an die Spitze. Bald ist der Sattel erreicht, von dem ein Waldweg in die Gienau hinunterführt. Fast drei Stunden sind wir gestiegen, eine Stunde wird es noch zum Gipfel sein. Wir bleiben an einer Stelle stehen, wo die Sonne und die windgeschützte Lage ein Verweilen erlaubte. Kaum hatte ich aber mein eigenes Frühstück mit einem Stück Kletzenbrot — eine St. Johanner Spezialität — ergänzt, kamen schon Rufe: „Weiter, es ist zu kalt."

Der Alpenvereinsweg wird hier steil. Da ich die Abfahrt nicht kenne, aber heute die bestmögliche Abfahrt markieren will — Material dazu hab ich im Rucksack —, so schaue ich mir das Gelände recht gut an. Bald kommen wir aus dem Wald heraus, über eine große Schneefläche hin sehen wir den Gipfel. An einzeln stehenden Wetterfichten ist die Aufstiegsmarkierung sichtbar, der wir nun bis zur A.-V.-Hütte der Sektion „Die Ybbstaler" folgen. Wie das ganze schöne Schigebiet von St. Johann ist auch das Hochgründeck im Winter selten besucht. Die Alpenvereinshütte ist unbewirtschaftet. Trotz schönstem Sonnenschein ist es empfindlich kalt, ein ganz leichter Wind macht noch dazu den Aufenthalt auf dem Gipfel unangenehm. Wir reißen darum die Felle schnell herunter und jagen auf der Südostseite über herrliche Flächen mit Pulverschnee einem schmalen Streifen schütter stehender Fichten zu. Von hier haben wir zwar nicht mehr die große Aussicht wie vom Gipfel, der den Blick nach Norden verdeckt,



SKIKARTE DES GEBIETES VON GROSSARL

dafür aber kann ich im Süden und Westen und Osten das hundertzackige Gipfelmeer der Hohen und Niederen Tauern überschauen. Vom Großvenediger bis zu den Ennstaler Alpen stehen Gipfel an Gipfel, neben- und hintereinander, mit ihren Spitzen am Horizont in den blaßblauen kalten Himmel stechend. Nun beginnt meine Schimarkierungsarbeit: lange rote Leinenbänder wurden im Vorbeigehen an die Zweige der Fichten gebunden. Zuerst ging es durch einen Schlag — unter dem Sommerweg hin — auf den Waldrand zu. Die halbhohen Bäume stehen hier so weit auseinander, daß man fast überall durchfahren kann. Ab und zu kamen wir auf kleine Blößen. Auf einer solchen, wo es windstill war und die Sonne warm hinschien, hielten wir Mittagsrast, auf unseren Schiern sitzend, denn ohne Schier brach man bis zum Bauch in den lockeren Schnee ein.

Rast und Essen schmeckte uns köstlich. Als jedoch ein ganz, ganz dünner Nebelschleier vor die Sonne zog, trieb es uns weiter. So eine kleine Fahrt, auf der ich Leute in mir selbst unbekanntem Gelände führen muß, ist für mich ein eigener Genuß. Mittelschwer, sacht, war bei dem heutigen „Damenschnee" die Abfahrt sogar leicht. Auf dem an „Pletzen" (Schürfe der Baumrinde) als Pirschsteig kenntlichen, tiefverschneiten Waldweg fuhren wir hinab und kamen nach wenigen Minuten, im leichten Gefälle dahingleitend, zum Alpenvereinsweg und zum Gienauer Sattel, den wir bei der Auffahrt betreten hatten. Nun folgten wir aber nicht unserer Aufstiegsspur, sondern zogen, ständig sanft auf und ab, den ganzen Rücken, der vom Gipfel des Hochgründeds nach Süden streicht, entlang, bis zum Hahnbaumsattel. Von hier erreichten wir dann über die Schneefelder gegen „Schuachzach" hin in herrlicher nordseitiger Abfahrt St. Johann. Zum Aufstieg hatten wir etwa 3½ Stunden gebraucht, zur Abfahrt, mit Verzögerung durch das Markieren, 2½ Stunden. Das Urteil lautete einig, das Hochgründeck hat bei hochwinterlichen Verhältnissen eine schönere Abfahrt als der bisherige Schihausberg St. Johanns, der Gern. (A.)

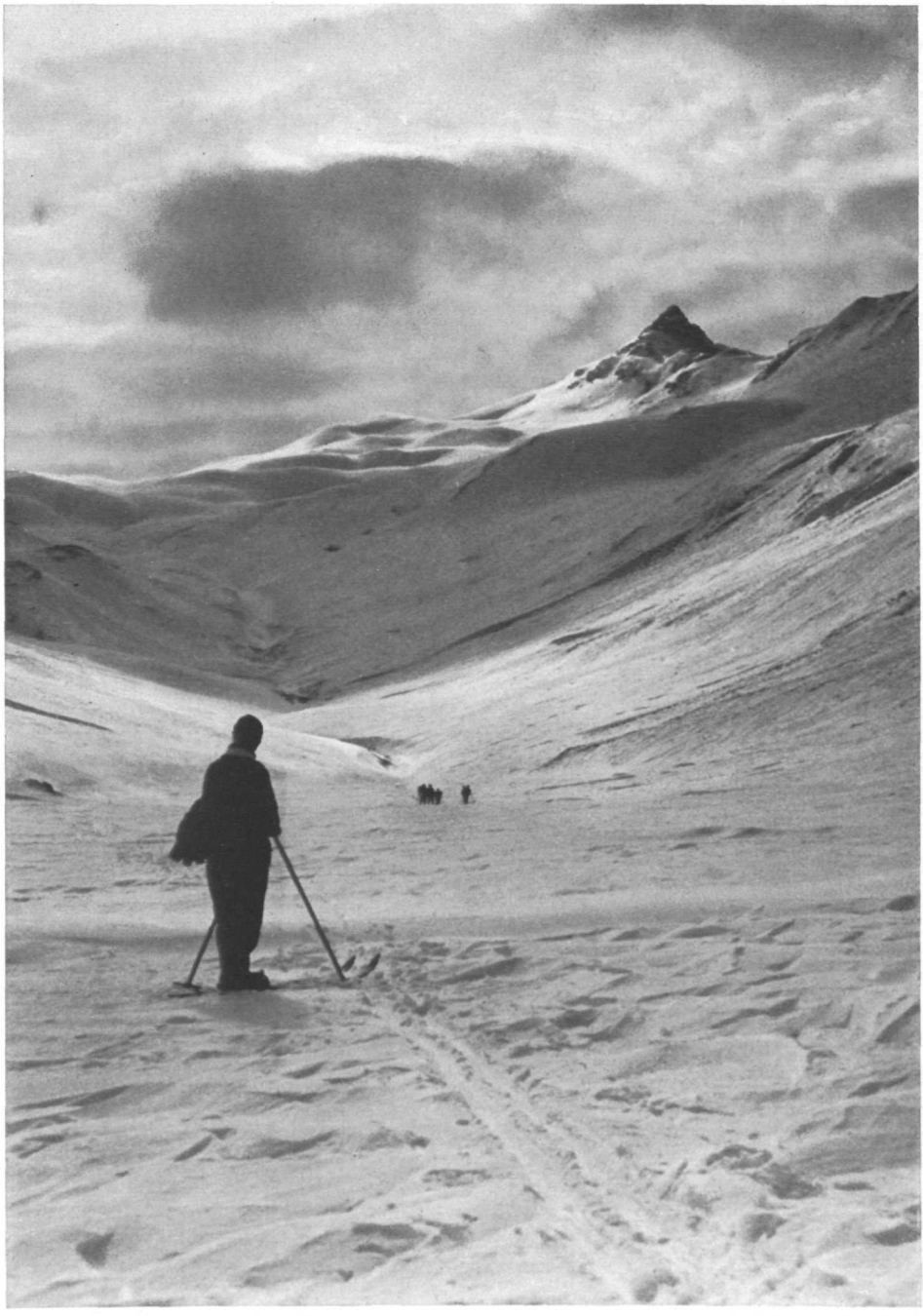
Benkkogel, 2004 *m*

Ein reiner Märzenhimmel überwölkte den engen bewaldeten Talgraben des unteren Kleinarltals (auch Wagreiner Tal), in den wir hineinwanderten. Von dem, sicher bald beliebter Winterplatz werdenden Örtchen Wagrein aus, das 10 *km* von St. Johann im Pongau entfernt und mit diesem und Radstadt durch eine Autolinie verbunden ist, wendet sich das Kleinarltal nach Süden. Wir kamen gleich hinter dem Ort in die Schlucht des Kleinarlbaches. Knapp neben der Straße, die hier in steilen Windungen die Talstufe überwindet, tosen die Wasser. Die Ache hat sich schon tief in den ehemaligen Gletscherboden eingefressen, so daß man auch nach Überwindung der felsigen Steilstufe noch einige Zeit in einem engen Graben dahinmarschiert. Erst das Hochtal von Kleinarl weitet sich.

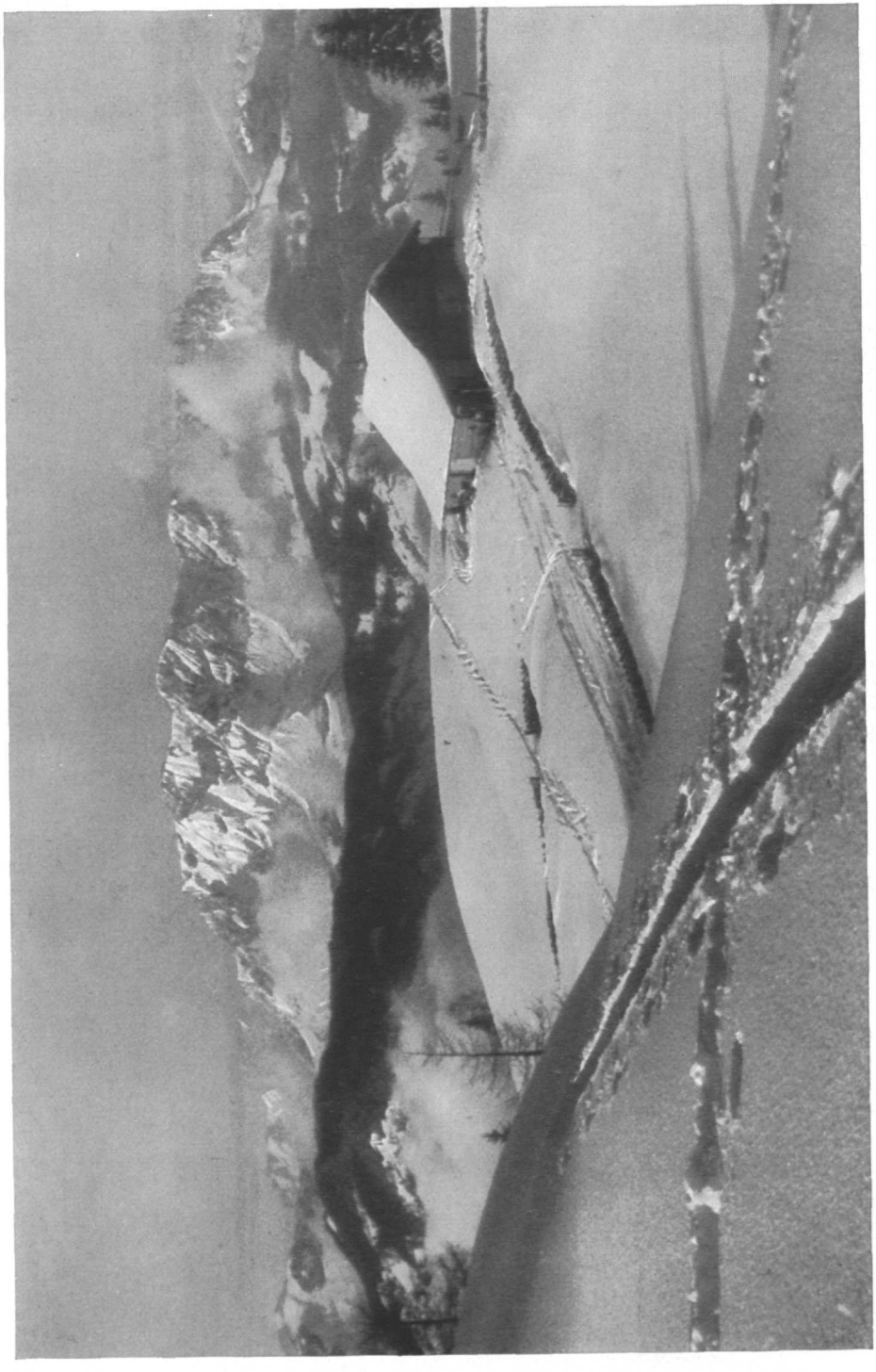
Am blaßblauen seidigen Abendhimmel flimmerte der erste Stern, als wir, um eine Grabenecke biegend, rotlohend die herrlich trotzige Burg der Ennskraxe, 2434 *m*, vor uns sahen.

Tief unten am Fuße, im breiten Schneetal, leuchteten uns die Lichter des Bergdörfchens Kleinarl, 1014 *m*, entgegen. Ihnen stolperten wir über den nun hartgefrorenen Schnee zu. Unter hoher Schneelast schienen sich die Dächer der Holzhäuschen tiefzuducken. Lange dicke Eiszapfen zerstreuten das aus kleinen Fenstern fallende Licht. Da unsere Vorhut schon das Gasthaus Schwarzbacher besetzt hatte, fanden wir freundliche Unterkunft im hilfsbereiten Haus des Kaufmannes Gasser.

Wir hatten am Vorabend schon unsere Felle angeschnallt und verloren daher am Morgen nicht viel Zeit. Das Tal lag noch im tiefen Schatten, als wir über die Holzbrücke ans linke Ufer gingen. Die ersten 100 *m* hieß es eine steile „Leitn" westlich



Aus dem Schigebiet von St. Johann im Pongau:
Am verſchneiten Tappenkarſee, Blick gegen Glingſpitze, 2431 *m*



Aus dem Schigebiet von St. Johann-Großarl: Schihütte am Gern, 1782 *m*, gegen Hochkönig

hinan überwinden und einen Palfen, dann aber waren wir auf sanft ansteigendem Schneefeld, über das wir im Zickzack dem Hochwald zuspurten. Ein steiler Almweg führt durch den gutartigen Waldgürtel. Zusammenhängende Waldblößen zeigten uns, wie man ihn später in genußvoller Abfahrt überwinden könne. Aber für den Anstieg ist der Almweg vorzuziehen, dessen Steile kürzt. Nach etwa 1½stündigem Anstieg vom Tal aus erreichten wir mit unvermitteltem Übergang aus schattendunklem Wald lichtdurchflutetes freies Schneegelände. Geblendet bestaunen wir weite, glänzende, unberührte Schneeflächen, nordostseitig geneigt. Von keinem Windhauch war der alte, schon Rauhreifblätter tragende Pulverschnee verändert. Windstille, auch auf den höheren Kämmen, ist dem ganzen Schigebiet von St. Johann im Pongau eigen. Während man in dem Hauptkammverlauf der Hohen und Niederen Tauern, der ja Wetterscheide zwischen Nord und Süd ist, häufig Windharscht und Gangln antrifft, bleibt das zwischen den Nördlichen Kalkalpen und dem Zentralalpenkamm eingebettete Bergrevier von diesen Gebilden des Wetterwechsels verschont. Wie die Saalbacher Berge, so sind auch die Schiberge von St. Johann und Großarl meist mit herrlichem Pulverschnee begabt.

Zuerst zogen wir über einen breit ansteigenden Rücken und dann durch ein flaches Tälchen südwestlich in der Richtung auf das Roßfeldeck, 2116 *m*; zu dem zwischen ihm und dem nördlicheren Benkkogel liegenden Kar wandten wir uns nach Nordwesten. In knapp 1½ Stunden (vom Waldrand) waren wir auf dem Gipfel des Benkkogels, 2004 *m*. Herrliche Aussicht belohnte uns. Vom Glockner und vom Wiesbachhorn bis zur Steirischen Kalkspitze, vom Wilden Kaiser bis zum Toten Gebirge dehnte sich das Gipfelmeer. Nach langer Rast in sonniger Mulde ging's im Flug durch stäubenden Pulverschnee hinab. Den breiten Rücken des Anstieges ließen wir rechts und erreichten schließlich über Blößen das einsame Jagdhaus „Uhlenflucht". In abwechslungsreicher, unschwieriger Fahrt kreuzten wir den Wald und ließen dann die Bretteln über die lange Schneefläche schießen, die wir am Morgen in Steilkehren durchspurt hatten. Auf den letzten Steilhang zum Talboden hatte freilich den ganzen Vormittag die Märzensonne hingebrannt und nun lag er im Schatten. Wir machten aber gute Miene zum bösen Harscht und sagten heuchlerisch: Gott sei Dank, daß wir den langweiligen Pulverschnee hinter uns haben! Drei, vier Quersprünge, dann standen wir wieder an der Holzbrücke.

Den Benkkogel halte ich für den schönsten Schiberg des Kleinarltales und sicher in mehrfacher Hinsicht genußreicher als das viel häufiger bestiegene Grieskareck auf der rechten Talseite von Kleinarl. (A.)

Gern (Arlberg, 1782 *m*)

Am Tage vor Weihnachten 1930 war ich zum Quartiermachen in das Großarler Gebiet vorausgefahren. Den ersten Tag wollte ich benützen, um einen Einblick in diese Berge zu erhalten.

Dazu erschien eine Ersteigung des Gern geeignet, der sich direkt über St. Johann erhebt und sein beliebtester Schiberg war, denn auf das Hochgründeck hatte mich erst Freund Amanshauser aufmerksam gemacht.

Dichter Nebel lagerte über dem Tal. Von St. Johann schritt ich auf der nach Großarl führenden Straße fort, bis eine kleine Tafel links am Wege mir den Pfad zur Schihütte am Gern wies. Es ist ein Ziehwegaufstieg, der blau markiert ist, aber er folgt im wesentlichen der roten Sommermarkierung. Rechts davon ziehen Wiesen herab, und man freut sich schon, über sie die Abfahrt nehmen zu können.

Kurz vor dem Gehöft des Zederbergbauern begegnete ich „Markierungsleuten", die eifrig bemüht waren, für die in den Weihnachtsfeiertagen zu erwartenden „Fremden", wie sie sagten, den Weg mit blauen Tuchlappen zu kennzeichnen.

Oberhalb des Bauernhofes verirrte ich mich im Nebel etwas zu weit nach Westen und stand auf einmal vor einem stattlichen Gebäude. Ein halbfertiger Neubau, der im Sommer als Gasthaus und Schiheim „Zum Sonntagskogel" eröffnet werden wird. So erzählt es mir der Bauer vom Taurachhof, der mir mit Stolz schon die Probeansichtskarten seines neuen Hauses zeigt. Der Taurachhof selber ist ein altes Gemäuer, ein echter Bergbauernhof.

Trotz des dichten Nebels zog ich, der Sommermarkierung nach, weiter hinauf in den Kirchwald. Und sieh' da, als Belohnung für meine Ausdauer lichtete sich mitten im Walde der Dunst. Schon schimmerte der Hochkönig durch die Tannen. Je höher ich kam, desto mächtiger wuchs seine Mauer empor. Links von ihm erblickte ich, über einen Sattel hinweg, die weißen Dientener Berge, ebenfalls ein selten besuchtes Schiland.

Rasch war der Waldgürtel durchschritten und ich kam auf freies Gelände. Schüttere Böden führten auf breiter Kammfläche zur verschlossenen Schihütte auf der Voralpe, 1500 *m*, die dem Wintersportverein St. Johann gehört.

Über ihr Dach hinweg erblickt man die wuchtigen Felsgipfel des Heukarecks und der Höllwand, letzte Ausläufer des zwischen dem Großarl- und dem Gasteiner Tale aufragenden Höhenzuges.

Ich hielt mich nicht lange auf, sondern strebte dem Gipfel zu, den ich nach einer weiteren Stunde erreichte (etwa 3½ Stunden von St. Johann). Ein Zeichen krönt ihn. Jetzt sah ich zum ersten Male hinüber in die Großarler Berge und freute mich ihrer weißen Kuppen, die schönste Fahrten versprachen. Über den Sonntagskogel, von dem auch Abfahrten ins Kleinarltal und nach Wagrein möglich sind, zieht von hier ein gut fahrbarer Kamm über Kitzstein, 2034 *m*, Benkkogel, 2004 *m*, Roßfeldeck, 2166 *m*, und Nebeleck, 2155 *m*, hinein ins Schigelände der Filzmoossalm. Aber es wäre weit (etwa 8 Stunden) dahin und mein Hauptgepäck ruhte in St. Johann. Also mußte ich wieder dorthin zurück.

Noch einen Blick auf die endlosen Tauernketten, vor denen die weißschimmernden Kitzbühler Alpen sich wie Schäfchen lagern, dann stäubte der Schi durch die Pulverschneehänge zu Tal.

Ich folgte den rotgekreuzten Schindeln der Abfahrtsmarkierung, die, den Wald gut durchquerend, über einen Steilhang zur Wachelburgalm führt, um dann kurz ansteigend durch den schütteren Wald den Taurachhof zu erreichen. Von dort auf einem kurzen, nicht ausgefahrenen, unmerklich fallenden Ziehweg unter dem Hofe durch, folgt dann Wiese an Wiese bis zur Aufstiegstafel hinab, eine ganz ideale Abfahrtsführung, die mich in etwa 1½ Stunden vom Gipfel wieder in den Ort zurückleitete.

Um 5 Uhr ging mein Auto nach Großarl. Es waren nur wenige Leute, die in der Weihnachtsnacht dort hinfuhren. Wir vermummten uns in dem eiskalten Wagen und sahen daher von den Schönheiten unterwegs nichts.

In Großarl machte ich für die Freunde, die am nächsten Morgen nachkommen sollten, Quartier. Eine Reihe guter, alter Gasthäuser, die „Alte Post" und der „Neuwirt" an der Spitze, sorgen vorbildlich für den Besucher. Der Abend galt dann noch dem Studium des lokalen Schrifttums, soweit solches vorhanden ist. Denn gerade über das Gebiet, über das ich gern etwas gewußt hätte, über den Grenzkamm zwischen Großarler und Gasteiner Tal, schweigen sich sowohl der „Hochtourist" als auch „Turisky" aus. Letzterer, weil er diese Berge, die schon Ausläufer der Ankogelgruppe sind, nicht mehr zu den „Niederen Tauern" rechnet, ersterer, weil man anscheinend an eine Besteigung dieser Berge von Hof- oder Bad Gastein aus, des breiten Waldgürtels wegen, früher nicht gedacht hat, Großarl aber als Schiplatz unbekannt war. Im „TVN.-Führer ist auch dieser Grenzkamm berücksichtigt worden.

Diesem Grenzkamm sollte zuerst mein Weg gelten. (B.)

Arltörl, 1802 *m*, Edlachriedel, 1956 *m*, Fulseck, 2029 *m*, Kreuzkopf, 2024 *m*

Wie ich am sonnenklaren Vormittag durch das Dörfchen schlenderte, ruft mich mein Wirt zu einem Telephongespräch mit St. Johann. Es waren meine Begleiter, die mir mitteilten, daß sie das Frühauto nicht mehr erwischt hatten und erst Mittag kämen, ich sollte, meinte der Freund, nur ruhig heute allein weggehen.

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen. Bald war mein Rucksack gepackt, ich befand mich auf dem Wege zum Arltörl.

Die Mädchen kamen in ihren schmucken Trachten gerade vom Kirchgang, als ich, die Schi geschultert, nach Überschreitung des Großarlbaches, immer der roten Markierung folgend, auf steilem Ziehweg, der am Südgehänge des Harbachgrabens mitten durch schöne Abfahrtswiesen emporführt, den sogenannten Rodelberg hinaufstieg. Ein junger Bauernbursch schloß sich mir an und bat mich schließlich, seine Schi holen und mich begleiten zu dürfen, da er die Tur auf das Fulseck, obwohl im Sommer dort oben ständig sein Vieh sei, noch nie im Winter gemacht habe.

Während er sich umzog, ging ich langsam voraus. Man darf sich durch die Karte nicht verleiten lassen, einer anderen Sommermarkierung zu folgen, die schon weit unten den Harbach überschreitet und dann an der nördlichen Seite desselben über den Meixnerhof hinaufzieht.

Unser Weg führt über einzelne Bauerngehöfte im Harbachgraben hinan. In einem kurzen Waldstück überschreitet man den Graben, an einer Stelle, an der einen die Versuchung packt, gleich im Graben aufzusteigen, denn ober den Wipfeln der Tannen locken die Schneefelder des Edlachriedels. Aber man bezwinge sich und steige an der nun allmählich flacher werdenden Abdachung des zum Arltörl führenden Grabens entlang, über Wiesen zur kleinen Kapelle am Arltörl hinauf, 1802 *m* (2 Stunden).

Hier traf ich zwei Wiener, denen ich mich, — gemeinsame Bekannte haben uns rasch angefreundet, — anschloß. Gleich darauf stieß auch der junge Großarler als Vierter zu uns.

Und nun begannen wir die schöne Höhenwanderung, die man nach berühmtem Muster den „Großarler Spaziergang" nennen möchte. Denn dieses müheloſe Wandern auf breitem Kamme kann man nicht anders bezeichnen.

Der erste Gipfel, den wir erreichten, war der Edlachriedel, 1956 *m*. Hier fesselte uns besonders der Rückblick zur Arlspitze, 2209 *m*, die jenseits des Arltörls steht, ebenfalls mit Schiern ersteigbar ist, und die eigenartigen Zacken des Schuhflickers, von denen unser ortskundiger Begleiter die Sage erzählte, daß sie drei verzauberte gottlose Schuster seien, die dort oben am Feiertag gearbeitet hätten. Der Kamm setzt sich dann über das Haßeck, 2118 *m*, an der Höllwand vorbei, zum Heukareck, 2096 *m*, und Thennkogel, 1973 *m*, fahrbar fort; der vor uns schimmernde Kamm zieht weiter zum Fulseck, 2029 *m*, empor.

Nach diesem folgte nach einer Abfahrt zum Sattelpunkt 1937 ein ohne Felle, etwas ermüdender Aufstieg zum Kreuzkopf, 2024 *m*, 1½ Stunden.

In der Tiefe lag vor uns das Gasteiner Tal. Auf dem Tauernhauptkamm hing eine mächtige Föhnmauer. Die Berge der Hochalmspitz- und der Hafnergruppe waren ganz nahe. Von den Trabanten des Glockners fiel uns besonders die Hohe Tenn auf, mit ihrer uns zugekehrten mächtigen, von nirgends sonst so wuchtig wirkenden Wand. Die Schiberge der Goldberggruppe erinnerten uns an vergangene Fahrten über tiefverschneite Rauriser Gletscher.

Vom Kreuzkopf zischten wir über den nordöstlich zum Punkt 1850 führenden Kamm hin. Leider war die Pulverschneelage dünn, so daß die Schier oft über Stein knirschten. Dem Gratrücken weiter folgend, kamen wir über die Kronzagl- und Reith-Almen

in schütteres Waldgelände, durch das wir dann über freie Wiesen schließlich gerade hinab das Dorf erreichten. (B.)

Toferer scharte, 2088 m, Throneck, 2214 m, Kreuzkogel, 2235 m

Am anderen Morgen, verstärkt durch die eingetroffenen Freunde, waren wir ein größerer Trupp, der auf Erkundung auszog.

Gegen 7 Uhr marschierten wir auf der Straße nach Hüttschlag taleinwärts. Nach 1½ Stunden erreichten wir den Weiler Osleck, bei dem wir die Straße verließen, um am Toferer hof vorbei, den Ziehweg, der in weiteren 1½ Stunden im Toferergraben durch dichten Hochwald zum Kessel der Tofereralm hinaufführt, berganzusteigen.

Die Sonne beschien schon helleuchtend, aber dezemberschwach, die Flanken des den Talgrund füllenden Throneds, als wir an der Tofereralm erste Rast hielten.

Mit Rückblicken auf das Gebiet von Filzmoos, den Toferergraben hinaus, stiegen wir langsam höher. An der rechtsseitigen Talgrenze führte uns ein tiefverschneiter Steig in den obersten Karboden. Mit einigem Mißvergnügen bemerkten wir, daß die Hänge des Gamskarkogels, 2465 m, und besonders die bei der Abfahrt vom Frauenkogel, 2424 m, zu benützenden Hänge zur Ebenalm, da südseitig, fast aper waren. Dies veranlaßte uns auf die Besteigung des Gamskarkogels, die im Frühjahr bei guten Schneeverhältnissen sehr lohnend sein muß, zu verzichten. Wir wandten uns dafür durch die südliche Karmulde der zwischen Throneck und Kreuzkogel gelegenen Scharte zu.

Während sich meine Freunde anschickten, den Kreuzkogel zu besteigen, querte ich zur Toferer scharte, 2088 m, hinüber, die auch im Sommer einen beliebten Übergang nach Bad Gastein darstellt, um die Abfahrtsmöglichkeiten nach Gastein zu erkunden. Sie sind gut, und die Toferer scharte schließt sich würdig den beiden anderen Übergängen in das Gasteiner Tal, dem über den Kreuzkopf nach Hofgastein und dem über das Arltörl nach Dorfgastein, an.

Ich verfolgte dann den immer schmäler werdenden Grat zum Gipfel des Throneds, 2214 m, auf dessen Gipfel ich lange Rast hielt und meine Freunde beobachtete, die mit und ohne Schier zum Kreuzkogel, 2325 m, stiegen. Gerade unter mir sah ich die mächtigen Hotelkästen von Bad Gastein, für den Winterschlaf wie in weiße Zigarrenkisten verpackt. Drüben erhoben sich im Westen die Schiberge Hofgasteins von der Mauskarspitze bis zum Silberpfennig. Und über allem immer wieder der Tauern ewige Eiswunder.

Bis zum letzten Sonnenstrahl warteten wir alle, dann sausten wir, ich vom Gipfel des Throneds über seine Nordflanken, die anderen von der Scharte hinab in die tiefbeschatteten Karmulden zur Tofereralm, die wir bei einbrechender Dunkelheit erreichten. Der steile Ziehweg als Rückmarsch in der Dunkelheit stand zwar nicht im Programm, veranlaßte auch die Damen zu erheblichen Protesten, — aber was half es? Wir mußten hinab, wie, war Privatsache —, und gegen 7 Uhr saß alles wieder gemütlich in der Wirtsstube in Großarl. (B.)

Filzmoos

Es schneite. Weiße Floden rieselten über das Dorf und alles freute sich. Heute war so ein halber Rasttag und der sollte zum Vorstoß in das schönste Schigebiet von Großarl, in das Filzmoos, Gelegenheit geben.

Östlich von Großarl, mitten im Dorfe beginnend, zieht ein sanft ansteigender Ziehweg, so einer, auf dem, wie der Schiläufer sagt, „man's laufen lassen kann", in das

Mezzotinto Bruckmann

Aus dem Schigebiet St. Johann im Pongau-Großarl:
Frauenkogel, 2424 *m*, und Gamskarlspitze, 2413 *m*, vom Fulseck, 2029 *m*

Elmautal hinein. Der Elmaubach begleitete uns auf unserem Wege und ließ keine Langeweile aufkommen, sei es, daß er uns eine kleine Wassermühle zeigte oder mächtige Eiszapfen, die von seinen, stellenweise zur Schlucht geformten Ufermauern herabhingen. Beim Kasbichlhof geht nordwärts der Weg ab zum Saukarkogel, 2007 *m*, einem Schiberge, der nur bei guten Schneeverhältnissen einen Genuß verspricht. Nach etwa einer Stunde zweigt südlich der Buchbachkargraben ins Buchbachkar ab, in dem die Remsteinkogeljagdhütte steht und ein schönes Schigebiet bewacht, von dem später noch die Rede sein wird.

Nach einer weiteren halben Stunde waren wir „Im Grund". Unser rotmarkierter Weg biegt nun ebenfalls südlich um und steigt an der linksseitigen Talseite hinauf, bis er die Böden der Filzmoosalm erreicht.

Endlich wurden die Hänge flacher und ein großer weißer Kessel öffnet sich vor uns. Das war wirklich ein ideales Gelände! Hänge und Berge, die den östlichen Radstädter Tauern, dem Seekar und dem Gebiet der Gnadenalm in Nichts nachstehen.

Wenn es nur nicht so kalt gewesen wäre! Wir flüchteten in die kleine Schihütte des Schiklubs Großarl, die dieser aber über die Feiertage verpachtet hatte. Diese Pächter waren äußerst unfreundlich und es bedurfte einiger kräftiger bayerischer Worte, um sie zur Bergsteigerart zu bekehren, und wir uns im warmen Raum unterstellen durften, statt im kalten Vorraum rasten zu müssen.

Trotzdem beschlossen wir doch noch, den herrlichen Pulverschnee auszunutzen und stiegen über die schütteren Böden den frischen Spuren nach, die gleich oberhalb der Hütte westlich zu dem zwischen Punkt 2147, einem felsigen Kopf, (den der „T.V.N.-Führer" Teufelswand nennt) und dem Filzmooshörndl befindlichen Sattel emporleiteten.

Droben warf uns der Sturm fast um. Langsam nur drangen wir zum Gipfel des schlanken Filzmooshörndls, 2182 *m*, vor, den wir schleunigst wieder verließen, um in etwa 20 Minuten in idealstem Pulverschnee den einstündigen Aufstiegsweg zu den etwa 1850 *m* hoch liegenden Almen zurückzugleiten.

Während die anderen nun längs des Ziehweges wieder zum Grund hinabfuhren, folgte ich dem Rate Turskys und stieg nordöstlich wieder über eine kurze schmale Steilstufe hinauf zum Hauptkamm zwischen Groß- und Kleinarltal bis zur Höhe zwischen Nebeleck, 2155 *m*, und Turskys Loosbühl, 1943 *m*. Nur erscheint mir hier ein Irrtum Turskys vorzuliegen. Denn Punkt 1943 ist der Hangersattel. Als Loosbühl ist der Punkt 2025 (T. V. N.-Führer) zu bezeichnen. Es dämmerte schon und das Stürmen hatte aufgehört. Ganz ruhig war es in der Natur geworden. Nur vereinzelte Raubvogelschreie wurden hörbar. Und der Schi zischt durch die Einsamkeit beim müheloſen Schwingen auf den welligen Pulverschneefeldern. Ich habe selten eine so schöne Abfahrt gehabt wie diese vom Loosbühl, über den Waldkamm zur Alm im Grund. Der Ziehweg, auf den ich dort wieder gelangte, war glänzend fahrbar und so machte es mir nichts, daß ich erst in Großarl wieder eintraf, als schon die Lichter aus den Häusern schimmerten. (B.)

Loosbühl, 2025 *m*, Nebeleck (Nettelkopf), 2155 *m*

Da meine Freunde heim mußten, hatte ich mich für die Tage bis zum Jahresende mit dem neugewonnenen Wiener Kameraden, Ing. Fr. F. Jaray zu einer Durchquerung des Gebietes um die Filzmoosalm verabredet. Durch den Vorstand des Schivereins Großarl war es mir gelungen, Eintritt zu einer kleinen, neben der Schihütte gelegenen Almhütte zu erhalten. Zu dieser machten wir uns nun auf den Weg.

Es war ein heißer Föhntag, und die vollgepackten Rucksäcke drückten schwer, als wir wieder den Elmaugraben hinaufzogen. Der Neuschnee vom Tage zuvor war zusam-

mengepappt und klebte in dicken Stollen an den Brettern. Als ich nach etwa ¾ Stunden Marsch einmal unwillig mit dem Stock gegen die Schi schlug, um den Schnee abzustreifen, knackte es. Verdammt! Der Stock war durch langjährige Benützung an der Stelle, an der der Teller sitzt, durchgefault, gebrochen. Ich hieß den Freund weiterziehen, warf mein Gepäck hinter den nächsten Stadel, riß die Felle herunter, sprang um und sauste den Ziehweg zurück nach Großarl. Mein Wirt machte erstaunte Augen, als er mich auf einmal wieder in die Gaststube treten sah. Rasch hatte er mir einen passenden Ersatzstock besorgt, der Sattler montierte mir meinen Teller darauf und nach 20 Minuten Aufenthalt befand ich mich wieder im Anstieg.

Ich war heilfroh, als ich in der Mittagshitze endlich die Filzmoosalmen erreichte.

Die Macht des Föhns war bereits gebrochen, kalter Wind stob auf, der Schnee ward Bruchharsch. „Angenehme Abfahrtsaussichten!", murmelte ich, als wir nach kurzer Rast, um den Tag noch zu nützen, die Spur, die mir von meiner Abfahrt am Vortage her bekannt war, gegen den Loosbühl hinaufzogen. Aber der Himmel hatte ein Einsehen. Während wir zwischen den einzelnen Zirben oder den Almen emporstiegen, umzog sich der Horizont. Graue Fahnen segelten daher und bald fielen die ersten Flocken. Nach wenigen Minuten schneite es in dichten Sternen.

Es war ganz still geworden und nur das Rieseln der unaufhörlich vom Himmel sinkenden Schneekristalle tönte leise durch die Landschaft, in der nur einige einsam stehende Lärchen das Bild formten.

Wir erreichten den Sattel zwischen Punkt 2025 und Punkt 2155. Die Namensbezeichnung dieser Punkte ist etwas verwirrt. Tursky bezeichnet den Punkt 2025 überhaupt nicht. Wie bereits früher erwähnt, ist dieser, nicht der Hangersattel 1943 mit Loosbühl zu benennen. Der T. V. N.-Führer heißt den Punkt 2155 „Nettelkopf". Demgegenüber möchte ich für ihn lieber die Bezeichnung, die sich bereits eingebürgert hat, nämlich Nebeleck beibehalten.

Während der Loosbühl ein echter Schiberg ist, setzt das Nebeleck mit steilem verblasenen Hang an, so daß wir die Schi abschnallten und den Gipfel bei immer stärker sich entwickelndem Schneesturm zu Fuß hinaufspuren mußten.

Vom Sattel aber winkte uns dann wieder eine schöne Abfahrt zur Hütte. (B.)

Glingspitze, 2431 *m*

Es schneite noch die ganze Nacht hindurch. In unserem Hüttchen hatten wir es uns so bequem gemacht, daß es uns fast leid tat, es zu verlassen.

Als der Freund gegen 3 Uhr aufstand, um noch einmal Feuer zu machen, schneite es noch immer. Als ich um 5 Uhr 30 Min. aus dem Fenster schaute, war es ganz klar. Aber die Sterne funkelten so grell, so unwahrscheinlich schön, daß mir nichts Gutes schwante. Über dem Draugstein ging der Morgenstern auf. Er leuchtete wie eine Fackel über dem düsteren Felsgebäude des Berges, eigenartig, wie ich es noch nie gesehen. Es war eine Märchennacht.

Noch im Morgengrauen verließen wir die Hütte. Leise glitt der Schi durch den flockigen Neuschnee. In der Schihütte waren sie grade erwacht, als wir vorbeigingen. Wir strebten dem Filzmoossattel, 2096 *m*, zwischen Filzmooshörndl und Draugstein zu, einem breiten, fast ebenen Kammstück, das wir in etwa einer Stunde über die oberen Karböden erreichten.

In der Scharte empfing uns ein wütender Südsturm, der uns nun den ganzen Tag nicht mehr verließ. Er fauchte über die Kämme und blies den Neuschnee der Nacht davon, so daß aus weißen Bergen auf einmal schwarzgebänderte Grate wurden.

Jetzt hieß es den besten und schnellsten Übergang ins Tappenkar zu finden. Wir

führen hart unter den Felsen des Draugsteins südlich ab, ließen die Draugsteinalmen unter uns liegen und querten in das rasch sich verbreiternde Hochtal hinein, das sich zwischen Draugstein und Malerkopf einerseits und dem Gittenstein andrerseits erstreckt. Im oberen Teile dieses Hochtales bogen wir in das südliche Seitenkar ein, das sich zwischen Kardeiskopf, 2202 *m*, und dem Gittenstein, 2217 *m*, ausdehnt, denn der Weg über das zwischen Malerkopf und Kardeiskopf gelegene Draugsteintörl, der gerade zum Tappenkarsee hinabführt, wäre für uns nur ein Umweg gewesen.

Rasch erreichten wir das Törl, das der T. V. N.-Führer Ameiskarsattel, 2150 *m*, nennt. Vor uns lag das Tappenkar. Es glich einer Polareinöde und sein Anblick war erschreckend in seiner unendlich scheinenden Ausdehnung. Der Sturm fegte über die Böden. Ein weißgrauer Brodem lag über den Bergen. Hier und dort schoß ein Sonnenstrahl durch das Grau. Wilde Wolken brodelten um den Gipfel der Glingspitze, die unendlich fern erschien, als letzter Haltepunkt am Ende des Kars[1]).

Alles, was ich über dieses größte Kar des Landes Salzburg gelesen, fiel mir wieder ein. Woher der Name kommt, haben schon manche Forscher zu ergründen versucht. Wallmann hat in der Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins 1872[2]) einige Erklärungen gegeben. Im Sommer müsse man im Kar, dessen Erdschollen terrassenförmig die Hänge bedeckten, „tappend" wie von Stufe zu Stufe steigen. Auch sei es möglich, daß der Name von „Tapp", einer aus Weidenholz geflochtenen Mulde stamme. Besondere Vermutungen knüpfen sich an die andere Schreibart des Kares „Dappenkar". Eine völlig sichere Erklärung hat sich bisher nicht ergeben.

Tief unten lag die langgestreckte Fläche des fischreichen und sagenberühmten Tappenkarsees nun vor mir[3]).

An seinem Ufer will die Sektion Meißner Hochland, auf Anregung und Mithilfe der heimischen Sektion Pongau eine Hütte bauen. Bisher ist der Plan immer an der schlechten Zugangsmöglichkeit gescheitert. Auch jetzt wäre im Winter ein lawinensicherer Zugang nur von Hüttschlag über Kardeis möglich.

Ein jäher Windstoß weckte mich nach kurzer Rast aus meinen Betrachtungen. Auf! Das Ziel ist noch weit. Die von hier leicht erreichbaren Berge wie Kardeiskogl, Gittenstein usw. kamen bei diesem Wetter nicht in Frage. Wir vermummten uns wie Grönlandforscher, denn auf der Hochfläche fuhr uns der Südsturm wild ins Gesicht.

Wir hasteten den oberen Karböden zu. Mein Freund trat ein Schneebrett los, das sich donnernd löste und mir zu einem kleinen Rutsch verhalf. Vorwärts! Wir eilten weiter. Der Sturm läßt uns aber manchmal nur schrittweise von der Stelle kommen. Trotzdem näherten wir uns auf einer Art Terrasse unter dem Kardeistörl entlang, an dem wir Spuren bemerken, vorbei am Haselloch, allmählich dem Übergang ins Zederhaustal.

Da lösten sich, wie aus den Wolken gefallen, oben von den Gipfelhängen der Glingspitze einige Gestalten los, und glitten wie Geister aus einer anderen Welt auf uns zu. Bald erkannten wir, daß es wirklich Schiläufer waren, die vom Kardeis über das Kardeistörl herübergekommen, wieder dorthin zurück wollten. Über unseren Plan, zum Jägersee abzufahren, schüttelten sie den Kopf. Kameradschaftliche Grüße, dann einige rasch verhallende Juchzer, und sie waren vorbei und verschwanden um eine Bodenwelle herum.

---

[1]) S. auch Franz F. Jaray: Die Glingspitze, die Königin des Tappenkars. Bergkamerad, VIII. Jahrg., Nr. 12, S. 90.

[2]) H. Wallmann: Von Lungau über das Tappenkar nach Pongau. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1872, S. 49 ff.

[3]) S. auch Ulrich Khuner, Frühlingsfahrten in den Radstädter Tauern, D.A.Z., XXVI. Jahrg., Heft 6, S. 167 ff.

Der Gipfel war nicht mehr weit. Schöne Hänge führten uns gegen ihn hinauf. Zur Belohnung für unsere Ausdauer legte sich der Sturm und der Berg ward frei. Gegen 1 Uhr 15 Min. drückten wir uns die Hände bei der Gipfelstange des weit vorgeschobenen Hauptes der Glingspitze, 2431 *m*, oder Klingspitze, wie die ältere und vom T.V.N.-Führer wieder aufgenommene Benennung lautet.

Es war ein harter sechsstündiger Kampf gewesen, aber der Sieg um so schöner. Gerade unter uns lag das Zederhaustal. Der Grat setzte sich zum Nebelkarsed fort, hinter dem der breite Übergang des Murtörls erschien, an den sich unmittelbar die Felsriesen der Hafnergruppe anschließen. Über dem Ankogel und der Hochalmspitze stand eine neue schneeverheißende Wolkenwand. Vor uns aber, ein unvergeßlicher Anblick, das weite Kar mit dem Auslauf auf den See. „Eine der ersten Aussichtswarten des Salzburger Gebirges", nannte Purtscheller unseren Berg. Er hat wieder einmal das rechte Wort gefunden.

Der obere Teil der Abfahrt war gut, weniger schön nachher die etwas verblasenen Hänge auf der östlichen Talseite zum See hinab. Bachgänge, die noch nicht ganz verschneit waren, sperrten den Weg, aber man fand immer wieder durch, bis man endlich auf die glatte Fläche des Sees hinabfahren konnte.

Die Stimmung des Spätnachmittags machte die Fahrt zu einem seltenen Erlebnis. Ganz unwirklich, im fahlen, nordlichtartigen Schein, stand über den weiten Böden des Kars die Glingspitze als ein spitzes Horn, schon wieder weit, weit entfernt, und wir konnten es kaum glauben, daß wir vor einer knappen Stunde auf ihrem Gipfel geweilt.

Es war Zeit, den Rückweg zu überlegen, da wir nicht auf der Tappenkaralm nächtigen wollten. Der Entschluß stand fest, ohne daß einer dem anderen es zu sagen wagte: hinab zum Jägersee!

Wir überquerten den See zu dem eingesprengten Saumpfad an seinem Ende. Hier schließt ein Riegel das Tappenkar gegen das Kleinarltal ab. Ich erinnerte mich, daß Ulrich Khuner, wenn auch mühsam, hier heruntergestiegen war.

Langsam, gespannt auf die Fortsetzung, schauten wir um die Ecke und entdeckten alte, verwehte Spuren. Wo eine Spur, ist auch ein Weg!

Die Spuren wiesen nach rechts in die steilen Hänge hinein, über denen die Felsbastionen des Faulkogels stehen, tiefverschneit, in grimmige Eisflanken gehüllt. Links, wo im Sommer ein Wasserfall die wenigen Wanderer erfreut, fällt eine steile Mauer über 400 *m* tief ins Tal hinab.

Nach einigem Suchen entdeckten wir den Weg, der sich auf der rechten Hangseite, viele Lawinenrinnen querend, hinabzieht. Die Schlucht, durch die man mit Steigeisen, vielleicht gleich bis in die Tiefe absteigen kann, hatten wir vorerst zu queren. Die Schier geschultert, spurte ich hinüber. Auf einmal spürte ich, wie ich den Boden unter den Füßen verlor. Ich glitt und alles, was um mich war, glitt auch. Die Schier ließ ich fallen, sah noch, wie sie in die Tiefe sausten. Die Stöcke wurden mir aus den Händen gerissen. Wie ich es gelernt hatte, begann ich, um oben zu bleiben, in der Lawine zu schwimmen, riß die mit Schneestaub gefüllten Augen auf und sah, daß mich der Schneestrom einem Blockfeld in der breiten Schlucht zutrug. Lange darf das nicht mehr so weitergehen, denke ich in Bruchteilen einer Sekunde. Da sehe ich einen großen Block vor mir, steuere mit aller Kraft auf ihn zu, umfasse ihn und halte mich an ihm fest. Der Strom fährt rechts und links neben mir in die Tiefe. Noch ein Ruck, die Lawine steht. Ich krieche aus den Schneemassen heraus.

Mein erster Ruf gilt dem Kameraden. Gottlob, er war gleich, als er merkte, was geschah, zurückgesprungen und hatte, nur kurz mitfahrend, mich beobachten können.

Wo sind meine Schier, wo die Stöcke? Sie sind nicht da. Herrgott, denke ich, das wäre dumm, jetzt womöglich zu Fuß heimlaufen zu müssen! Also vorsichtig in der Schlucht abgestiegen und auf die Suche gegangen.

Aus dem Schigebiet von St. Johann-Großarl: Blick vom Benkkogel, 2004 *m*, nach Westen: vordere Kette: Saukarkogel, 2043 *m*, hintere Kette: Frauenkogel, 2434 *m*, Gamskarlspitze, 2413 *m*, Großarler Spaziergang (im Hintergrund: Sonnblick, Großglockner, Wiesbachhorn)

Blick vom Loosbühl gegen Filzmooshörndl, 2182 *m*

Aus dem Schigebiet St. Johann-Großarl: Filzmooshörndl, 2182 *m*, und Spielkogel, 2198 *m*, vom Jagdhaus im Buchbachkar

Und ich hatte wirklich Glück. Nach einigem vergeblichen Hin und Her, als ich das Suchen schon fast aufgeben wollte, entdecke ich die Schier an einem Felsblock, an dem sie sich ebenso wie die Stöcke verfangen hatten. Ich wollte es kaum glauben, daß alles unversehrt war!

Ich griff an mir herum, auch da war alles in Ordnung, nur Schneestaub hatte ich fast in allen Poren.

Einige nicht ganz aufrichtig klingende Witze trösteten über die Lage, die leicht ganz anders sich hätte gestalten können. Dann traten wir, sehr vorsichtig geworden, zunächst noch einige Zeit in der Schlucht absteigend und erst als der Waldgürtel dichter wurde, zum Wege hinüberquerend, den Weiterweg an.

In endlosen Steilkehren, bei denen man manchmal auch noch sehr aufpassen mußte, gelangten wir tiefer. Es mag sein, daß man im Frühjahr diese Steilhänge, noch weiter nach rechts querend, gleich Khuner sogar herabfahren kann. Wir mochten es bei diesen Verhältnissen nicht probieren.

Unten legten wir dann die Schier an und zogen auf gutem Jagdsteig talauswärts.

Fast eine Stunde hatte uns der Abstieg gekostet. Es wurde dunkel. Aber das störte uns wenig, waren wir doch über das Ärgste hinaus. Wie wir uns umschauten, sahen wir nur eine hohe Wand hinter uns und wollten es nicht glauben, daß wir dort heruntergekommen waren. Bei Lawinenwetter muß es ein Teufelsloch sein! Nach ¾ Stunden erreichten wir den kleinen Jägersee mit dem gräflich Nesselrodeschen schönen Jagdhaus, das auch bescheiden bewirtschaftet ist.

Der Jäger mag sich über die seltenen Gäste gewundert haben. Wir hieben, als wenn wir tagelang nichts mehr gegessen hätten, in die Wurstpfannkuchen ein und gingen bald, während es draußen schon wieder in dichtem Gestöber schneite, nach diesem ereignisreichen Tage zur Ruhe. (B.)

Jägersee — Roßfeldkopf, 2025 *m* — Loosbühl — Filzmoosalm

Das Jagdhaus erschien mir wie ein verwunschenes Schloß in einem Wintermärchen. Die ganze Nacht hindurch war der Schnee in feinem Gerieſel vom Himmel gefallen und hatte die Landschaft, die der Sturm am Vortage schon fast schwarz und kahl geblasen, neuerlich in weißen Pelz gekleidet.

Uns war es fast zuviel des Guten. Wollten wir doch über den Kamm, der das Großarltal vom Kleinarltal trennt, wieder zu unserer Hütte im Filzmoos hinüber. Das konnte eine mühsame Angelegenheit werden! — Nur gut, daß durch die grauen Wolken die Sonne ermutigend blinzelte.

Wir verließen das Jagdhaus und überschritten etwa 10 Minuten talauswärts den Kleinarlbach auf einer Holzbrücke.

Nun gab es zwei Wege: einen über die Wiebenhütte zum Loosbühl hinauf; den anderen über die Trinkerhütte und den über ihr liegenden Kamm zum Roßfeldeck, 2166 *m*.

Wir wählten den letzteren. Ein steiler, ausgefahrener Holzziehweg brachte uns rasch höher. Kurz bevor er sein Ende nahm, begegneten wir Holzknechten, die ihr mühseliges Tagwerk verrichteten, das trotz großer Erfahrung, mit der die Leute zu Werke gehen, nicht ungefährlich ist, wie so manches Marterl beweist.

Der Ziehweg endete bei einem großen Holzlager. Während über uns der Himmel schon blaue Flecke zeigte, erschwerte uns Nebel im Wald das Wegsuchen.

Dann ging es, abwechselnd bis fast an die Knie im Neuschnee spurend, langsam aber sicher höher. Einander ablösend, verging die Zeit nur zu rasch bei dieser mühseligen Arbeit.

An der Trinkerhütte, einer größeren Alm, waren wir längst vorbei und stiegen nun den Kamm gegen das Roßfeldeck hinauf. Da uns der Kamm felsig erschien, querten wir nach links hinüber in die große Mulde unter Punkt 2025, in der wir eine Almsiedelung, den Unterhof, stehen sahen. Hier rasteten wir, kochten uns Tee und überlegten den Weiterweg.

Die Hänge zum Punkt 2025 erscheinen zwar steil, wenig bewachsen und im oberen Teile lawinengefährlich, aber wir probierten es einmal. Und es ging. Nur ganz am Schluß begann der Hang verdächtig zu knurren, so daß ich schnell meine Schier auszog und in gerader Linie emporstieg.

Zwischen Punkt 1987 und Punkt 2025 erreichen wir die Kammhöhe. Rasch fahren wir noch weiter vor zum Punkt 2025, den ich Roßfeldkopf nennen möchte. (Der T. V. N.-Führer nennt ihn Maderkopf.) Mit einigem Schrecken ziehen wir die Uhr. Durch die zeitraubende Spurarbeit ist es glücklich Spätnachmittag und für das Roßfeldeck, das noch eine gute Stunde entfernt, zu spät geworden. Wir müssen ja noch über den ganzen Kamm zu unserer Alm zurück!

Wir kehrten um und fuhren über den Loosbühl „heimwärts".

Wie ich den letzten Steilhang zu unserem Quartier herabfuhr, fiel mir auf, daß zu „unserer" Alm zahlreiche neue Spuren hinführten. Das beflügelt natürlich unsere Schritte. Als wir die Hütte öffneten, zeigte es sich, daß inzwischen noch drei Gäste da waren.

Unsere Gastgeber, die uns einen Tag von der Hütte fern wußten, hatten ihnen den Aufenthalt gestattet.

So richteten wir uns freundnachbarlich in der Hütte, die ja noch ein zweites Zimmer hatte, ein. Wir traten den Neuangekommenen noch eine Matratze von unseren zweien ab und bald flackerten in beiden Räumen die Öfen.

Heute gab es bei uns ein frugales Mahl: Rest-Essen! Denn am anderen Morgen mußten wir zu Tal.

Schwer schieden wir von diesem liebgewonnenen Heim.

Aber wie alles Schöne auf Erden hat nun leider auch der Urlaub einmal sein Ende!

(B.)

Filzmooshörndl, 2182 *m* — Spielkogel, 2198 *m* — Remsteinkogel, 1999 *m*, 1945 *m*

„Der letzte Hieb, der letzte Stich,
Sie schmecken ach so bitterlich."

So heißt es in dem alten Studentenliede. Auch uns war gar nicht froh zumute, als wir uns ans Packen machten.

Die Hütte ward in Ordnung gebracht und während unsere Nachbarn noch schliefen, verließen wir betrübt unser gastliches Obdach.

Wieder brach ein leuchtender Morgen an. Während wir gegen den Sattel zwischen Teufelswand und Filsmooshörndl anstiegen, färbte sich der Himmel glutrot, ein Zeichen, daß die Schönwetterlage immer noch nicht wiederhergestellt sei. Bis tief ins Purpur gingen die Töne, in denen der Kamm zum Kitzstein hinüber lohte. Dann verblaßte er. Dafür leuchteten Dachstein und Gosaukamm in grellem Dolomitenrot auf.

Das Filzmooshörndl, 2182 *m*, war bald erreicht. Heute krönte es ein feiner Wächtenkamm, den zu beschreiten uns großes Vergnügen bereitete. Der Blick in das tief unter uns liegende Buchbachkar ließ schon die schöne Abfahrt ahnen.

Unter den Gipfelfelsen querten wir durch und fuhren den gut verschneiten Kamm hinab zum Stangersattel, 2084 *m*.

Es war noch früh am Tage, knappe 1½ Stunden seit unserem Aufbruch. Also konn-

ten wir es uns nicht versagen, noch den Spielkogel mitzunehmen, wenngleich wir ihn zu Fuß ersteigen mußten.

Nach einer weiteren halben Stunde Steigens über verblasenen Schnee und Geröll standen wir auf dem Gipfel des Spielkogels, 2198 *m*. Der Aufstieg wurde belohnt, denn noch einmal hatten wir einen Einblick in die Berge von Kardeis, auch zum Hundseck, 2085 *m*, dem letzten Schiberg dieses Kammes, der direkt über Hüttschlag sich erhebt. Noch ein Winken zu den Tauernketten, dann ging es hinab und vom Stangersattel in sausender Fahrt hinein in das Buchbachkar.

Wir bremsten ab und hielten uns auf der westlichen Karseite, langsam ansteigend, bis wir in den Sattelpunkt 1920 zwischen Steinkarkogel und Remsteinkogel queren konnten.

Was nun folgte, zählt wohl zu den reizvollsten Fahrten des Gebietes. Auf schmalem Kamm ging es mit schönster Sicht durch die Bäume auf dem Grat hinüber zum Gasteiner Grenzkamm, empor zum Remsteinkogel-Hauptgipfel, 1999 *m*.

Auf der Schneide folgt man dann, leicht abfahrend, dem Kammverlauf, bis man vor der kleinen Kuppe des Remsteinkogel-Vorgipfels steht, 1945 *m*, dessen Gipfel eine kleine Jagdhütte trägt.

Bis zum Waldgürtel hatten wir nun eine hindernislose Abfahrt über die breite Gratabdachung. Dann wurde die Fahrt etwas schwierig. Aber wir fanden durch den Waldgürtel gut hindurch und landeten schließlich auf den Wiesen, die kurz vor dem Orte in das Elmautal hinab ziehen. Die eigentliche, bessere Abfahrt wäre wohl etwas weiter westlich zu suchen, über die Grafenalm gerade hinab nach Großarl. Noch einmal der Elmauziehweg, ein kurzes Stück. Dann war's vorbei.

Bis zum nächsten Mal... (B.)

Erste Schi-Ersteigung des Keeskogels, 2885 *m*

Anfangs März 1927 erstieg ich die Glingspitze. An diesem klaren Tag sah ich zum erstenmal die winterliche Ankogelgruppe von Norden. Ganz besonders fiel mir da ein hoher Schneegipfel auf, der wie eine riesige Pyramide der Ankogelgruppe im Norden vorgelagert erschien. Der Fuß des Berges war von meinem Standpunkt aus nicht zu sehen, mindestens Dreiviertel der Bergflanke aber zeigte sich als herrlich weiter, baumlos weißer Schneemantel. Es war der Keeskogel. Ich hatte da oben auf der Glingspitze nicht viel Zeit, aber meine Augen konnten doch die beste Aufstiegs- und Abfahrtsrichtung an diesem wundervollen Schneeberg festlegen. Als ich den damals gefaßten Entschluß seiner Besteigung wahr machte, war ich sehr froh, daß ich den Berg so aufmerksam beschaut hatte.

Im Herbst 1929 hatte ich Gelegenheit, mir den fraglichen unteren Teil des Keeskogels auch vom Kardeisgraben aus anzusehen. Damals fragte ich in Hüttschlag, dem kleinen, einsamen Bergdörfchen im Hintergrund des Großarltales, herum, ob ihn schon jemand mit Schiern bestiegen habe. Niemand von den Einheimischen hatte daran gedacht, daß der Keeskogel im Winter ersteigbar sei. Vielleicht doch einer? Denn der sonst sehr liebenswürdige Verwalter der dortigen Esterhazischen Jagd, ein echter Forstmann mit riesigem Vollbart, erklärte mir sehr energisch, daß noch niemals jemand den Keeskogel im Winter erstiegen habe, daß er auch — wegen enormer Schwierigkeiten des Geländes — ganz unmöglich erstiegen werden könne, und, daß es übrigens verboten sei. Er drohte bei einem Ersteigungsversuche Verhaftung an.

Nun war ich mit allen, den alpinen und den anderen Schwierigkeiten, genügend vertraut, um die Tur angehen zu können. Ich bin ebenso, wie der Jäger der Ansicht, daß Rohlinge, wie man sie auf allen vielbefahrenen Schibergen trifft, nicht hierherkommen sollten. Das Hochwild steht im Winter in gewissen „Einständen", warmen geschützten

Stellen, wo es ihm möglich ist, den harten Winter zu überdauern. Wenn nun gedanken- und rücksichtslose Touristen das Wild von dort verjagen, ist es sehr häufig verloren. Eine Gemse wird, wenn sie nicht von panischem Schrecken ergriffen ist, wohl niemals in Lawinengefahr kommen. Sie kennt genau die Plätze, an denen sie und seit urdenklichen Zeiten ihre Ahnen sicher stehen konnten. Wenn sie aber von dort vertrieben wird, kommt sie in Gefahr.

Der Schiläufer muß daher, besonders in wildreichen Gebieten, auf das Wild im weitgehendsten Maße Rücksicht nehmen, sich ruhig verhalten, darf Tiere nicht aufscheuchen und verjagen. Wenn er sich diesen Geboten der Vernunft und des alpinen Anstands fügt, dann wird er weder mit dem Jagdherrn noch seinen Forstleitern in Zwist kommen und das für Schiläufer wie Bergsteiger äußerst wichtige gute Einvernehmen mit den Jägern fördern.

Die Verbotsfälle für einzelne Gebiete sind ja auch in den letzten Jahren immer seltener geworden.

Hier aber paßte der Jäger tatsächlich auf und so mußten wir vorsichtig zu Werke gehen, obwohl wir wußten, daß das angebliche „Verbot" weder eine tatsächliche noch eine rechtliche Grundlage hatte.

So ganz von ungefähr kamen wir also am Ostermontag 1930 abends im einzigen Gasthause von Hüttschlag an. Einst war hier mehr Leben als jetzt. Noch ragen da und dort die Ruinen alter Erzaufbereitungsstätten, verfallener Knappenhäuser und anderer Baulichkeiten aus der großen reichen Zeit der Arltäler. Der Stamm „ar" (ar = Erz) im Namen der Arltäler weist darauf hin, wie uralt der Erzbau hier war. Unser morgiges Reiseziel gaben wir nicht bekannt. Da wir — Hüttschlag liegt 1020 *m*, Keeskogel 2885 *m* hoch — eine ziemliche Höhe und eine größere Entfernung in unbekanntem Gelände zurückzulegen hatten, so legten wir uns bald nieder.

Der Morgen war sehr schön und wolkenlos. Eine etwas kältere Färbung der Gipfel ringsum wäre mir zwar lieber gewesen, aber das Wetter konnte halten. Es ist in Zweifelsfällen immer angezeigt, Einheimische über den Weg in die Almregion zu fragen, denn diesen kennen sie meistens, wenn sie auch den Weg zum Gipfel nicht wissen. Ich habe auch sicher gut daran getan, zu fragen.

Unter dem alten Bergkirchlein zieht der Almweg, der in den „Hubtalgraben" führt, sanft steigend entlang. Etwa ¾ Stunden nachdem wir den Ort verlassen hatten, überschritten wir auf schmalem Steg den Hubbach. Wir hatten den Almweg verlassen und stiegen nun, ein Jagdsteiglein verfolgend, durch morgendüstren Hochwald, schweigend, nachdenklich, wie es uns wohl heute im unbekannten Schneeland gehen würde. Kurz ober uns, im steilen Wald, ziehen ein paar unwahrscheinlich große braune Schatten — ganz in Farbe und Bewegung mit der Umwelt verwachsen — Hirsche. Bald ist die Schneegrenze erreicht. Zuerst ging es noch eine Weile zu Fuß über den harten Firn, dann aber, als wir einbrachen, schnallten wir an. Auf der Wanderung durch den Wald (¾ Stunden) waren wir wieder aus dem Hubtalgraben ins Haupttal herausgequert, hatten gut an Höhe gewonnen und erreichten zuletzt über Waldblößen die Jagdhütte bei der Roßwandalm (1 Stunde). Hier wäre wohl ein nicht Ortskundiger versucht, die freien Hänge ober der Jagdhütte weiter hinauf zu verfolgen, hoffend, daß dort der günstigste Schiweg sei. Ich hatte aber durch die Erzählung der Einheimischen und durch den Blick von der Glingspitze aus den einzig möglichen Zugang so inne, daß wir sogleich das Almfeld querend, den steilen Wald südlich der Jagdhütte angehen konnten. Trotz dem tiefen Schnee konnte der aufmerksame Vorspurer doch immer die Trasse einhalten, der auch der Sommerweg zur Neureitalm folgt. In einer Stunde hatten wir sie erreicht. Nun lag das riesige, nur von ganz wenigen Wetterbäumen belebte weiße Schneeland vor und über uns, von dem ich seit meiner Tur auf die Glingspitze 1927 immer meinen Kameraden erzählt hatte. Sanft wellt sich Mugel über Mugel hinauf,

Aus dem Schigebiet St. Johann im Pongau-Großarl: Blick vom Frauenkogel, 2434 *m*, gegen Throneck, 2214 *m*, und Kreuzkogel, 2325 *m*, und den Ankogel, 3262 *m*, im Hintergrunde

Aus dem Schigebiet von St. Johann-Großarl: Blick von der Glingspitze, 2431 *m*, gegen Murtörl, 2263 *m*, und Kalkwandspitze, 2821 *m*

immer höher, bis weit hinten ein steilerer Aufschwung den höchsten Punkt unserer heutigen Tur, den Gipfel des Keeskogels, 2885 *m*, zeigt. So glatt, wie es von gegenüber betrachtet und auch noch von der Neureitalm aussah, ging es aber doch nicht.

Von der Neureitalm zogen wir unsere Spuren über schwach gebuckelte Flächen auf die große Senke einer südöstlich liegenden Scharte zu. Es zieht da ein Rücken von rechts herunter. Das ganze Bild der Gegend ließe hier, auch auf der anderen Seite, keinen Steilhang vermuten. Nach Norden, uns zugekehrt, zog ein flacher Rücken herab, nach Süden fiel ein schrofiges Wandl im steilen Abbruch vielleicht 50 *m* tief ab. An einer Stelle war es etwas weniger steil, mitten im Schrofenwandl bemerkte ich einzelne freistehende Lärchen und ich hatte das Gefühl: da geht's. Ich fuhr nun das kurze Steilstück auf die Bäume zu und sah schon, daß hier ein ganz schmaler, mit Drahtseil und Stiften versicherter Jagdsteig das Wandl nach rechts quert. — Es lebe der Jagdherr! Für mich, aber nicht für alle drei anderen Teilnehmer an der Fahrt, war es nun recht einfach, die Schi geschultert, zur Schneefläche hinunterzukommen.

Stunden verrannen, immer neue Spitzkehren legten wir, mein junger Freund Schebor und ich, spurend in den Schnee. Noch einmal kommt eine kurze Steilabfahrt auf der Hinterseite eines Riedls ähnlich dem ersten Querrücken. Ich hatte schon befürchtet, daß sich die ganze Prozedur wiederholen würde. Ich fand aber sofort die schwache Stelle dieses Hindernisses und in prachtvoller Steilfahrt verlor ich etwa hundert Meter der im weichen Schnee, wie man ruhig sagen kann, sauer erworbenen Höhe. Es war Mittag geworden. Die liebe Ostersonne legte sich lästig in die Mulde, in die wir heruntergekommen waren. Wir waren etwa 2300 *m* hoch, trotzdem war auf den steileren Südhängen der Schnee bis tief auf den Grund faul. Wird dieser Steilhang, der sich weiter hinunter in Lawinengräben auflöst, am Nachmittag, wenn wir zurückwollen, noch sicher sein?

Die Verantwortung für die Sicherheit meiner lieben jungen Teilnehmer an der Tur ließ mich das ganze Gelände aufmerksam betrachten. Vor uns, südlich, schwingt sich, von hier aus gesehen, in drei großen Wellen, dann aber in einem großartigen Schild, das etwa 500 *m* hohe Gipfelkees des Keeskogels auf. Rechts, westlich von hier, ziehen die Steilhänge von seinem Nordkamm herunter. Hier am Kees entspringt die Großarler Ache. Jetzt liegt natürlich alles unter der tiefen Schneedecke. Nach Osten zu senkt sich das Gelände zuerst mäßig, dann steiler, dem Tale zu. Zum Teil ist dort jetzt schon Schatten. Leider kann man von hier aus nicht sehen, wie es unten weiter ausläuft. Ich merkte mir aber alles gut für den Fall, daß sich bei der Rückkehr unser bisheriger Anstieg, vor allem der eben in der Abfahrt gemachte Steilhang, lawinengefährlich zeigen sollte. Auf den großen Trümmern einer alten Lawine rasten wir nach fast fünfstündigem Aufstieg eine halbe Stunde und naschen Süßigkeiten. Für Fleischnahrung waren wir alle bei der Hitze nicht zu haben.

Der Weg lag nun klar vor uns. Frisch zogen wir nach der Rast los. Wir hielten uns immer auf der orographisch linken Keesseite, also dort, wo die Steilhänge des Nordkammes auf das Kees treffen. Da waren kleine, moränenartige, verschneite Rükken, die mir auch im tiefen Pulverschnee der Nordostseite — das ganze Kees ist dorthin gerichtet — ganz sicher erschienen. Den obersten Steilhang nahmen wir auch orographisch links. Von dort aus querten wir unter den Gipfelfelsen nach Osten auf ein mäßig geneigtes Feld und kamen gleich darauf in das oberste Schartl des Ostgrates. Noch die kleine Gipfelwächte hinauf, und ich stand am höchsten Punkt. Rundum brauten Wolken, die sich seit der Mittagsstunde infolge der Hitze gebildet hatten. Dann und wann riß ein Windstoß die graue Masse entzwei, dann glänzten Sonnenflecken auf den kühngeschwungenen Rippen und Hörnern gegenüber im Süden. Ganz nahe zeigte sich uns auf so mystische Art die Elendspitze, der Ankogel und die Hochalmspitze. Gerade sie, die so ungefährlich mit ihrem weiten Firnmantel hingebreitet erscheint, hat ver-

gangenen Herbst zwei liebe alte Salzburger Schifreunde auf Nimmerwiedersehn eingeschluckt.

Doch träume nicht, du lebst! Nur Taten machen das Dasein lebenswert. Hier stehst du, ein Mann, der Bergsteigen nicht lassen kann, weil es ganz leben heißt.

Die Zeit drängte. Wir wußten ja nicht, wie lange wir zur Abfahrt brauchen würden. Schnell waren wir bei unseren Brettln am Schneefeld. Die Felle hatten wir schon vorhin abgerissen. Angeschnallt! Und in sausender Fahrt — alle bis auf einen, sind Fahrer über dem Durchschnitt — staubten wir die Hänge hinunter. Die Sonne war seit einer Stunde schon hinter den Hitzwolken verschwunden. Es hatte auch schon leicht angezogen. Was uns beim Aufstieg kitzlich schien, die erste Gegensteigung, wurde, zwar noch immer in etwas sulzigem Schnee, aber doch glatt genommen. Jetzt folgten wieder herrliche Schußfahrten. Wenn wir wieder einmal tränenden Augs stehen blieben, um auf unseren Nachzügler zu warten, dann war es gar nicht zu fassen, daß die im Aufstieg scheinbar unendlichen Schneeflächen so rasch unter unsern Schiern weggleiten konnten.

Schatten lag auch schon auf der zweiten Gegensteigung, dem Schrofenwandl. Von obenher konnten uns große Schneedrehlinge, wie sie herunten liegen, nicht mehr gefährden. Etwas zäh ging's schon den Hang hinauf; Gegensteigungen nach langer Fahrt gehören nicht zu den Hochgenüssen des Lebens. Bei der Neureitalm stießen wir auf das erste Wasser. Tief, zwischen drei Meter hohen Schneeschachtseiten tönt unsrem Ohr als lieblichste Musik das Murmeln der Quelle. Wir schnallten ab, kraxelten zum Wasser hinab, rasteten und aßen. Wenn wir aber nicht allzuargen Bruchharscht haben wollten, mußten wir schleunigst weiter. Den steilen Wald ober der Roßwandalm fuhren wir aber doch schon im Bruchharscht in Quersprüngen hinab. Erst am Steg, der den Hubbach überbrückt, schnallten wir ab.

Als wir in Hüttschlag ankamen, wartete schon das Postauto, das uns zu den Fleischtöpfen und guten Hotelbetten St. Johanns brachte[1]).

Die Schifahrt auf den Keeskogel ist die längste, aber schönste, die ich im großen Schigebiet von St. Johann im Pongau und Großarl gemacht habe. Ich kann sie aber nur wirklich guten Fahrern anraten. Bei nicht ganz lawinensicherem Wetter halte ich die Tur für äußerst gefährlich. Es muß dies gesagt werden, denn wenn einmal auf der anderen Seite des Keeskogels, vom Gasteiner Tale aus zugänglich, die geplante Alpenvereinshütte stehen wird, dann werden auch Bergsteiger häufiger die schöne Abfahrt nach Großarl machen wollen. Bei sicheren Verhältnissen ist diese Tur eine der großartigsten Abfahrten in den Tauern.

Glingspitze und Keeskogel sind die beiden Eckpfeiler des St. Johann-Großarler Schigebietes. Und zwischen beiden erstreckt sich nach Norden zu das Reich der Gipfel, die wir in bunter Reihenfolge an dem Leser vorüberziehen ließen.

Wer unseren Wegen folgen mag, wird nicht enttäuscht sein. (A.)

[1]) Meine Kameraden an der ersten Schibesteigung des Keeskogels waren die ausgezeichneten Salzburger Schifahrer Frl. Herta Fackler und Rudl Schebar sowie Herr Dr. Hans Kiener.

Aus den Sextener Dolomiten

Von Ing. Otto Langl, Wien

Der Zsigmondygrat, 2992 *m*. Über ein klägliches Biwak vor der geschlossenen Poperahütte triumphierte der Morgen des 19. Juli 1926. Übernächtig, in feuchten Joppen steckend, in scharfer Morgenluft fröstelnd, starrten wir, Dr. M. Behr und ich, die Cima Bagni an. Ihr Anblick brachte unsere stadtgeborenen Angriffspläne ins Wanken. Mit solchen Nerven angetreten, wäre uns eine Abfuhr sicher gewesen. So entschlossen wir uns, irgendeinen Übergang ins Fischleintal durchzuführen. Und sieh' da, mit zunehmender Respektsdistanz von der Stärkeren wuchs unsere Tatkraft, als wir gemächlich ansteigend der Sentinellascharte zustrebten.

Urplötzlich schlugen wir einen scharfen Haken über den obersten Talfirn und standen im Nu unter der blanken Tatze des Hängegletschers, an der Mündung des Schustercouloirs. Irgendwo mußte in unseren Hirnen die Erinnerung an gemeinsame Eisfahrten aufgebrochen sein. Nach den ersten Stufen gab es kein Entrinnen mehr, der Berg ließ uns nicht mehr locker!

Eine siebenstündige Hackarbeit in einer Dolomiteisschlucht, vom Kaliber des Schustercouloirs, zu beschreiben, hieße sich hoffnungslos in bekannte Einzelheiten verlieren. Hingegen wäre über die Form und den Zustand der Schluchtsohle einiges zu sagen. Tiefeingeschnitten zwischen schroffen, ungegliederten Felswänden, zog die eisige Sohle, kaum 20 *m* breit, in mehreren Windungen steil bergan. Mittendurch war eine blankgescheuerte, mehr als mannstiefe Steinschlagrinne eingerissen, die, infolge ihres gewundenen Verlaufes, einmal eingefangene Geschosse stets an die seitlichen Schluchtwände beförderte, wo sie abgellend wieder in die Bahnmitte zurückgeworfen wurden.

Da wir schon um 6 Uhr morgens an die Arbeit gegangen waren, bekamen wir das Steinkarambol erst gegen Mittag im obersten, breiten Schluchtteil zu spüren. Ober uns gewahrten wir eine scharfeingeschnittene Gratscharte mit weitausladender Wächte, die links von einem Zackengrat, rechts von einer massigen Steilwand flankiert erschien. Um endlich einigen Überblick über das uns unbekannte Steilgelände zu gewinnen und dem Steinschlag zu entgehen, strebten wir in der siebten Stunde angestrengtester Hackarbeit aus der Schlucht heraus und erstiegen, scharf rechts abbiegend, einen erstaunlich breiten, flachen Schneesattel, der direkt unter der drohenden Steilwand eingebettet war.

Die einstündige, sorgenlose Rast auf dieser Hochwarte tat Not nach der glücklich überstandenen Steingefahr. In aller Ruhe musterten wir die Umgebung. Die Schartenwächte zeigte sich mit einer blitzblanken Eisrinne bewehrt, die nur als Notausgang für uns in Betracht kam. Die breite Wand über unserem Lager, fast senkrecht und kamindurchrissen, blickte wenig einladend auf uns herab. Doch aus dem zerklüfteten Leib des Hängegletschers, der hier seinen Ursprung hatte, gab es vielleicht eine Möglichkeit, den Hauptgrat zu erreichen.

Um 2 Uhr nachmittags griffen wir an. Auf dem Gletscher am Wandfuße tiefersteigend, verwehrte uns bald die weitklaffende Randkluft den Einstieg in die Schlußwand. Eine schmale, dünne Brücke spannte sich hinüber und jenseits an den Felsen hingen — Seile, Kriegsreste! Da mußten schon Kriegspatrouillen ein Durchkommen gefunden haben. Der Schrund verlor durch diese Entdeckung seine abweisende Geste. Bald standen wir am jenseitigen Ufer und blickten in eine sehr steile, S-förmig gewundene Schneerinne

hinein. Die vorzügliche Beschaffenheit ihrer Sohle ließ uns die abschließende Scharte des Hauptgrates schon um 4 Uhr erreichen.

Zu meiner größten Überraschung sah ich mich der Zackenkrone des Elfer-Südgipfels gegenüber. Es gab keinen Zweifel mehr, — unser Ausstieg hatte die Zsigmondyscharte getroffen, womit die breite Wand über dem Hängegletscher als Zsigmondygrat ins Licht der Erkenntnis trat.

Ein Abstieg über den Purtschellerweg des Elfers gefiel mir wegen der starken Schneelage nicht. Wollten wir jedoch noch zu guter Stunde das „Innere Loch" unter der Hochbrunnerschneide gewinnen, so war es schon hoch an der Zeit. Über allerlei verfallene Kriegsweg-Reste ging es rasch und ohne Schwierigkeit zur aperen Kuppe des Zsigmondygrates hinauf und sofort jenseits in der Richtung Hochbrunnerschneide wieder hinab. Über die Abstiegsmöglichkeiten nach dem „Inneren Loch" hatte ich nur sehr nebelhafte Vorstellungen. Das Vorhandensein eines Kriegssteiges am Westsporn des Zsigmondygrates war mir zwar bekannt; ob aber ein direkter Abstieg zur Wächtenscharte ausführbar war, wußte ich nicht. Und gerade das setzte ich mir mit einer gewissen Verbissenheit in den Kopf. In die Scharte m u ß t e ich heute noch hinein, wenn nicht von „vorne", so wenigstens von „hintenherum".

Auf steile Schrofenbänke folgten Wandabbrüche, also Seil und Kletterschuhe heraus! Mit der Dämmerung flogen schwere Wolkenschwaden auf, die aus dem „Inneren Loche" anstürmend, zum Grate wild emporrauchten. Im Zwielicht seilten wir uns über eine 15 *m* hohe, leicht überhängende Wand ab und tasteten uns mit größter Vorsicht an einem schmalen Bändersystem tiefer. Die Höhe trog im Dunkel der hereinbrechenden Nacht und mit einem Male standen wir hart an der Wächte in der ersehnten Scharte.

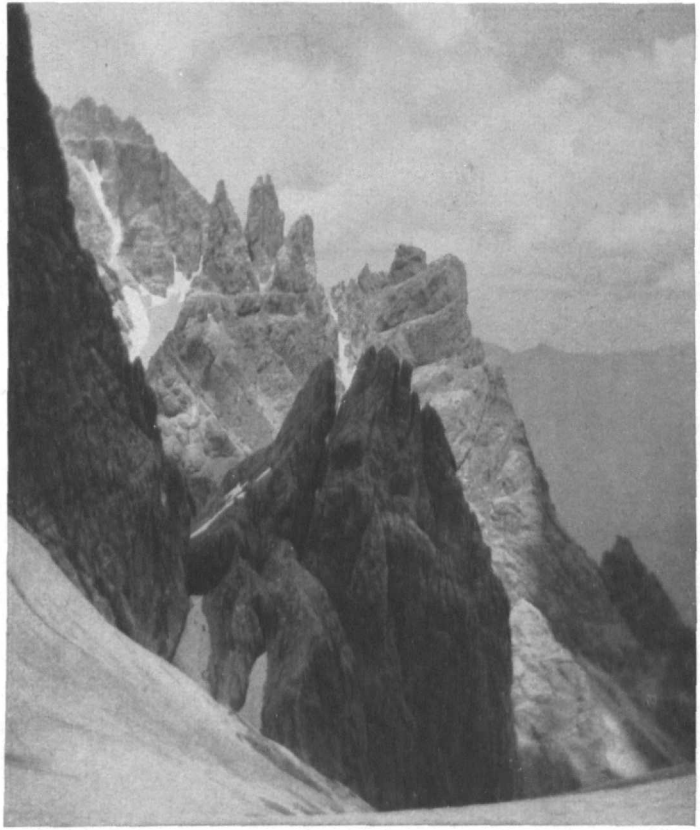
Unten im Schneekar des „Inneren Loches" forderten zwei schlaflose Nächte ihr Recht. Immer wieder gab es eine kleine Rast und mehrmals nickte ich im Sitzen ein. So kamen wir langsam aber sicher in das Zwölferkar hinab, das Lichtlein der Zsigmondyhütte Forchers stets ermunternd vor Augen.

Da wollte es der Herrgott von Sexten, daß der Vollmond in Glanz und Herrlichkeit über dem Elfergrat hereinrollte. Kurzerhand warfen wir Gleichgestimmte die schweren Rucksäcke ins weiche Moos und rüsteten unweit der Hütte um Mitternacht zum zweiten Freilager. Der Mond und der Elfer wußten schon warum.

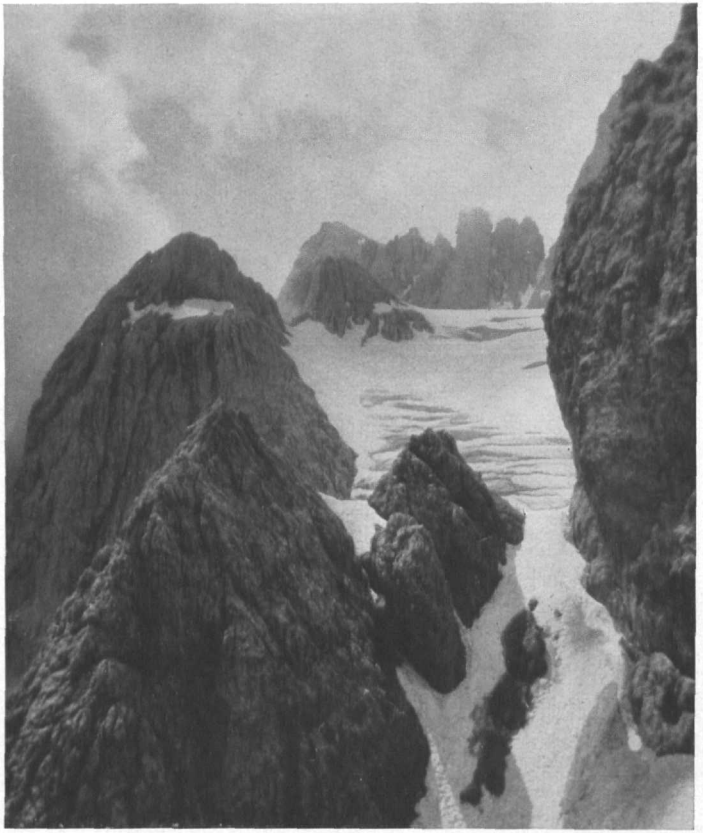
V o n d e r S e n t i n e l l a s c h a r t e z u r H o c h b r u n n e r s c h n e i d e. Der Aufklärungstur auf den Zsigmondygrat folgte intensives Literaturstudium meinerseits, unterstützt von vortrefflichem Lichtbildermaterial, das mir Pfarrer Hosp zur Verfügung stellte. Da wurden mir die Geheimnisse des Hängegletschers unter dem Zsigmondygrate mit einem Male sonnenklar. Dort wo ich 1926, vom Hängegletscher ausgehend, den Ausstieg zur Zsigmondyscharte fand, stieg schon 1915 Sepp Innerkofler mit Pfarrer Hosp und 6 Mann zum Gletscher ab. Dem italienischen Sperrfeuer auf dem Hauptgrate entschlüpfend, führte Sepp seine Patrouille über das zerklüftete Eisfeld unversehrt in die eigenen Linien zur Sentinellascharte zurück, — eine Waffentat, die auch als alpine Leistung als hervorragend bezeichnet werden muß.

Auf Anregung Pfarrer Hosps führte ich Sepps „Weg" als „Sepp-Innerkofler-Route" auf den Elferkofel in die Literatur ein. Im Hüttenbuche der Poperahütte fand ich drei Begehungen des Hängegletschers durch italienische Alpinisten und zwar im Jahre 1927 zwei Versuche die Wächtenscharte (Forcella alta di Popera) zu erreichen und im Jahre 1928 eine gelungene Wiederholung des Innerkoflerweges mit Ersteigung des Elfergipfels durch C. Gilberti und Genossen.

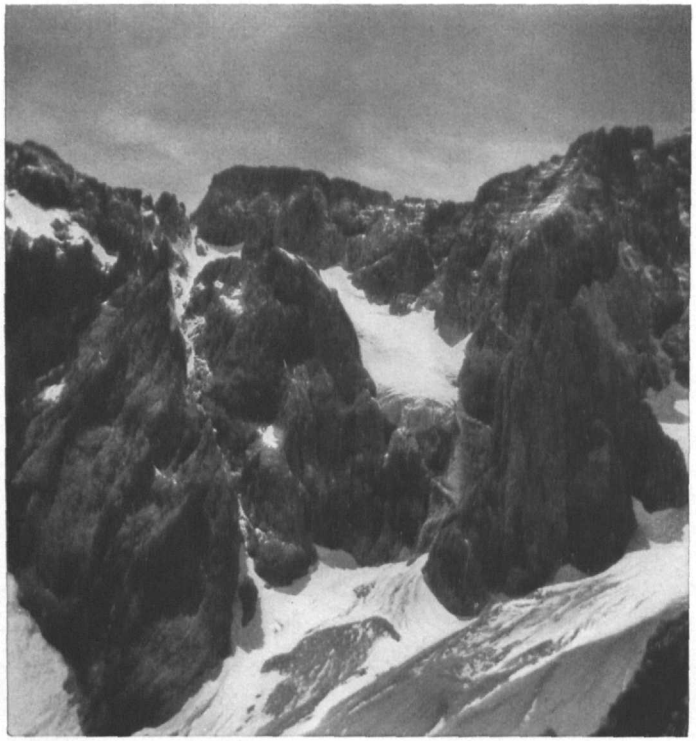
Nachdem ich Anfangs Juli 1929 neuerdings die Sentinellascharte überschritten und mich an den Felszacken der Neunerköfelegruppe warmgeklettert hatte, reifte in mir ein neuer, schöner Plan, — vom Fischleinboden ausgehend die Ersteigung der Hochbrunnerschneide in e i n e m Zuge über die Sentinellascharte und den Hängegletscher durchzuführen.



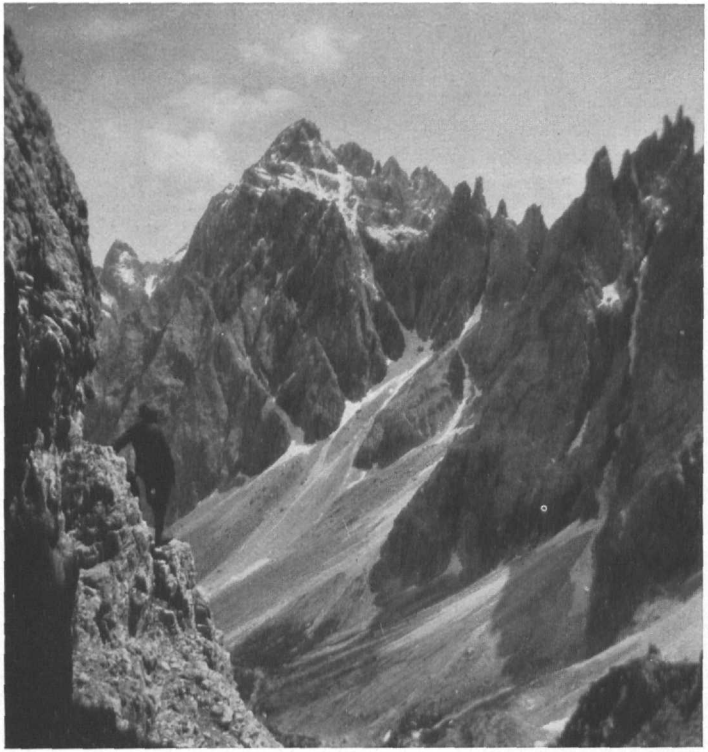
Rückblick vom Hängegletscher gegen Sextener Rotwand und Punta Rivetti



Blick gegen Hochbrunnerschneide und Hängegletscher von der Scharte der Punta Rivetti gesehen



Zſigmondygrat, darunter Schuſtercouloir und Hängegletſcher von Nordoſten (Arzalpe) geſehen



Cima Bagni von Nordweſten (Arzalpe) geſehen

Das Gelingen dieser Fahrt hing in erster Linie von der Tüchtigkeit meiner Begleitung ab und ich hatte gar keine. Da warf mir ein freundlicher Zufall zwei liebe Menschen sozusagen in den Schoß, die zukünftig bestimmt waren, manchen harten Strauß gemeinsam mit mir in den Sextener Bergen auszufechten. Lydia Drexel und Franz Müller, zweien Kärtner Alpenklubisten, ging meine weinbeschwerte Tatenlosigkeit in Stembergers Postgasthof derart zu Herzen, daß ich ungeahnt schnell mit meinen neuen Kameraden am 21. Juli 9 Uhr morgens wieder in der Sentinellascharte stand. Das Wetter dieser Tage gab dem Bergsteiger täglich neuen Sorgenproviant mit auf den Weg. Zeitlich früh gab es meist glockenklaren Himmel, vormittags schon zunehmende Bewölkung, nachmittags todsicher ein Donnerwetter mit heftigsten Wolkenbrüchen, abends zum Abschluß freundlichstes Sonnenlächeln über der gewaschenen Landschaft. So hub auch unser Tag an. Aus dem Hängegletscherkessel rauchte es schon verdächtig herüber und umnebelte die stechendheiße Sonnenscheibe.

Der dreifache Angriffswille zerschlug alle Bedenken. Über Schutt und guten Firn abfahrend, bogen wir in die Gletscherbucht unter der gewaltigen Elferostwand ein und rüsteten mit Seil und Eisen zum Sturm auf das historische Ausfalltor Sepp Innerkoflers.

Der luftige Quergang an der zerschründeten Firnwand zur Scharte der Punta Rivetti wurde uns zum spannenden Auftakt eines großen Bergerlebnisses. Es erwartete uns im Rahmen eines riesenhaften Felstores der Elferwand. Hoch über uns zerschnitt die trutzige Zackenschneide unseres Berges eine wildbewegte Wolkenbrandung und warf den Nebelgischt in weitem Bogen in den Abgrund der Arzalpe hinaus. In blaue Schatten eingesponnen, hing darunter der Eisbruch des Hängegletschers, blankes Blaueis in gähnende Klüfte gebrochen. Ein lieblicher Auslug fing just daneben das Leben grüner Taltiefe ein.

Der Arzalpenzauber griff nach uns, — aller Hemmungen ledig drangen wir weiter vor! Emsig arbeiteten wir an dem eisigen Übergang zum nächsten Sattel, — erreichten ihn und gewannen damit den Einstieg zum Gletscherboden. Erst an steiler Eishalde querend, fanden wir bald den besten Weg durch das Spaltengewirr des Gletschers empor zu seinem Ursprung.

Ich stand wieder auf vertrautem Boden. Die Schartenwächte ober mir war eine gute Bekannte, die schon einmal meinen Besuch empfangen hatte. Heute wußte ich besser Bescheid. Gelang uns der direkte Aufstieg zur Wächte, so war damit der Hochbrunnerschneide ein Zugang eröffnet, wie er idealer nicht gedacht werden konnte.

Um 1 Uhr mittags setzten wir unseren Weg fort und querten hoch über dem Schlund des Schustercouloirs zur felsigen Begrenzung der Schartenrinne hinüber. Der zermürbte steile Fels gefiel uns nur einige Seillängen lang, dann versuchten wir unser Heil in der Schneerinne selbst. In bedrohliche Nähe des vorhängenden Schneebalkons gerückt, drückten wir uns instinktiv ganz links in die Hohlkehle der Rinne hinein und arbeiteten uns, ohne viel aufzusehen, in Stufen empor. Ein gütiger Windschatten hatte in der riesigen Wächte einen Durchschlupf geschaffen, so daß wir ohne den erwarteten Durchstich, seitlich vorbei, zur Scharte aussteigen konnten.

Der weitere Weg zum Gipfel bot keine Schwierigkeiten mehr. Durch eine Rinne jenseits absteigend, standen wir bald in den Steigspuren des gewöhnlichen Anstieges durch das „Innere Loch" und hasteten, mit den drohenden Wetterfahnen um die Wette laufend, zum Gipfel empor. ½3 Uhr nachmittags reichten wir uns beim Steinmann die Hände.

Als das Unwetter unter Blitz und Donnerschlag alle Schleusen des Himmels über dem Bacherntale öffnete, barg uns längst das Dach eines Unterstandes.

Eine Überschreitung der Cima Bagni, 2984 *m*. Lydia Drexel und Franz Müller, meine Begleitung von der Hochbrunnerschneide, hatten die Ringe gewechselt. Mit dem alpinen Hochzeitsgeschenk war ich fix bei der Hand, — gab

es ein schöneres als den stolzesten Berg der Arzalpe, die Cima Bagni, gemeinsam zu ersteigen?

Die allseitige Bereitwilligkeit der Idee zur Tat zu verhelfen, führte uns drei am 20. Juli 1930 über die Arzalpenscharte zur Poperahütte. Das zweifelhafte Wetter des nächsten Tages brachte uns die prächtige Kletterei zum Gipfel des Papernkofels (Due Gobbe, 2520 *m*) ein, was zugleich eine weise Vorgabe für die „Hauptgabe" darstellte. Den Abend verbrachten wir auf dem grünen Hüttenrücken, umringt von einer springlebendigen Schafherde, deren Zutraulichkeit schon einige Standfestigkeit verlangte. In der gemütlichen Hütte bemühte sich der freundliche Wirtschafter, unser Italienisch halbwegs richtig in Speise und Trank umzusetzen.

Der 22. Juli warf im Morgenzwielicht ein aufgeregtes Nebelmeer gegen die Hütte. Um 5 Uhr lugten bereits die rosigen Finger der Dita di Popera ins Blau und bald darauf ließ auch unser Berg die Hüllen fallen. Nach 6 Uhr eilten wir über den Hüttensteig zur Risena hinab und strebten jenseits in unverminderter Eile den riesigen, begrünten Schuttkegel hinan, der dem innersten, eisigen Wandwinkel des Berges entquillt. Nach kurzer Rast drangen wir eisenbewehrt in die letzte Schneeschlucht unter dem Stallatagrat ein. Meine Befürchtung, eine zweite Auflage des Schustercouloirs zu erleben, wurde angenehm enttäuscht. Ein breites Schneebett, höher oben zweimal eingeschnürt, zog schnurgerade zum Hauptgrat empor. Dank unserer Eisen kamen wir rasch vorwärts und stiegen schon um 10 Uhr 30 Min. auf die Gerölterrassen am oberen Schluchtende aus.

Unerschöpfliche Nebelmassen, vom Südwind gegen den Stallatagrat getrieben, stürzten über die herrliche Zackenwelt der Poperagruppe her und begruben damit unsere Hoffnung auf ein bißchen Wetterglück. Von dem mächtigen Gipfelhorn war wenig zu sehen. Da ich bei dem zweifelhaften Wetter wenig Lust hatte, die Schwierigkeiten des Witzenmannschen Nordanstieges oder der Berti-Variante auszukosten, so schlug ich meinem Ehepaar vor, der vorzüglichen Schneebeschaffenheit vertrauend, unter der Gipfelwand auf steilen Schneebändern nach Süden anzusteigen, um schließlich den Südgrat und über diesen den Gipfel zu erreichen. Der Plan fand Gegenliebe und führte zum Erfolg.

In gerader Linie an die Gipfelsteilwand heransteigend, fanden wir im Bergschrund einer gewaltigen, ins Stallatatal abschießenden Eisrinne eine sichere Querungsmöglichkeit zu jenseitigen, steilen Schneehängen. Über diese war bald der Ansatz des turmreichen Südwestgrates und längs eines sanftgeneigten Schneebandes der zur Cima d'Ambata abstreichende Südgrat gewonnen. Noch ein leichter Schrofenhang und mein Traum von der Cima Bagni war erfüllt.

In Wirklichkeit hatten wir keineswegs das Gefühl, auf einem Gipfel von Bedeutung zu stehen; daran konnten auch die Karten Dibonas im Steinmann nichts ändern. Die öde, vom Nebel umschlossene Schotterbank, auf der wir lagerten, sagte uns nichts. Enttäuschung kürzte die Rast und Schlechtwetter trieb uns an. Zum Ansatz des Südgrates absteigend, standen wir bald im losbrechenden Graupelschauer vor der Entscheidung: Abstieg über den Südgrat zur Cima d'Ambata oder durch die Südwand ins Deutsche Kar. Das Erste lehnte ich des Nebels und der Gewitternähe wegen innerlich ab. Für das Zweite trug ich ein vorzügliches Lichtbild Witzenmanns bei mir, das die fehlende Beschreibung ersetzen mußte. Mein Vorschlag, durch die Südwand abzusteigen, fand unter Blitz und Hagelschlag, die Stimmenmehrheit. Also heraus mit dem Seil, die Eisen angelegt und hinab in die nächste Schneerinne, die steil ins Ungewisse schoß. Ihr unteres Ende ging in eine Klamm über, die uns nach rechts queren ließ. Bald stießen wir auf eine breitere Parallelrinne, in deren Randklüften ein sicheres und rasches Absteigen möglich war. Ein breiter Auslauf führte uns schließlich auf eine wenig geneigte Schotterterrasse von großer Ausdehnung hinab. Das stimmte genau mit meinem Bildführer überein. Unter diesem Riesenband mußten die gewaltigen Abbrüche zum Deut-

schen Kar liegen! Unerbittlich umschloß uns aber der dicke Nebel und verhinderte eine verläßliche Orientierung.

Am Westende der Terrasse zeigte sich auf meinem Lichtbilde eine hohe Schneeschlucht eingeschnitten, die den sperrenden Wandgürtel durchriß und eine Abstiegsmöglichkeit sein konnte. Unverdrossen querten wir die weiten Schuttfelder nach Westen, bis uns eine wilde Eisschlucht Halt gebot. Der erste Eindruck ließ uns kehrtmachen und nochmals den Außenrand der Terrasse nach einem besseren Ausweg absuchen. Bald standen wir an bodenlosen Abgründen, — also wieder zurück zur Eisrinne! Nachdem wir einmal in den Schlund eingestiegen waren, sah das Fortkommen nicht mehr so zweifelhaft aus. Die beiderseitigen Randklüfte erleichterten sehr den Abstieg, die Stemmarbeit in ihren „Kaminen" ging rasch vonstatten, ich witterte förmlich durch den Nebel die Entscheidung herannahen.

Ehe sie fiel, hatte ich einen kräftigen Steigeisentritt in den Fuß und einen gebrochenen Pickel in der Hand. Damit kam ich als halbinvalid ins alpine Hintertreffen. Zur Aufheiterung unserer ungeklärten Lage hob sich endlich doch der Nebel und das Deutsche Kar lag in seiner ganzen Ausdehnung offen zu unseren Füßen. Nie habe ich eine unwirtliche Steinwüstenei in den Bergen mit glücklicheren Gefühlen begrüßt als diese. Sie versprach uns den gesicherten Abstieg durch das Bastiontal, dessen Talsperre schon im Jahre 1872 durch Holzmann mit Siorpaës begangen worden war. Die konnte so schlimm nicht sein, — im „Hochtourist" war ein beruhigendes „nicht leicht" vermerkt.

Meine Freunde sprangen mit beneidenswerter Behendigkeit durch den Geröllkessel zu Tal, ich folgte kläglich hinkend in wachsendem Abstand. Da riß der verengte Taltrog mit sinkender Dämmerung einen Abgrund vor uns auf, der ein Freilager bedeutete. Eine Prüfung der obersten Wandteile durch meine Freunde ergab eine allerdings bösaussehende Möglichkeit, an der Vagnisseite absteigen zu können. Um 8 Uhr abends bezogen wir unter einem Felsblock das Zeltbiwak. Dank unserer sorgfältigen Ausrüstung und Platzwahl wurde das zwölfstündige harte Lager eine ganz erträgliche Angelegenheit. Der vorzügliche „Schwarze" Frau Lydias bekämpfte mit Erfolg das allgemeine Mißbehagen über das grimmige Aussehen der Talsperre und die Sorge um das Wetter. Jeder von uns wußte genau, daß ein Wettersturz den sofortigen Rückzug ins Deutsche Kar bedeutete. Ob dann noch eine Überschreitung des Hauptgrates ausführbar war, konnte keiner von uns beurteilen. Der bedrückende Gedanke, vielleicht in eine Sackgasse geraten zu sein, fand schließlich in einem tiefen, traumlosen Schlaf sein gutes Ende.

Wir hatten im Zelt richtig verschlafen. Der erste Ausblick traf, hart am Felsrande vorbei, tief unten im zerbengrünen Giralbatal das Wegschlänglein zur Carduccihütte. Jeder, der aus eigener Erfahrung unsere Lage nachzuempfinden vermag, weiß, daß derartige Augenblicke in einem Bergsteigerleben ungeahnte Energien auslösen können. Die Wand mußte mit allen Mitteln genommen werden, das stand nun fest.

Ich als Blessierter voran, in der Mitte Frau Lydia, als todsicherer Schluß der Mann, stiegen wir in Kletterschuhen in die Wand ein. Erst ging es an einer buckeligausgewaschenen, 50 *m* hohen Plattenwand an den oberen Rand eines kolossalen Überhanges hinab. In Steinwurfweite entfernt, sprang das Karbächlein in weiten Bogen aus der Wand und flatterte ins Freie. Über mir klebten die beiden, eng an die blanke Steilwand gedrückt. Der Anblick des freien Abkletterns Müllers zum Stand seiner Frau versetzte mich in eine kaum ertragbare Spannung. Weder Frau Lydia noch ich hätten seinen Sturz an den kaum faustgroßen, abgeschliffenen Sicherungsköpfen gehalten. Nachdem Frau Lydia meine Tritte eingenommen hatte, und mir die Querung der Plattenwand auf schmalen Gesimsen gelungen war, konnten wir aufatmen. Ich stand mit guter Sicherung in einer kaminartigen Rinne hart an der Talwand, — die Gefahr der sicherungslosen Kletterei über dem Abgrund war vorbei!

In der Rinne folgte auf einen kurzen Riß ein hoher, glatter Stemmkamin, durch den

alle Rucksäcke abgeseilt werden mußten. Die nächste Geröllsohle brach mit mächtigem Überhang ab. Ein Versuch, an der rechten Außenwand hinabzukommen, hatte vollen Erfolg. Der nächste Überblick gab mir die Gewißheit, den Ausstieg in der Hand zu haben. Ein letzter Riß führte uns endgültig an den Fuß der Sperrwand heran.

Die kurze Erholungsrast nach diesem Erlebnis, angesichts der glücklich überwundenen Abbrüche, gab mir das seelische Gleichgewicht wieder. Meine Blicke wanderten durch die Kaminreihe zur Krone des riesigen, schwarzen Überhanges empor, fingen sich im blitzenden Schleier des Wasserfalles und forschten drüben in der blanken Plattengasse der Ligontoseite nach einer besseren Lösung. Zwei Monate später fanden dort unsere Nachfolger, Sepp Innerkoflers jüngerer Sohn mit den Brüdern Rogger und reichsdeutschen Touristen einen leichteren Durchstieg.

Was mir die Cima Bagni auf ihrem Gipfel versagte, gab sie mir am Fuße der Bastioiwand zu eigen, — das große Bergerlebnis, aus Menschentreue, Bergesschönheit und Gefahr erstanden.

Über den Abstieg durch das Zerbendickicht des Bastioitales und die Rückkehr über das Giralbajoch zum Fischleinboden möchte ich den barmherzigen Schleier der Vergessenheit breiten.

* * *

An einem sonnigen Wintertage des Jahres 1931 zog ich meine Schneeschuhspur zu den letzten Bauerngehöften des Helmhanges empor. Mein Besuch galt dem Nestor der Sextener Bergführer Veit Innerkofler, von dem ich über das Bastioital und die Cima Bagni Aufklärendes erfahren wollte. Er hatte im Jahre 1888 mit Graf Erich Künigl die Bastioiwand im Aufstieg begangen und nach einem Versuch die Cima Bagni von Süden zu ersteigen, den Gipfel im darauffolgenden Jahre über unsere Anstiegsrichtung nahezu erreicht. Das Wetterpech wollte es, daß die Partie kaum 50 *m* vor dem Ziel zur Umkehr gezwungen wurde.

Vor dem stattlichen Berghofe eingetroffen, sah ich mich einem ehrwürdigen Greise gegenüber, der rüstig einen holzbeladenen Schlitten zog. Ein liebes, faltenreiches, sonnverbranntes Gesicht, von mächtigem, weißem Vollbart umrahmt, zwei helle, kluge, grundgütige Äuglein drin, eine kleine gedrungene Gestalt, — das war der Mann, der 1890 mit Sepp Innerkofler die Nordwand der kleinen Zinne bezwang und im folgenden Jahre Oskar Schuster durch die gewaltige Ostwand des Elfers führte. Die Ersteigungsgeschichte der Cima Popera, des Neunerköfeles und der ganzen Altensteingruppe ist mit seinem Namen unlöslich verbunden. In der warmen, gemütlichen Stube wurde dann der Hausherr gesprächig und schilderte mir mit staunenswerter Gedächtnisschärfe seine Durchkletterung der Bastioiwand, die im Aufstieg in Nagelschuhen genau auf unserer Abstiegsrichtung durchgeführt worden war. Sein Erlebnis an der Cima Bagni gab er so klar und plastisch wieder, als hätte er diese Fahrt erst vor kurzem unternommen. Sein Personengedächtnis war verblüffend. Er kannte alle hervorragenden Führerlosen und Geführten seiner Zeit und wußte von jedem eine nette Anekdote wiederzugeben. Als ich ihm erzählte, daß ich noch als junges Semester mit Otto Fischer, dem berühmten „wilden Fischer", an der Jahrhundertwende gut Freund war und manchen „tiefen Keller" mit ihm gelöffelt hatte, da schien bei dem Alten die letzte Vorsicht dem fremden Bergsteiger gegenüber geschwunden. Eine Familienaufnahme, für die sich Großpapa Veit eigens in Sonntagsgala warf, besiegelte das gewonnene Vertrauen.

Als ich tief unten die jagende Schußfahrt ausschwang und mit den Augen die Berge der Arzalpe suchte, da lugte gerade noch der schneeweiße Scheitel der Cima Bagni an der Neunerschulter hervor. Ein tiefes Dankgefühl erfüllte mich. Ich nickte dem Berge zu, wie einem lieben Freunde, den man gerne wiedersehen möchte. Dann legte ich mich kräftig in die Stöcke und kostete die Talfahrt vollends aus.

Die Fieſcherwand

Von Dr.-Ing. Willi Welzenbach

Weite, ſanft geneigte Firnflächen, gewaltige Gletſcherſtröme, flutendes Licht und die erhabene Ruhe einer arktiſch anmutenden Landſchaft: Das iſt das Bild, das ſich jedem Beſucher des Jungfraujoches offenbart, das ſind Begriffe, die untrennbar verbunden ſind mit der Natur des Berner Oberlandes.

Das Berner Oberland nennt aber noch eine zweite Natur ſein eigen: Ragende Steilwände von ſchwindelnder Höhe, enge Gletſchertäler, kalte Schatten in abgründigen Tiefen und die wilde Romantik einer durch die Macht der Naturgewalten belebten Hochgebirgsnatur. Das iſt das Bild, das ſich dem Beſchauer von Norden bietet, das ſind die Bergformen, die mit erdrückender Wucht die Täler von Lauterbrunnen und Grindelwald überragen und durch ihre Gegenſätzlichkeit zu den ſanften Formen der Niederungen der ganzen Landſchaft einen romantiſchen Zauber verleihen.

Und dieſe ſchönſte, wildeſte Seite des Berner Oberlandes iſt zugleich auch die gemiedenſte. Tauſende von Beſuchern führt alljährlich die Jungfraubahn zur Höhe, Hunderte bevölkern ſommers wie winters die weiten Firngebiete des Aletſchgletſchers; die alten klaſſiſchen Nordanſtiege aber ſind vereinſamt. Dieſe Entwicklung iſt durchaus nicht verwunderlich. Die Jungfraubahn iſt der Lebensnerv des Touriſten- und Fremdenverkehrs im Berner Oberland. Durch dieſe Bahn wurden die Hochregionen für Berufene und Unberufene mühelos zugänglich gemacht, wurde vor allem ein Schigebiet eröffnet, das an Großartigkeit ſeinesgleichen ſucht. Das Berner Oberland wurde das Dorado der Schiläufer. Selbſt unter Bergſteigern ſchärfſter Richtung erblickte man im Berner Oberlande in erſter Linie das Schigebiet für hochalpine Fahrten; andere Schönheiten mußten darob zurücktreten. Sie blieben einigen wenigen vorbehalten.

Auch ich habe das Berner Oberland erſtmals im Winter kennengelernt. Es war im März 1923, als ich mit Schiern die weiten Gletſchergebiete der Südſeite durchſtreifte und die Hauptgipfel der Gruppe betrat. Damals beſtieg ich auch erſtmals das Groß-Fieſcherhorn vom Süden über den Walliſer Fieſcherfirn und blickte vom Gipfel aus nach Norden in eine bodenloſe Tiefe. Ich muß geſtehen, ich habe damals vor dieſen Abſtürzen ein grenzenloſes Grauen empfunden.

Wenige Wochen ſpäter las ich in Guido Lammers „Jungborn" einen Aufſatz über die Beſteigung des Mönch. Lammer bringt in ſeiner Schilderung, die ſchon in der D. A.-Z. von 1886 erſchienen war, eine Betrachtung über das Problem der Fieſcherwand; er ſchreibt wörtlich: „Das noch ungelöſte Problem der Erſteigung des Großen Fieſcherhorns direkt aus dem Grindelwaldgletſcher über die furchtbare Rieſenwand halte ich für die ſchönſte, aber auch ſchärfſte Leiſtung in den Berner Alpen und nur dem ſchneidigſten Herzen und ausdauerndſten Arbeiter mag die ſtolze Tat glücken."

Nachdem ich dies geleſen hatte, begann ich mich geiſtig mit dem Problem zu beſchäftigen. Ich ſagte mir: Wenn Lammer die Möglichkeit einer Durchſteigung der Wand ſchon im Jahre 1886 erörterte, ſo konnte ſie nicht ſo unmöglich ausſehen, als daß nicht ein Bergſteiger der heutigen Schule ſich an eine ſolche Aufgabe wagen könne.

Ein Jahr ſpäter — es war zu Oſtern 1924 — bekam ich die Wand erſtmals zu Geſicht. Ich fuhr damals mit der Jungfraubahn zum Jungfraujoch empor. An der Station Eismeer war kurzer Aufenthalt. Ich verließ den Zug und ſchaute durch die

aus den Felsen gebrochenen Fensteröffnungen hinaus. Graues Nebelgebräu umbrandete die Bergesflanken. Der Sturmwind tobte und riß hin und wieder ein Loch in den Nebelschleier, durch das der Ausblick frei wurde auf die wildzerborstenen Einbrüche des Grindelwald-Fieschergletschers.

Mit einem Male lichteten sich die Schwaden und hinter einem Schleier von Schneestaub wurde eine Fels- und Eiswand sichtbar, die in unwahrscheinlicher Steilheit aus weißen Firnen emporstieg zu schwindelnden Höhen.

Und während ich noch mit den Blicken das Bild zu erfassen, festzuhalten suchte, während ich schon mit meinem Auge einzudringen glaubte in die verborgensten Runsen und Ritzen dieser Mauer, während ich mir schon im Geist einen Weg bahnte durch die grausige Flucht, stiegen neue Schwaden auf, qualmten empor an den Flanken der Berge und entrückten dieses Bild unfaßbarer Größe und Wildheit ins Wesenlose.

Dieser kurze Anblick vermittelte mir einen gewaltigen Eindruck von der Wand; furchterregend, abschreckend erschien sie mir, und doch gerade ob ihrer Unnahbarkeit besonders begehrenswert.

Lange Jahre blieb ich darauf dem Berner Oberland fern. Anderen großen Zielen strebte ich zu, im Wallis und in der Montblanc-Gruppe, in der Bernina und in den Tauern. Die Wiesbachhorn-Nordwestwand fiel, die Monte-Rosa-Ostwand wurde durchstiegen, der Péteretgrat überschritten und die Dent d'Hérens-Nordwand bewältigt, die Eisnase am Sceroen zur Winterszeit bezwungen, der Südgrat der Aiguille Noire de Péteret berannt, die Breithorn-Nordwestwand überlistet und die letzten Glocknerprobleme gelöst.

Doch wo immer ich alpinen Zielen zustrebte, immer blieb mir diese eine Wand in Erinnerung und ich war entschlossen, um sie zu werben, sobald ich Gelegenheit fand.

So war der Spätsommer 1926 herangekommen, als mir Kunde ward von dem Versuch, den der bekannte Berliner Führeralpinist Dr. Kehl mit dem Grindelwalder Führer Ammatter unternommen hatte[1]).

Ich vernahm weiterhin, daß noch andere namhafte Bergsteiger sich für die Wand interessierten. Da wurde genannt: Der Japaner Yuko Maki, der Bezwinger des Mittellegigrates, der Engländer Smithe, einer der bekanntesten jungen englischen Führerlosen, und last not least der leider inzwischen verstorbene Captain Farrar[2]), der große englische Bergsteiger, dessen Wirken noch zurückreicht in die klassische Zeit.

Der ernsten Bewerber gab es genug, nun hieß es sich beeilen.

Da traf mich im Herbst 1926 die Nachricht: Die Fiescherwand ist gefallen, die Berner Akademiker Amstutz und von Schumacher haben am 3. August 1926 in 15stündiger Arbeit sich einen Durchstieg durch die Wand erzwungen. Diese Kunde bedeutete für mich eine große Enttäuschung. Schien mir doch mit dieser Neufahrt das Ziel jahrelanger Sehnsucht und jahrelangen Hoffens entronnen zu sein.

Die Tat der Berner stellte eine hervorragende alpine Leistung dar; waren sie doch die ersten, die den Bann brachen, der über der Fiescherwand ruhte, die es wagten, ihren Fuß in die abschreckende Steilmauer zu setzen.

Die Rute Amstutz-v. Schumacher konnte jedoch nicht voll befriedigen; sie führte weit rechts der Gipfelfallinie über jene schon von Farrar als Anstiegslinie erwogene Felsrippe empor, die etwa 800 *m* abseits des Gipfels im Punkt 3802 des Nordwestgrats endet.

[1]) Dr. Kehl war etwas links der Gipfelfallinie in die Wand eingestiegen. Die Unternehmung war jedoch schon etwa 250 *m* oberhalb des Einstiegs an den vereisten und plattigen Felsen des unteren Wandteiles gescheitert.

[2]) Gestorben 15. Februar 1929 in London; Farrar berichtet im Alpine Journal Nr. 233 vom November 1926, S. 216, daß er im Jahre 1924 mit den Führern Peter Almer I und II die Wand erkundet habe und die Ersteigung auf der von Punkt 3802 nordwestlich des Gipfels zum Grindelwald-Fieschergletscher niederstreichenden mächtigen Felsrippe für möglich halte.

Die direkte Nordwand des Fieſcherhorns harrte demnach noch ihres Bezwingers. Dieſe Erkenntnis ließ mein Intereſſe an der Wand neu aufleben. Ja, ich möchte ſagen, daß dieſes Problem in meinen Augen nun doppelt an Reiz gewann, wurde doch durch die Rutenführung der Berner das Problematiſche eines direkten Gipfelanſtiegs nur noch unterſtrichen.

Da wurzelte der Entſchluß in mir nur um ſo feſter und ich ſagte mir immer und immer wieder: die direkte Fieſcherwand muß fallen.

Das Jahr 1926 ging zu Ende, als mich plötzlich eine Gelenkerkrankung befiel; ich mußte für lange Monate eine Schweizer Heilanſtalt aufſuchen, um mich wieder geſund zu pflegen. Da ſah ich nun Tag für Tag die Berge, denen meine Sehnſucht galt. Doch ich hatte jede Hoffnung aufgegeben, mich ihnen jemals wieder nahen zu können.

Im Sommer 1927 kehrte ich in die Heimat zurück, ein ſteifer Arm war mir als Folge der Krankheit geblieben. Wohl dachte ich noch oft an die Fieſcherwand, doch ſie ſchien mir in unerreichbare Fernen gerückt als ein Ziel der Sehnſucht, das ich wohl nie mehr würde erreichen können.

Der Arm wurde durch das Meſſer des Chirurgen wieder halbwegs beweglich gemacht und in jahrelanger zielbewußter Arbeit hatte ich ihn wieder gebrauchen gelernt und mich ſoweit geübt, daß ich dieſen körperlichen Mangel immer mehr überwinden und vergeſſen konnte.

Und nun begann ein neuer Aufſtieg meiner bergſteigeriſchen Tätigkeit.

War mir 1928 noch der Schweizergrat aufs Matterhorn ſchwer gefallen, ſo gelang mir im Frühſommer 1929 bereits eine Überſchreitung der Courtes, eine Beſteigung der Aiguille Verte und eine Erſteigung der Aiguille de Bionnaſſay über die Nordwand.

So war der Herbſt 1929 herangekommen. Da erinnerte ich mich wieder der Fieſcherwand und meine alte Bergſteigerſehnſucht wurde wieder wach. Ich wollte mir die Wand, der all mein Sinnen galt, einmal aus nächſter Nähe anſehen. Außerdem bot ja das Berner Oberland noch ſchöne Fahrten in Hülle, ſo daß mir nicht bange wurde, wie ich die Zeit in zweckentſprechender Weiſe verbringen könnte.

Ich entſchloß mich deshalb, nach Grindelwald zu fahren mit Freund Tillmann vom A. A.-V. München, den ich nach kurzen Überredungskünſten für meinen Plan gewonnen hatte, als Begleiter. Als Auftakt unſerer Unternehmungen wollten wir eine nicht allzu anſtrengende Übungsfahrt machen, die es uns gleichzeitig ermöglichen ſollte, die Fieſcherwand zu ſehen und zu beobachten; was war da geeigneter, als der Mittellegigrat am Eiger.

Es iſt eigenartig an dieſer Bergfahrt, daß der Anſtieg von Grindelwald über den Unteren Grindelwaldgletſcher und den Kalliſirn zur Mittellegihütte die weitaus größere körperliche Leiſtung darſtellt, als die Begehung des Grates ſelbſt. Etwa 10 Stunden brauchten wir, um bei gewitterſchwüler Luft bis zu der etwa 3350 *m* hoch gelegenen Hütte empor zu gelangen. 2½ Stunden benötigten wir anderntags, um den einſt ſo gefürchteten Grat von der Hütte bis zum Gipfel zu begehen. Einen großen Vorteil jedoch bot der langatmige Hüttenanſtieg. Wir hatten den ganzen Tag über die gewaltige Mauer der Fieſcherwand vor uns und konnten all ihre Runſen und Rippen, ſowie die Wege der Steinſchläge und Lawinen beobachten.

Abends 7 Uhr erreichten wir die kleine Hütte am Mittellegigrat, die in ſo außerordentlich luftiger Lage hier oben hingeklebt iſt, wie kaum je eine Hütte in den Bergen. Erſt 12 Stunden ſpäter, als ſchon die Sonne am Himmel ſtand, verließen wir ſie wieder. Es war ein wundervoller prächtiger Grat, der uns emporführte in ſchwindelnder Ausgeſetztheit. Zur Linken fiel der Blick hinab über die faſt lotrechten Mauern der Eiger-Südwand auf das Spaltengewirr des Grindelwalder Fieſcherfirns; zur Rechten über die ſteilen Eishänge des Mittellegi auf die grünen Matten der Alpe Alpigen.

Doch diese Fahrt hat wenig mehr mit Bergsteigen im wahren Sinn des Wortes gemein. Es war kein feinfühliges Klettern mehr, es war ein Turnen, ein Klimmen an festen Seilen, die in fast ununterbrochener Folge emporleiteten zum Gipfel. Kampflos fielen die ersten Gratzacken, die den Zugang zum großen Steilaufschwung sperren. Widerstandslos ergab sich der Hauptturm, der jahrzehntelang allen Ersteigungsversuchen getrotzt hatte. Dann wurde der Grat flacher, das Gelände leichter. Um 9 Uhr 30 Min. schon war der Gipfel erreicht, gerade als zwei Führerpartien von der Station Jungfraujoch über das Eigerjoch hier eintrafen mit der Absicht, den Mittellegigrat im Abstieg zu begehen.

Lange lagen wir beim Steinmann im warmen Sonnenschein, blickten hinüber auf die Mauer der Fiescherwand, die dräuend vor uns stand und weiter nach Süden, wo in blauer Ferne die Walliser Riesen in den Himmel ragten. Dann stiegen wir über die Nordwestflanke zur Station Eigergletscher ab. Schon dunkelte der Abend, als wir im Schatten der Eigerwand hinabschlenderten nach Grindelwald.

Der stete Anblick der Fiescherwand vom Mittellegigrat, das stete geistige Beschäftigen mit dem Problem hatte uns in eine nervöse Spannung versetzt, die nach Lösung drängte. Es war für uns deshalb eine Selbstverständlichkeit, schon als nächste Fahrt die Fiescherwand aufs Programm zu setzen, um so raschestens eine Entscheidung herbeizuführen.

Dem Fuße der Fiescherwand ist nördlich der begrünte Rücken des Jäsenberges vorgelagert, der wie eine Insel von den Eismassen des Unteren Grindelwaldgletschers und des Grindelwald-Fieschersirns umbrandet wird. Dieser Rücken kulminiert in einer schwach ausgeprägten Rückfallkuppe, welche die kühne Bezeichnung „Jäsenberghorn" trägt.

Der Jäsenberg schien wie geschaffen als Biwakplatz für Anwärter auf die Fiescherwand. Freund Tillmann aber sagte: „Gehen wir doch lieber auf die Schwarzegghütte, dort können wir uns gut ausschlafen und wenn wir anderntags zeitig fortgehen, so können wir ebenso früh am Einstieg sein, als wenn wir am Jäsenberg biwakierten." Ich konnte mich der Logik dieser Worte nicht verschließen und so stiegen wir denn zur Schwarzegghütte empor. 12 Stunden später habe ich allerdings diesen Entschluß bitter bereut.

Wir brachen um 2 Uhr 30 Min. morgens von der Hütte auf, überschritten den Unteren Grindelwaldgletscher dicht oberhalb seines großen Bruches und beabsichtigten nun, an seinem linken Ufer etwas abzusteigen, um dann alsbald nach Westen in die Hänge des Jäsenbergs zu queren. Hier jedoch erfüllte sich unser Schicksal. Wir rutschten und fielen in der Dunkelheit in steilen Moränenhängen herum, betraten wieder den Gletscher, um alsbald durch jähe Abbrüche und tiefe Spalten abermals nach links ans Ufer gedrängt zu werden. Hier kletterten wir nun stundenlang zwischen steilen, glattgescheuerten Felsplatten und schmierigem, schmutzbedecktem Eis herum, ohne in der Dunkelheit einen Ausweg zu finden.

Kostbare Stunden verloren wir durch dieses nächtliche Umherirren; als wir endlich die freien Hänge des Jäsenberges erreichten, begann schon der Tag zu grauen. Über Schutt und Schrofenhänge stiegen wir empor und querten zuletzt über schwach geneigte Gletscherterrassen in das ebene Firnbecken am Fuße der Fiescherwand.

Nun, da wir endlich dieser fast 1300 *m* hohen Steilmauer, deren Bezwingung wir längst ersehnt hatten, gegenüberstanden, empfanden wir ein kaltes Grauen vor ihr, so unnahbar, so furchterregend sah sie aus.

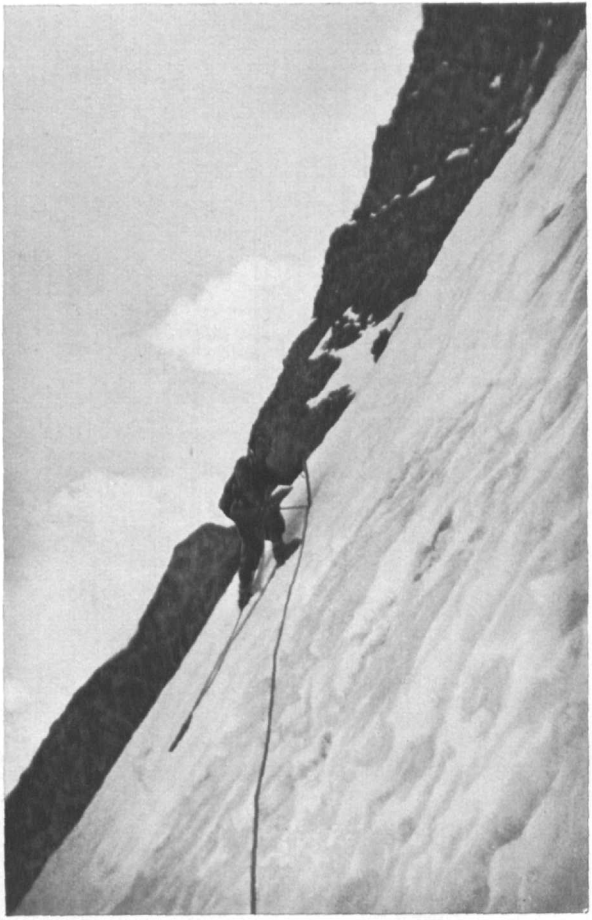
Nähert man sich werbend einer Kalkwand in unseren heimatlichen Bergen, so wird diese — mag sie sich von der Ferne noch so abweisend zeigen — beim Näherkommen ihre Geheimnisse offenbaren, ihre Flanken werden sich zergliedern, Kulissen hervortreten, Rinnen, Bänder, Risse werden erkennbar und nach längerer Betrachtung wird das Auge einen Weg zur Höhe finden. Hier nun, wie vielfach im Urgebirge, war es

Mit Genehmigung der Eidgen. Landestopographie, Bern

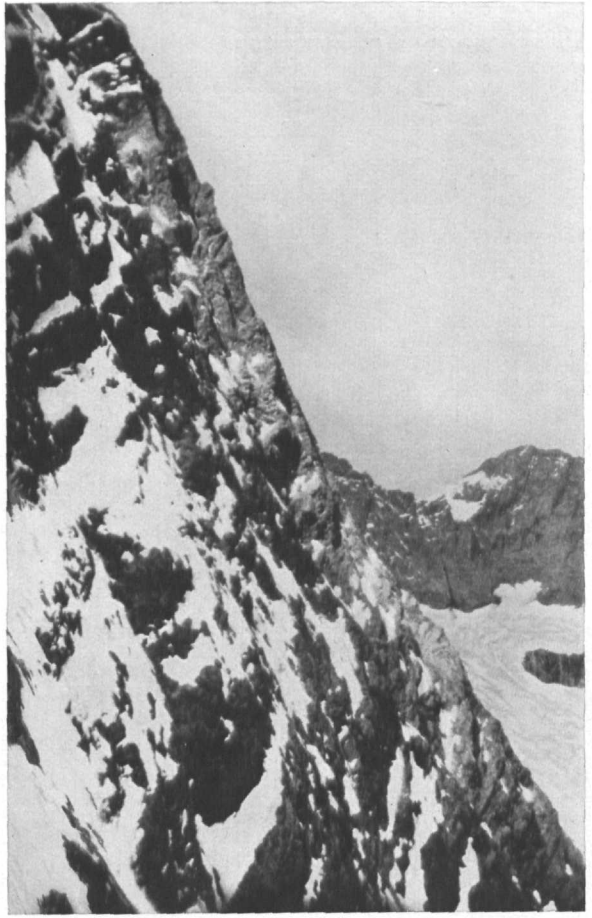
Die Fieſcherwand

-·-·- = Anſtieg Amſtutz-v. Schumacher, 1. Begehung am 3. Aug. 1926, 2. Begehung am 14. Sept. 1929 durch H. Tillmann und W. Welzenbach

---- = Unmittelbarer Gipfelanſtieg, 1. Begehung am 5. Sept. 1930 durch H. Tillmann und W. Welzenbach



Querung der Eishänge zwiſchen Rippe 4 und Rippe 5. Blick auf Rippe 5



Blick aus halber Wandhöhe gegen die Rippe 1 (Anſtieg Amſtutz-v. Schumacher). Im Hintergrund: Eiger und Eigerjoch

Die Fieſcherwand

gerade umgekehrt. Je näher wir dem Fuße der Wand kamen, deſto ſteiler ſchien ſie ſich aufzuſchwingen, deſto haltloſer glitt das Auge an allſeits glatten Platten und glitzernden Eisflächen ab.

Über dem weitgeöffneten Bergſchrund baut ſich die untere Wandhälfte als Plattenzone auf. Immer ſteiler und ſteiler türmt ſich der Fels mit zunehmender Höhe, um dann in halber Wandhöhe plötzlich in einem ſcharfen Knick unter der firnigen Gipfelwand unterzutauchen. Kurz unter der Firnwand, wo der Fels am ſteilſten ſich aufbäumt, da war er überzogen von glaſigem Eis und bedeckt von pulvrigem Schnee. Weiter glitt unſer Blick empor über eine glatte Firnwand, über ſchimmernde Eiswülſte, dann blieb er haften an einer mauerartigen Eisbarre, welche die Wand krönt. Friſche Abbruchſtellen von blauem Eiſe und mächtige Lawinenkegel am Fuße der Wand gaben Zeugnis von den Naturgewalten, die hier wüteten.

Lange ſaßen wir am Rande einer dünnen Firnbrücke, welche die Randkluft überwölbte, und ſtarrten empor in die Wand. Sollten wir's wagen? Sollten wir in die Mauer einſteigen? Es reizte uns gewaltig, dann aber kam wieder die Stimme der Vernunft, die uns ſagte: Kommt Ihr auch über die Felſen des unterſten Wanddrittels empor, ſo werdet Ihr höchſt wahrſcheinlich an den vereiſten Plattenlagen der Mittelzone abſchlagen, wo auch Dr. Kehl bei ſeinem Verſuch zum Rückzug gezwungen wurde. Dann ſagten wir uns wieder: Durch Zaudern ward noch nie eine große Tat vollbracht — und ſchon überſchritt Freund Tillmann den Bergſchrund und begann Hand anzulegen an die jenſeitigen Felſen. Doch bald blieb er wieder ſtehen, blickte abermals empor und wir beratſchlagten weiter.

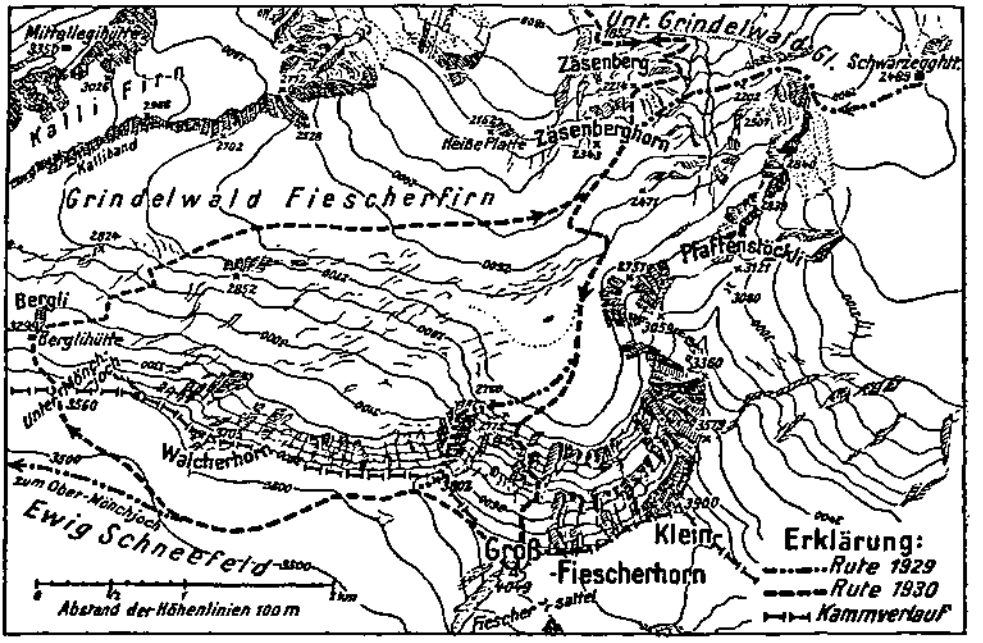
Ich ſchaute auf die Uhr, es war bereits 8 Uhr morgens. Ich blickte empor zum Himmel und ſah langgezogene Fiſchwolken am nördlichen Horizont ſchwimmen, ein ſicheres Zeichen dafür, daß noch im Laufe des Tages ein Wetterſturz zu erwarten war. Wir überlegten weiter: Wenn wir jetzt einſtiegen, ſo würden wir bei den zu erwartenden Schwierigkeiten in der Mittelzone der Wand höchſtwahrſcheinlich vom Unwetter überraſcht werden. Ein Biwak ſchien dann unvermeidlich; und hielt der Wetterſturz an, ſo mußten wir am anderen Tage um unſer Leben kämpfen, um wieder aus der Wand zu kommen. Da ſiegte doch die Stimme der Vernunft. Langſam ſtieg Tillmann wieder zurück und überſchritt den Bergſchrund; dann trudelten wir hinab über den ſteilen Lawinenkegel zum ebenen Firnbecken am Fuße der Wand.

Iſt es ſchon ein bedrückendes Gefühl nach hartem Kampfe geſchlagen von einer Wand abziehen zu müſſen, ſo iſt das Bewußtſein noch viel beſchämender, den Kampf überhaupt gewagt zu haben.

Es iſt deshalb verſtändlich, daß all unſer Sinnen darauf gerichtet war, die Schlappe wieder wettzumachen und den angebrochenen Tag noch irgendwie nutzbringend zu verwenden.

Da fiel unſer Blick auf jene kühne Kante, die rechts vom Gipfel des Fieſcherhorns aus der ſteilen Wand hervortritt und drei Jahre vorher von Amſtutz und v. Schumacher bezwungen worden war.

Während in die eiſigen Flanken der Wand kein Sonnenſtrahl den Weg fand, vergoldete das Sonnenlicht gerade die oberſten Zacken dieſer Kante. Der Anreiz war zu groß; über dieſe kühne Schneide wollten wir der Höhe, dem Lichte zuſtreben. Schon ſahen wir uns im warmen Sonnenſcheine über die luftige Kante emporturnen, ſahen uns ſtufenſchlagend den kühnen Firngrat emporſteigen, der das Ende dieſer Kante mit der Schlußwand verbindet. Wir rechneten: die Kante iſt 1000 *m* hoch, wenn wir uns beeilten, konnten wir bei einem angenommenen Stundenfortſchritt von etwa 200 *m* bis mittags 1 Uhr am Ausſtieg ſein und bis dahin — ſo hofften wir — würde das ſchöne Wetter ſtandhalten. Das war unſere Rechnung, freilich ſollte es weſentlich anders kommen. Wir hatten die Schwierigkeiten dieſes Weges gewaltig unterſchätzt.



Rasch entschlossen querten wir hinüber zu dem steilen Felssporn, mit dem die Kante aus dem Firn aufsteigt. 8 Uhr 30 Min. war es geworden, als wir an unserem neuen Einstieg standen. Nun hieß es sich beeilen. Links der Kante hetzten wir über steile Eisrinnen empor und querten dann über ansteigende Eisbänder nach rechts um die Kante herum, in die steilen Bratschen der westlichen Begrenzungsflanke. Hier war kein Tritt, kein Griff fest. Felsblöcke polterten unter unseren Tritten zur Tiefe, Griffe zerbrachen unter tastenden Fingern. Ohne Rast strebten wir höher, um diese unangenehme Zone rasch hinter uns zu bringen.

Auf einem Felssims hielten wir kurz inne. Da ertönte mit einem Male ein wilder Krach, dem langanhaltendes donnerartiges Rollen folgte. Eine Eismauer hatte sich vom Rande des Hochfirns gelöst und fuhr krachend und stiebend nieder über die Wand zur Linken, an deren Fuß wir noch wenige Stunden vorher standen und mit dem Gedanken spielten, in diese Mauer einzusteigen.

Der Fels wurde fester, steil schwang sich die Kante auf. Hier erst legten wir das Seil an. In schwerer, aber prächtiger Kletterei ging's empor. Endlos schien sich der Weg zu dehnen. Es war bereits nachmittags 2 Uhr, als wir den steilen Firngrat erreichten, der vom Ende dieser Gratrippe in fein geschwungener Linie emporleitet zur plattengepanzerten Schlußwand. Nach unserer Berechnung wollten wir aber doch schon mittags 1 Uhr am Ausstieg sein! Da stimmte etwas nicht in unserer Zeiteinteilung, denn noch lag ein schweres Stück Arbeit vor uns: die Überwindung einer nahezu senkrechten Wandzone, die den Ausstieg versperrte.

Wir setzten uns zu kurzer Rast nieder und legten die Steigeisen an. Gespenstische Nebelfetzen begannen inzwischen aus den Gründen des Grindelwald-Fiescherfirns emporzuschleichen. Aus dem Nichts entstanden sie, leckten gierig hoch an den Wänden, geisterten um Grate und Kanten, dann zerflatterten sie wieder, um neuen Schwaden Platz zu machen. Nun quollen auch über den Kamm des Hauptgrates von Südwesten her dicke Nebelschwaden und ergossen sich in die Flanken der Fieschерwand; langsam begann es zu schneien.

In Eile beendeten wir unſere Raſt und ſtiegen den ſteilen Firngrat gegen die letzte Felswand empor. Es war ein heikler Gang, denn der Schnee war wäſſerig und ſchwer und lag ohne jede Verbindung der Eisunterlage auf. In gleichem Maße als wir vordrangen, verſchlechterte ſich das Wetter. Ein eiſiger Wind war aufgeſprungen und trieb uns die ſpitzen Schneekriſtalle ins Geſicht, daß die Haut ſchmerzte.

Endlich ſtanden wir vor der Schlußwand. Tillmann griff ſie zuerſt an. Ich ſtand auf einem kleinen aus dem Eiſe ragenden Felsblock und ſicherte ihn ſo gut ich konnte. Lange mühte ſich mein Freund vergeblich ab; er konnte nicht vorwärts kommen. Die Felſen waren mit Eis überzogen, Griffe und Tritte waren von Neuſchnee zugeſchüttet.

Wieder ging Tillmann die Wandſtelle an, die den Zugang zu einer höher oben anſetzenden Verſchneidung verſperrte. Mit äußerſter Anſtrengung gelang es ihm, einen Mauerhaken in eine Felsritze zu treiben, einen Karabiner einzuhängen und das Seil hindurchzuziehen. Ein verzweifeltes Ziehen und Stemmen folgte, ein Scharren der Nagelſchuhe an glatter Wand, dann entſchwand er meinem Blick in der Verſchneidung. Langſam lief das Seil ab, ich ſah nichts mehr von meinem Freund, hörte nichts mehr als das Heulen des Sturmes und das leiſe Geräuſch niederrieſelnden Schnees. Endlich vernahm ich durch das Toſen des Windes hindurch die Stimme Tillmanns: „Nachkommen!“

Mit ſtarren Fingern verkrampfte ich mich im Fels und arbeitete mich hoch. Der rieſelnde Schnee floß mir hinter den Hemdkragen und in die Rockärmel. Mein beſchädigter Arm drohte den Dienſt zu verſagen. Mit äußerſter Anſtrengung gewann ich die Verſchneidung und verklemmte mich zwiſchen ihren vereiſten Flanken. Der Tricounibeſchlag meiner Bergſchuhe verbiß ſich ins glaſige Eis, die Finger wühlten im Schnee, langſam ſchob ich mich empor. Etwa 10 *m* der Verſchneidung mag ich ſo hinter mich gebracht haben, da verflachte ſie ſich etwas. Ich bog um eine Ecke, dann ſtand ich wieder bei Freund Tillmann.

Nun war das Schwerſte geſchafft. Kaum 50 *m* über uns wölbte ſich das weitausladende Dach der Wächte vor, welche die Wand krönte. Über ſteilen, aber griffigen Fels ſtiegen wir die letzten Seillängen empor. Bald kauerten wir in der Hohlkehle unter der Wächte, in der der Wind ſein einförmiges Lied orgelte. Ein paar Pickelhiebe Tillmanns brachen den letzten Widerſtand, dann ſtanden wir oben auf ſanft geneigten Firnhängen. Da fiel die ſeeliſche Spannung der letzten Stunden wie ein Alpdruck von uns.

Es war 5 Uhr 10 Min. nachmittags. An einen Aufſtieg zum Gipfel des Groß-Fieſcherhorns war nicht mehr zu denken. Wir mußten froh ſein, wenn wir im Nebel und Schneetreiben glücklich die Berglihütte oder die Station Jungfraujoch erreichten.

Wir machten uns an den Abſtieg. Der Schnee war durchweicht, ſo daß wir bei jedem Schritt bis über das Knie einbrachen; dichter Nebel umgab uns, langſam ſchneite es weiter. Dämmerig war es geworden, als wir den ebenen Grund des Ewig-Schneefeldes erreichten. In der einen Hand die Buſſole, in der anderen die Laterne, ſo ſtapften wir weiter; endlos ſchien der Weg. Wir trafen auf eine verwaſchene Spur, die wir verfolgten; woher ſie kam, wohin ſie führte, wir wußten es nicht. Der Himmelsrichtung nach mußte ſie uns wohl zum Ober-Mönchjoch geleiten.

Das Gelände wurde wieder ſteiler, immer häufiger blieben wir ſtehen, um zu raſten, immer mühevoller wurde unſer Marſch. Andere Spuren fügten ſich zu der einen und nun wußten wir, daß wir uns auf dem richtigen Wege befanden. Das Gelände verflachte ſich wieder, dann begann der Weg ſich abzuſenken; wir hatten das Ober-Mönchjoch überſchritten.

Torkelnd und taumelnd verfolgten wir im flackernden Licht der Laterne unſere Spur. Da endlich durchbrach ein ſchwacher Lichtſchimmer den Nebel. Heller und deutlicher wurde das Licht, die Umriſſe einer Türöffnung wurden erkennbar, wenig Schritte

noch, dann standen wir am Eingang des hell erleuchteten Sphinxstollens, der uns hineinleitete ins Berginnere zur Station Jungfraujoch. Eine Stunde später umfing uns bleierner Schlaf im Hotel Jungfraujoch.

* * *

Zwei Tage später standen wir — wie schon so oft — bei der Dorfkirche von Grindelwald und blickten hinauf zur Fiescherwand, die sich von hier aus in ihrer ganzen Breite im Talausschnitt des Unteren Grindelwaldgletschers dem Beschauer darbietet. Wieder besprachen wir die Möglichkeit einer direkten Durchsteigung der Wand. Doch unsere Unternehmungsfreude war etwas getrübt; die Schönwetterperiode vergangener Wochen war zu Ende, das Wetter war zu unsicher geworden für großzügige Unternehmungen. So beschlossen wir nochmals zur Schwarzeggbütte zu gehen, um zum Abschied noch das Große Schreckhorn über den Anderssongrat zu besteigen, eine Bergfahrt, die wir auch bei weniger günstigen Verhältnissen glaubten durchführen zu können.

Auch heute umhüllte uns dichter Nebel, da wir nach prächtiger Kletterei den Gipfel des Schreckhorns erreichten. Als wir uns aber dann im Abstieg durch das Couloir befanden, welches zwischen Schreckhorn und Lauteraarhorn zum Schreckfirn hinabzieht, da riß plötzlich der Nebel entzwei und vor uns stand die Fiescherwand, unnahbar steil, in blauschwarze Schatten getaucht und umbrandet von gespenstischen Wolkenfetzen. Das war der letzte Blick, den ich im Jahre 1929 auf die Wand geworfen habe. Dann schloß sich wieder der Wolkenvorhang, der Regen begann zu fließen.

Als wir andern Tags von Grindelwald abreisten, da waren die Bergesflanken von grauen Wolken umhangen. Hin und wieder lugte ein Sonnenstrahl aus ziehenden Nebeln und huschte kosend über glitzernde, weiß bezuckerte Bergesflanken: Neuschnee war gefallen bis weit herab in die Waldregion. Da wurde uns der Abschied nicht schwer, das eine aber wußten wir, daß wir wiederkommen werden und daß die Wand dann fallen würde.

* * *

Ein Jahr war verstrichen, da befand ich mich wieder auf der Fahrt ins Berner Oberland; mein Begleiter war auch diesmal Freund Tillmann. Ein sonnendurchfluteter Tag sah uns auf dem Gipfel des Wetterhorns. Wieder war es die Fiescherwand, die unter all den kühnen Bergesformen im Umkreis den Blick mit dämonischer Gewalt auf sich zog. Da wußten wir, daß wir der Wand verfallen waren; wir waren aber auch überzeugt, daß wir diesmal Sieger bleiben würden.

Am Tag darauf stiegen wir vom Unteren Grindelwaldgletscher über schrofige Grashänge empor zum Zäsenberg. Wir genossen einen der schönen Tage, wie sie der Herbst so gerne beschert. Wir trugen uns mit der Absicht, am Nachmittag noch einen günstigen Biwakplatz auszukundschaften, dann emporzusteigen zu der Wand, um den Einstieg zu erkunden und daraufhin wieder zurückzukehren zu unserem Schlafplatz. Doch es sollte nur beim Vorsatz bleiben. Während wir nach einem grasigen Biwakplatz Umschau hielten, hörten wir ein gellendes Pfeifen und sahen zwei Murmeltiere unter einen mächtigen Felsblock verschwinden. Da kam uns mit einemmal die Idee, diese „Mankei" zu fangen. Wir warfen unser Gepäck ab und fingen an Schutt und Gesteinstrümmer beiseite zu räumen. Doch je tiefer wir gruben, desto weiter verkrochen sich die Tiere. Als wir dann endlich die sich verzweifelt zur Wehr setzenden „Mankei" aus ihren Löchern hervorgezerrt, photographiert und wieder in Freiheit gesetzt hatten und als ich dann weiterhin Tillmanns Bißwunden verarztet hatte, die er im Kampfe mit den Tieren davongetragen hatte, da war der Tag zu Ende; an eine Erkundung der Wand war nicht mehr zu denken. Wir suchten uns schleunigst einen geeigneten Biwakplatz.

Die Fieſcherwand von Bäregg aus geſehen

Erklärung der Anſtiegsſkizze

..... = Weg Amſtutz-v. Schumacher: Der Anſtieg erfolgt über die gewaltige, faſt 1000 m hohe Rippe, welche vom Punkt 3802 des Hauptkammes in nahezu gleichmäßiger Neigung von 65° zum Grindelwalder Fieſcherfirn niederſtreicht. Der unterſte Sporn wird über ſteile Eiszungen zur Linken umgangen, dann in der rechten Flanke angeſtiegen, bis ſich die Rippe zu einer ſchmalen Gratkante verjüngt. Über dieſelbe und einen anſchließenden ſteilen Eisgrat zur plattigen Schlußwand. Nach Überwindung derſelben wird P. 3802 weſtlich des Gipfels erreicht.

------ = Weg Tillmann-Welzenbach: Der Einſtieg (1) erfolgt am Fußpunkte der dritten Rippe von rechts, wobei als erſte Rippe die von P. 3802 niederziehende Hauptrippe bezeichnet wird, über welche der Weg Amſtutz-v. Schumacher emporführt. Die links (öſtlich) der dritten Rippe eingelagerte Firnrinne wird ſchräg nach links anſteigend überſchritten und die vierte Rippe gewonnen (2). Auf dieſer Rippe empor, bis ſie ſich in einer unter 70° geneigten Plattenzone verliert (3). Unter dieſer Zone quert man über ſteile Eisfelder weiter ſchräg nach links empor auf die fünfte Rippe (4), welche die Plattenzone links begrenzt. Dieſe fünfte Rippe wird über ſehr ſteilen Fels bis zu einem ſtark geneigten Eisfeld an ihrem oberen Ende verfolgt (5). Schräg rechts anſteigend gewinnt man über dieſes Eisfeld und einen ſchmalen Felsgürtel den Beginn der Firnwand (6). Unter der die Wand krönenden Eisbarre zieht links der Gipfelfallinie ein kleiner Hängefirn als Rampe nach rechts gegen den Gipfel empor. In direktem Anſtieg ſtrebt man dem unteren Ende dieſer Eisrampe zu (7) und ſteigt über ſie gegen den Gipfel empor. Der Nordoſtgrat wird 30 m unterhalb des höchſten Punktes betreten und über ſeine Firnſchneide und einige anſchließende Felſen der Gipfel erreicht (8).

Nachdem wir den Rest des Abends mit Abkochen und Essen verbracht hatten, schliefen wir bald recht und schlecht, so wie es eben in einem behelfsmäßigen Biwak möglich ist.

Spät, eigentlich viel zu spät für ein so großes Unternehmen, wie wir es beabsichtigten, verließen wir am Morgen des 5. September unseren Schlafplatz. Freund Tillmann erklärte, die Nacht gehöre zum Schlafen und nicht zum Herumstolpern in unwegsamem Gelände. So war es 5 Uhr 15 Min. geworden, bis wir vom Biwakplatz aufbrachen, und 7 Uhr 15 Min., bis wir am Fuße der Wand anlangten.

Wieder, wie schon im vergangenen Jahr, stand die Mauer vor uns in ihrer abweisenden Steilheit, doch viel vertrauter war uns heute schon ihr Anblick. Hatten wir sie ein Jahr vorher mit Grauen betrachtet, so beäugten wir sie heute mit kühler Sachlichkeit. Bald glaubten wir dann auch mit dem Auge einen gangbaren Weg ausfindig gemacht zu haben.

Die felsige Basiszone der Wand ist in eine Reihe von Vertikalrippen gegliedert. Wenn wir am Fußpunkte der dritten Rippe von rechts[1]) in die Wand einstiegen, so mußte es uns gelingen, von hier über einen steilen Firnhang nach links die vierte Rippe zu gewinnen, welche oberhalb einer außerordentlich steil geneigten Eiswand mit etwas flacherer Neigung ansetzt. Über diese Rippe konnten wir dann emporsteigen, bis sie sich in fast senkrechten Plattenschüssen verliert. Hier galt es über eisbedecktes Felsgehänge weiter nach links auf die fünfte Rippe zu queren, welche als steile, aber offenbar gut griffige Kante gerade emporzieht zu einem links der Gipfelfallinie in die Wand eingelagerten Eisfeld. Gelang es dann dieses Eisfeld nach rechts zu queren und den hier sperrenden Wandgürtel zu durchsteigen, so war die firnige Gipfelwand erreicht und damit der Weg zum Gipfel frei. Glückte uns dieser kühne Weg durch die stolze Wand, so war eines der größten Probleme der Berner Alpen gelöst.

Nun gab es kein Zaudern mehr. Ohne weiteres Besinnen stiegen wir über den Lawinenkegel zum Bergschrund empor. Wir überschritten ihn auf einer guten Brücke am Beginn der dritten Rippe, dann standen wir in der Wand. Um möglichst rasch vorwärts zu kommen, gingen wir zunächst noch ohne Seil. Die Knöchel bogen sich, daß sie schmerzten, die Steigeisen krallten sich ins harte, steile Eis. Schräg nach links stiegen wir empor. Nur hin und wieder ritzte ein Pickelhieb das Eis, raschelnd kollerten die Splitter zur Tiefe und verschwanden im weitklaffenden Bergschrund am Fuße der Wand. Freund Tillmann, der als erster vorausging, war bald hinter einer aus dem Eise vorspringenden Felskante meinem Blick entschwanden. Als ich um die Ecke bog, sah ich ihn am Grunde der steilen engen Eisrinne, welche zwischen der dritten und der vierten Rippe herabzieht, in einer grottenartig aus dem Eise ausgehöhlten Gufel sitzen. Über morsches splitteriges Eis querte ich in die Gufel hinein. Eng zusammengedrängt in dem kleinen Loch legen wir das Seil an.

Ein schmales Gesimse, aus brüchigem Fels, welches nach links aus der Rinne hinausführt, ermöglichte den Weiterweg zur vierten Rippe. Über Eis und Fels stiegen wir empor bis sich die Rippe in den fast senkrechten Plattenlagen der Mittelzone verliert. Hier wiesen abschüssige Eisfelder nach links gegen die fünfte Rippe, welche als ausgeprägte vorspringende Kante diese Plattenzone durchzieht. Ohne Stufen, lediglich auf die Kraft unserer Knöchel und die Güte der Steigeisen vertrauend, traten wir den schweren Gang an. Immer steiler und immer schlechter wurde das Eis. Nach einigen Seillängen vertrugen unsere Knöchel die wachsende Beanspruchung nicht mehr. Eine Zone von sprödem, muschelartig ausgehöhltem Wassereis mußte von Tillmann in mühsamer Stufenarbeit überwunden werden, dann endlich war die fünfte Rippe erreicht.

Sie baut sich als außerordentlich steile, aber gut griffige Kante auf. Gerade wegen

[1]) Als erste Rippe ist die vom Punkt 3802 zum Grindelwald-Fieschergirn niederstreichende Hauptrippe anzusehen, über die der Anstieg Amstutz-v. Schumacher emporführt.

ihrer Steilheit war ſie faſt vollkommen ſchneefrei. Hier legten wir unſere Eiſen ab und ſtreben dann in prächtiger Kletterei empor. Es ging ſchon gegen Mittag, als wir endlich am Ende der Rippe anlangten und am Beginn des ſteilen Eisfeldes ſtanden, das hier in die Wand eingelagert iſt. Über uns wuchſen Fels und Eis in unnahbarer Steilheit zu ſchwindelnden Höhen empor. Nur nach rechts ſchien der das Eisfeld begrenzende Felsgürtel einen Durchſtieg zu ermöglichen.

Nun übernahm ich den Vortritt, um Tillmann, der bisher geführt hatte, zu entlaſten. Stufenſchlagend ſtieg ich ſchräg nach rechts gegen das Felsbollwerk empor, welches dieſes Eisfeld abſchließt. Vorſichtig ſicherten wir Seillänge um Seillänge; nur langſam war unſer Vordringen. Dieſe Querung war die einzige ſteinſchlaggefährdete Zone im Verlauf der Tur. Durch die Tageswärme begannen ſich aus den höhergelegenen Wandpartien die Steine zu löſen und flogen pfeifend über die ſteile Firnfläche an uns vorbei, um wenige Seillängen unterhalb in den Abſtürzen der Mittelzone zu verſchwinden.

Allmählich rückten die Felſen näher; auf Firnbändern und durch Eisrinnen gelang es uns den ſperrenden Wandgürtel zu überwinden, dann ſtanden wir auf einem kleinen, abſchüſſigen Felsblock am Beginn der Firnwand. Hier ſchalteten wir die erſte kurze Raſt des Tages ein. Wir waren froheſter Stimmung, ſchien doch nun das Schwerſte überwunden zu ſein, der Weg zum Gipfel lag frei vor uns. Doch unſere Freude ſollte nicht allzulange währen. Hinter Mönch und Eiger ſtiegen ſchwarze Gewitterwolken empor und auch über dem Gipfel des Fieſcherhorns begann ſich eine Wolkenhaube zu ſtülpen.

Eiligſt machten wir uns wieder auf den Weiterweg, um noch möglichſt vor Eintritt des ſchlechten Wetters den Beginn der Firnrampe zu erreichen, welche unter der die Wand krönenden Eisbarre nach rechts gegen den Gipfel emporzieht. Der Schnee, welcher im unteren Teil der Firnwand von guter Beſchaffenheit war, wurde mit zunehmender Höhe immer ſchlechter. Teils war er ſo morſch, daß der Fuß bei jedem Schritt einbrach, teils bedeckte er als eine nur dünne Schichte das darunterliegende Eis, ſo daß in ermüdender Arbeit Stufen geſchlagen werden mußten, um dem Fuß einen ſicheren Stand zu verſchaffen. Zu allem Überfluß ſtellte ſich nun noch eine heftige Gewitterböe ein. Nebel umhüllte uns und mit einem Male begann es heftig und in dichten Graupeln zu ſchneien. Der in den oberen Wandteilen gefallene Schnee floß in Bächen über die Wand herab und füllte jede friſch geſchlagene Stufe im Augenblicke wieder zu.

Mühſam arbeiteten wir uns im Schneetreiben empor. Als wir endlich das untere Ende der Eisrampe erreichten, ließ der Schneefall nach, die Nebel hoben ſich, ſogar ein kurzer Durchblick auf ein Stückchen blauen Himmels wurde frei.

Durch eine ſteile Eisrinne ſtiegen wir empor und gewannen den Beginn der Rampe. In ermüdender Einförmigkeit ging's über dieſe hinan. Es ſchien uns, als wollte die Wand kein Ende mehr nehmen. Alle zwei Seillängen wechſelten wir im Vortritt, wir waren ſchon zu müde, als daß einer von uns länger hätte die Führung beibehalten können. An den Bergen im Umkreis beobachteten wir unſer Vordringen; wenn wir dann nach geraumer Zeit wieder unſeren Standpunkt prüften, ſo ſchienen wir kaum höher gekommen zu ſein. Endlich war die Höhe des Punktes 3802 erreicht, auf dem unſer Anſtieg vom vergangenen Jahre ſein Ende gefunden hatte. Nun wurde die Wand zuſehends ſchmäler. Wir ſchätzten noch eine Höhe von 200 *m* bis zum Gipfel, dann 150 *m*, 100 *m*, 50 *m*. Nun entſchloſſen wir uns, anſteigend nach links zum Nordoſtgrat hinauszuqueren, der als ſcharfe Schneide zum Gipfel emporzieht.

Kaum hatten wir den Grat betreten, da fiel uns der Sturmwind, vor dem wir in der Wand geſchützt geweſen waren, mit aller Macht an. Es koſtete uns noch eine letzte große Überwindung, um uns die wenigen Seillängen emporzukämpfen, die zum

Gipfel führten. Um 7 Uhr 30 Min. abends betraten wir den höchſten Punkt, gerade als der letzte Schimmer des Tages hinter brauenden Nebelſchwaden verglomm.

Es war keine frohe und geruhſame Raſt, die wir hier am ſturmumpeitſchten Gipfel verlebten; nur wenige Minuten hielten wir uns auf, zogen einige wärmende Kleidungsſtücke an, um uns vor der ſchneidenden Kälte des Sturmwindes zu ſchützen, dann machten wir uns im nächtlichen Dunkel an den Abſtieg über die ſteilen Firnſchneiden des Norweſtgrates. Wir ſahen nicht die gähnende Tiefe zu beiden Seiten des Grates, wir achteten nicht der ſchwindelnden Ausgeſetztheit unſeres Weges, nur ein Gedanke beſeelte uns: „Hinunter!" Taſtend verfolgten wir in der Dunkelheit unſeren Weg, denn an ein Entzünden der Laterne war bei dem heftigen Sturm nicht zu denken. Hin und wieder wieſen uns alte, ausgeſchmolzene Spuren den Weiterweg.

Endlich wurde das Gelände flacher. Wir kamen zu jener ſanft gewölbten Firnkuppe, auf welcher unſer Anſtieg im vorigen Jahre geendet hatte (Punkt 3802). Der Sturm hatte inzwiſchen etwas nachgelaſſen und die ſchwarze Wolkendecke begann ſich zu lichten, der Mond lugte durch das zerriſſene Gewölk und ließ geſpenſtiſche Lichter über die weißen Flächen der Gletſcher tanzen.

Wir verfolgten eine ſchwach erkennbare Spur weiter gegen Weſten, über einen ſteilen Firnhang ging's hinab zum Fuße des Walcherhorns und im Bogen ſüdwärts um dieſes herum zum oberſten Firnbecken des Ewig-Schneefeldes, das nordwärts emporzieht gegen die beiden Mönchjöcher.

Den Marſch über das Ober-Mönchjoch zum Jungfraujoch hatten wir vom vergangenen Jahr her noch in übler Erinnerung. Wir entſchloſſen uns deshalb, dieſesmal das weſentlich niedrigere Unter-Mönchjoch als Übergang zu wählen, von dem aus wir in kurzer Zeit die Berglihütte zu erreichen hofften.

In eintönigem Trott ſtapften wir die weite, flache Firnfläche empor, gegen eine niedere Einſattelung im rechten Begrenzungskamm, welche wir im fahlen Zwielicht der Nacht als das Unter-Mönchjoch zu erkennen glaubten. Der Mond hatte ſich wieder hinter ſchwarzen Wolken verkrochen, dafür erhellte fernes Wetterleuchten hin und wieder das nächtliche Dunkel.

Näher und näher rückten wir der genannten Einſattelung, ohne daß wir die erhofften Spuren früherer Partien fanden. Wir zweifelten ſchon, ob wir am richtigen Wege ſeien, da trafen wir mit einemmal eine breit ausgetretene Traſſe, wir verfolgten ſie über einen kurzen Firnhang empor, dann ſtanden wir auf der flachen Einſattelung des Unter-Mönchjochs.

Über Firnhalden ſprangen wir jenſeits hinab, ein Firnrücken folgte, ein blockiger Felsgrat, dann ſahen wir mit einem Male wenige Meter unter uns das Dach der Berglihütte, im nächtlichen Dunkel auftauchen. Um 11 Uhr 15 Min. abends überſchritten wir die Schwelle der Hütte, genau 18 Stunden nach unſerem Aufbruch vom Biwak.

* * *

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel als wir in föhniger Hitze andern Tags von der Berglihütte durch die Eisbrüche hinab zum Grindelwald-Fieſcherfirn ſtiegen. Wir überquerten ihn durch aufgeweichte Schneeſümpfe gegen den dunkeln Felsrücken des Zäſenberges, wo wir unſere Biwakausrüſtung abzuholen gedachten.

Wieder ſtand die Fieſcherwand vor uns, in ihrer gewaltigen Größe, wieder betrachteten wir ihre Runſen und Rinnen, ihre Plattenwände und Eisfluchten. Diesmal aber nicht mit dem Auge des Suchenden, der ihre Geheimniſſe zu ergründen trachtet, ſondern mit dem Auge des Wiſſenden, den die ſtolze Befriedigung erfüllt, die Rätſel dieſer Wand gelöſt zu haben.

Primör

Geschichtliche Bemerkungen zur Palakarte

Von Prof. Otto Stolz, Innsbruck

Allbekannt ist in den Kreisen der deutschen Bergfreunde die landschaftliche Schönheit der Dolomiten: ihre ebenso kühnen wie vielgestaltigen und feingegliederten Felsbauten, die aus weiten Wald- und Wiesenböden in den blaueren Himmel des Südens ragen. Und kaum eine der Teilgruppen der Dolomiten zeigt diese ihre Eigenart in Form und Farbe zu so mächtiger Wirkung wie die Palagruppe. Seit den Zeiten ihrer ersten Erschließung bis zur jüngsten Gegenwart war diese Gruppe ein bevorzugtes Ziel der deutschen Bergsteiger und Wanderer; die neue, diesem Bande der Zeitschrift beigegebene Spezialkarte der Palagruppe dürfte daher vielen willkommen sein.

Staatlich gehört das Gebiet der Palagruppe, wie es auf dieser Karte dargestellt ist, heute und zwar seit dem Jahre 1919 ausschließlich dem Königreich Italien an. Mancher wird sich fragen, ja konnte der Alpenverein in dieser Zeit seine Kartenzeichner in jenes Gebiet bringen und konnten diese dort arbeiten. Nun das ist allerdings nicht so der Fall, sondern die Karte ist bereits vor mehr als einem Jahrzehnt angefertigt worden. Im Jahre 1918, da während des großen Krieges das gesamte Gebiet der südöstlichen Alpen im Besitz der österreichisch-deutschen Kriegsmacht gewesen ist, hat Herr Ingenieur Leo Aegerter in der Palagruppe geweilt und auf Grundlage der ältern Aufnahmen des Österreichischen Militärgeographischen Instituts im Auftrage des Alpenvereins die neue Karte gezeichnet. Herr Aegerter hat hernach auch das schöne Relief der Palagruppe geschaffen, das im Alpinen Museum in München ausgestellt ist. Infolge anderer dringender kartographischer Aufgaben (Brennerkarte 1920) und dann der widrigen finanziellen Verhältnisse konnte die Karte nach dem Kriege nicht sofort herausgebracht werden und sie fiel — wie auch die andern noch viel bedeutenderen, vom Verwaltungsausschuß München nachher begonnenen kartographischen Arbeiten — sozusagen als Erbschaft dem Verwaltungsausschusse Innsbruck (seit 1929) zu. Der Hauptausschuß war nun mit der Mehrheit seiner Mitglieder der Meinung, daß diese Karte der Palagruppe mit Rücksicht auf die im Jahre 1918/19 in jenem Teil der Alpen vor sich gegangene politische Veränderung nicht als Beilage zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins, sondern als Einzelstück herauszugeben sei. Die Hauptversammlung 1929 hat aber diese Bedenken zurückgestellt und die Herausgabe der Karte im Rahmen der Zeitschrift beschlossen. Daher scheint es geboten, die volklichen und staatlichen Verhältnisse dieses Gebietes einerseits in ihrer geschichtlichen Entwicklung und andrerseits in ihrer gegenwärtigen Lage gerade bei Gelegenheit der Herausgabe dieser Karte hier kurz auseinanderzusetzen. Denn der Deutsche und Österreichische Alpenverein will die Alpen nicht bloß als einen beliebigen gebirgigen Teil der Erdoberfläche, sondern — wie seine neuen Satzungen sagen — auch als einen Teil der „deutschen Heimat", d. h. als einen Teil des gesamten deutschen Volksgebietes erfassen und er will seine Mitglieder lehren, auch unter diesem Gesichtspunkt die Alpen zu betrachten.

Die neue Karte der Palagruppe zeigt keine politische Grenzlinie an. Wäre die Karte vor dem Kriege erschienen, so würde durch sie und zwar auf der westlichen Seite und in der Hauptsache über den Stock der Palagruppe eine Grenze gezogen sein, näm-

lich die Staatsgrenze zwischen der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Lande Tirol einerseits und dem Königreiche Italien andererseits. Diese Grenze hat schon seit dem 14. Jahrhundert unverändert als Landesgrenze von Tirol bestanden und weist so in entlegene Zeiten der Geschichte zurück. Des Näheren würde diese Grenze auf unserer Karte von Norden nach Süden über folgende Punkte laufen:

Vom Passo Venegia über den Hauptkamm der Pala (Mulaz und Cimone), dann quer über das Alto Piano delle Pale nach Osten vom Hauptkamme abspringend, über den Passo Canali zurück zur Croda Grande und zur Pala di Madonna, von da herab in das Tal von Miß-Sagron, wo unsere neue Palakarte im Süden endigt. Jene alte Landesgrenze geht dann weiter hinauf auf den Piz Sagron und über die westwärts anschließende Bergkette zur Schlucht des Val Schenere, welche das Primörtal gegen Süden abschließt.

Die ostwärts von dieser Grenze liegenden und die östliche Hälfte unserer Karte ausfüllenden Talgebiete von Agordo und Falcade haben auch politisch stets zu Italien, zuerst zur lombardischen Grafschaft Feltre und dann zur Republik Venedig, von 1815—1866 zur österreichischen Provinz Venetien gehört, und sollen uns hier daher nicht näher beschäftigen. Am westlichen Rande zeigt unsere Karte Teile des Tales Primör oder italienisch Primiero, insbesondere die kleine, aber in der Touristenwelt sehr bekannte Ortschaft S. Martino, den Hauptort Fiera di Primiero und die anderen Ortschaften des Tales allerdings nicht. Weiters zeigt unsere Karte nördlich des Rollepasses ein kleines Stück vom obersten Travignolotale, das sich zum Fleimstal (Val Fiemme), dem mittleren Teil des Avisiotales, öffnet. Wirtschaftlich, nämlich hinsichtlich des Almenbesitzes, und auch politisch hat aber auch dieses Almgelände nördlich des Rolle seit alters zu Primör gehört, was auch heute noch gilt. Da das Fleimstal politisch also gar keinen Anteil an der Palagruppe hat, soll auch über dieses hier nicht näher gesprochen, sondern nur betont werden: Politisch hat es stets zum geistlichen Fürstentum Trient gehört und war daher mit diesem der Grafschaft Tirol staatsrechtlich angegliedert. In volklicher (nationaler) Hinsicht waren und sind die Bewohner des Fleimstales, ebenso wie jene des obersten Teiles des Avisiotales oder des Fassatales, Ladiner; noch bei der von der italienischen Regierung im Jahre 1921 durchgeführten Volkszählung haben sich große Gemeinden des Fleimstales wie jene von Moena und Ziano, sowie das ganze Fassa zur ladinischen Sprache bekannt.

Nur das Tal von Primör (Primiero), das sich im Westen der Palagruppe am engsten an deren Felsbauten anschließt und die wichtigsten Ausgangspunkte zu jenen in sich greift, also das eigentliche Haupttal der Palagruppe darstellt, soll hier geschichtlich näher betrachtet werden. Aber nicht nur wegen dieser seiner Raumlage, sondern auch aus folgendem Grunde: Primör hat seit dem 14. Jahrhundert bis 1918 ununterbrochen und unmittelbar zum Lande Tirol und damit zum alten deutschen Reiche und zu Österreich gehört und überdies im Laufe dieser Zeit zu seiner romanischen Grundbevölkerung sehr starke deutsche Einschübe erhalten, so starke, daß längere Zeit hindurch das Tal dem Volkstum und der Sprache seiner Einwohner nach deutsch-romanisch gemischt gewesen ist.

Die politisch-geographische Lage und Ausdehnung von Primör als eines eigenen Verwaltungs- und Gerichtssprengels ist sehr eigenartig. Primör ist in der Hauptsache das oberste, nordsüdlich gerichtete Talgebiet des Flusses Cismone samt dessen Nebenaste Vanoi und wird vom untern südlichen Teil des Cismonetales durch die enge Schlucht des Val Schenere sehr auffallend getrennt. Dieser südliche Teil des Cismonetales mit Fonzaso als Hauptort hat immer zur Grafschaft Feltre und dann zu Venetien gehört und vereinigt sich unterhalb Covelo mit dem untern,

venezianischen Brentatale. Jenes politisch-geographische Gebiet von Primör umfaßt die Ortsgemeinden Imer, Mezzano, Transaqua, Fiera di Primiero, Tonadico, Siror, Miß-Sagron, ferner im Vanoital Canal San Bovo und Val Cauria. Die Orte liegen in einer Höhenstufe von 600 bis 1100 *m* über dem Meer und zählen zusammen etwa 11 000 Einwohner. Die Gebirge, welche in einer durchschnittlichen Höhe von 2500 bis 3100 *m* die Täler von Primör umgeben, haben an ihrem nördlichen Umbuge eine tiefe Einsenkung, den Rollepaß mit 1984 *m*, der von Primör in das Fleimstal führt. Die Almgegend unmittelbar nördlich des Rolle hat, wie bereits erwähnt, politisch und wirtschaftlich auch zu Primör gehört, obwohl sie sich zum Fleimstal absenkt. Diese Ausdehnung hat Primör als eine uralte Großgemeinde oder Markgenossenschaft und als eigener Gerichts- und Verwaltungssprengel immer, soweit wir in der Geschichte zurückblicken können, gehabt, als solcher wurde es im 14. Jahrhundert dem Lande Tirol einverleibt und hat sich in dieser Größe auch weiterhin behauptet. Da aber das untere Talgebiet des Cismone mit Fonzaso nie zu Tirol gehört hat, war Primör auf dem Talwege, durch die Schlucht des Cismone, mit Tirol nicht verbunden. Sondern das war nur vom Gebirge her der Fall, nämlich einerseits von der tirolischen Valsugana her durch das Gebiet von Tesino über den Paß von Brocon und andrerseits vom Fleimstal über den Rollepaß. Diese Pässe haben aber bis ins 19. Jahrhundert, ebenso wie das untere Cismonetal nur Saumwege gehabt, erst in den Jahren seit 1870 wurden auf allen drei Linien neue Fahrstraßen gebaut, von welchen aber jene über den Rolle im Winter vom Schneebelag nicht offengehalten wird. Es hat auch im Gebirgslande Tirol kein Talgebiet und keinen Verwaltungssprengel von dieser Ausdehnung und Bevölkerungszahl gegeben, der als Ganzes so lange gegenüber der Außenwelt und dem übrigen Landesgebiet in einer so mangelhaften Verkehrsverbindung und dadurch bedingten Abgeschlossenheit verharrt hat. Dieses Primör ist so wirklich ein Ländchen für sich gewesen. Infolge der heutigen Entwicklung des Kraftwagenverkehres ist das alles anders geworden, die kürzeste Zugangslinie von Norden, also für den deutschen Bergwanderer, führt in die Palagruppe natürlich von Bozen bzw. Neumarkt ins Fleimstal und von da über den Rollepaß nach St. Martino. Dem Verkehrszustande nach darf also die Palagruppe fast als ein Anhängsel des Dolomitengebietes und Etschlandes von Deutschsüdtirol gelten.

Als *besiedelte Gegend* wird das Tal von Primör zum ersten Male im 12. Jahrhundert unter dem Namen „Primeja, Primerium" erwähnt und zwar in jenen Urkunden, mit welchen die deutschen Kaiser Konrad III. im Jahre 1140 und Friedrich I. 1179 die Grafschaft Feltre dem dortigen Hochstift verliehen und Papst Luzius im Jahre 1184 diesen Besitz bestätigt haben. Jedenfalls war Primör damals schon längst bewohnt und hat auch schon früher *politisch* zur Grafschaft Feltre gehört[1]). Diese war ein Unterſprengel des langobardisch-italienischen Königreiches, das bekanntlich im 6. Jahrhundert gegründet und neuerdings im 10. in einer Art Personalunion mit dem deutschen Kaiserreich verbunden worden ist. Die deutschen Könige und Kaiser aus dem staufischen Hause haben dann eben die Grafschaft Feltre dem dortigen Bischof übertragen, eine Maßnahme, die damals in den Alpenländern und auch sonst aus Gründen der Reichspolitik recht häufig getroffen worden ist. Als im Jahre 1264 der Bischof von Feltre die Ausübung der Amtsgewalt in der Grafschaft einem weltlichen Geschlechte, den Herren von Camino zu Lehen gab, da hat er ausdrücklich das Gericht Primör (Potestaria et districtus Primei) ausgenommen und zu seiner mehr unmittelbaren Verfügung vorbehalten. Die Talgemeinde scheint unter dem Bischof eine ziemliche *Autonomie* (Selbstverwaltung) besessen zu haben, Verhältnisse, die wir auch sonst bei den großen Talgemeinden im romanischen Alpengebiet wie in Ampezzo und Fleims beobachten können. Laut einer Urkunde vom

Jahre 1273 bildete das ganze Tal Primeium eine Großgemeinde (comune) mit einem eigenen Rat (consilium) und eigenen Statuten, an welche der Amtmann des Bischofs bei der Rechtspflege gebunden war. Dieser Rat bestand aus den Vorstehern der vier Untergemeinden (Columelli oder Regole), die Vorsteher hießen Marzolli, angeblich weil sie im März eines jeden Jahres neu gewählt wurden. Eine ausführliche Niederschrift der Statuten liegt aus dem Jahre 1367 vor. Danach war auch die Nutzung der Wälder und Weiden zum Teil innerhalb der Großgemeinde nach Art einer Markgenossenschaft gemeinsam, erst im Jahre 1868 wurde dieser Gemeindebesitz der alten Gesamtgemeinde (Comunità generale) von Primör aufgelöst und den einzelnen politischen Gemeinden zugeteilt, zu welchen die älteren Untergemeinden schon lange erwachsen waren.

Diese Selbständigkeit der Talgemeinde Primör zeigt auch ein Vertrag, den sie (totum comune de Primeio) vertreten durch Herrn Albertus de Zorzeto de villa Imerii im Jahre 1303 mit der Talgemeinde F a ſ ſ a oder Fascha (comunitas hominum de terra de Fascia) geschlossen hat und in welchem sich beide Gemeinden — vorbehaltlich der Zustimmung ihrer beiderseitigen Landesherren, des Bischofs von Brixen für Fassa und des Bischofs und Grafen von Feltre für Primör — gegenseitig Schutz und Sicherheit „in der Ebene wie im Gebirge" für alle ihre Angehörigen im Gebiete des anderen Vertragsteiles versprechen. Sollte ein Angehöriger des einen im Gebiete des anderen Vertragsteiles einen Schaden an Sachen oder Tieren erleiden, so soll ihm dieser von der letzteren Gemeinde vergütet werden. Die Angehörigen beider Gemeinden können in deren Gebieten wechselseitig sicher mit ihrer Person und ihrem Besitz kommen, bleiben und Almen beziehen (montegare super montes). Flüchtlinge von der einen Gemeinde dürfen im Gebiete der anderen sich aufhalten, bis sie durch ein amtliches Schreiben von ersterer verlangt werden. Repressalien wegen Schulden zwischen den Angehörigen beider Gemeinden sollen nicht angewendet werden, sondern der Gläubiger soll vorher versuchen im ordentlichen Rechtswege seine Forderung durchzusetzen. Die Angehörigen beider Gemeinden sollen gegenseitig für ihre Sachen und Kaufmannswaren (merchata) im Gebiete der anderen Gemeinde zollfrei sein. Die Gemeinden sollen in ihren Gebieten nicht den Aufenthalt von Leuten dulden, welche der anderen Gemeinde Schaden zugefügt haben und sich gegenseitig Mitteilung machen, wenn sie von geheimen Anschlägen gegen die Nachbargemeinde etwas hören. Aus diesen Bestimmungen ersieht man, daß zwischen Primör und Fassa und jedenfalls auch Fleims über die Hochpässe hinweg damals ein ziemlich reger Verkehr an Menschen, Tieren und Gebrauchswaren bestanden hat. Das Fassa ist bekanntlich das heute noch ganz von Ladinern bewohnte oberste Tal des Avisio, das ehemals der landesfürstlichen Gewalt des Bischofs von Brixen unterstanden ist; es hängt mit dem Gebiete des Gerichtes Primör nur im Hintergrund des Pellegrinotales unmittelbar zusammen, die Talwege von Fassa über Moena und Predazzo zum Rollepaß und nach Primör führten durch das Gebiet des Hochstiftes Trient. Einen ähnlichen Vertrag auf gegenseitigen Schutz hat die Gemeinde Fassa um dieselbe Zeit (im Jahre 1298) mit den Herren von Völs, welche die Gerichtsgewalt im Gerichte Steinegg unter der Hoheit der Landesfürsten von Tirol innehatten, geschlossen. Jenes Gericht umfaßte das Eggental, das von Bozen aus gegen den Rosengartenkamm emporzieht. Man bemerkt, diese Dolomitentäler sind schon frühe über die höchsten Gebirgskämme hinweg längs der tiefen Sättel, welche diese durchbrechen, miteinander in politische Verbindung getreten. Es wurden so oberste Talgebiete von ganz verschiedenen Flußläufen, in diesem Falle vom Bozner Etschtal über das Avisio zum Brentatal zusammengefaßt, die territoriale Entwicklung strebte also damals auf eine Vereinigung im Innern des Gebirges und auf eine Loslösung desselben von der benachbarten Ebene, nicht auf eine Verknüpfung der Ebene mit den zunächst liegenden Abschnitten.

des Gebirges. Das war ja auch der beherrschende Zug in der Raumbildung des Landes Tirol im Ganzen gewesen. Mit der Talgemeinde Fleims hat jene von Primör im Jahre 1324 einen Vertrag geschlossen, auf daß diese dem Cangrande della Scala, Fürsten von Verona, verwehre, mit Truppen durch ihr Gebiet gegen Fleims vorzurücken. Damals war nämlich der Landesfürst von Tirol mit Verona in Feindschaft geraten und das Tal Fleims, das ersterem unterstand, mußte daher fürchten, daß Cangrande einen Vorstoß von Südosten her über Fleims gegen das Herz von Tirol unternehmen würde. Auch das zeigt uns wieder das enge Zusammenstreben dieser inneralpinen Landschaften zueinander im Gegensatz zu den Mächten der Ebene[2]).

Die Landesfürsten von Tirol hatten eben die Vereinigung des Innmit dem Etschtale vollendet, als sie zur Vergrößerung ihrer Macht in südöstlicher Richtung Ausschau hielten. Der Umstand, daß die Grafschaft Tirol seit dem 14. Jahrhundert in dynastische Verbindung mit anderen, sehr mächtigen deutschen Fürstenhäusern trat, hat diesen Zug noch wesentlich verstärkt. So haben der Luxemburger Karl (der spätere Kaiser Karl IV.) und unmittelbar darauf der Wittelsbacher Ludwig, welcher zugleich Brandenburg, Oberbayern und Tirol als Landesfürst beherrschte, das Gebiet der Grafschaft Feltre für längere Zeit besetzt. Dauernd haben dann die habsburgischen Herzoge Albrecht und Leopold von Österreich, die zugleich Landesfürsten von Tirol waren, im Jahre 1373 im Kampfe gegen den Fürsten von Padua das ganze Talgebiet von Primör in Besitz genommen und dort Tiroler Adelige als ihre Hauptleute eingesetzt, im Jahre 1401 die Herren von Welsberg aus dem Pustertal im Lehensverhältnis, das bis in das 19. Jahrhundert Bestand gehabt hat. So ward das Gericht Primör und die übrige Valsugana mit der Grafschaft Tirol und deren Viertel „Welsche Konfinen" vereinigt. Der Herren von Welsberg setzten in Primör ihre Pfleger und Richter ein, bis ins 18. Jahrhundert meistens solche deutscher Volkszugehörigkeit, ihre Amtsverwaltung war natürlich der landesfürstlichen Regierung in Innsbruck unterstellt, andererseits war die Gerichtsgemeinde Primör bei der tirolischen Landschaft durch ihre Abgeordneten vertreten. Im Jahre 1827 hat der österreichische Staat die Gerichtsgewalt in Primör von den bisherigen Lehenträgern, den Freiherren von Welsberg abgelöst und in eigene Verwaltung übernommen, wofür mit dem bisherigen Sitz und dem bisherigen Gebietsumfang ein k. k. Landgericht, bezw. später Bezirksgericht bestellt wurde. Bei der Einführung der Bezirkshauptmannschaften als unterste politische Behörde im Jahre 1867 wurde eine solche auch in Primör errichtet, obwohl die Einwohnerzahl dieses Bezirkes gegenüber der durchschnittlichen Größe eines solchen Amtsgebietes verhältnismäßig gering war. Allein die abgeschlossene Lage an der Reichsgrenze hat hier wie bei Ampezzo die Errichtung eines solchen Amtes veranlaßt.

Auf diese Weise ist also das Gebiet von Primör an der Südostecke des Landes Tirol einem Erker gleich eingebaut worden und seither unverändert bis zum Jahre 1918 geblieben. Demnach läuft seit dem Ende des 14. Jahrhunderts über die Kette der Pala die politische Grenze des Landes Tirol, der österreichischen Erblande und des alten deutschen Reiches gegen die Republik Venedig, dann — von den kurzlebigen Bildungen der napoleonischen Epoche abgesehen — von 1815 bis 1866 des Deutschen Bundes, seit 1866 bis 1918 der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es war dies im staatlichen Gefüge Europas sicherlich eine politische Grenze erster Ordnung. Im Zeitraum von 1815 bis 1866 war diese Grenze zwar innenpolitisch geworden, weil damals Tirol und Venetien beide dem Kaisertum Österreich angehörten; allein Tirol gehörte zugleich auch dem Deutschen Bunde an, während das lombardisch-venezianische Königreich unmittelbar dem Kaisertum Österreich angegliedert war. In den italienischen Einigungskämpfen von 1848—1866 hat übrigens diese Grenze dennoch auch eine militärisch-politische Bedeutung gehabt.

Als Pfarre wird „Primerium" urkundlich zum ersten Male zum Jahre 1206 genannt, hat aber damals als solche schon lange bestanden, „seit unvordenklichen Zeiten" wie es in den amtlichen Verzeichnissen heißt[3]). Jedenfalls ist auch das ein Beweis für das Alter der Besiedelung des Tales. Aber nicht diese Pfarre, die mit dem Sitze in Fiera di Primiero das ganze Tal umfaßte, hat in alter Zeit, soweit bekannt, die reichste Geschichte, sondern der höchste Ort im Tale, der bei 1440 *m* Seehöhe nur 500 *m* unterhalb des Rollepasses, des Überganges in das Fleimstal liegt, nämlich S. Martino di Castrozza. Hier ist schon im 12. Jahrhundert ein Hospiz zur Labung und Herberge für Pilger und andere Wanderer und im Anschlusse daran zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine kleine Niederlassung von Benediktinermönchen errichtet worden. Solche mehr oder weniger klösterliche Hospize sind damals verschiedentlich an den Wegen, die durch das Etschtal und seine Nebentäler von Deutschland nach Italien führen, entstanden, so in Sterzing, Brixen, in Lengmoos am Ritten, in Bozen, in St. Martin in Passeier, in Burgeis und in St. Valentin bei Mals im Vintschgau, in Wald (Senale) und in Romeno am Nonsberg, in Madonna di Campiglio. Mit diesem letzteren Orte am Übergang vom Sulzberg (Val di Sole) nach Judikarien hat das Hospiz und Klösterlein von St. Martino di Castrozza hinsichtlich der landschaftlichen Lage zwischen den großartigsten Bergen der Südalpen, hinsichtlich der geschichtlichen Vergangenheit und der gegenwärtigen Bedeutung dieser Plätze für Fremdenverkehr und Alpinismus eine auffallende Ähnlichkeit. Jene Hospize sollten damals in Höhezeit des Mittelalters den zahlreichen Reisenden, die aus religiösen und anderen Gründen von Deutschland nach Italien und von dort weiter in das Heilige Land strebten, die Reise erleichtern. Dadurch wurden zum ersten Male in den größeren Orten und noch mehr in den Gegenden, wo nur Einzelnhöfe die Einsamkeit der Gebirgstäler unterbrechen, ständige Vorsorgen zur Aufnahme der Fremden getroffen, nicht nur wenn diese begütert, sondern auch wenn sie arm waren und die Gefälligkeit der Bewohner nicht durch Geld gewinnen konnten. Fromme Stiftungen haben meist die Mittel zur Errichtung und Erhaltung dieser klösterlichen Hospize herbeigeschafft und so hat auch jenes zu Castrozza — urkundlich im 13. und 14. Jahrhundert meist „hospitale et monasterium Sanctorum Martini et Juliani in Castrossa (oder Castrugia) vallis Primerii" genannt — seither seinen Besitz an Gütern und Einkünften in Primör und in Valsugana, im Fleims- und im Etschtal bei Neumarkt beträchtlich vermehrt. Die Alpe Rolle hat das Kloster im Jahre 1284 erworben, womit der erste Bergname in dieser Gegend beurkundet erscheint. Gegenüber dem Bistum Feltre, dem das Kloster wie das übrige Primör bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unterstanden hat, war dieses gegen eine jährliche Leistung von 200 Pfund Käse von jeder Steuer befreit. Wahrscheinlich hat auch in Paneveggio am Nordfuße des Rolle ein geistliches Hospiz als eine Filiale von S. Martino, ein anderes am Passo S. Pellegrino am Übergange von Fleims nach Agordo gestanden[4]).

Das Kloster, das übrigens nie von mehr als acht Mönchen bewohnt war, ist im Jahre 1418 durch päpstliche Verfügung in eine einfache Kirchenpfründe unter dem Titel „Priorat" verwandelt worden. Die Herren von Welsberg haben bald das Patronat über dasselbe beansprucht und schließlich auch durchgesetzt. Damals bekleideten diese Würde eines Priors von St. Martin, wie nun diese meist heißt, vorwiegend deutsche Geistliche, später fast immer Mitglieder des Geschlechtes Welsberg selbst. Dieselben residierten aber nicht in der Bergeinsamkeit von St. Martin, sondern ließen sich in geistlicher Hinsicht vom Pfarrer von Primör vertreten, während die Verwaltung der Güter und die Führung des Hospizes verpachtet war. Der Hospitaler hatte für die zahlungsfähigen Reisenden das Wirtsgewerbe auszuüben, jenen, welche sich ihre Speisen selbst bereiten wollen, die hiezu nötigen

Geschirre zu leihen, und allen, die sich im Hause wärmen und trocknen wollen, Zutritt zu gewähren, auch immer Holz zum Einheizen bereit zu halten. Insbesondere den tirolischen und venezianischen Hirten, die mit ihren Herden über den Rolle ziehen, solle er liebreiche Verpflegung und Herberge geben, zur Zeit des Schneefalles mit seinen Leuten das Gebirge durchstreifen, um erschöpften und verirrten Leuten Hilfe zu leisten, auch soll er den Weg über den Paß einhalten. Es sind das die Bestimmungen, welche wir auch sonst für die alten Hospize in den Alpen finden und die in mancher Hinsicht an die Verhältnisse auf unseren heutigen Schutzhütten erinnern. Insbesondere die Rücksichtnahme auf die „Selbstversorger" berührt uns sehr zeitgemäß. Für seine Leistungen an die Hirten hatte der Hospitaler auf St. Martin aber auch das Recht, alle Schafe, die an seinem Hause vorbeigetrieben werden, für sich zu melken, doch hat er für jeden Kübel Milch, den er dabei gewinnt, den Hirten ein Maß Wein zu reichen[5]). Aus diesen Bestimmungen, die im Jahre 1810, gemäß des alten Brauches, neuerdings schriftlich niedergelegt wurden, ersehen wir ebenso wie aus dem bereits mitgeteilten Rechtshilfevertrag von 1303, daß der Verkehr über den Rolle stark auch von inneralpinen Verbindungen ausgegangen ist. Nicht nur daß die Primörer selbst dauernd Almen jenseits des Passes besessen haben, es wurden auch häufig von den Angehörigen einer Talgemeinde im Gebiete einer anderen Almen gepachtet und befahren. Die Berggemeinden der Valsugana hatten während des Winters für ihre Schafherden vielfach Weiderechte in der venezianischen Ebene und umgekehrt besuchten die Leute aus dieser im Sommer die Almen im Gebirge.

Über das sprachliche und volkliche (nationale) Wesen der Bewohner von Primör in früherer Zeit haben wir zwar keine unmittelbaren Nachrichten, aber die Namen der Ortschaften, Täler, Almen und Gebirge und auch die Personennamen in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts sagen uns, daß die ältere Besiedlung des Tales durchaus romanisch und zum Teil noch älter, wahrscheinlich veneto-illyrisch, gewesen ist. Daß in der Völkerwanderungszeit aus dem ebenen Oberitalien geflüchtete romanische Bevölkerungsteile in Primör sich niedergelassen haben, wie ältere Schriftsteller (bes. Rachini) nach der Sage behaupten, ist wohl nicht näher zu erweisen, wenn auch nicht unmöglich. Solange das Gebiet von Primör politisch zu Feltre gehört hat, dürfte seine Bevölkerung in der Hauptsache romanisch geblieben sein. Als aber die Gerichtsherrschaft in den dauernden Besitz des deutschtirolischen Adelsgeschlechtes von Welsberg gekommen war, waren hier in Primör wohl ähnliche Verhältnisse gegeben wie in den anderen Gegenden der Valsugana, wo im 14. Jahrhundert tirolische Adelige die Gerichtsherrschaft von den Landesfürsten erhalten und in manchen bisher wenig besiedelten Gegenden wie bei Persen (Pergine), im Fersental und am Berge von Rundschein (Roncegno) deutsche Bauern zur Urbarmachung und Bewirtschaftung des Bodens dauernd angesiedelt haben. Allein in die Archive, welche über einen solchen Vorgang Auskunft geben könnten, habe ich nicht Einblick gewonnen und so bleibt dies eine Vermutung. Die Amtleute, welche die Herren von Welsberg in Primör damals einsetzten, waren damals und bis ins 17. Jahrhundert vielfach Deutsche, was man an ihren Namen und an ihrem in deutscher Sprache abgefaßten Schriftenverkehr erkennt[5a]).

Das Gebiet von Primör hat aber für seine neuen Herren auch unter anderen Gesichtspunkten eine wirtschaftliche Anziehungskraft entfaltet, nämlich hinsichtlich Bergbau und Holzgewinnung. Die Nachrichten über den Bergbau in Primör beginnen erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, Inhaber des Bergregals war hier wie überall in Tirol der Landesfürst, der gegen gewisse Abgaben den Abbau der Erze an die Gewerke verlieh und zur Wahrung seiner Rechte und zur allgemeinen Aufsicht auch in Primör einen eigenen Bergrichter einsetzte. Alle Ordnungen, so die erste Bergordnung für Primör vom Jahre 1479, sowie der Schriftenwechsel

zwischen der landesfürstlichen Regierung und dem Bergrichter von Primör und dessen Weisungen an die Bergwerksleute sind bis ins 17. Jahrhundert in deutscher Sprache gehalten, auch die Namen der Bergbeamten, Gewerke und Knappen sind deutsch. Es ist daher kein Zweifel, daß die Menschen, welche sich damals zum Zwecke des Bergbaues in Primör niedergelassen haben, Deutsche gewesen und wahrscheinlich größtenteils aus den damals in höchster Blüte befindlichen Deutschtiroler Bergwerksbereichen nach Primör gekommen sind. Erst im 17. Jahrhundert traten auch Italiener als Bergwerksunternehmer in Primör auf. Gebaut wurde hier auf Eisen und Silber, zeitweise mit sehr gutem Ertrage, sowie auf Zinnober und diese Bergwerke sind zum Teil bis auf unsere Tage betrieben worden*).

Wirtschaftlich fast noch bedeutsamer als diese mineralischen Schätze war der Reichtum des Primör an Wäldern. „Primörer Wäld und Holz ohn Zahl, Allerlei Sorten guet Metall" erwähnt der Landreim der Grafschaft Tirol, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden ist, als die besonderen Merkwürdigkeiten dieses Tales. Nur ein kleiner Teil der Wälder in Primör stand den bäuerlichen Gemeinden zur Nutzung zu, den größeren Teil hatten die Tiroler Landesfürsten, wohl in Rechtsnachfolge der früheren Herren des Gebietes, unter ihr Regal gezogen. Der Ertrag der Wälder wurde zum Teil für den Bedarf der Berg- und Schmelzwerke hergegeben, zum Teil für den Verkauf nach Italien bestimmt. Die Verwaltung der Wälder war durch eine eigene Waldordnung und ein Waldmeisteramt in Primör geregelt. Auch heute noch ist der Staatsbesitz an Wäldern dortselbst beträchtlich. Die landesfürstlichen Forstbeamten, aber auch die Holzarbeiter, die auf diese Weise seit dem 15. Jahrhundert nach Primör gekommen sind, waren wie die Leute beim Bergbau meistenteils Deutsche.

Es entsprach dem kräftigen Sprachgeiste der Deutschen, die auf diese Weise nach Primör gekommen waren, daß sie die romanischen Ortsnamen dieses Gebietes vielfach nach ihrem Munde umformten. Solche verdeutschte Ortsnamen, die in den deutschen Schriften vom 15. bis 18. Jahrhundert fast ausnahmslos gebraucht, vorher aber in der schriftlichen Überlieferung von mir nicht gefunden werden, sind unter anderen: Vor allem „Primör" für das gesamte Talgebiet, Gericht und Gemeinde Primiero, „Sant Martins Alben" für die Gegend von S. Martino, „Castrus" für Castrozza, ferner Tonerig für Tonadica, Zeres für Cereda, Scharnatz für Giasinozza, Schloß Stein für Pietra, Valplan für Valpiano, Widern für Viderne (vielleicht ursprünglich deutsch wie Tiefental und Schweizertal in dieser Gegend), Ganalöth für Canaletto; auf der Nordseite des Rollepasses die Almen Iriwell für Giuribello, Iribruth für Giuribrutto, Wocke für Bocche. Daneben werden aber in denselben Schriften andere örtliche Namen ohne Veränderung ihrer romanischen Form gebraucht. Für die Herren von Welsberg wird damals oft „Welschperg" gesagt, man wollte damit wohl andeuten, daß der neue Besitz dieser Herren in einem vorwiegend welschen Gebiete lag. Die erste im Drucke erschienene Karte von Tirol von Mathias Burglechner, die tirolischen Landtafeln aus der Zeit um 1610, verzeichnen auch die Namen „Martins Alben, Closter bei Martin, Marckht Primör". Erst die Karte Tirols von Anich und Hueber von 1776 verwendet wie sonst für Welschtirol auch für unser Gebiet die italienischen Namensformen, wie Primiero, S. Martino di Castrozza usw., verzeichnet aber zum ersten Male die Namen der Hauptgipfel wie Monte Pala, Saß Maor, Vezzana. In der in deutscher Sprache abgefaßten Primörer Waldbeschreibung von 1558 werden zur Bezeichnung der höchsten Gebirgskämme meist nur allgemeine Ausdrücke verwendet wie „Gwend und Höche des Gepirgs", „Hochgepirg", „Gamsperg". Nur ein einziger Berg in der Umgebung des Klosters „Sandt Marthein" wird in jener Beschreibung (S. 17) mit einem besonderen Namen angeführt, nämlich der „Roßkopf". Dieser Name ist vielleicht als eine

Verdeutschung des Bergnamens der Rosetta oder letzterer umgekehrt aus den deutschen Namen entstanden, wie etwa der heutige Name Monte Spizzotti und M. Spiaz sicherlich von einem deutschen „Spitz", M. Arzon von „Arz oder Erz", Caleita von „Kahletle" übernommen worden ist. Von jenen älteren verdeutschten Ortsnamenformen hat bis auf unsere Zeit nur eine, nämlich jene für „Primör" selbst, neben der italienischen an zweiter Stelle amtliche Geltung — daher auch in der österreichischen Spezialkarte — behauptet. Die wissenschaftliche Ortsnamenforschung hat sich, soweit ich sehe, mit unserer Gruppe noch wenig beschäftigt. Den Namen „Pala" leitete man früher von dem lateinischen Begriffswort „pala" d. h. Spaten ab, während das deutsche „Pfahl" als Lehnwort aus dem gleichbedeutenden lateinischen Worte „palus" entstanden ist. Die steil aufgereckte Form dieser Berge hätte dann wohl zu jenem Namen Anlaß gegeben. Dann wies man darauf hin, daß man im Fleimstal und Primör unter „Pala" allgemein Grasflecken im Felsgehänge verstehe (also was man in den Nördlichen Kalkalpen etwa mit „Wang" bezeichnet) und daß daher der Name auf einzelne Gipfel der Gruppen übergegangen sei. Die neueste sprachwissenschaftliche Forschung erklärt aber „Pala" für ein in Italien auch sonst verbreitetes Wort vorlateinischer, wahrscheinlich ligurischer Herkunft im Sinne von „Berg" im allgemeinen[7]).

Von Deutschtiroler Seite stammen wohl auch die ältesten **Ortsbeschreibungen** von Primör, wenigstens sind mir keine italienischen aus früherer Zeit untergekommen. Jene sind enthalten in der „Chronik von Tirol" des Freiherrn Marx Sittich v. **Wolkenstein** und im „Tiroler Adler" des Mathias Burglechner, beide um das Jahr 1600 verfaßt[8]). Ich teile einiges aus der Beschreibung Wolkensteins mit, da er die wesentlichen Eigentümlichkeiten des Gebietes von Primör, seine Lage und Zugänge, sowie seine wirtschaftlichen Verhältnisse recht anschaulich schildert. Im Texte setze ich die Erklärung von Worten, die heute nicht jedermann verständlich sind, in Klammern bei.

„Dise Herschafft Primör (auch Preymor) stosst gegen Mittag vast merer Theil an das Venetigig (Venetianische) Gebeyt gegen Waschan (Bassano), gegen Mitnacht an Fleymbisches Gebürg und Agart (Agordo) einen Perg Cabellara, und diser Perg hat gar ein herrliche Waltung von Ferchen (Föhren) Holz, und stosst mer an das Gebürg Veltres (Feltre) Venetiger Gebeyts, mer an ein Gebürg und Thall genandt Cannal (Canal S. Bovo), so in das Gericht Issan (Ivano) gehört. Man kann schwerlich und pesse (böse) Weg zu Ross in dises Gericht komben, erstens durch Sa. Martheins Alben oder Kirchen (S. Martino) durch Fleimbs und durch Agart (Agordo), mer halt ich, daß man durch den Cannal kindt (könnte) hinein kumben und von Velters her, es sein als (alles) pesse Weg und Steig uber die Alm. Sein Schloss Stain (Petra), so auf ain grossen Stain ser vest, ist vil Staffel hinaufzugeen, ist noch in gueten Wirten (Würden).... Es hat dise Herschafft in der Mitten ein schönes, Dorff und Pfarr und noch 5 khlaine Zuekirchen.... Und hat auch 2 Päch, so durch rinnen, der ain haisst Venento (Vanoi), so guete Ferchen, Aschen, Dolben (Fische) ein hat. und falt dises Wasser bey dem Kosl an dem Confin in die Prendta (Brenta), der ander (Bach) solt Zismon haissen, darauf das Holz ser verfiert wirt. Dise Herschafft hat vill und reiche Waltungen von allerlä Holz als Lerchen, Feichten, Danen (Tannen), so in grosse Menge in daz Welschlandt Venetigisch verfirt zu Pauholz, Flecken und Schleifswerck gebraucht wirt, so aber anjezt das mainste (meiste) als (alles) verhackt und schon verfiert worten.... Es ist dise Herschafft zimblichen freubar (fruchtbar) von allerley Gethreydt, aber wagst kain Wein, so hat von allerley Fleisch und alda gezigelt wirt und sunderlichen von Casthrein (Schafe) und Gais vill auf das Venetigisch verkaufft wirt. Man findt auch (da) Lus (Luchse), Hirsch, Gamblen vill, auch Pern (Bären), Wolff, Matter (Marder), Hasen grab und weysse vill, auch Igel, so hat es auch vil und ein Uberfleuss von allerley fleigendt Wilpredt. Dise Herschaft ist bey 3 teitsche Meyl lang und 2½ preyt und prauchen sich allein dise Herschaft (die Einwohner) der welschen Sprach, Khleitung (Kleidung), Seyten (Sitten) und Gebreichen." — Auf einem beiliegenden Blatte werden die Zugänge nach Primor so beschrieben: „Und in dises Tal zukhomen hats vier Weg: Der erst aus dem Etschlandt (Bozen) durch Fleimbs uber Sanct Martheins Alben hinein ain hocher grober und schiecher Weg; der ander aus Agerten (Agordo) herwerts ebenmassen ain grosse schieche Alben, ain beser unbequember weg, der drit aus Valsugana hinein get ebensals uber ain hoche Alben den Tesinern zuegehörig ist auch ain schiecher, gefährlicher Weg und der vierte von Felters und Fonsas (Fonzaso)

ist der allergeferlichste und pesiste. Und den allerpösten aus den vier kann man nit anders als hertidleichen mit Saumbrossen wandtlen."

Dem Bergsegen und den Deutschen, welche an dessen Hebung vor allem beteiligt waren, verdankte Primör auch seine schöne gotische Pfarrkirche mit ihrer reichen Ausstattung an Altären, Sakramentshäuschen, Schnitzereien, Gemälden und Silbergeräten ganz im deutschen Kunstgeschmack des 15. und 16. Jahrhunderts. An einem der Heiligenbilder steht ein langes Gebet in deutscher Sprache. Wappen des alten deutschen Reiches, des Hauses Österreich und des Landes Tirol, sowie von deutschen Adelsherren, Amtleuten und Gewerken sind verschiedentlich in dieser Kirche und auf dem alten Berggerichtsgebäude — der späteren Bezirkshauptmannschaft — angebracht[9]). Übrigens zeigen auch viele Bauernhäuser in Primör die gegiebelten Holzdächer, wie wir sie sonst aus den deutschen Alpengegenden kennen. Am Orte, wo diese Pfarrkirche und das Gericht ihren Sitz hatten, bildete sich auch der geschäftliche Mittelpunkt des Tales, es wurden hier Märkte gehalten und der Ort selbst als Markt, Fiera di Primiero, bezeichnet. Urkunden über Verleihung des Marktrechtes sind nicht bekannt, jedenfalls war aber dies im 16. Jahrhundert bereits gegeben. Die Gerichtsgemeinde und die Marktgemeinde haben eigene Wappen geführt, erstere mit einem Hund, letztere mit einer Fischotter im Schilde[10]).

Daß die Angestellten und Arbeiter des Berg- und Forstwesens in Primör deutscher Volkszugehörigkeit gewesen sind, beweisen geradewegs einige Eingaben des dortigen Berg- und Waldmeisteramts an die Regierung zu Innsbruck aus den Jahren 1566 und 1577, in welchen die Anstellung eines der deutschen Sprache kundigen Priesters betrieben wird; ein solcher sei bisher dort gewesen und für „das teutsch Volk, Holzknechte, Knappen und ander Personen", die in Primör hausen, nötig[11]). Bei dem großen Mangel, der an deutschen Geistlichen selbst für die geschlossenen deutschen Gemeinden an der Sprachgrenze in Südtirol damals geherrscht hat, dürften aber auch in Primör wie in anderen Gemeinden der Valsugana, in denen von früher her für den deutschen Bevölkerungsteil eigene Seelsorger gehalten worden, seit jener Zeit keine mehr aufgebracht worden sein. Die Verwelschung machte vielmehr auch hier rasche Fortschritte. Wolkenstein beschreibt, wie eben mitgeteilt, in seiner Chronik um das Jahr 1600 Primör als ein ganz welsches Gebiet, obwohl er sonst die deutschen Sprachinseln in Welschtirol ziemlich genau angibt. Sicherlich haben sich die deutschen Leute, die nach Primör durch das Berg- und Forstwesen, vielleicht auch von Anfang an als Bauern gekommen sind, unter der früheren romanischen Bevölkerung dauernd niedergelassen. Man erkennt das an den Familiennamen der bäuerlichen Besitzer, die z. B. ein Grundsteuerkataster vom Jahre 1746 für Primör neben den ausgesprochen romanischen Namen anführt und die lauten[12]): Althauser, Koscher, Coler (Kohler), Moarstetter, Janghel, Weis, Lott, Echer (Egger), Orsingher, Khinzpergher, Vober, Stuofer, Jaufer, Trotter, Stocher, Posteter, Gaz, Felchilcher (Feldkircher), Auser (Hauser). Der Text des Steuerbuches ist italienisch und auch an der Schreibweise jener deutschen Familiennamen erkennt man deren Italianisierung wenigstens durch den Schreiber. Auch die Standeslisten der Primörer Schützenkompagnie vom Jahre 1809 weisen dieselben Namen auf. Wenn im Jahre 1511 ein „Teutschhof" in Primör genannt wird, so zeigt gerade dieser Name an, daß die Deutschen damals als ein neues Element unter den Romanen sich dort niedergelassen hatten. Alle die Ursachen, welche auch sonst die Verwelschung der Deutschen bewirkten, die verstreut unter der älteren romanischen Bevölkerung in Welschtirol sich angesiedelt hatten, kamen natürlich auch in Primör zur Geltung; vor allem das bewußte Bestreben der italienischen Geistlichkeit, die dortigen Seelsorgen und Schulen zu italianisieren, und die Gleichgültigkeit der österreichischen Behörden, ja Vorschubleistung demgegenüber, soferne der öster-

reichische Beamte selbst italienischer Sprachzugehörigkeit gewesen ist; endlich der mehr natürliche Umstand der sprachlichen und kulturellen Isolierung dieser deutschen Streusiedlung. Merkwürdigerweise stammt der letzte amtliche Akt, der auf eine gewisse volkstümliche Geltung der deutschen Sprache in Primör Bezug nimmt, aus der Zeit, da dieses Gebiet zum italienischen Königreich Napoleons gehört hat. Damals (im Jahre 1812) ordnete dessen Regierung an, daß wie im ganzen Distrikte von Bozen, im Kanton Toblach und im Kanton Tarvis auch im Kanton Primiero die amtlichen Verlautbarungen außer in italienischer auch in deutscher Sprache erfolgen sollen. Seit der Zeit, da in Österreich bei den Volkszählungen auch die Umgangssprache erhoben wurde, d. i. seit dem Jahre 1880, wird für die Einwohner von Primör so gut wie ausschließlich die italienische Sprache angegeben.

Die bekannteste Persönlichkeit, die aus Primör hervorgegangen, ist Alois Negrelli (geb. 1789), später geadelt als Ritter von Moldelbe. Er war als österreichischer Beamter am Baue der Tiroler Alpenstraßen, so an jener über das Stilfser Joch, an der Regulierung des Rheins und an der Erbauung und Einrichtung der ersten österreichischen Eisenbahnen in hervorragender Weise beteiligt. Er hat auch als erster den Plan zum Suezkanal entworfen und betrieben und nur sein unerwarteter Tod im Jahre 1858 verhinderte, daß er eine leitende Stelle bei der Durchführung dieses großen Werkes übernahm. Negrelli bediente sich in seinen Schriften, soviel ich sehe, der deutschen Sprache und war auch in seiner politischen Gesinnung ein ganzer Österreicher. Sein Vater hatte in der Zeit von 1810 bis 1814 wegen seiner politischen Haltung an der Seite Tirols und Österreichs vor der italienisch-französischen Behörde das Heimattal verlassen müssen, von seiner Schwester Josephine wird berichtet, daß sie selbst am Kampfe der Primörer Schützen im Jahre 1809 tätigen Anteil genommen hat. Ein Nikolaus Negrelli aus Primör (geb. 1801, gest. 1890) war Direktor der Hofbibliothek in Wien und machte sich durch Übersetzungen deutscher Dichter, insbesondere Uhlands, ins Italienische bekannt. Tullius Sartori, geb. in Primör 1862, gest. 1905, war Professor der deutschen Rechtsgeschichte mit italienischer Vortragssprache an der Universität Innsbruck, seine wissenschaftlichen Arbeiten schrieb er durchwegs in deutscher Sprache[13]). Hieraus ergibt sich die auffallende Tatsache, daß die Primörer, wenn sie auch italienischer Muttersprache waren, der deutschen Bildung zustrebten, und die Beherrschung der deutschen Sprache, auch für den schriftlichen Gebrauch, gerne und leicht erlernten.

Obwohl die wirtschaftlichen Beziehungen das Tal Primör dauernd mit dem angrenzenden venezianischen Gebiet verbanden und obwohl das Volk von Primör der Sprache nach wieder durchwegs welsch geworden war, so hat dieses auch im 19. Jahrhundert — übrigens wie manche andere Bergtäler von Welschtirol — treu zum Lande Tirol und zum österreichischen Staate gestanden. Das zeigt besonders die Haltung der Primörer in den Kriegszeiten, da es sich gerade um den Bestand des Landes Tirol auf der Südseite der Alpen gehandelt hat. So haben sich in den Franzosenkriegen von 1796, 1801 und 1809 auch in Primör Schützenkompagien gebildet und an der Verteidigung des Landes eifrig mitgewirkt. Besonders im Jahre 1809, als das Land Tirol die Erhebung gegen Napoleons Heeresmacht wagte und sich bis zum Friedensschluß der Großmächte in Freiheit behauptet hat, war es für das tirolische Oberkommando — Andreas Hofer — von großer Bedeutung, daß die Bewohner des Dolomitengebietes im Südosten des Landes, die Talgemeinden von Ampezzo, Buchenstein, Enneberg, Fassa, Fleims und auch jene von Primör aus eigener Kraft die Grenzen ihrer Heimat gegen den Einbruch französischer Truppen aus Italien hielten und Tirol daher in seinem schweren Ringen gegen Norden im Rücken gedeckt war[14]). Auch in den Jahren 1848 und 1866, als die italienischen Freischaren die Valsugana bedrohten, beteiligten sich die Pri-

mörer an der Verteidigung ihrer Heimat. Nicht minder war das Tal in den Friedenszeiten als „Austriacante“ bekannt und den Irredentisten abhold. Die schwerste Prüfung für die landes- und staatstreue Gesinnung war wohl der Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Italien im Jahre 1915. Aus unabweisbaren strategischen Rücksichten hat die österreichische Heeresleitung beim Beginn der Feindseligkeiten das Primör räumen und hinter dem Tal die Verteidigungsstellung am Rollepaß und entlang des Kammes zwischen Primör und Fleims legen müssen. Die Standschützen von Primör, das örtliche Aufgebot der Wehrkraft des Tales, soweit diese nicht schon für das Heer und die Landwehr in Anspruch genommen war, mußten ihre Heimstätten dem unsichern Schicksale des feindlichen Einmarsches preisgeben und sich auf den Höhen dahinter in die geschlossene Linie der Landesverteidigung einreihen. Wie mir von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, hat diese Schützenkompagnie dort wacker ausgeharrt. Wäre nicht die Überzeugung der Primörer unerschütterlich für das Land Tirol gestanden, so hätte man sie gewiß nicht von der Rückkehr zu ihren Heimstätten, welche sich einige Stunden vor der Front befanden, zurückhalten können.

Zusammenfassend ist also zu sagen: Die bäuerliche Bevölkerung von Primör war bis zum Kriegsende weitaus überwiegend gut tirolisch und österreichisch gesinnt und weit davon entfernt, sich eine Loslösung von dieser Landes- und Staatszugehörigkeit im Sinne des italienischen Irredentismus zu wünschen. Der Abstammung nach hat die Bevölkerung von Primör viel deutsches Blut in sich aufgenommen, viel mehr als z. B. ihre unmittelbaren Nachbarn im Westen, die Bevölkerung von Tesino, die aber auch wegen ihrer treuen Gesinnung zu Tirol und Österreich bekannt gewesen sind. Der Sprache nach ist die Bevölkerung von Primör geschlossen welsch, und zwar hinsichtlich der Schriftsprache italienisch, hinsichtlich der ländlichen Umgangssprache gehört sie dem Bereiche der trientnerisch-venezianischen (ost-oberitalienischen) Mundart an. Die deutschen Zuschübe haben eben den Gebrauch ihrer Muttersprache mit der Zeit verlernt und aufgegeben. Primör gehört also zum geschlossen italienisch-sprachigen Teil des alten Tirol oder, wie man sagte, zu Welschtirol, nicht etwa zum geschlossen deutschen oder ladinischen Gebiet von Südtirol.

Bei der Besitznahme Südtirols durch das Königreich Italien im Jahre 1918/19 hat dessen Regierung auch im geschlossenen Welschtirol und so auch in der Valsugana und Primör keine Befragung (Abstimmung) der Bevölkerung vorgenommen, ob diese staatlich mit Italien nun vereinigt werden wolle. Der Ausgang dieser Abstimmung wäre trotz der für Österreich äußerst ungünstigen Gesamtlage in manchen Gebirgsgegenden Welschtirols für Italien gar nicht so sicher gewesen, in den Städten wohl eher. Immerhin haben auch jene ländlichen Gebiete nicht ihre Stimme gegen die Einverleibung in das Königreich Italien erhoben und damit überhaupt ihr politisches *Selbstbestimmungsrecht* gewahrt, wie dies damals das deutsche und ladinische Südtirol durch Erklärungen fast aller Gemeindevertretungen dieses Gebietes getan haben. Daher ist für dieses letztere Gebiet das Selbstbestimmungsrecht noch viel offenkundiger verletzt und vergewaltigt worden, und daher hat auch der junge deutschösterreichische Staat auch nur für dieses Gebiet bei der Konferenz von Paris das nationale Selbstbestimmungsrecht geltend zu machen versucht. Demgemäß hat sich auch heute die ideale Forderung des gesamten Deutschtums dahin festgelegt, daß vor allem für die Bevölkerung des deutschen und ladinischen Südtirol das Selbstbestimmungsrecht gewahrt bleibe. Zu dem Gebiete dieser nationalen deutschen Forderung gehört also Primör *nicht*, es ist nicht in demselben Sinne und in demselben Grade von Fremdherrschaft besetzter deutscher Heimats- und Volksboden, wie es etwa die Gebirge des deutschen Südtirol sind.

Nachdem einmal im deutschen Volke im Laufe des 19. Jahrhunderts das Ver-

ständnis für die Alpen als eines Gebietes besonderer landschaftlicher Schönheit und der Höhendrang als bewußtes seelisch-körperliches Streben erwacht war, hat man allgemein jenen Teil der Alpen, der politisch zu Österreich als ein Teil des alten Deutschen Reiches und des Deutschen Bundes (bis 1866) gehört hat, allgemein als die „Deutschen Alpen" schlechtweg betrachtet und bezeichnet. So wohl besonders ausschlaggebend Adolf Schaubach in seinem klassischen Werke „Die Deutschen Alpen" (1846, Bd. 1, S. 27): „Die Deutschen Alpen sind jene, welche auf dem geschichtlich politischen Gebiete Deutschlands liegen", wobei er aber die Schweiz ausschließt. Die Dolomiten, soweit sie politisch zu Tirol und Österreich gehörten, sind daher in jenem Begriff „Deutsche Alpen" einbezogen. Nach der volklichen Zugehörigkeit der Gemeinden, die sich über das Dolomitengebiet ausdehnen, und nach dem Gepräge seiner Bewohner ist nur der nördliche und der westliche Rand der Dolomiten ganz als deutsch zu betrachten, nämlich die Gebiete der Sextner und Pragser Dolomiten, des Peitlerkofels und des Rosengartens. Die inneren Gebiete der Dolomiten, jene von Ampezzo, Fassa, Buchenstein, Enneberg und Gröden, sind nach Sprache und Volkstum der Bewohner ladinisch. Freilich hat diese ladinische Bevölkerung, besonders in den letzteren Gegenden, im größeren Maße deutsche Elemente in sich aufgenommen. Das Gebiet von Primör ist volklich und sprachlich, wie wir hörten, heute als italienisch zu betrachten. Man hat ja den Cimone della Pala wegen seiner besonders kühnen Gestalt nicht nur das „Matterhorn der Dolomiten", sondern auch das „Matterhorn der deutschen Alpen" genannt. Eine solche Bezeichnung erklärt sich aus der oben angedeuteten Betrachtungsweise, ist aber, wie gesagt, nur politisch, nicht volklich begründet, denn die Gemeinden, über welche dieser Berg emporragt, sind heute welsch. Hingegen ist das wirkliche Matterhorn in der Schweiz volklich ein deutscher Berg, denn die Ober-Walliser oder Walser, welche die Täler an der Nordseite des Matterhorns durchwegs besiedeln und auch über die Hochpässe hinweg in die obersten Talgründe auf der Südseite des Walliser Hauptkammes vorgedrungen sind, sind Alemannen, Deutsche von sehr altertümlicher Prägung.

Diese dem Fernerstehenden von vornherein gewiß nicht selbstverständlichen Verhältnisse zu überdenken, die Begriffe der rein volklichen (nationalen) und der staatlichen Zugehörigkeit mit Beziehung auf das Selbstbestimmungsrecht der betreffenden Gebiete auseinanderzuhalten, die besonderen Räume des deutschen, ladinischen und italienischen Südtirols zu unterscheiden — hierzu wird so dem deutschen Bergsteiger und dem Mitgliede des Alpenvereins auch die Herausgabe der Palakarte einen gewissen Anlaß bieten. Eine etwas mehr systematische Darlegung dieser Fragen könnte ja in einem der folgenden Bände der Zeitschrift versucht werden.

Der großen alpinen Gemeinde Deutschlands ist ja die Palagruppe landschaftlich und bergsteigerisch schon seit langem bekannt und vertraut geworden. Allerdings den ersten siegreichen Ansturm auf die Hauptgipfel haben — ähnlich wie bei der Rosengartengruppe — englische Bergsteiger (Freshfield, Tucker, Tuckett) mit Schweizer Führern um das Jahr 1870 gemacht; von ihnen wurden der Cimone della Pala, der Saß Maor, die Bezzana damals zum ersten Male erstiegen. Der große deutsche Erschließer der übrigen, mehr nördlichen Gruppen der Dolomiten, nämlich der Grödner, Sextner und Ampezzaner Dolomiten, Paul Grohmann (aus Wien) ist im Jahre 1869 zwar auch in die Pala gekommen, aber es blieb ihm hier ein voller Gipfelerfolg versagt. Seit Ende der siebziger Jahre treten dann außer einzelnen Italienern deutsch-österreichische und reichsdeutsche Bergsteiger als Erschließer erfolgreich in der Gruppe auf: J. Meurer und A. Pallavicini (erste Ersteigung des Pala di San Martino), Purtscheller und Zsygmondy (erste führerlose Besteigung des Cimone), ferner L. Darmstädter (Berlin) und G. Euringer (Augsburg), der zum ersten Male eine Sonderbeschreibung der gesamten Gruppe in der Zeitschrift des D. und

Ö. Alpenvereins, Jahrgang 1884, und dann im großen Sammelwerke „Die Erschließung der Ostalpen" geliefert hat. Bei der reichen Gliederung der Gruppe waren dort auch in den folgenden Jahrzehnten noch viele neue Wege zu begehen; diese sind in den Beschreibungen von O. Schuster und A. v. Radio-Radiis in der Zeitschrift von 1902 und 1903 zusammenfassend geschildert. Auch seither ist noch manches neue Problem von besonderer Schwierigkeit von deutschen Felskletterern in der Palagruppe angegangen und gelöst worden. Aber auch abgesehen von diesen Erstlingsfahrten haben sehr viele deutsche Bergsteiger und Bergwanderer — angeregt durch die begeisterten Schilderungen ihrer Vorgänger — der Palagruppe einen Besuch abgestattet. Der D. und Ö. Alpenverein hat durch seine Sektion Dresden auch zwei Schutzhütten in dem Gebiete, nämlich die Canali- und die Pravatalihütte, im Jahre 1897 erbaut, während auf der Ostseite der Gruppe das Rifugio di Rosetta und das Rifugio del Mulaz vom Club Alpino Italiano erstellt wurden[15]).

Bei all diesen alpinistischen, politischen und nationalen Beziehungen der Palagruppe war es gewiß begründet, daß der D. und Ö. Alpenverein im Jahre 1918, da man noch durchaus mit dem Verbleiben des Gebietes bei Tirol und Österreich rechnete, die Herausgabe einer neuen Spezialkarte für dasselbe ins Auge gefaßt und auch sofort die hierzu nötigen Arbeiten veranlaßt hat. Der schließliche Ausgang des Krieges — nicht auf dieser Front und durch den dort stehenden Gegner war ja die Entscheidung eigentlich herbeigeführt worden — hat die Stellung des D. und Ö. Alpenvereins auch in der Palagruppe, wie in ganz Südtirol, verhängnisvoll berührt. Verlor dadurch der deutsche Bergsteiger auch sein eigenes Heim in der Pala, unverjährbar sind doch seine Verdienste um die Erschließung derselben. Und so werden auf den Spuren der älteren und jüngeren Pioniere auch in Zukunft deutsche Bergsteiger in jene herrlichen Berge wandern, werden dort kämpfen und siegen!

Belege:

[1]) Das Nähere über die politisch-territoriale Entwicklung von Primör enthält das Werk von H. Voltelini, Das welsche Südtirol (1919, Erläuterungen zum histor. Atlas der österr. Alpenländer I, 3), S. 245 u. 256 ff. Die erwähnten ältesten Urkunden s. bei Verci, Storia d. Marca Trevigiana I. Doc., S. 19, 26, 33; die Urkunde von 1273 mit den ältesten Angaben über die Gemeinde- und Gerichtsverfassung von Primör s. bei Sartori, Die Talgemeinde Fleims in Zeitschrift d. Ferdinand., 36. Bd., S. 146. Eine eingehende „Histor. Abhandlung über die Vereinigung von Primör mit Tirol" s. in der Zeitschrift d. Ferdinand., Bd. 1836, S. 58 ff. Ferner s. die Schriften von G. Rizzoli, Notizie stor. di Primiero (Feltre 1900) mit wörtl. Abdruck der Statuten von 1376; von Papaleoni, Il comune di Primiero etc. in Atti d. Akademia d. Agiati Rovereto, 1896, S. 61 ff. — C. Battisti, Guida di Primiero (1912) enthält außer einer geograph. und histor. Einleitung eine ziemlich eingehende Beschreibung der wirtschaftlichen und volkskundlichen Verhältnisse des Tales, im zweiten Teile eine touristische Schilderung, mit guten Bildern. — Da unsere Palakarte wie gesagt das Talgebiet von Primör nur zum kleinen Teile darstellt, ist als genaueste Landkarte für dieses die österr. Spezialkarte 1:75 000 (Blätter Borgo und Feltre) anzuführen, zur Übersicht auch die Landgerichtskarte des histor. Atlas der österr. Alpenländer 1:200 000.

[2]) Vom Vertrag von 1303, Juli 14, zwischen Primör und Fassa findet sich eine neuere Abschrift nach dem Original im Staatsarchiv Innsbruck. Der Vertrag von 1324 zwischen Primör und Fleims ist abgedruckt in der Zeitschrift „Archivio Trentino" Bd. 13 (1896) S. 227. Vom Vertrag zwischen Fassa und den Herren von Völs von 1298 befindet sich eine Abschrift im Ferdinandeum, Innsbruck, Slg. Egger, Archiv Schloß Gandegg. Näheres zur Geschichte dieser Geleits- und Rechtshilfeverträge in Tirol s. meine gleichnamige Abhandlung in der Zeitschrift des D. Ferd. 53. H. (1909), S. 34 ff. Bei der Abfassung derselben waren mir die vorerwähnten Verträge von Primör nicht bekannt.

[3]) S. den alljährlich erscheinenden Catalogus Cleri Dioc. Trident. unter Primiero.

[4]) Die Geschichte des „Valle di Primiero" und des „Antico Ospitale e Monastero di Castroza" beschrieb zuerst A. Rachini im J. 1723 (ital. Handschrift im Ferdinandeum in Innsbruck, Bibl. Dipaul., Nr. 588). Er verwendet hierzu Urkunden, deren Wortlaut er aber

nur z. T. ausführlicher mitteilt und die auch bis heute nicht näher bekannt geworden sind. Auf Rachini stützen sich ein in der Zeitschrift des Ferdinandeums vom J. 1837, S. 58 ff. erschienener Aufsatz „Das Hospital und Kloster St. Martin in Primör" und Perini, Cenni storici S. Martino die Castrozza (1863), ferner eine gedrängtere Darstellung über denselben Gegenstand von H. Voltelini in der Zeitschrift des Ferdinand., 1889, S 102 f., hier S. 80 ff. und bei Wanka „Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter" (1900), S. 110 ff. nähere Angaben über die anderen Hospitäler im Etschgebiete.

[5]) Diese Bestimmungen sind a. a. O. Zt. d. Ferd. 1837, S. 80 f., näher mitgeteilt. Über ähnliche Verpflichtungen der Herbergswirte auf den Hospizen am Arlberg, am Jaufen und an den Tauernpässen s. meine Ausführungen in der Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1927, S. 25, 37, 39.

[5a]) Das Archiv der Freiherren, später Grafen von Welsberg oder Welsperg, das in deren Ansitze zu Niederrasen im Pustertal aufbewahrt wird, enthält laut Ottenthal, Archivberichte aus Tirol, Bd. 3, S. 404—444, zahlreiche Urkunden, Akten, Urbare und Rechnungsbücher, meist in deutscher Sprache, die sich auf die Herrschaft Primör beziehen: So die erste Belehnung jener Freiherren mit der Feste „Prymer" seitens des Landesfürsten aus den J. 1401 und 1406, ferner ein Spruch des tirolischen Hofgerichtes zwischen den Herren von Welsberg, den Gemeinden „Prymer" und „Tysin" (Tesino) vom J. 1436. Die älteste deutsche Namensform für das romanische „Primerium" lautete also „Prymer", seit dem 16. Jahrh. wurde dann allgemein dafür „Primör".

[6]) Näheres darüber bei Wolfstrigl, Die Tiroler Erzbergbaue (1903), S. 341 ff. und Srbik, Bergbau in Tirol usw. (1929), S. 239 ff.

[7]) Diese Namen finden sich außer in anderen Akten in einer „Waldbereitung der Herrschaft Primör" vom J. 1558 (Staatsarchiv Innsbruck, Kod. 2629) und in einem „Puech Waldhandlungen zwischen der Röm. Kais. Majestät und den Freiherrn von Welschperg von Gabriel Matt Perckrichter in Prymer beschrieben 1550" mit zahlreichen älteren einschlägigen Schriften seit 1454 und der „Perckwerchsordnung im Primer" von 1477 (a. a. O. Kod. 630). Eine Präsentierung auf „das Spital und Priorat Castrus" (Castrozza) durch Herzog Sigmund vom J. 1458 a. a. O. Urk. I 5594 und Schatzarchivrepert., Bd. 3, Fol. 725. Über den Namen Pala siehe Seeger in Mitteil. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1884, S. 24 und neuestens Terracini, gli strati preromani della toponomastica Sarda.

[8]) Über diese beiden ältesten Werke der Landesbeschreibung von Tirol, die auch in alpiner Hinsicht manches Merkwürdige enthalten, s. meine Mitteilungen in der Zeitschrift des D. und Ö. Alpenvereins, Jg. 1928, S. 64. Der Abschnitt über Primör ist enthalten in dem Bande Nr. 3618 der Bibl. d. Mus. Ferdinandeum, Fol. 3.

[9]) H. Schmölzer, Kunsttopographisches aus Südtirol in Mitt. d. k. k. Zentralkommission f. Kunst- u. Histor. Denkmale, Wien 1900, Bd. 26, S. 69 ff. bringt eine genaue Beschreibung jener Kunstwerke in Primör. Ein englischer Besucher, A. B. Ewards (Untrodden Peaks and unfrequented Valleys 1893, S. 255) sagt hierzu: „Die Ortschaft Primiero liegt teils in der Ebene, teils steigt sie am Hügel empor, auf dem die Kirche steht. Die Häuser in der Ebene haben ein halb venezianisches Gepräge, jene auf dem Hügel sind in der zierlichsten deutschen Gotik erbaut und erinnern an die spitzgiebeligen Bauten auf den Bildern Dürers. Dieser eigenartige Gegensatz der Baustile schreibt sich daher, daß Primör zu Österreich gekommen war und zum Teil durch deutsche Arbeiter seit dem Ende des 14. Jahrhunderts besiedelt worden ist. Die Deutschen, die durch die Silberbergwerke herbeigezogen waren, faßten hier Wurzel und gaben dem Platz ihr Gepräge, so etwa wie die Römer in Gallien oder die Griechen in Sizilien."

[10]) Vgl. Fischnaler, Wappenbuch der Städte und Märkte Tirols (1894 u, S. 79 f.

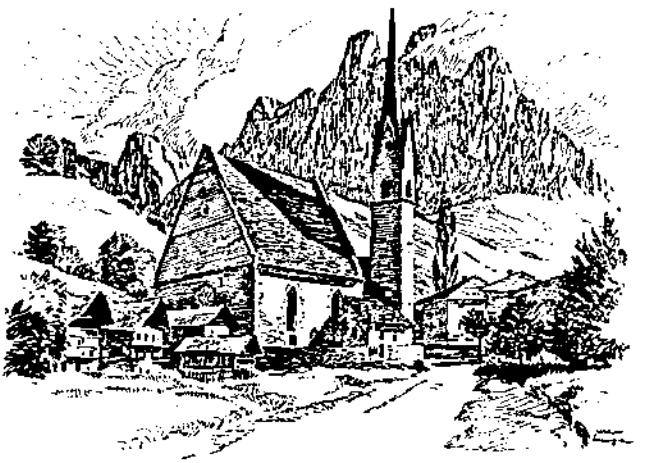
[11]) Vgl. Stolz, Die Ausbreit. d. Deutschtums in Südtirol usw. 1, 86, 159 f. u. 164; 2, 312. — Laut eines Verzeichnisses von 1550 hatte der „edle und veste Perchtholt Feyerambt (Feierabend) zu Hall in Prymer an der Fyer (d. i. Fiera) mehrere Häuser vom Bistum Velters (Feltre) zu Lehen". Die zinspflichtigen Inhaber dieser Häuser haben aber meist romanische Namen (Staatsarchiv Innsbruck Urbare 187/1). Fyer ist also eine verdeutschte Form für den Namen des Hauptortes Fiera, was oben S. 368, 3. Absatz, nachzutragen ist.

[12]) A. Merkh, Es war einmal, Deutsche Wanderungen in Südtirol (1913), S. 216 f. An dieser Schrift ist aber als irrig auszusetzen, daß der Verfasser die deutschen Ortsnamenformen, die, wie erwähnt, tatsächlich erst seit dem 15. Jahrhundert in der schriftlichen Überlieferung auftauchen, als älter als die lateinischen bzw. romanischen Formen erklärt. — Bidermann, Die Nationalitäten Tirols (1886), S. 41 f. erwähnt ferner als Hofnamen deutscher Wurzel in Primör: Stroffer, Belzer, Nichene.

[13]) Vgl. Battisti, Guida di Primiero, S. 18 ff. Wurzbach, Biograph. Lex. 20, 123 f. Die Arbeiten Sartoris lauten: Die Talgemeinde Fleims und ihr Statutarrecht in Zeitschrift d. Ferdinandeums, Bd. 36 (1892); Das landschaftliche Steuerwesen in Tirol seit Max I.; Die Rezeption des römischen Rechtes in Tirol.

[14]) Über die Leistungen der Primörer in jenen Kriegen liegen mir Originalakten vor, und zwar für die Jahre 1796 und 1801 im Ferdinandeum Innsbruck, Dipaul. Nr. 1050, S. 268 und Bibl. Ferd. Nr. 9582, S. 32 ff. Für das Jahr 1809 sind noch die namentlichen Mannschaftslisten der verschiedenen damals in Primör und in den andern oben genannten Tälern ausgerückten Schützenkompagnien sowie die Rechnungen für deren Ausrüstung und Verpflegung im Staatsarchiv Innsbruck (Standeslisten und Kriegsrechnungen von 1809) erhalten. Ein zusammenfassendes Urteil des kais. Intendanten von Hormayr über die Haltung der Primörer im ersten Teile des Kriegsjahres 1809, das noch nicht näher bekannt ist, möchte ich hier aus dem Originalakt mitteilen (Ferdinand. Bibl. Nr. 2073, Akt. 101, S. 25 f. und dazu Akt 94 u. 115): „Vor allen Bewohnern des welschen Tyrols hat sich der auf der südöstlichen Gränze Tyrol an das Bellunesische Gebiet anstoßende Gränzbezirk ausgezeichnet. Fast die ganze waffenfähige Mannschaft stand viele Wochen lang mit der größten Beharrlichkeit unter den Waffen, und hat sich auf eine rühmliche Art gegen einen überlegenen Haufen versucht, der ebenso wie jener von Bassano aus dem Bellunesischen eingebrochen war, aber mit bedeutenden Verluste und ebenfalls ohne Militärassistenz durch die braven Primierotten in eine schimpfliche Flucht gejagt wurde. In diesem Ländchen glühte alles vom militarischen Sinn und hoher Begeisterung. Die Weiber selbst wählten sich eine vortheilhafte Stellung gegen den Feind und rollten und schleuderten Steine auf ihn herab. Josephine Negrelli, ein Mädchen von 18 Jahren, zog mit den Schützen in Mannskleidern und ihrem Stutzen auf der Schulter aus. Besonderer Erwähnung unter den Anführern dieses altspartanischen Völkleins verdienen Castmir v. Bosio und Carl v. Savoi, die ich alsdann zu Majors und Oberkommandanten ernannte. Bosio hat auch sehr bedeutende baare Geldvorschüsse für die Landesvertheidigung gemacht, und sich in allem und jedem als einen unerschütterlichen Patrioten bewiesen." — Die schriftliche Belobigung, welche Erzherzog Johann hierauf dem Schützenmajor Bosio von Primör erteilt hat, ist in der Tiroler Schützenzeitung vom J. 1852, S. 33 abgedruckt. Bosio mußte dann gleich dem Vater Negrelli vor der italienisch-französischen Regierung nach Österreich fliehen und hat 1812/13 sich mit dem Plane, in Welschtirol einen Aufstand gegen jene zu entfachen, beschäftigt. (F. Hirn, Tirol 1809—14, S. 261 u. 326; J. Hirn, Tirol 1809, S. 818 f.) Die Nachkommen von Bosio waren Offiziere im österreichischen Heere. (Der in letzter Zeit häufig genannte österreichische Skimeister Harald Bosio aus Wien dürfte demselben Geschlechte entstammen.) — Über die Haltung der Primörer und deren Aufgebot zum Landsturm auf österreichischer Seite in den Kriegen von 1848 und 1866 siehe Helfert, Tir. Landesverteidigung 1848 S. 185 und Tir. Bote 1866 Nr. 185, S. 777.

[15]) Über diese Hütten s. auch die Festschrift der S. Dresden des D. und Ö. Alpenvereins zu ihrem 25jährigen Bestande 1873—1898, samt Bildern der Bergumgebung und der Ortschaft Primör.



Palagruppe.

KARTE DER PALAGRUPPE
Herausgegeben vom Hauptausschuß des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins
1931
Maßstab = 1:25.000
1000 M. 500 0 1 2 Kilom.
Höhenschichtenabstand 20 m
Nord-Südrichtung nach den Meridianen
NORD
WEST
Falcade
Passo di Rolle
S.Martino di Castrozza
Gares
Rosetta
Listolade

WEST

S.Martino di Castrozza

Cimone della Pala

Gares

Pian delle Comelle

Le Sponde

Altipiano delle Pale di S.Martino

Rivi Magna

Ghiacciaio di Fradusta

Lastei di Fradusta

Val Pradidali

Val delle Lede

Val Canali

Val Venegia

Val Cismon

Val Noana

Val Tesino

Val Sorda

Val Calaita

Val Campestrin

Val Scandola

Val Cauriol

Val Strut

Val Pradazzo

Val Malgolada

Val Ambrosogna

Val Regolor

Val Grigno

Val Tolvà

Val Cordevole

Rosetta

C.di Campo Boaro

C.di Balconi

Col di Prà

Col di Luna

Crodon Gamboi

Vich

Prassenì

Villa

Voltago

Taibon

Listolade

Peden

Farenzena

Prompicai

Pavech

AGORDO

Villalta

Passo Cereda

nach Gosaldo, Cereda

nach Frassenè

nach Primiero

östl. Länge von Ferro

SÜD

OST

Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt A.G., Wien.

Bearbeitet nach ämtlichen u. eigenen Aufnahmen von L. AEGERTER